

Sechszwanzigstes Jahrbuch

der

Schopenhauer = Gesellschaft

1939







SECHSUNDZWANZIGSTES JAHRBUCH

DER SCHOPENHAUER-
GESELLSCHAFT

FÜR DAS JAHR 1939

AUSGEGEBEN AM 22. FEBRUAR 1939



CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
..... HEIDELBERG

1939: 341



1593



26 No 6



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Printed in Germany — Imprimé en Allemagne

Verlags-Nr. 2637

V O R W O R T.

Zu dem Jahrbuch der Huldigung, mit dem wir vor Jahresfrist unseren Beitrag zur Feier des 150. Geburtstages Arthur Schopenhauers geliefert haben, legen wir heute, nach Abschluß des Gedenkjahres, ein Jahrbuch der Besinnung und Rechenschaft. Die Reden und Aufsätze dieses Jahres haben sich vielfach um den bleibenden Sinn, um Dauer und Gegenwärtigkeit der Lehre Schopenhauers bemüht, und häufig genug ist dabei auf die breite Erfahrungsgrundlage hingewiesen worden, auf die sie aufgebaut ist. Es trifft sich, daß auch die großen Aufsätze, mit denen wir die „Philosophische Abteilung“ dieses Jahrbuchs beginnen, eine eindringliche Verdeutlichung des Themas „Schopenhauer und die Naturwissenschaften“ ergeben und daß sie damit in besonderer Weise Zeugnis ablegen für die Art und Richtung des Schopenhauerschen Philosophierens überhaupt.

Wir wissen, daß die Naturwissenschaften schon für den jungen Studenten in Göttingen und in Berlin beherrschend im Vordergrund standen, ein Zeichen, wie stark er dazu neigte, auf dem sicheren Boden der Erfahrung Fuß zu fassen. Viel später einmal konnte er in einem Briefe an Frauenstädt über seine physiologischen Studien schreiben: „Um davon mitzureden, muß man schon auf der Universität den ganzen Kursus sämtlicher Naturwissenschaften ernstlich durchgemacht und sodann sie das ganze Leben im Auge behalten haben. Nur dann weiß man wirklich, wovon überall die Rede ist: sonst nicht. So hab' ich es gemacht, habe meine Anatomie unter Hempel und Langenbeck eifrig durchgemacht, sodann über die Anatomie des Gehirns allein ein eigenes Collegium bei Rosenthal, im anatomischen Theater der Pépinière in Berlin gehört, habe 3 Mal Chemie, 3 Mal Physik, 2 Mal Zoologie, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, allgemeine Detto, Geographie, Astronomie usw. gehört, dann mein ganzes Leben hindurch

die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke, besonders der Franzosen und Engländer, studiert, wie die Exemplare mit Glossen in meiner Bibliothek bezeugen. (Diesen Sommer war meine ganze Bibliothek eine *camera obscura* und stand voll optischer Instrumente.) Darum kann ich mitreden und hab's mit Ehren gethan.“

Schopenhauer weiß, daß aller Inhalt unseres Wissens aus der Erfahrung stammt, er wahrt in jedem Augenblicke seine Unbefangenheit gegenüber dem empirisch Möglichen, und wenn seine Lehre schließlich „Übereinstimmung und Zusammenhang in dem kontrastierenden Gewirre der Erscheinungen dieser Welt erblicken“ läßt und die unzähligen Widersprüche löst, die sie, „von jedem andern Standpunkt aus gesehen, darbietet“, so ist auch diese Übereinstimmung das Ergebnis einer ständigen Überprüfung aller Einzelheiten an der Wirklichkeit. Eine Lehre aber, die in solcher Weise aus der ganzen Breite des Lebens empfangen und durch tausendfache Fäden mit ihr verbunden ist, konnte sich schließlich zu einem Gesamtbilde der Welt und des Lebens formen, das allem Wandel der Meinungen und allem Fortgang einer immer weiter in die Einzelheiten vorgetriebenen Forschung standzuhalten vermochte. „Ich bezweifle sehr“, schreibt er einmal an Adam von Doß, „daß man jemals über mich wird hinauskommen können, d. h. in der Länge; in der Breite wird manches zu thun sein, an Erläuterungen, Bestätigungen, Verknüpfungen, Ausführungen usw.“ (22. Juli 1852.) Von solcher Arbeit „in die Breite“, so scheint uns, zeugen auch die folgenden Aufsätze.

Das Titelbild des Bandes ist eine Wiedergabe der Schopenhauerbüste von Franz Lehmann-Siegmundsburg, die bei der Reichsfeier am 22. Februar 1938 in der Technischen Hochschule in Danzig enthüllt wurde.

München, am 1. Februar 1939.

ARTHUR HÜBSCHER.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
VORWORT DES HERAUSGEBERS	III
PHILOSOPHISCHE ABTEILUNG	1
Kausalität und Vitalismus. Von Hans Driesch (Leipzig)	3
Schopenhauer und die Chemie. Von Alwin Mittasch (Heidelberg)	81
Die Palintropie. Von Karl Wagner (Frankfurt a. M.)	169
Der junge Nietzsche und Schopenhauer. Von Karl Schlechta (Frankfurt a. M.)	289
BIOGRAPHISCH-HISTORISCHE ABTEILUNG	301
Unbekannte Gespräche mit Schopenhauer. Mitgeteilt von Arthur Hübscher (München)	303
Schopenhauer in ärztlicher Behandlung. Von Wal- ther Rauschenberger (Frankfurt a. M.)	330
Schopenhauer und das Hamelsche Gemälde. Von Walther Rauschenberger (Frankfurt a. M.)	333
Schopenhauer und Schweden. Von Erich Furrög (Stockholm)	338
VERMISCHTE BEITRÄGE	357
Die Neubearbeitung der Grisebachschen Ausgabe. Von Arthur Hübscher (München)	359
Schopenhauers Wohnungen. Ein Nachtrag. Von Walther Rauschenberger (Frankfurt a. M.)	385
Zu Schopenhauers Brief an van Eeden. Zugleich ein Beitrag zur Sippenkunde Schopenhauer. Von Rudolf Borch (Braunschweig)	388
„Die Himmelsstürmer“, ein Schopenhauerdrama. Von Rudolf Bovensiepen (Wiesbaden)	390
Worte Hans Pfitzners im Lichte der Schopenhauer- schen Philosophie. Von Konrad Pfeiffer (Halle a. S.)	407
Einige Weltaspekte. Überzeugungen und Erwartun- gen. Von C. V. E. Carly (Stockholm)	411

	Seite
DIE SCHOPENHAUERFEIERN DES JAHRES 1938	419
Die Reichsfeier zum 150. Geburtstag Arthur Schopenhauers in Danzig. Von Walter Ehrenstein (Danzig)	421
Die Feier in Frankfurt a. M. Von Karl Wagner (Frankfurt a. M.)	427
Gedächtnisausstellungen in Altona und in Dresden Zum 150. Geburtstage Arthur Schopenhauers (Festrede vor der Rumänischen Akademie der Wissenschaften am 10. Juni 1938). Von Jon Petrovici (Bukarest)	431
An Schopenhauers Geburtstagstisch. Am 22. Februar 1938. Im Elysium. Von Konrad Pfeiffer (Halle a. S.)	445
BIBLIOGRAPHIE	451
Nachträge zur Schopenhauer-Bibliographie für die Jahre 1910—1937. Zusammengestellt von Rudolf Borch (Braunschweig)	453
Schopenhauer-Bibliographie für das Jahr 1938. Zusammengestellt von Rudolf Borch (Braunschweig)	461
BESPRECHUNGEN	467
Arthur Schopenhauers Sämtliche Werke. Herausgegeben von Arthur Hübscher. 3., 4. und 5. Band. Von Konrad Pfeiffer (Halle a. S.)	469
Arthur Schopenhauer, die Persönlichkeit und das Werk, in Worten des Philosophen dargestellt und erläutert von Konrad Pfeiffer. Von Werner Hochheim (Halle a. S.)	472
Schopenhauer-Brevier. Herausgegeben von Raymond Schmidt . Von Werner Hochheim (Halle a. S.)	475
Der junge Schopenhauer. Aphorismen und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Arthur Hübscher. Von Konrad Pfeiffer (Halle a. S.)	478
Arthur Hübscher, Arthur Schopenhauer. Von Konrad Pfeiffer (Halle a. S.)	478
Ahnentafel des Philosophen Arthur Schopenhauer. Bearbeitet von Walther Rauschenberger. Von Rudolf Borch (Braunschweig)	479
Cosima Wagner, Briefe an Ludwig Schemann. Von Rudolf Borch (Braunschweig)	480

	Seite
Edgar Hampe, Der Pessimismus M. Solitaires. Von Werner Milch (Wolfshau)	482
Hans Alfred Wimmer, Neue Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Von Rudolf Metz (Heidelberg). Mit einer Erwiderung des Verfassers	483
Franz Böhm: Anti-Cartasianismus. Von Hans Hart- mann (Berlin)	490
Hermann Glockner, Das Abenteuer des Geistes. Von Hans Hartmann (Berlin)	493
Alwin Mittasch, Katalyse und Determinismus. Von Karl Wagner (Frankfurt a. M.)	495
Festschrift zum 150. Geburtstage von Arthur Scho- penhauer. Von Rudolf Borch (Braunschweig)	497
Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages. Von Ru- dolf Borch (Braunschweig)	499
MITTEILUNGEN	503
Zwei Tote. Ludwig Schemann und Josef Schaffer. Von Arthur Hübscher (München)	505
Bericht über das Schopenhauer-Archiv. Von Karl Jahn (Frankfurt a. M.) und Karl Wagner (Frank- furt a. M.)	508
Bericht und Abrechnung des Schatzmeisters über das Jahr 1938. Von Arthur Sülzner (Leipzig)	516
Lindtner-Stiftung. Vermögensverhältnisse am 31. De- zember 1938. Von Arthur Sülzner (Leipzig)	519
Jahrbücher	520
Anmeldungen und Zahlungen	524

PHILOSOPHISCHE ABTEILUNG.

KAUSALITÄT UND VITALISMUS.

Von

HANS DRIESCH (Leipzig).

1. Der Begriff „Kausalität“.

Die Lehre von der Kausalität ist eine Abwandlung der Lehre von der Bedeutung des Wortes „weil“¹.

Die Bedeutung „weil“ gehört zu den nicht weiter auflösbaren, wahrhaft elementaren Urordnungsbedeutungen und steht als solche neben Bedeutungen wie „dieses“, „solches“, „bezogen“, „verschieden“, „soviel“, „ganz“, „sollen“, gehört also in die unanschauliche, die „abstrakte“ Gruppe dieser Bedeutungen, deren anschauliche Gruppe von Bedeutungen wie „neben“, „damals“, „rot“, „warm“, „Lust“, „Unlust“ usw. gebildet wird. Alle Urordnungsbedeutungen können, eben weil sie elementar sind, nicht definiert, sondern nur in ihrer Bedeutung „geschaut“ werden. Sie werden inmitten der aktuellen Erlebnis-inhalte als bestehend geschaut und zugleich „verstanden“; d. h. ich weiß, was ich mit den sie ausdrückenden Worten meine, und frage nicht weiter. In diesem Sinne heißen die Urordnungsbedeutungen und die auf ihnen ruhenden Urteile „apriori“ oder, in psychologischer Sprache, „angeboren“; die hier in Rede stehenden Urteile sind stets „synthetisch-aprioristisch“, nicht analytisch².

Die Bedeutung „weil“ ist eine verknüpfende Bedeutung, sie geht in erster Linie auf unmittelbar vor dem Ich stehende Gegenstände, die wir Setzungen oder „Begriffe“ im weitesten Sinne des Wortes nennen mögen. Von „Dingen“ und dergleichen, also von (empirischer) „Wirklichkeit“ ist da noch nicht die Rede: etwas ist gesetzt, „weil“ etwas anderes gesetzt ist, das erste Etwas wird inhaltlich vom zweiten Etwas „eingeschlossen“ oder „mitgesetzt“. So setzt z. B. die Setzung „Löwe“ die Setzung „Tier“ mit. Die gesamte Syllogistik ruht letzthin auf dem Begriff dieses Inhaltseinschlusses (dessen Gegenstück der Umfangseinschluß ist).

Wäre der Inhalt meines Erlebens, der Inhalt dessen, was ich „bewußt habe“, also das „*cogitatum*“ im Sinne Descartes', unveränderlich, so bliebe es bei dieser rein formal-logischen Bedeutung des Wortes „weil“. Aber der Inhalt meines Erlebens ist jeweils ein anderer in Zuordnung zu den Punkten der Zeit: er verändert sich, er „wird“.

Dieses Werden betrifft erstens die unmittelbaren Erlebensinhalte als solche — (fälschlich „Bewußtseinsinhalte“ genannt, als ob da ein Gefäß in Frage käme!); zweitens aber betrifft es die Gesamtheit der Dinge im Raum, die Natur, also die räumliche „empirische Wirklichkeit“. Wir setzen hier die Bedeutung dieses Begriffs als geklärt voraus und verweisen auf an anderer Stelle³ gegebene Ableitungen.

An den „Dingen“ der „Natur“ zeigt sich ein Werden.

Die ursprünglich rein formal-logische Bedeutung „weil“ wird nun auf das Blatt der werdenden Natur im Sinne eines Postulats⁴ gleichsam überschrieben: das Werden in sich soll durch jene Bedeutung in sich verknüpft und in seinem Verknüpftsein „verstanden“ werden. Späteres Werden ist, „weil“ früheres Werden war; früheres Werden setzt späteres Werden mit. Das mitsetzende Werden heißt jetzt „Ursache“, das mitgesetzte Werden heißt „Wirkung“.

„Vollursache“ und „Ursache engsten Sinnes“ sind bei jedem Geschehnis zu scheiden⁵. Die Vollursache umfaßt alles an Zuständen und Geschehnissen, was verwirklicht sein muß, auf daß die Wirkung geschehe, also auch die sogenannten „Bedingungen“. Ursache engsten Sinnes ist das letzte unter den der Wirkung vorausgehenden Geschehnissen. Ursache engsten Sinnes kann angesichts einer erfolgenden Wirkung bald dieses, bald jenes Sondergeschehnis sein: Habe ich das Ei eines marinen Organismus vor mir, das sich in normaler Temperatur, normal zusammengesetztem Seewasser und in einer zureichenden Menge von Sauerstoff befindet, aber noch nicht befruchtet ist, so ist die Befruchtung „Ursache engsten Sinnes“ der nunmehr einsetzenden Entwicklung; befindet sich ein befruchtetes Ei in zu niedriger Temperatur, so ist Erhöhung der Temperatur jene Ursache usw. Was nicht Ursache engsten Sinnes ist, heißt eben

„Bedingung“. Die Bedingungen können selbst Ergebnisse eines vorangegangenen Werdens sein; z. T. sind sie aber auch „konstant“, wie z. B. die „Potenz“ des in Rede stehenden Eies, kraft deren es im einen Falle zum Frosch, im anderen zum Seestern wird.

Daß Werden mit Werden verknüpft wird, ist aber stets für den Kausalitätsbegriff von grundlegender Bedeutung.

2. Historisches zur Kausalitätslehre.

Die hier gegebene kurze Darstellung eines Teils dessen, was ich „Ordnungslehre“ nenne und was meist als „Kategorienlehre“ bezeichnet zu werden pflegt, weicht in einigen Punkten von den Lehren der drei Klassiker, die angesichts unseres Problems in erster Linie in Frage kommen, ab. Ich denke an die Kategorienlehren von Aristoteles, Kant und Schopenhauer.

a) Aristoteles.

Aristoteles kennt, ohne das ausdrücklich zu sagen, drei verschiedene Gruppen von dem, was Kant „reine Anschauungen“ und „Grundbegriffe des reinen Verstandes“, was ich selbst elementare und abgeleitete Ordnungsbegriffe nennen würde.

Da sind an erster Stelle die echten, von ihm selbst so genannten „Kategorien“ im engsten Sinne: Ort, Zeit, Qualität, Quantität, Haben, Leiden, Tun usw. Die zweite Gruppe, die uns des näheren angehen wird, sind die ἀρχαί, die „principia“; die dritte Gruppe wird von den Begriffen „Dynamis“ und „Entelechie“ gebildet.

Die eigentlichen Kategorien, sagt Kant, habe Aristoteles „aufgerafft, wie sie ihm aufstießen“, während er, Kant, sie „deduziert“ habe, nämlich bekanntlich aus den Formen der Urteile. Aber hat nicht Kant eben diese Urteilsformen hingenommen, „wie sie ihm aufstießen“? Anderes scheint mir in der Tat unmöglich zu sein: die Ordnungsbedeutungen werden eben, wie wir sagten, in ihrer Bedeutung „geschaut“ und „verstanden“.

Schauend hingenommen werden nun auch von Aristoteles die ἀρχαί und das Begriffspaar Dynamis-Entelechie.

Im Unterschiede von unserer oben in kurzer Skizze dargestellten Auffassung der Lehre von den Ordnungsbegriffen geht aber Aristoteles von vornherein auf die Wirklichkeit, und zwar im metaphysischen Sinne. Eine Konstruktion des Wirklichkeitsbegriffs gibt er weder für die empirische Realität noch für die metaphysische Absolutheit. Alle drei Gruppen von ordnenden Begriffen werden ohne weiteres auf absolute Realität angewandt.

Für den Gegenstand dieses Aufsatzes sind die ἀρχαί und das Begriffspaar Dynamis-Entelechie von besonderer Bedeutung.

Um mit letzterem zu beginnen, so werden die beiden hier in Frage kommenden Begriffe meist nicht in ihrer eigentlich substantivischen Form, sondern in den Formeln: δυνάμει ὄν, ἐντελεχείᾳ ὄν verwendet, also, auf deutsch, in dem Sinne von „der Möglichkeit, bzw. der Wirklichkeit nach seiend“. Dynamis kann hier ohne weiteres als „Vermögen“ oder „Potenz“ übersetzt werden, wobei freilich zu erwägen ist, daß Aristoteles eine Dynamis des Tuns (τοῦ ποιεῖν) und des Leidens (τοῦ παθεῖν) scheidet und, im Gegensatz zum modernen Sprachgebrauch, meist die zweite meint, wenn er schlechthin von Dynamis redet: der Marmorblock hat das „Vermögen“, daß aus ihm die Apollonstatue gemacht werden kann!

Entelechie heißt meist „vollendete Wirklichkeit“: die vollendete Statue also ist „ἐντελεχείᾳ“. An einer sehr wichtigen Stelle der Schrift „De anima“ ist es freilich anders, nämlich dort, wo die Seele (ψυχή), die doch der Grund des organischen Form- und Funktionsgetriebes sein soll, als „Entelechie eines organischen Körpers“ bezeichnet wird.

Die als Prinzipien (ἀρχαί) bezeichneten Begriffe sind es, die den Kausalitätsbegriff besonders nahe angehen; und zwar tun sie das in einer Weise, die unserer eigenen oben dargestellten Lehre insofern nahe verwandt ist, als Aristoteles hier das, was wir die Urbedeutung „weil“ nennen, unter dem Namen des αἴτιον durchaus an den Ausgang

stellt und den Kausalitätsbegriff, neben anderem, als Abwandlung dieser Urbedeutung auffaßt, wenn auch, wie gesagt wurde, eine scharfe Unterscheidung zwischen „Begriffen“ in unserem Sinne und empirischen Wirklichkeiten fehlt, und darum die Urbedeutung des „weil“, deren Feld eben die „unmittelbaren Gegenstände“, die Setzungen oder Begriffe sind, von den auf die Wirklichkeit bezogenen Modifikationen des Begriffs „weil“ nicht scharf unterschieden wird.

Vierfach (τετραχῶς), sagt uns Aristoteles an einer berühmten Stelle⁶ seiner „Metaphysik“, werde vom αἴτιον geredet: man bezeichne damit erstens das Wesen eines Dinges (οὐσία), zweitens seinen Stoff (ὕλη oder ὑποκείμενον), drittens den Grund einer Bewegung (κίνησις), viertens den Zweck (τὸ οὐ ἔνεκα). Stets wird, wie man sieht, mit dem Wort αἴτιον oder Grund etwas bezeichnet, was verwirklicht sein muß, auf das ein Anderes verwirklicht werde. *Usia* (lateinisch *essentia*) ist hier das, was sonst εἶδος bei Aristoteles heißt, sozusagen eine metaphysische Kraftquelle, die sich an der ὕλη betätigt.

b) Kant.

Kants Lehre von den Kategorien und der Kausalität im besonderen darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Den Begriff der Urordnungsbedeutung in unserem Sinne hebt Kant nirgends heraus, obschon ich nicht sagen möchte, daß er ihn nicht kennt.

Wir erwähnten oben schon kurz seine sogenannte „Deduktion“ der Kategorien aus den Formen der Urteile. Da sagt er einmal, daß er eigentlich nicht die Kategorien aus den Urteilen als solchen herleite, sondern vielmehr aus dem „logischen Moment“, das in ihnen stecke. Dieses „logische Moment“ nun scheint mir, was die Kausalität angeht, eben das reine „weil“ zu sein: dieses steckt im hypothetischen Urteil und im Kausalitätsbegriff, das erstemal formallogisch, das zweitemal ontologisch gleichsam umkleidet. Von der Urteilsform ausgehend nimmt Kant dem „Weil“ gleichsam ein altes Kleid fort und ersetzt es durch ein anderes.

Die eigentlichen Kategorien gehen bei Kant alle auf die Wirklichkeit, aber, im Gegensatz zu Aristoteles, nur auf die empirische, nicht auf die absolute. Daß er aber auch die sozusagen „vor“ den Naturbegriffen stehenden ordnenden Urbedeutungen gesehen hat, zeigt meines Erachtens, abgesehen von dem erwähnten Begriff des „logischen Moments“, der Anfang des Kapitels über die „Amphibolie der Reflexionsbegriffe“. —

c) Schopenhauer.

Kant kannte zwölf Kategorien, einige davon, wie Schopenhauer gesehen hat, von recht fragwürdigem Wesen.

Schopenhauer selbst kennt nun nur drei Ursetzungen, mit denen er die Wirklichkeit meistern will: neben den kantischen Anschauungsformen „Raum“ und „Zeit“ kennt er nur die Kausalität.

Von dem, was wir Urbedeutungen nennen, redet er nur, insofern der „Grund“ in Frage steht.

Daß er die Wichtigkeit von Urbedeutungen wie „bezogen“, „solches“, „soviel“ usw. übersehen habe, ist kaum anzunehmen; vielleicht hielt er ihre Rolle für so selbstverständlich, daß er ihre Erwähnung für überflüssig hielt.

Was aber seine Stellung zur Tafel der eigentlichen Kategorien bei Kant angeht, so haben wir schon oben zugegeben, daß er mit Recht manches an dieser Tafel als fragwürdig bezeichnet habe. Zu Unrecht hat er aber unseres Erachtens „Substanz“ als Kategorie abgelehnt. Sie ist, nach Kant, das, an dem etwas geschieht, und einen solchen Begriff braucht man unbedingt.

Sachlich gibt freilich Schopenhauer die Beharrlichkeit, also den „Substanz“-charakter, der Materie als bedeutsam zu, denkt aber dann doch die Selbständigkeit des Substanzbegriffs als eines neben der Kausalität stehenden Grundbegriffs durch die Wendung ablehnen zu können, daß „die Materie nie anders als wirkend erkannt“ werde, daß bei ihr „Sein und Wirken Eins ist“. Unseres Erachtens steht Substanz zu logischer Identität („Dasselbigkeit“) in dem-

selben Verhältnis wie Kausalität zum „Weil“. Substanz ist wie Kausalität eine erst entkleidete und dann neu umkleidete Urbedeutung.

Doch wir kommen zu dem Teil der Schopenhauer'schen Kategorienlehre, der diesen Aufsatz recht eigentlich angeht:

„Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ heißt bekanntlich das kausaltheoretische Hauptwerk des Meisters.

Unter „Wurzel“ wird hier, um in unserer Sprache zu reden, eine besondere Umkleidung verstanden, in der die Bedeutung „weil“, also der Begriff „Grund“, zum Ausdruck kommt. Es handelt sich da, wie der Leser weiß, um die Ursache, den Erkenntnisgrund, den nur im Rahmen des Mathematischen, insbesondere des Geometrischen, eine Rolle spielenden Seinsgrund und um das Motiv.

Sind das nun wirklich vier „Wurzeln“ des Begriffs „Grund“? Ist also der Titel des Werkes dem Sachverhalt gemäß?

Ich glaube: nicht, und meine, ein Titel wie „Die vier Ausstrahlungen des Satzes vom Grunde“ wäre der angemesseneren. Wenn aus den Begriffen Säugetier, Vogel, Reptil, Amphibium und Fisch der Begriff Wirbeltier gewonnen wird, mögen wir von „Wurzeln“ reden; denn hier entspringt der Begriff „Wirbeltier“ aus etwas, und zwar aus fünf verschiedenen Begriffen.

Beim Satz vom Grunde und seinen Abwandlungen ist aber der Begriff „Grund“ offensichtlich das Erste, das ganz unmittelbar in seiner Bedeutung Geschaute. Es ergibt sich sodann, daß dieser Begriff, welcher aber schon da ist, auf verschiedenen Gebieten des Seins verschiedene Umhüllungen gewinnt. Angesichts des Begriffs „Wirbeltier“ gibt es nichts dergleichen; da ist kein vorgegebener Urbegriff; da ist alles „empirisch“. Angesichts des Begriffs „Grund“ aber sind empirisch (im weitesten Wortsinne) nur die verschiedenen Seinsreiche gewonnen, in denen er eine Rolle spielt, aber nicht der Begriff des „weil“ als solcher.

Ins Einzelne gehend, wollen wir zunächst das für uns

Wichtigste, die Kausalität, beiseite lassen, um ein paar Worte zu den drei anderen „Wurzeln“ Schopenhauers zu sagen:

Der Erkenntnisgrund, also unser Verhältnis des „Mitsetzens“, ist nach unserer Auffassung das Erste, und sozusagen, von höherem Range als alles andere, so daß also unseres Erachtens die vier „Wurzeln“ Schopenhauers nicht gleichwertig nebeneinander stehen. Jedenfalls trägt beim Erkenntnisgrund die Bedeutung „weil“, um bildlich zu sprechen, ein viel leichteres Kleid als in den drei anderen Fällen.

Die dritte Wurzel, der Seinsgrund, bezieht sich auf die Abhängigkeit der Bestandteile eines geometrischen Gebildes, etwa eines Dreiecks, voneinander. Schopenhauer bringt sowohl in der Schrift vom Grunde wie im Hauptwerk die Zeichnung der Quadrate des Pythagoras im Rahmen eines gleichschenkelig-rechtwinkligen Dreiecks als Beispiel dafür, daß das Grundhafte hier der Anschauung ohne weiteres einsichtlich sei; und das stimmt sicherlich für das gleichschenkelig-rechtwinklige Dreieck, wenn die Kathetenquadrate nach außen liegen und das Hypotenusenquadrat nach oben — (also nicht nach unten!) — gezeichnet wird. Also schon hier eine Einschränkung! Die Richtigkeit des allgemeinen pythagoreischen Lehrsatzes, der für jedes rechtwinklige Dreieck, nicht nur das gleichschenklige, gilt, kann aber offenbar nur sehr gezwungen, nämlich durch einen besonderen Trick bei Zeichnung der Hilfslinien, anschaulich erkannt werden, und ganz unmöglich ist es, etwa die Richtigkeit des Sekantensatzes oder gar die Inhaltsgleichheit einer gradlinigen mit einer krummlinigen Figur durch unmittelbare Anschauung zu erfassen. Daß ein Parabelsegment inhaltlich gleich $\frac{2}{3}$ des Dreiecks ist, das durch die Sehne und die beiden Tangenten des Segments bestimmt wird, erfaßt keiner durch Anschauung.

Übrigens gibt Schopenhauer diesen Sachverhalt selbst zu mit den Worten: „Auf die Anschauung beruft man also in der Geometrie sich eigentlich nur bei den Axiomen“ — ein Satz, mit dem doch implicite zugestanden wird, daß

es sich da, wo, wie beim Pythagoras im gleichschenkligen Dreieck, die Sache anders liegt, um eine seltene Ausnahme handelt.

Als vierte Gestaltung des Satzes vom Grunde führt unser Denker die *Motivation* ein, und zwar in einem bestimmten, eingeschränkten Sinne des Wortes. Die Motivation tritt nämlich auch im Rahmen der ersten Gestaltung des Satzes vom Grunde als besondere Form der Kausalität, also zweimal, auf, wovon noch zu reden sein wird. Das scheint auf den ersten Blick eine kleine Entgleisung zu sein, ist jedoch keine, wenn man sorgfältig erwägt, was das Wort „Motivation“ in beiden Fällen bedeuten soll: da, wo die Motivation als besondere Gestaltung des Grundes auftritt, steht das seelische Innenleben, das sich selbst erlebende Erleben in Frage; nur als besondere Kausalitätsform dagegen erscheint die Motivation, wenn der Organismus als Ganzes, der eigene und der fremde, Gegenstand der Betrachtung ist. Die erste Betrachtungsart ist also, kurz gesagt, immanent-psychologisch, die zweite ist biologisch.

Wir gelangen jetzt zu dem Punkt der klassischen Untersuchungen *Schopenhauers*, der den Gegenstand unserer eigenen Untersuchung am engsten berührt: zur *Kausalitätslehre*.

Da ist nun der wichtigste, von *Schopenhauer* immer wieder aufs neue betonte Satz die These, daß „das Gesetz der Kausalität in ausschließlicher Beziehung auf Veränderungen steht und es stets nur mit diesen zu tun hat“ (§ 20).

Gelegentlich freilich klingen die Worte *Schopenhauers* nicht so deutlich und eindeutig, z. B. wenn er sagt: „Wenn ein neuer Zustand eines oder mehrerer realer Objekte eintritt, so muß ihm ein anderer vorhergegangen sein, auf welchen der neue regelmäßig, d. h. allemal, so oft der erstere daist, folgt“ (l. c.). Das Wort „Zustand“ könnte man hier so auffassen, als bezöge *Schopenhauer* die Kausalität auf die Abfolge zweier statischer Gebilde, zweier Beharrlichkeiten, und das würde seinem durchaus richtigen

Satz zuwider sein: „Ganz falsch . . . ist es, wenn man die Objekte Ursache nennt.“

Der Widerspruch löst sich, wenn man beachtet, daß ein „Zustand“ hier für Schopenhauer stets ein zwar gewisses seiner Seiten nach beharrliches, anderen Seiten nach aber gewordenes Gebilde ist, und daß es gerade auf die Beziehung von einem Gewordenen zu einem Werdenden ankommt. Schopenhauers Lehre unterschreiben wir hier vollständig und rückhaltlos; was wir oben als eigene Lehre in kurzer Skizze vorbrachten, deckt sich ja inhaltlich mit ihr völlig, mögen auch andere Worte verwendet sein. Schopenhauers „Ursache $\alpha\alpha\tau'$ ἐξοχήν“ ist unsere „Ursache engsten Sinnes“. Sein „Zustand“, der, wie gesagt, stets als ein wenigstens nach einer seiner Seiten hin gewordenener in Frage kommt, soll das einschließen, was wir, mit ihm, „Bedingungen“ nennen; das Wort (gewordener) „Zustand“ soll also wohl nur davor warnen, diese Bedingungen nicht zu übersehen, soll also dazu auffordern, das, was wir „Vollursache“ nennen — unser Denker redet vom „ganzen Zustand“ —, stets in seiner Totalität zu berücksichtigen.

Kritik gibt es nicht, wo völlige Übereinstimmung herrscht, und so betonen wir, mit Rücksicht auf Dinge, die folgen werden, denn nur noch einmal besonders scharf, daß der Kausalbegriff stets Werden mit Werden, Werdendes mit Gewordenem verknüpft, wobei „Seiendes“ nur gleichsam assistiert — wenn auch vielleicht in sehr wichtiger Rolle. —

Nicht von der Kausalität berührt werden nach unserem Denker erstens die Materie, an der sich alles Werden abspielt, zweitens die „Naturkräfte“. Beide sind, wenn man so will, permanente Bedingungen. Die heutige Physikochemie wird die verschiedenen von Schopenhauer angenommenen Kräfte auf dem Gebiet der anorganischen Natur nicht mehr in ihrer Abgegrenztheit gegeneinander bestehen lassen können; sie lehrt auf diesem Felde heute einen Kräfte-Monismus. Als besondere, irreduzible „Kraft“-art geben wir heute nur das zu, was unser Denker mit dem

alten Wort „Lebenskraft“ benennt. Schopenhauer hält am Schluß seiner „Kritik der kantischen Philosophie“ die in der „Kritik der Urteilkraft“ von Kant entwickelte Lehre von der Unauflösbarkeit des Organischen im Grunde für überflüssig, da ja keine „Naturkraft“ auf eine andere reduzierbar sei. Wenn wir, wie gesagt, das zuzugeben heute nicht mehr imstande sind, also Kants dritte Kritik für wesentlicher halten als unser Denker, so wollen wir doch unsere Zustimmung zu der Sonderstellung, die er dem Organischen anweist, ausdrücklich betonen.

Übrigens stellt Schopenhauer an anderer Stelle selbst die Gesamtheit des Unbelebten der organischen Welt gegenüber, wenn er im gesamten Gebiete des Anorganischen die Kausalität als „Ursache im engsten Sinne“ auftreten läßt, im organischen Reiche dagegen bei den Pflanzen als „Reiz“, bei den Tieren als „Reiz“ und als „Motiv“.

Über das „Wie“ des Wirkens der sogenannten Lebenskraft hat Schopenhauer keine Reflexionen angestellt. Da gibt es sogar einige Stellen bei ihm, die dem üblichen psycho-physischen Parallelismus bedenklich nahestehen und damit auch, trotz allem, dem biologischen Mechanismus; so z. B., wenn es (§ 21) heißt: „Zwischen dem Willensakt und der Leibesaaktion ist gar kein Kausalzusammenhang; sondern Beide sind unmittelbar Eins und das Selbe, welches doppelt wahrgenommen wird.“ Daß hier, soweit das bewußte Willenserlebnis in Frage steht, „kein Kausalzusammenhang“ besteht, wissen wir freilich, und zwar seit Hume; aber den Ausdruck „Eins und das Selbe“ können wir nicht zugeben. Der Begriff einer Dynamik des Seelisch-Unbewußten fehlt bei Schopenhauer, wenn er auch, in seinem „Willen“, das Seelisch-Unbewußte als solches sieht; aber es bleibt seinen Sonderleistungen nach allzusehr im Hintergrunde.

3. Die Autonomie des Organischen.

Meine eigene Lehre von der Autonomie des Organischen⁷, oft mit dem Namen „Neo-vitalismus“ bezeichnet, zerfällt in drei Abschnitte.

An erster Stelle steht der durch Experimente erhärtete Nachweis der mechanistischen Unauflösbarkeit des organischen Geschehens; an zweiter steht der Entelechiebegriff mit seinen Ausstrahlungen; den Beschluß bildet die logische Rechtfertigung der Entelechielehre. Der erste Abschnitt der Autonomielehre ist also biologisch, der zweite, der eine Auseinandersetzung mit der Physik einschließt, ist naturphilosophisch, der dritte ist logisch-ontologisch, ein vierter, wenn man ihn zuläßt, würde metaphysisch sein.

a) Die Widerlegung des biologischen Mechanismus.

Ein strikter Nachweis mechanischer Unauflösbarkeit hat sich bis jetzt nur für zwei, freilich sehr bedeutsame, Felder des organischen Geschehens durchführen lassen: für das Gebiet der Formbildung („Entwicklungsphysiologie“) und für das Gebiet der koordinierten Bewegungen, insonderheit der „Handlung“. Für die sogenannten „vegetativen“ physiologischen Funktionen, also Stoffwechsel, Sekretion, innere Sekretion usw. läßt sich zurzeit eine mechanistische Auflösbarkeit nur als mehr oder weniger unwahrscheinlich, aber nicht als grundsätzlich unmöglich erweisen.

a₁) Der Begriff „Mechanismus“.

Der Begriff des „Mechanismus“ überhaupt und daher auch die Frage, ob auf biologischem Felde von einer mechanistischen Auflösbarkeit die Rede sein könne oder nicht, knüpft an die Tatsache an, daß der Organismus in jedem seiner Zustände jedenfalls ein zusammengesetztes materielles Gebilde, ein „materielles System“ im Sinne der Physik ist. Untersucht wird die Gesetzmäßigkeit des Geschehens, an diesem System, also die Gesetzmäßigkeit seiner Änderungen.

Die Gesamtheit dieser Änderungen dürfte dann „mechanistisch“ im weitesten Sinne des Wortes heißen, wenn sich herausstellen würde, daß jedes Einzelgeschehnis in ihrem Rahmen unter eine Klasse von Geschehnissen fiele, die aus

den Wissenschaften von der unbelebten Welt, also aus der Physik und Chemie, bekannt ist, wobei das unleugbar „teleologische“ Wesen der Gesamtheit der Geschehnisse auf eine hinzunehmende, allem einzelnen Geschehen zugrunde liegende Anordnung der letzten materiellen Elemente, auf eine gegebene Struktur also, beziehbar wäre: In der Struktur wäre das „Teleologische“ vorgesehen, wie in einer Maschine. Daher wäre „Maschinentheorie“ der passende Name für eine Lehre vom organischen Geschehen, falls es mechanistisch wäre, und zwar stünde eine automatische Maschine in Frage.

Diese Darlegung schließt ein:

Erstens, daß die Begriffe „Mechanismus“ und „Teleologie“ nicht ohne weiteres unvereinbar sind; es könnte eine auf eine Maschine gegründete Teleologie, eine „statische Teleologie“⁸ geben. Bloßes Erfassen des teleologischen Charakters eines Geschehens entscheidet also nicht in Sachen der mechanistischen Auflösbarkeit oder, mit anderen Worten, in Sachen des sogenannten „Vitalismusproblems“.

Zweitens, daß es für die Grundfrage gleichgültig ist, wie der Begriff der „Materie“ als des Beweglichen im Raum, gefaßt wurde, ob im alten klassischen Sinne, etwa Newtons, oder irgendwie anders.

Drittens, daß auch das, was hier „Mechanik“ genannt wird, nicht die sogenannte „klassische“ Mechanik Galileis und Newtons zu sein braucht.

Viertens, daß es vielmehr nur darauf ankommt, festzustellen, ob alles in Frage kommende Geschehen gedacht werden könne als ausschließlich statthabend zwischen den letzten Teilen der Materie auf Grundlage der hinzunehmenden teleologisch eingestellten Struktur, oder nicht, ob es also, kurz gesagt, strukturell gegründetes Teil-Teil-Geschehen, „merogenes“ Geschehen, um einen von mir eingeführten⁹ technischen Ausdruck zu gebrauchen, sei, oder nicht.

Alles Geschehen im Rahmen der unbelebten Natur ließ sich bisher merogen auffassen; auch Koehlers sogenannte „physische Gestalten“ bilden keine Ausnahme¹⁰:

die Apparate, auf denen sich etwa Elektronenverteilungen abspielen, sind hier die hinzunehmende Struktur; aus sich selbst nehmen nie und nimmer die Elektronen „ganzheitliche“ Konfigurationen an.

Die Frage ist also, ob auch das organische Geschehen merogen sei; das aber bedeutet, daß eben untersucht werden müsse, ob angesichts der biologisch festgestellten Tatsachen eine gegebene Struktur als Basis alles Einzelgeschehens grundsätzlich gedacht (wenn auch vielleicht nicht positiv nachgewiesen!) werden könne, oder ob das aus irgendwelchen besonderen Gründen grundsätzlich unmöglich sei.

Im Begriff der Struktur ist also alles zentriert.

Hier setzt nun das biologische Experiment ein, wie ja auch die Einsetzung des Experiments das Tor zu allen Gesetzesfeststellungen auf physikalisch-chemischem Boden gewesen ist. Aber es muß ein wahrhaft biologisches Experiment sein, d. h. eine Variierung des organischen materiellen Systems, bei dem der Organismus leben bleibt! Untersuchungen an Leichen helfen uns nicht!

a₂) Die organische Formbildung.

Die dem Problem der Formbildung aus dem Ei, der „Embryologie“, gewidmeten Versuche bestanden darin¹¹, daß der Zellenbestand des sich entwickelnden Keimes vermehrt oder vermindert wurde, oder daß die Zellen des Keimes eine Veränderung ihrer relativen Lage zueinander erfuhren.

Trennt man die beiden oder die vier ersten sogenannten Furchungszellen voneinander, so erhält man aus jeder derselben nicht etwa ein Bruchstück der Organisation, sondern den vollständigen Organismus in verkleinerten, aber relativ richtigen Dimensionen. Man kann andererseits zwei Eier dazu bringen, einen Organismus, einen „Riesen“ zu liefern. Vertauscht man die ersten acht Zellen des Keimes in ihrer Lage zueinander, so stört das die Erzielung eines normalen Organismus nicht. Dem etwa tausendzelligen Keim können an beliebigen Orten beliebig viele Zel-

len genommen werden, ohne daß das normale Ergebnis beinträchtigt wird.

Ebenso steht es mit den Anlagen bestimmter Organe auf späteren Stadien der Entwicklung: dem Zellhaufen z. B., der bei den Wirbeltieren die Anlage des Schulter skeletts darstellt, kann man beliebige Zellen nehmen, und es kommt doch ein zwar verkleinertes, aber proportional richtiges Skelett heraus.

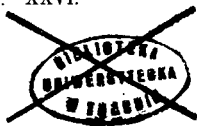
Ähnliches liegt nun auch vor bei einer bestimmten Form der Wiederherstellung der Form des erwachsenen Organismus nach Verstümmelungen, bei der Regeneration durch Umdifferenzierung. Manche Organismen kann man im erwachsenen Zustand beliebig zerstückeln: jedes Stück formt dann seine Organisation, die ja nur ein Bruchstück des Ganzen ist, so um, daß wieder das Ganze in verkleinertem Maßstab richtig herauskommt, wobei die vorhandene histologische Differenzierung zurückgebildet wird und sich sogenannte Reservezellen an der Neuleistung des Ganzen beteiligen.

Soviel über das eigentliche Rohmaterial, das, als Ergebnis gesicherter experimenteller Forschung, nun der Analyse zur Verfügung steht.

Diese Analyse führt zunächst zu den Begriffen: „prospektive Bedeutung“ und „prospektive Potenz“, von denen der erste ausdrückt, was in einem bestimmten Falle von einer bestimmten Zelle wirklich im Laufe der Embryogenese geleistet wird, der zweite, was alles aus ihr werden kann. Ohne weiteres lehren die Versuche, daß die „Potenz“ einer Zelle viel reicher ist als ihre „Bedeutung“ in einem bestimmten Falle. Anders gesagt: sie kann viel mehr, als sie jeweils tatsächlich leistet.

Auf den Potenz-begriff gründen sich neue weitere Begriffe:

Ich nenne eine Gesamtheit von Zellen, von denen jede das Ganze leisten kann, ein komplex-aequipotentielles System. Solche Systeme sind die beiden oder die vier ersten Forschungszellen vieler Eier, wie ja oben geschildert ward. Ein solches System ist aber auch z. B. der



Eierstock aller weiblichen Tiere, das Kambium der Pflanzen usw.

Als harmonisch-aequipotentiell System andererseits bezeichne ich eine Gesamtheit von Zellen, von denen jede beliebige Teilgesamtheit das Ganze ebenso zu leisten fähig ist wie die ungestörte Vollgesamtheit. Hier ist offenbar jede Zelle prinzipiell gleichvermögl. („aequipotentiell“), andererseits arbeiten die Zellen, welche jeweils nach der Fortnahme ihrer Genossen noch da sind, „harmonisch“ miteinander. Daher der Name.

Oft durchdringen sich beide Systemformen. So ist, zum Beispiel, das vierzellige Stadium sowohl komplex- wie harmonisch-aequipotentiell: Jede der vier Zellen kann hier gleichermaßen das Ganze leisten; das Ganze entsteht aber auch, wenn beliebige drei oder beliebige zwei der vier Zellen allein übrig gelassen sind; und es entsteht natürlich auch aus allen vier Zellen zusammen.

Und jetzt die Schlußfolgerung:

Wir wissen, daß eine mechanistische Auffassung der Formbildung den Begriff der präformierten auf das „Ganze“ eingestellten materiellen Struktur braucht, denn Reize von der Umwelt her machen sicherlich nicht aus dem Löwenei den Löwen. Biologischer Mechanismus ist also, wie gesagt ward, nur als „Maschinentheorie“ denkbar.

Eine Maschine nun bleibt ihrer Leistungsfähigkeit nach nicht, was sie war, wenn man ihr beliebige Teile nimmt oder ihre Teile beliebig verlagert!

Solches ist nun aber der Fall überall da, wo harmonisch-aequipotentielle Systeme der Formbildung Grundlage sind, wobei noch insbesondere hinzugefügt sei, daß bei der Ausgestaltung solcher Systeme nicht etwa Reize, die von anderen Körperteilen kommen, sogenannte „formative Reize“ nach Herbst, wirksam sind, ganz abgesehen von den von vornherein auszuschaltenden Umweltreizen.

Eine Maschine, eine vorgegebene Struktur kann es also da nicht geben, wo harmonisch-aequipotentielle Differen-

zierung vorliegt. Da aber nur als Maschinentheorie der Mechanismus zu halten wäre, so fällt mit der Maschinentheorie der Mechanismus überhaupt!

Man möchte nun freilich sagen: es gibt doch in jeder Zelle den Kern, den Träger der Chromosomen, der „Gene“. Dieser Kern könnte doch, so möchte man sagen, eine Maschine sein; dann bestünde ja aber der Embryo in jedem Stadium aus einer Summe vieler, vielleicht hochkomplizierter „Maschinchen“.

Solcher Einwand wird aber aus zwei Gründen hinfällig:

Zum Ersten müßten doch wohl die vielen kleinen Kernmaschinchen von einer Obermaschine sozusagen umfaßt werden und eben diese müßte als Obermaschine auf Lieferung des Organismus eingestellt sein. Sie aber kann es ja, wie oben gezeigt ward, nicht geben.

Bedeutsamer ist das Zweite: Der Kern und also, insofern sie Träger des Kernes ist, auch die Zelle soll eine Maschine sein. Aber bei den Versuchen mit dem zwei- und dem vierzelligen Stadium hat sich ja doch die ursprüngliche kerntragende Zelle geteilt und ist dabei der Potenz nach in den Teilprodukten geblieben, was sie war, nämlich ganz. Kann sich eine Maschine teilen und dabei ganz bleiben? Nein. Also ist der Kern sicherlich keine strukturierte Maschine.

Übrigens gilt diese Erwägung auch von den Bestandteilen des Ovariums der weiblichen Organismen, den Eiern: Als das Weibchen noch Embryo war, besaß es noch keine Eier, wohl aber die Uranlage des Eierstocks in Form einer Anlagezelle. Diese Zelle hat sich Tausende von Malen geteilt und so die Eier geliefert. Woher kommt da die von dem Mechanisten notwendigerweise anzunehmende Ei-Maschine im Ei? Durch Teilung kann sie nicht entstanden sein. Auf anderem Wege aber könnte sie nicht entstanden sein. Also ist sie nicht da! Ist sie aber nicht da, so fällt wiederum der biologische Mechanismus, der eben nur als Maschinentheorie möglich wäre.

Wie die Differenzierung, d. h. die Ausgestaltung „harmonisch“-aequipotentieller Systeme die Unmöglichkeit

des Mechanismus aufzeigte, so wird also jetzt durch die Herkunft, die Genese der „komplex“-aequipotentiellen Systeme zum zweitenmal die Unmöglichkeit einer mechanistischen Auflösung der Formbildungsvorgänge dargestellt. —

Soviel über die letzten Gründe der Abweisung des Mechanismus auf dem Boden der Morphogenese, der Formgestaltung.

Ehe wir unseren Hauptgedanken weiter verfolgen, seien, als Anhang zum Gesagten, dem Leser noch einige besondere Ergebnisse der biologischen Experimentalforschung auf dem Felde der Formbildung vorgelegt mit der Bitte, bei sich zu erwägen, ob hier wohl eine mechanistische Lösung möglich wäre. Der Leser wird bei einer bis ins Letzte gehenden Überlegung finden, daß das nicht der Fall ist, ja, er wird am Schluß seiner Überlegung immer wieder auf die Begriffe des komplex- und des harmonisch-aequipotentiellen Systems und auf ihre mechanistische Unauflösbarkeit stoßen:

Derselbe Teil eines Organismus, etwa die hintere Hälfte eines Wurmes, kann unbegrenzt oft, durch Sprossung des Fehlenden aus der Wunde, regeneriert werden, falls das Regenerat immer wieder entfernt wird.

Ein selbst schon regenerierter Teil des Organismus kann seinerseits wieder regenerieren, ist also mit dem Vermögen zu neuer Regeneration regeneriert worden. Sei V der vordere Teil eines Wurmes, dem der hintere Leibestheil H abgeschnitten ist. V bildet jetzt H_1 . Dann wird V abgetrennt: H_1 bildet jetzt V_1 . H_1 wird abgetrennt. V_1 bildet H_2 . Sodann bildet H_2 V_2 ; darauf V_2 H_3 usw. usw. Ist da eigentlich noch „derselbe“ Wurm vorhanden, und inwiefern wäre er „derselbe“?

Bei manchen Organismen, die in Regeneration sind, kann der Regenerationsverlauf einer neuen Störung unterzogen werden. Der Regenerationsverlauf als solcher wird dann in sich reguliert, so daß trotz allem das Ganze herauskommt („Regulation zweiten Grades“).

Manche Organismen können Formregulationen auf verschiedenen Wegen leisten: entweder sie lassen

das Entnommene erneut aus der Wunde hervorsprossen oder sie modeln, in der oben beschriebenen Weise, das, was man ihnen beließ, zu einem neuen kleinen ganzen Organismus um („*a equifinale Regulation*“). Welcher Weg gewählt wird, hängt wohl von Ernährungs- oder anderen „Bedingungen“ ab. —

Auf dem Felde der sogenannten „vegetativen“ Funktionen, wie Stoffwechsel, Sekretion usw., läßt sich, so sagten wir, ein eigentlicher „Beweis“ für die Unmöglichkeit einer mechanistischen Auflösung nicht finden. Sehr unwahrscheinlich freilich ist es in vielen Fällen, daß hier mechanistisches Geschehen vorliegt, und zwar ist das in besonderem Maße angesichts der Bildung der Gegengifte („Antikörper“, insbesondere „Antitoxine“) der Fall; diese sind nämlich in jedem Fall spezifisch und z. B. als Gegenmittel gegen Schlangengift für jede Schlangenart besondere. Hier ist es schwer, den Gedanken an eine strukturell-mechanische Präformation zuzulassen.

Immerhin ist die Unwahrscheinlichkeit, daß es hier mechanistisch zugehe, nur sehr groß, aber nicht unendlich¹².

Daß gerade angesichts der Formbildung mehr als eine nur „sehr große“ Unwahrscheinlichkeit erzielt werden konnte, liegt daran, daß hier, im Gegensatz zum vegetativ Physiologischen, Ortsverhältnisse eine fundamentale Rolle spielten und bis ins Letzte analysiert werden konnten. Es handelte sich da um das, was ich als harmonische Insertion¹³ des Einzelnen in das Gesamte bezeichnet habe.

a₃) Analyse der „Handlung“.

Ein wirklicher Beweis für mechanistische Unauflösbarkeit läßt sich nun aber wieder auf dem Felde der organischen koordinierten Bewegungen erzielen, deren Höhepunkt die Handlung, zumal die Handlung des Menschen ist¹⁴. Auch hier geht es wieder um „Insertion“.

Da das Vitalismusproblem ein naturwissenschaftliches Problem ist, muß bei der Beweisführung nun freilich alles „Psychologische“ ausgeschlossen werden, und das zu tun, erfordert eine gewisse geistige Übung.

Materie in Bewegung und nichts anderes ist für den Naturforscher stets das eigentliche Untersuchungsobjekt, also auch für den Biologen. Gefragt wird nach der Gesetzmäßigkeit dieser Bewegung, insonderheit nach der Möglichkeit, ob hier mit der Annahme einer mechanistischen Strukturtheorie auszukommen sei oder nicht.

Wenn sich zwei Menschen „unterhalten“, kommen sie für uns also nur als „materielle Systeme in Bewegung“ in Frage.

Worte wie „Gedächtnis“, „Erfahrung“, „Verstehen“, „Sinn“ usw. sind auszuschalten, beziehungsweise durch „objektivere“, naturwissenschaftliche Begriffe zu ersetzen.

Da läßt sich nun zeigen, daß das, was in der Sprache des Alltags, die unbekümmert Psychologisches mit Naturtheoretischem vermengt, „Gedächtnis“ und „Verstehen von Sinn“ heißt, auch auf rein naturwissenschaftlichem Boden jeder mechanistischen Auflösung spottet.

Daß ein Organismus Gedächtnis habe, heißt naturtheoretisch gesprochen, daß hier das spezifische Reaktionsvermögen, also die Gesamtheit der möglichen Reaktionen, eines materiellen Systems durch seine Vorgeschichte mit all ihren Zufälligkeiten und Beliebigkeiten bestimmt werde: ein Baby können wir ja „jede beliebige“ Sprache lehren. Ich habe das hier offenbar werdende Kennzeichen alles Handelns, das, kantisch gesprochen, eine „Voraussetzung seiner Möglichkeit“ ist, als „historische Reaktionsbasis“ bezeichnet. Nirgends in der unbelebten Welt findet sich Ähnliches oder gar Gleiches, und wer da glaubt, hier etwa die sogenannte elastische Nachwirkung, die magnetische Hysterese oder ähnliches ins Feld führen und so die große Kluft zwischen Anorganischem und Organischem überbrücken zu können, der übersieht das Wesentliche, nämlich dieses: daß bei elastischer Nachwirkung und Verwandtem nur eine quantitative Änderung des Reaktionsvermögens durch die Vorgeschichte in Frage steht, daß aber organisch eine Gesamtheit möglicher jeweils spezifisch zusammengesetzter Reaktionen durch diese Vorgeschichte geschaffen wird.

Handelte der soeben erörterte grundsätzlich unmechanistische Wesenszug der Handlung vom Möglichen, so handelt der zweite jetzt zu erörternde von der Verwirklichung der jeweiligen Handlung.

Ich nenne diesen Wesenszug der Handlung das Prinzip der Individualität der Zuordnung zwischen Reiz und Effekt:

Handlungen sind zusammengesetzte Bewegungsgeschehnisse, und zwar sind sie jeweils ganz spezifisch zusammengesetzt: man denke an einen ausgesprochenen Satz. Die Reize, welche Handlungen auslösen, sind ebenfalls spezifisch zusammengesetzt; man denke wiederum an einen von einem Menschen gesprochenen Satz, den ein anderer „hört“ und dann „beantwortet“.

Es lassen sich nun aber nicht die einzelnen Stücke des zusammengesetzten Reizes stückweise auf die Stücke der zusammengesetzten Bewegung, welche „Handlung“ heißt, beziehen. Auch kommt der Reiz, welcher im Falle eines Gesprächs ja in aufeinander folgenden Luftschwingungen besteht, nicht etwa als „Resultante“ im Sinne der Mechanik zur Geltung.

In der Sprache des Alltags sagen wir, daß bei einem Gespräch Reiz und Reaktion einen „Sinn“ haben, daß der Reiz „verstanden“ werde. Wollen wir, was wir als reine Naturtheoretiker müssen, psychologische Ausdrücke ausschalten, so bleibt nur übrig zu sagen, daß in unserem Falle Reiz und Reaktion „Ganzheiten“, Individualitäten seien, und daß eben eine „Zuordnung“ zwischen Individualitäten hier bestehe. Dergleichen gibt es nirgends in der unbelebten Welt.

Wer anschauliche Beispiele liebt, der denke daran, daß derselbe „Sinn“ ja doch in verschiedenen Sprachen ausgedrückt werden kann, ohne sein „Wesen“ zu verlieren, daß die Sätze „Mein Vater ist krank“ und „*Mon père est malade*“, obwohl als physikalische Reize radikal verschieden, dieselbe Reaktion auslösen können, während andererseits die Reaktion sich total verändert, wenn auch nur ein einziger Konsonant im Reize verändert wird, wenn anstatt

„mein Vater“ „dein Vater“, anstatt „*mon père*“ „*ton père*“ gesagt wird.

Und nun spielt sich diese seltsame Form der Verwirklichung des Handelns noch dazu auf dem Boden von Möglichkeiten ab, die, wie wir wissen, durch die Zufälligkeiten und Beliebigkeiten der Vorgeschichte geschaffen wurden und anders wären, wäre diese anders gewesen!

Man wird beachtet haben, daß sowohl bei den morphogenetischen wie bei den auf die Analyse der Handlung gegründeten Erwägungen, welche zur Abweisung des biologischen Mechanismus zwangen, die Begriffe „ganz“ und „beliebig“ eine grundlegende Rolle spielten. In der Tat ist die logische Struktur der beiden den Mechanismus beseitigenden Erwägungen sehr ähnlich geformt.

a₄) Die nervösen Funktionen.

Ähnlich im logischen Bau ist beiden nun auch noch eine Erwägung, die wiederum die koordinierten Bewegungen, insbesondere das Handeln als deren höchste Blüte betrifft, aber nicht diese Bewegungen als solche, sondern ihre Voraussetzung, nämlich die hirn- und nervenphysiologischen Geschehnisse betrifft.

Es handelt sich um die regulatorische Benutzung abnormer Nervenbahnen bei der Ausführung einer „gewollten“ Handlung, wenn die normalerweise ihrer Ausführung dienenden Bahnen zerstört oder aus anderen Gründen unzugänglich sind. Ganz besonders seltsam ist es hier, daß zerschnittene Nerven, wenn sie über kreuz verheilt werden, so daß also das zentrale Ende des Nerven A mit dem peripheren des Nerven B verknüpft ist, und umgekehrt, doch die „richtigen“, d. h. die dem jeweiligen Willensinhalt entsprechenden Muskeln innervieren, wenn auch solche Verwendung in manchen Fällen erst „gelernt“ werden muß; sie ist jedenfalls möglich.

In diesen von A. B e t h e¹⁵ eingehend analysierten Dingen verhält sich das Nervensystem geradezu „harmonisch-aequipotentiell“, wobei es sich natürlich nicht um Formleistungen, sondern um eine harmonisch verteilte Be-

nutzung handelt: irgendein Nerv kann anders als im Normalen benutzt werden, und zwar „beliebig“ anders; alle Benutzungen aber stehen in Harmonie zueinander.

Von einem auf gegebener Struktur ruhenden Vorbereitetsein, das dann eine mechanistische Ausführung findet, kann hier ebensowenig die Rede sein wie angesichts der harmonisch-aequipotentiellen Systeme auf dem Boden der embryonalen oder regenerativen Formbildung.

b) Das Problem der organischen Kausalität.

Soviel über die Abweisung des auf dem Begriff der maschinellen Struktur ruhenden biologischen Mechanismus.

Fragen wir uns, was bis jetzt erreicht wurde, so ergibt sich, daß das zunächst nur ein Negatives ist: es geht, zum mindesten auf gewissen seiner Sondergebiete, im Reiche des Organischen, obwohl „materielle Systeme“ in Rede stehen, nicht „mechanisch“ in dem von uns definierten Sinne zu.

Als Positives mag man immerhin den Nachweis buchen, daß es die beiden equipotentiellen Systemformen und dazu, im Felde der Bewegungen, die „historische Reaktionsbasis“ gibt, und daß in diesen Sachverhalten Urphänomene im Sinne Goethes vorliegen. Wir mögen auch sagen, daß wir imstande waren, durch Schaffung unserer „System“-Begriffe die fundamentale irreduzible *lex organica* aufzuhellen, die neben den *leges motus* Newtons oder ähnlichen Gesetzesformungen steht.

Aber die bloße Ermittlung solcher „Gesetze“, die ja stets, wie wir mit Schopenhauer sagen können, Erkenntnisgründe, Obersätze in Urteilen, sind, genügt nicht zur Erfüllung des Kausalitätspostulats; denn Erkenntnisgrund und Ursache ist ja nicht dasselbe: Dieses bestimmte einzelne Geschehnis hier muß, wenn das Postulat erfüllt sein soll, seinen Werdegrund, d. h. seine Ursache, haben. Es gilt also jetzt unsere Ergebnisse kausal zu fassen.

Nun sind wir gewiß imstande schon auf Grund unseres experimentell gewonnenen Materials von Ursache und Wir-

kung zu reden, aber doch nur in sehr roher Weise: Verstümmelung eines Wurms ist die „Ursache“ seiner Regeneration, beides sind offenbar Geschehnisse; Entnahme von Furchungszellen als Geschehnis hat Änderungen der prospektiven Bedeutung der übrigbleibenden Zellen zur „Wirkung“; auf die Befruchtung als Geschehnis folgt das Geschehnis „Entwicklung“.

Aber das ist, wie gesagt, sehr roh und nicht viel anders als wenn ich sage: Das Geschehnis „Stich ins Herz“ hat als Wirkung das Geschehnis „Sterben“.

Wir wünschen auf kausalem Boden mehr zu erreichen als solche primitiven Aussagen, und zwar wünschen wir das deshalb, werden wir deshalb zu diesem Wunsche gedrängt, weil der Organismus, als Ei, als Embryo und als Erwachsener, ganz offensichtlich ein sehr zusammengesetztes materielles System ist. Gewiß, wir haben festgestellt, daß seine materielle Zusammengesetztheit als solche, seine „Struktur“, nicht imstande ist durch das mechanistische Wechselspiel der an die Materie gebundenen Kräfte das organische Geschehen verständlich zu machen, daß ein „strukturell gegründeter Mechanismus“ hier unmöglich ist. Aber das heißt doch nicht, daß wir nun aufhören sollen im Rahmen des Kausalitätspostulates weiter zu fragen. Anders gesagt: zu fragen, was an intimem Geschehen denn da im Rahmen des zusammengesetzten materiellen Gebildes „Organismus“ vor sich gehe, wenn im gegebenen Einzelfall harmonische Aequipotentialität sich äußert.

b.) Der Organismus als „materielles System“.

Ein materielles System in Veränderung haben wir wiederholt den Organismus in jeder seiner Phasen genannt, wohl wissend, daß die Worte „materieell“ und „mechanisch“ nicht dasselbe bedeuten.

Denn materieell ist der Organismus sicherlich: er wiegt eine bestimmte Anzahl von Milligramm, Gramm oder Kilo; er kann stoßen und ziehen, kann verletzt werden. Ja, er ist nicht nur „materieell“ im letzten Sinne einer *materia prima*; er ist sogar massig im alten Sinne des Wortes.

Der Organismus hat also sicherlich eine materielle Seite, wenn es sich auch nur eben um eine „Seite“ und nicht um Alles an ihm handelt. Sein „Materiell-sein“ gehört sicherlich zu der „Vollursache“ für alles, was an ihm geschieht, wenn auch nur im Sinne einer „Bedingung“ — (für die wir alsbald ein anderes Wort wählen werden). Ohne sein Materiell-sein würden die Geschehnisse am Organismus nicht das sein, was sie sind.

Untersuchen wir also zunächst die materielle Seite des Organismus und ihre Rolle im Rahmen der organischen Geschehnisse.

Da wissen wir nun mit Sicherheit, daß das Materielle überhaupt in zweifacher Hinsicht für die organischen Vorgänge von Bedeutung ist: als materielle Umwelt und als materielle Innenwelt.

Der Organismus braucht eine bestimmte materielle Umwelt, um überhaupt „leben“ zu können. Er braucht, mit wenigen Ausnahmen, eine Sauerstoffatmosphäre, er braucht eine bestimmte Temperatur und er braucht Nahrung, sowohl als Energie- wie als Aufbau-quelle, mag es sich, wie bei den grünen Pflanzen, nur um Wasser, Kohlensäure und Salze, oder mag es sich, bei den Tieren, um Wasser, Salze, Fette, Kohlehydrate, Eiweiß und Vitamine handeln. Das alles sind Kausalfaktoren im Sinne von „Bedingungen“.

Aber der Organismus hat auch eine materielle Innenwelt, die er sozusagen „mitbringt“. Diese Innenwelt materieller Art besteht beim Erwachsenen in seiner gesamten Anatomie und Histologie, auf der als Basis sich ja das physiologische Funktionsgetriebe, wenn schon, wenigstens was die nervösen Geschehnisse angeht, sicherlich nicht in mechanistischer Form, abspielt. Beim Ei besteht die mitgebrachte Innenwelt materieller Art in Protoplasma, Zentrosoma und Chromosomen.

Diese mitgebrachte materielle Innenwelt des Eies ist nun sicherlich von sehr großer Bedeutung für die organischen Vorgänge, insonderheit insofern sie Formbildungsvorgänge sind. Wissen wir doch durch die sehr bis ins Ein-

zelne getriebenen Forschungen der Vererbungslehre seit Mendel, daß die Chromosomen des Keimes, und insbesondere ihre (freilich nur erschlossenen) Bestandteile, die „Gene“, für die Ausgestaltung der Form von sehr wesentlicher Bedeutung sind, daß man allgemein sagen kann: wären andere Gene dagewesen, so wäre dieses Individuum anders geworden; ja, daß man experimental die Gene von Vater und Mutter mischen und so neue „Rassen“ erzeugen kann.

Nun muß dem freilich einschränkend beigelegt werden, daß die Gene und ihre Verschiedenheit doch eben nur die Rasse-eigentümlichkeiten, also gleichsam den letzten Schmuck des Organismus, beeinflussen, daß die Frage „Pudel oder Windhund“ von den Genen abhängt, nicht aber das „Hundsein“ als solches. Aber das nimmt den Genen ihre Bedeutung nicht, mag es den Kreis ihrer Betätigung auch einschränken.

Die Gene sind also sicherlich wichtige Bestandteile der Vollursache, sind notwendige Bedingungen: ohne Gene nichts, bei anderen Genen Anderes, wobei das Wort „nichts“ freilich, vorsichtigerweise, nur genommen werden darf im Sinne von „nichts dem empirischen Biologen Zugängliches an Lebensgeschehnissen“.

Mit Rücksicht auf Umwelt wie auf Innenwelt hat also die materielle Seite des Organismus ganz sicherlich ihre Bedeutung im Sinne von Bedingungen, von Teilen der Vollursache.

Aber doch offenbar eben nur von Teilen oder Seiten der Vollursache.

b₂) Die „Entelechie“.

Das Leben der organischen Individuen ist bekanntlich — (mit Ausnahme der sich durch Teilung fortpflanzenden Einzelligen) — zeitlich begrenzt. Die Organismen sterben, sei es schon als Ei oder als Embryo oder als Erwachsener. Ein gestorbener Organismus heißt „Leiche“.

Die Leiche besteht aus Materie, ebenso wie der lebende Organismus aus Materie bestand. Alle materiellen Bestand-

teile, die im Leben da waren, sind an der Leiche noch sichtbarlich vorhanden, wenn sie auch vielleicht ein etwas anderes Aussehen haben. Da sind noch die einst „harmonisch-aequipotentiellen“ Zellen der Organanlage eines Embryo, da ist noch das Nervensystem eines Erwachsenen. Aber jene Zellen besitzen ihre „Aequipotentialität“ nicht mehr, und am Nervensystem geschieht nichts mehr, jedenfalls das nicht, was vor dem Tode an ihm geschah.

Denn „Etwas“ geschieht freilich auch jetzt noch an aequipotentieller Anlage und an den Nerven: rein chemisch-physikalische Geschehnisse sind es, die sich jetzt an Anlage und Nerven vollziehen, Geschehnisse, die ohne weiteres im Laboratorium künstlich herzustellen sind.

Es ist also mit dem Tode ein Wechsel der Geschehensart an dem materiellen System „Organismus“ eingetreten. Was bedeutet dieser Wechsel der Geschehensart?

Der biologische Mechanist durfte sagen, daß es sich nur um einen Wechsel im Rahmen des Chemismus handele. Aber die mechanistische Theorie ist ja falsch. Es kann sich also bei der Veränderungsart des Geschehens, die hier vorliegt, nicht um einen bloßen Wechsel im Rahmen eines und desselben Geschehenstypus handeln. Es muß vielmehr beim Sterben eine bestimmte Form von ursächlichem Agens, von ursächlichem Werdebestimmer, von „Kraft“, wenn man das Wort richtig verstehen will, verschwunden sein, ein Agens, das vorher am Werke war, in der Leiche aber nicht mehr am Werke ist. Es muß eine Trennung zweier Agenzien voneinander eingetreten sein, von denen jetzt nur das eine, die Materie, sich noch der Erfahrung kundgibt.

Diesem jetzt verschwundenen Agens von nicht-mechanistischer Form ist „das Leben“ aufzubürden. Damit zugleich aber ist ihm aufzubürden alles besondere Einzelne an Geschehen, was eben den Organismus im Leben kennzeichnete, und zwar in dem Sinne, daß jenes Agens sich in Form von lauter einzelnen Kausalakten im Leben

äußerte; denn alles Lebensgeschehen, formbildendes wie funktionales, äußert sich in Form einer Abfolge von Einzelakten: hier differenziert sich dieses bestimmte harmonische System, dort werden diese bestimmten Nerven zur Ausführung einer Handlung benutzt. Jeder Einzelakt der Lebensbetätigung aber ist offenkundig ein Akt, der sich an der Materie abspielt, obschon er nicht von der Materie ausgeht, sondern mit ihr geschieht, wobei jeweils ein besonderer Actus jenes der Leiche fehlenden Agens die Ursache ist.

Mit Materie, sagten wir, arbeitet dieses Agens. Eben im Hinblick auf diesen Umstand sagten wir oben, daß wir den Namen „Bedingungen“, den wir den materiellen Umwelt- und Innenweltbestandteilen des Organismus gaben, durch einen anderen ersetzen würden. Wir wollen jene materiellen Bestandteile des Außen und des Innen jetzt Mittel oder Materialien nennen. Sie sind in der Tat den Bausteinen zu vergleichen, mit denen der Maurer seine Arbeit vollzieht.

Das Agens, von dem wir redeten, das der Leiche fehlt und im Leben für die Gesamtheit alles Einzelnen verantwortlich ist, soll nun auch einen Namen bekommen. Ich habe vorgeschlagen, es mit dem aristotelischen Wort „Entelechie“ zu bezeichnen, wohl wissend, daß Aristoteles (wenigstens meist) mit diesem Namen etwas Anderes meint. Solche gleichsam äußerliche Verwendung eines klassischen Wortes ist durchaus erlaubt und scheint mir insonderheit in unserem Falle deshalb erlaubt zu sein, weil die Physik sich einen anderen Ausdruck von Aristoteles geborgt hat, den er selbst als gleichbedeutend mit ἐντελέχεια gebraucht, nämlich das Wort „Energie“ (ἐνέργεια), und damit sogar etwas bezeichnet, was mit der aristotelischen Bedeutung gar keine logische Verwandtschaft hat, etwas rein Quantitatives.

Unser Entelechiebegriff ist ja doch dem wesentlichsten logischen Gehalt nach sicherlich vor Aristoteles gerechtfertigt: „Das, was das Ziel in sich trägt“, „ὃ ἔχει ἐν ἑαυτῷ τὸ τέλος“, das besagt wörtlich Entelechie,

und ich wüßte nicht, wie wir unser Agens besser kennzeichnen könnten als mit diesen Worten.

Es ist da etwas am Werk, welches ein Ziel, ein „Ganzes“, genauer gesagt, ein *End-ganzes* gleichsam wie eine Zielvorstellung¹⁶ in sich trägt und bei seiner Verwirklichung an der Materie maßgebend beteiligt ist. Daß der Organismus in jedem seiner Stadien nach Bau und Funktionsgetriebe ein Ganzes ist, wird auch ohne besondere Erläuterung — (eine „Definition“ ist unmöglich) — dieses Begriffs von keinem bestritten werden¹⁷.

Wir dürfen also auch die Entelechie „ganz“ nennen; und zwar ist sie, im Unterschied vom konkreten Organismus, der als zusammengesetztes Raumesgebilde den Namen „extensive Ganzheit“ verdient, ein Wesen von „intensiver“ Ganzheit.

Aber die bloße Anwendung des Begriffs der „Ganzheit“ auf die Entelechie genügt nicht — ebensowenig wie hier etwa der Begriff der platonischen „Idee“ genügt.

Denn dem *Extensiven* nach wird ja doch der Organismus aus dem Ei heraus erst ganz. Insbesondere wird extensive Ganzheit bei der Differenzierung aequipotentieller Systeme aus einem *summenhaften* Gebilde heraus. Denn in dem aequipotentiellen Gebilde sind vor der Differenzierung alle Zellen *potentia* einander gleich, wie der Name besagt, nach der Differenzierung sind sie *actu* verschieden und in ihrer Gesamtheit eben ein extensives Ganzheitsgebilde.

Der Begriff „Ganzheit“ muß also für die Entelechie zum Begriff des „Ganz-machens“ vervollständigt werden: durch die Arbeit eines ganzmachenden Faktors an der Materie ist der Organismus aus dem Ei geworden. *Hologen*, nicht *merogen*, ist das Formwerden des Organismus.

Das ganzmachende Wesen der Entelechie bedarf aber noch weiterer Analyse, und zwar deshalb, weil morphologische Differenzierung wie alles Funktionieren, auch im Rahmen des Handelns, doch eben als *Abfolge einzelner Akte* sich darstellt, wobei die einzelnen Akte an ganz be-

stimmte Stellen eines Ganzen, räumlich oder zeitlich oder beides, „insetiert“ werden.

Ich habe, um dem Kausalitätspostulat angesichts dieses Sachverhalts zu genügen, *actus* und *potentia* an der Entelechie unterschieden und von einer der „Wahrnehmung“ vergleichbaren Affektion der Entelechie durch materielle Situationen geredet¹⁸: Entelechie wirkt nicht nur auf Materie, sie empfängt auch Wirkungen von dieser.

Dieses Wechselspiel kausaler Art aber, dieses fortwährende Hin und Her, ist so zu denken, daß Entelechie zwar eine ganze intensive Mannigfaltigkeit, d. h. der Träger eines Potenzenbegriffs ist, daß aber je nach den am Organismus vorgefundenen Umständen, also etwa angesichts einer besonderen experimental hergestellten Situation an ihm, eine bestimmte besondere Seite des Potenzenbegriffs aus dem Stadium der Potenz in den des Aktus übergeht, um nach Vollzug der kausalen Leistung wieder zur Potenz zu werden.

Irgend etwas dieser Art muß gedacht werden, wenn überhaupt das Kausalpostulat gehalten werden soll — und es liegt kein Grund vor, es nicht zu halten.

Gewiß: man „sieht“ nicht die Aktus- und die Potentia-seiten der Entelechie; ja, man „sieht“ diese überhaupt nicht. „An sich“, das heißt hier: ohne Bezug auf ihre Betätigung an der Materie, kennen wir Entelechie sicherlich nicht. Sie selbst und ebenso ihre Seiten sind durchaus erschlossen aus dem, was allein wir unmittelbar kennen, aus den Experimentalergebnissen. Aber wir wissen, daß hier etwas „da sein“ muß, mögen wir sein Sosein an sich auch nicht kennen, und zwar ein seinen Potenzen nach ganz bestimmtes Etwas. So wahr das Kausalitätspostulat gelten soll!

Soviel über die allgemeine Charakteristik eines kausalen Vitalismus.

b₃) Die Wirkungsart der Entelechie.

Die besondere Charakteristik eines kausalen Vitalismus hat sich nun freilich noch mit einer anderen Frage

zu beschäftigen, an der man leider meist, ohne sie überhaupt zu sehen, vorbeigehen zu können glaubt, nämlich mit der Frage, wie man sich denn das Eingreifen eines nicht von Materie ausgehenden dynamischen Agens in das Getriebe der Materie, also das kausale Wechselspiel zwischen den aktualisierten Seiten der Entelechie und der Materie, denken könne.

Descartes hat im Rahmen seiner Leib-Seele-Theorie, die freilich nur für die Willenshandlungen des Menschen galt (denn alle nicht-menschlichen Organismen waren ihm ja Maschinen), unser Problem gesehen und in sehr genialer Weise zu lösen versucht. Ein Satz der Mechanik, der ihm als der grundlegende galt, der Satz von der Erhaltung der Bewegungsgröße ($\Sigma(mv) = \text{Const}$), sollte bei der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele gewahrt, die Gesetzlichkeit der Mechanik also so wenig wie möglich verletzt werden. Das könne nur dann geschehen, sagt der große Philosoph, wenn die Seele eine drehende Bewegung auf die Letztteile der Materie ausübe; dann gelte jener mechanische Grundsatz zwar nicht mehr für jede Achse des Koordinatensystems im besonderen, aber die Bewegungsgrößensumme werde doch in sich erhalten.

E. v. Hartmann hat später diesen Satz im allgemein vitalistischen Sinne angenommen, nur daß er den Satz von der Erhaltung der lebendigen Kraft ($\frac{m}{2}v^2 = \text{Const}$) zugrunde legt.

Was unsere eigene Ansicht betrifft, so lehnen wir an erster Stelle den Begriff einer „vitalen Energie“, den manche, die ich schüchterne Vitalisten nennen möchte, so lieben, radikal ab: „Energie“ bezieht sich auf ein Quantum, nämlich das Quantum der Arbeitsfähigkeit in mechanisch fest definiertem Sinne; biologisch handelt es sich aber nicht um „Quanta“, sondern um Ordnung, um Ganzwerden, insonderheit um Insertion. Es mag im Organischen besondere Energiearten, im Sinne Ostwalds, geben; mit dem Vitalismusproblem haben sie nichts zu tun.

Ich habe versucht¹⁹, drei Möglichkeiten hin-

sichtlich der materiell-entelechialen Kausalität auszudenken, die alle den Satz der Erhaltung der Energie nicht durchbrechen — (obwohl er, da er empirisch ist, logischerweise durchbrochen werden könnte).

Die erste von mir erwogene Möglichkeit ist die cartesianische, die mir aber am wenigsten wahrscheinlich erscheint, da sie von den nachweislich bestehenden Beschränkungen der Regulationsfähigkeit der Organismen keine Rechenschaft gibt.

Eine zweite Möglichkeit knüpft an den Satz der Ostwaldschen Energetik an, daß alles Geschehen im Reich der Materie „unkompensierte Intensitätsdifferenzen“, also Niveau-, Potential-, Temperatur-differenzen, voraussetzt. Ich nehme also z. B. für die Zellen eines harmonisch-aequipotentiellen Systems an, daß in jeder von ihnen eine große, ob schon beschränkte, Anzahl chemisch-physikalischer Geschehnisse auf Grund von Intensitätsdifferenzen als „möglich“ vorbereitet sei; daß aber Entelechie den Ausgleich dieser Differenzen suspendiere und ihn nur da zulasse, wo es im Interesse des hologenen Geschehens erforderlich wird. So wird aus der Fülle des Möglichen in dieser Zelle dieser, in jener jener Intensitätsausgleich verwirklicht. Diese Hypothese erklärt zugleich die Bindung der entelechischen Leistungen an das materielle Material: aus einem Froschei wird eben kein Seestern, und auch innerhalb des Speciestypus ist Regulation nicht allmächtig.

Drittens stellte ich die Hypothese der „immateriellen Widerstände“ auf: Materie bleibt sich selber überlassen, aber in das Getriebe des Materiellen hinein setzt Entelechie gleichsam einen immateriellen Grundriß und Aufriß, welcher den materiellen Elementen gewisse Wege verbietet. Warum bewegen sich in einem Park die Menschen, die darin spazieren gehen, auf ganz bestimmten Bahnen? Weil das Betreten der Rasen „verboten“ ist. —

Das ist das letzte, selbstverständlich durchaus hypothetische, Wort in Sachen eines echt kausalen Vitalismus. Diese letzte hypothetische Einsicht konnte, wie übrigens meine gesamte Lehre von der Autonomie des

Organischen, nur gewonnen werden durch intime Analyse ganz bestimmter biologischer Sachverhalte. Nur durch sie konnte auf dem Boden der organischen Teleologie — die ja niemand leugnet — zwischen den Möglichkeiten „Strukturtheorie“ oder „Vitalismus“ entschieden werden. Nur Blumenbach²⁰ hat vor mir eine solche wahre Begründung des sogenannten „Vitalismus“ versucht.

c) Die Lehren anderer Autoren.

Ein echter radikaler biologischer „Mechanist“ will heute, wenn ich mich nicht täusche, keiner mehr sein — wenigstens in Europa nicht.

Aber es gibt viele, die sich doch nicht entschließen können, einem echten Vitalismus zuzusteuern.

Dahin gehören z. B. Bertalanffy und die sogenannten „Holisten“, Smuts, Haldane, A. Meyer. Ich habe mich an anderem Ort²¹ mit ihnen auseinandergesetzt und glaube nachgewiesen zu haben, daß es ein „Drittes“ zwischen Mechanismus und Vitalismus logisch nicht geben kann, es sei denn die (aus anderen Gründen unmögliche) Lehre von der teleologisch-mechanischen Weltpräzisionsmaschine, die von Julius Schulz in geistvoller Weise verfochten wurde. Bei irgendeiner weit weniger klaren Form eines teleologischen Mechanismus landen schließlich, vielleicht wider Willen, alle „Holisten“.

Uexküll hat seine Lehre vom organischen „Plan“, den er der musikalischen Melodie vergleicht, als solche aufs sorgfältigste begründet und ausgebaut und lehnt den Mechanismus rückhaltlos ab. Aber das Kausale, das „Wie“, kommt auch bei ihm zu kurz, ja, wird meist gar nicht als besondere Frage aufgeworfen. Er redet freilich einmal²² von dem „schwierigsten Gebiet der Biologie, das von der Wechselwirkung zwischen materiellen und immateriellen Faktoren handelt“, führt jedoch diesen Gedanken nicht weiter aus. Es müsse einen Faktor geben, der „aus der Impulsfolge, die die Baumelodie verwirklicht, den letzten Impuls als Leistungsimpuls ablöst, der das Werk vollendet“. Aber auf den k a u-

salen *modus operandi* dieses Faktors geht Uexküll eben nicht ein. Nur über den Ort seiner Betätigung macht er eine Aussage: das seien die Gene, die zwar als solche materiell seien, an denen sich aber der immaterielle „Impuls“ betätige (l. c. 149, 159). Mendel wird die Entdeckung des „Impulses“ zugeschrieben, durch den „die Fermente zu Faktoren und der chemische Prozeß zur lebendigen Handlung“ werde. Ob das im Sinne Mendels gesagt ist, möchte ich freilich bezweifeln.

In seinem in Dennerts Sammelwerk „Die Natur — das Wunder Gottes“ jüngst (1938) erschienenen Aufsatz „Das Werden der Organismen und das Wunder der Gene“ hat Uexküll diese Lehre noch einmal in etwas anderer Form kurz dargestellt: Die Gene stehen zwischen „Plan“ und Material; sie regeln die „Führung“. „Obergene, die wir nicht näher kennen“, kommen dazu; „die Gene fassen die Leistungen bekannter Fermente zusammen, das Obergen die Leistungen der Gene“. Die Frage, wie Gene und Obergen sich kausal betätigen, bleibt wiederum offen.

Das gleiche gilt von G. Wolff, obwohl auch er entschiedener Antimechanist und allen Überbrückungsversuchen nach Art der Holisten durchaus abgeneigt ist.

Es sind nun jüngst verschiedene sehr gründliche Schriften erschienen, die sich gerade mit der kausalen Seite des Vitalismus auseinandersetzen. Drei der in Rede stehenden Autoren stimmen meinem kausalen Vitalismus in allem Wesentlichen grundsätzlich zu; einer von ihnen lehnt zwar den biologischen Mechanismus ebenso radikal ab wie ich selbst, hat aber gegen die kausale Seite des Vitalismus Bedenken. Ich will mich jetzt mit den hier in Frage kommenden Schriften auseinandersetzen versuchen, wobei ich den Autor, der in Sachen des Kausalen mein Gegner ist, besonders eingehend behandeln werde.

c₁) Heuß.

In einer gründlichen, wohldurchdachten Schrift²³ hat Eugen Heuß jüngst zu meiner Lehre von der Autonomie des Lebendigen Stellung genommen. Diese

Schrift gehört zu den wenigen über den Gegenstand, die meine Lehre richtig wiedergeben. Daher sei mir eine Auseinandersetzung mit ihr gestattet, die gerade deshalb fruchtbar werden kann, weil wir im Wichtigsten auf gleichem Boden stehen: Heuß nämlich nimmt die Autonomie des Organischen als durchaus erwiesen an; meinen Entelechiebegriff aber lehnt er ab. Es wird sich also darum handeln, ob ein Vitalismus ohne das, was, wie im Vorstehenden erörtert wurde, der Begriff der „Entelechie“ zum Ausdruck bringen will, möglich ist, wobei es auf dieses Wort selbstverständlich nicht ankommt. —

Ich beginne mit der Erörterung einiger Nebendinge, in denen ich von Heuß abweiche:

Ich selbst würde meine Lehre nicht als „rationale“ Biologie bezeichnen (10), denn im philosophischen Sinne „rational“ nenne ich nur eine Doktrin, die ihre Einzelaussagen a priori aus einem Begriff heraus entwickeln zu können behauptet. In diesem Sinne allein verwendet ja auch Kant dieses Wort, während Heuß im Grunde die Begriffe „rational“ und „kausal“ einander gleichsetzt (10).

Daß mir das Leben ein „Epiphänomen“ sei (11), kann ich nicht zugeben; jedenfalls dann nicht, wenn dieses Wort in dem üblichen Sinne, also in dem, in welchem es z. B. bei einer gewissen Abart des psycho-physischen Parallelismus eine Rolle spielt, genommen wird. Die organischen Phänomene sind meiner Ansicht nach Wirkungen. Heuß versteht mich ja auch in diesem Sinne. Aber dann paßt das Wort „Epiphänomen“ doch wohl nicht. Daß Heuß sachlich die Lebensphänomene überhaupt nicht als „Wirkungen“ gelten läßt, wovon zu reden sein wird, kommt hier ja nicht in Frage.

Auch möchte ich meine Lehre nicht als „transzendent“, nicht als von einer „anderen Welt“ (12) redend bezeichnen, da ich den Ausdruck „transzendent“ nur im Sinne einer Lehre vom Ding an sich verwende. Als Wissenschaftsgebilde bleibt meine Lehre einschließlich des Entelechiebegriffs durchaus im Rahmen der empirischen Wirk-

lichkeit, ebenso wie eine Theorie im Gebiet der theoretischen Physik; davon wird noch einmal zu reden sein.

Doch das sind, wie gesagt, Nebendinge, vielleicht nur Wortfragen. Gehen wir über zur Hauptsache:

Die Polemik von Heuß gegen meinen Begriff der Entelechie ruht, wie ich ihn verstehe, auf vier Grundthesen:

Erstens: Es gibt keine „seinssetzende Kraft des Denkens“ (47).

Zweitens: Das harmonisch-aequipotentielle System ist ein „abstraktes Gebilde“ (57), das „wesentliche Wirklichkeitsseiten wegläßt“ (59).

Drittens: Empirisch vorgefunden sind „Zellsysteme als biologische Einheiten“ (60); sie sind nicht weiter auflösbar und die Formbildung ist daher überhaupt „nicht weiter auflösbar“ (65).

Viertens: Die biologische Forschung hat nicht nur „andere als mechanische Gesetzmäßigkeiten aufgedeckt“, sondern auch „Grundverhältnisse sichtbar gemacht, die in der Sprache der Kausalität nicht formulierbar sind“ (81).

Was die „seinssetzende Kraft des Denkens“ angeht, so gehe ich durchaus mit Heuß in der Überzeugung einig, daß allerdings metaphysische, d. h. „an sich“ seiende Entia, nicht „setzbar“ sind (sondern nur hypothetisch vermutbar). Eben deshalb lehne ich jede echt rationale Philosophie und für meine Biologie sogar, wie oben gesagt ward, schon den bloßen Namen „rational“ ab.

Aber im empirischen Sinne des Wortes „sein“, und um den allein handelt es sich hier, werden doch von allen Wissenschaften unbekümmert Entia „gesetzt“, wenn das Kausalpostulat es erfordert. „Setzen“ aber heißt hier: als notwendigerweise da seiend, und zwar raumzeitlich spezifiziert, einführen, auch wenn das in Rede stehende Seiende nicht irgendwie als solches „wahrgenommen“ ist, sondern lediglich aus gewissen Geschehnissen, die eben sonst nicht „Wirkungen“, also ursachlos, sein würden, erschlossen wurde, und zwar auf der Basis dessen, was Heuß

(30) mit Recht „Mitsetzungslogik“ nennt. „*Nihil fit ex Nihilo*“, so heißt es hier.

Man denke an Begriffe wie „Potential“, „potentielle Energie“, „Affinität“, „Valenz“, „Entropie“ usw. im Rahmen der Physik. —

Heuß wirft mir vor, bei Schaffung des Begriffs des „harmonisch-aequipotentiellen Systems“, dessen Wesen er im übrigen richtig darstellt und auch in seiner Bedeutung für die Lehre von der organischen Autonomie durchaus würdigt, „wesentliche Wirklichkeitsseiten weggelassen“ zu haben (59).

Ich meine, gerade im Gegenteil, daß ich das Wesentliche aus für die Grundfrage unwesentlichen Sachverhalten heraus hob. Die Zellen eines solchen Systems sind ja sicherlich oft — (freilich nicht da, wo, wie etwa bei der Reparation der Aszidien, Reservezellen arbeiten) — dem äußeren Habitus nach, also histologisch, unter sich verschieden. Aber nach Maßgabe dessen, was sie leisten können, wenn Reparation einzusetzen hat, sind sie nicht unter sich verschieden, und darauf allein kommt es hier doch theoretisch an: auf die Analyse dieses „Könnens“ gründet sich ja gerade die Einsicht in die Unmöglichkeit einer präformierten materiellen Struktur, also die Absage an den Mechanismus.

Das Wesentliche, das heißt eben die Unmöglichkeit einer vorgegebenen Struktur, gibt nun Heuß rückhaltlos zu: die Struktur „ist nicht von allem Anfang an“, sondern „wird erst im Werden“ (53).

Ich kann nicht zugeben, daß ich bei Schöpfung meiner „System“-begriffe, insonderheit des harmonisch-aequipotentiellen Systems, anders vorgegangen bin als es im Rahmen jeder Wissenschaft, etwa der Thermodynamik oder der Potentialtheorie, üblich ist. —

Mit der Polemik gegen meine System-begriffe hängt bei Heuß eng die Forderung zusammen, daß der theoretisierende Forscher sich an das „Vorgefundene“ zu halten und dieses als nicht weiter auflösbar hinzunehmen habe. Das aber seien biologisch „Zellensysteme“ (60), „Keimbezirke“,

„Wachstumszonen“ (35), die sich in bestimmter Weise verhalten.

Daß der Biologe von der Erfassung solcher „Zellensysteme“ ausgeht, daß er sie als solche zunächst einmal aus der Gesamtheit des ihm zur Untersuchung Vorliegenden aussondert, ist selbstverständlich zuzugeben.

Aber das ist doch nur ein erster Schritt!

Wie geht denn, beispielsweise, der Geologe vor?

Er findet auf der Erdoberfläche gewisse zusammengesetzte Gebilde von Bergform, die sich von anderen Bergen recht wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie Dämpfe und heißes flüssiges Gestein ausscheiden. Er faßt sie unter dem Namen „Vulkane“ zusammen.

Aber er bleibt nun doch nicht bei diesem „Vorgefundenen“. Woher kommt es, daß diese Berge sich in so besonderer Weise verhalten? — so fragt er. Wie können wir das Geschehen an ihnen „verstehen“? Können wir dieses Geschehen etwa auflösen in Einzelgeschehnisse, deren jedes wir seiner Gesetzmäßigkeit nach schon kennen? Diese Fragen werden dann bis zu einem gewissen Grade positiv beantwortet.

Mit der Erscheinung, welche „Gewitter“ heißt, ist es ebenso. Auch hier beruhigt man sich nicht bei dem „Vorgefundenen“, sondern löst es in Einzelheiten auf und sucht die Gesamtheit des so Aufgelösten zu „verstehen“, *intimkausal* zu verstehen.

Darf nun der Biologe sich bei jenen „vorgefundenen“ Zell-Gesamtheiten, die ein so seltsames Verhalten im Strome des Geschehens zeigen, beruhigen? Es handelt sich doch jedenfalls um *zusammengesetzte* Gebilde, deren Bestandteile ohne weiteres festgestellt werden können. Und das Geschehen, das sich an ihnen zeigt, ist auch aus lauter Einzelgeschehnissen *zusammengesetzt*: aus Vorgängen des Wachstums, der Verlagerung, der histologischen Differenzierung, die bald hier an dem zusammengesetzten Gebilde vor sich gehen, bald dort. Und, was besonders auffällt, diese Vorgänge können nach Störungen des Gebildes „regulatorisch“, wie man sagt, an *anderen* Orten als den „nor-

malen“ geschehen, wobei seltsamerweise immer ein dem Typus, nicht den absoluten Maßen, nach gleiches Endgebilde herauskommt.

Wie läßt sich diese Gesamtheit des Einzelnen, ja, wie läßt sich jede Einzelheit in dieser Gesamtheit „verstehen“? Wie läßt es sich verstehen, daß hier, um Heuß' eigene Worte zu gebrauchen (53), „Struktur nicht von allem Anfang an ist, sondern Festgelegtheit auf eine bestimmte Werderichtung im Werden erst wird“? Läßt sich das alles zurückführen auf etwas, was man schon kennt, wie bei den Vulkanen und Gewittern? Oder nicht? Und was heißt es, wenn es sich, wie Heuß ja zugibt, nicht auf schon Bekanntes zurückführen, nicht als „Fall“ einer bekannten „Klasse“ darstellen läßt?

Wer diese Fragen nicht stellt, wer sich bei dem „Vorgefundenen“ beruhigt, der bricht die wissenschaftliche Untersuchung doch offenbar an zu früher Stelle ab!

Werden, Geschehen steht ja doch in Frage. Werden aber muß einen Grund haben, und zwar einen Werdegrund, d. h. einen Grund in früherem Werden unter Berücksichtigung der obwaltenden „Bedingungen“.

Fassen wir ein anderes, schon oben von uns genanntes biologisches Geschehnis ins Auge als das an unseren „Systemen“ statthabende Formbildungsgeschehen: das Sterben.

Da gibt es auch etwas „Vorgefundenes“, eine sehr tiefgreifende „Vorfingung“ sogar: die Leiche.

Dürfen wir uns angesichts ihrer beruhigen bei dem „schlichten Feststellen, daß von dem Moment an, da die Lebensvorgänge aufhören, Zerfallsprozesse einsetzen“? (158). Soll es da wirklich, wie Heuß meint, unerlaubt sein, von „Wirkungen auf ein materielles System“ zu reden, beziehungsweise von ihrem Wegfall? —

Wir gelangen endlich zur Erörterung derjenigen Aussage von Heuß, die gewissermaßen den Abschluß seiner Kritik des Vitalismus bildet, nämlich der Behauptung, daß es „zu den Ermittlungen biologischer Forschung nicht bloß gehört, andere als mechanische Gesetzmäßigkeiten aufgedeckt zu

haben, sondern daß auch das ihnen zugerechnet werden muß, Grundverhältnisse sichtbar gemacht zu haben, die in der Sprache der Kausalität nicht formulierbar sind“²⁴ (81).

Man fragt sich angesichts dieses Satzes: Wenn nicht in der Sprache der Kausalität, in welcher Sprache denn? Die Formbildungsphänomene sollen keine „Folgephänomene“, keine „Effekte“ sein (43). Aber was sind sie dann?

Auf diese Frage aber bleibt Heuß die Antwort schuldig; und er muß sie wohl schuldig bleiben, da eben nicht einzusehen ist, welche andere „Sprache“ als die kausale angesichts von Tatbeständen, bei denen es sich offenkundig um Geschehen und Werden handelt, für die Leistung, die hier vollzogen werden muß, nämlich eine Verknüpfung des Werdens in sich zu erzielen, denn überhaupt in Betracht kommen könnte²⁵.

Daß der von mir „Ganzheitswerdebestimmer“ genannte Faktor, also meine Entelechie und ihre Dynamik, „nicht verifizierbar“ sei, ist hier Heuß wohl die Hauptsache (81).

Nun weiß ich es selbst und habe es oft gesagt, daß Entelechie nicht als solche und nicht in ihrem Wirken, sondern nur aus ihren Wirkungen kennbar ist, daß wißbar nur ist, daß eben Etwas, und zwar ein kausales Etwas, da sein müsse, wenn die Vorgänge der Formbildung auch nur schematisch „verstanden“ werden sollen.

Hier mit dem Fragen aufhören und das in Rede stehende Geschehen als „nicht ableitbar“ bezeichnen (65), heißt einfach verzichten und bedeutet nicht etwa den Ersatz der Kausalität durch irgendeine andere „Sprache“.

Freilich — mit bloßer Setzung des Begriffs „Entelechie“ als einer intensiven Mannigfaltigkeit von der Form einer „Ganzheit“ ist es nicht getan. Das hieße auf dem Standpunkt des „klassischen“ Platon und seiner starren Ideenlehre beharren. Platon aber hat den Mangel seiner „klassischen“ Lehre bekanntlich im Alter selbst erkannt und den „Demiurgos“ im *Timaios* eingeführt.

Ich selbst habe ja aber, wie auch oben ausgeführt

wurde, dem kausalen Postulat dadurch durchaus Rechnung getragen, daß ich *Actus* und *Potentia* in der Entelechie unterscheide und lehre, die Entelechie könne, der jeweiligen Sachlage, durch die sie „affiziert“ werde, entsprechend, bald diese, bald jene Seite ihrer intensiven Mannigfaltigkeit aus dem Potenz- in den Actus-Zustand übergehen lassen. So, nur so, erhält man die zum Verständnis des jeweiligen Einzelgeschehnisses im Reich des Organischen notwendigen einzelnen kausalen Faktoren, über die dann weitere Hypothesen, wie sie oben kurz geschildert wurden, möglich sind.

Alles liegt wirklich nicht grundsätzlich, sondern nur der Komplikation des Sachverhalts nach anders als da, wo der Physiker von „potentieller Energie“ spricht, die er ja auch nicht als solche „verifizieren“, d. h. anschaulich machen, kann, von deren Dasein er aber überzeugt ist.

Natürlich kann man vor der Inangriffnahme dieser Fragen stehenbleiben. Aber dann bleibt man eben stehen! Angesichts der wissenschaftlichen Behandlung des Geschehens an Vulkanen und Gewittern tut das kein Mensch. Weshalb sollte es im Bereich der Formbildung auf der Basis hormonischer Systeme geschehen, bei der es sich doch auch ganz offensichtlich um ein Geschehen an einem zusammengesetzten Gebilde, das nach Auflösung geradezu verlangt, handelt? Struktur „wird im Werden“, sagt Heuß — was macht sie „werden“?, so muß unweigerlich gefragt werden. —

Heuß scheint eine Abneigung gegen alles Kausale, trete es ihm in mechanischer oder in vitaler Form vor Augen, deshalb zu haben, weil er in ihm letzthin ein „Instrument der Macht“ (121) sieht. Diesen pragmatischen und utilitaristischen Charakter alles Kausalen verabscheut er geradezu.

Darauf nun kann nur gesagt werden, daß der echte theoretische Forscher, wenn er kausal arbeitet, an nichts weniger denkt als an „Macht“ oder an ein „Beherrschen der Natur“; wenn er auch vielleicht aus Erfahrung weiß, daß kausale Forschungsergebnisse solche Beherrschungs-

und Machtfolgen haben können. Ihn als Theoretiker gehen sie nichts an; ja, sie sind ihm wohl gar im höchsten Grade antipathisch. Sind doch übrigens tatsächlich die Typen des Theoretikers und des Technikers stets auf verschiedene Menschen verteilt gewesen. Nicht Faraday, Maxwell, Hertz haben die drahtlose Telegraphie erfunden, sondern Marconi. —

Heuß wirft an mehreren Stellen dem entelechialen Vitalismus vor, daß er davon ausgehe, organische Gebilde seien materielle Gebilde, zu denen dann, auf daß sie in ihrem Gebahren verständlich werden, etwas Fremdes, Nichtmaterielles hinzukommen müsse (24, 153 und sonst).

Aber sind sie denn nicht sicherlich auch „materiell“? Wiegt nicht jedes Ei bestimmte Milli-, jeder Mensch bestimmte Kilogramm? Können Ei und Mensch nicht stoßen und gestoßen werden?

Ganz sicherlich ist alles Organische auch materiell. Ja, der unbefangene Biologe nimmt, wie wir wissen, ein organisches Gebilde im Anfang seiner Arbeit lediglich als „materielles System in Veränderung“, muß es nehmen als Materie, „an“ oder „mit“ der etwas geschieht, um dann freilich, wenn er nach der Gesetzmäßigkeit der Veränderung fragt, zur grundsätzlichen Abgrenzung der organischen materiellen Systeme gegen die nichtorganischen zu gelangen. Das „Auch“-Materiell-sein der lebendigen Systeme bedeutet, so erkennt der Biologe, kein „Nur“-Materiell-sein. „Nur“-materiell ist der Organismus als „Leiche“, die sich eben durch das Fehlen eines Etwas, und zwar eines kausalen Etwas, vom lebendigen Organismus unterscheidet. Im Leben ist dieses Etwas mit dem Materiellen zu einer Einheit zusammengeschlossen: aber gerade die Existenz der Leiche zeigt, daß es ein vom Materiellen abtrennbares Etwas ist.

Sagen wir am Schlusse das Wesentlichste noch einmal mit anderen Worten:

Wer, wie ja auch Heuß, auf Grund der Tatsachen von der Unrichtigkeit des biologischen Mechanismus überzeugt ist, der „Vitalist“ also, behauptet ja doch, daß ein bestimmter ins Auge gefaßter materieller Bestandteil des Organis-

mus sich im Leben anders verhält als in der Leiche, daß aber dieses Anderssein des Verhaltens nicht durch Wirkungen von anderen materiellen Teilen erklärbar ist. Das ist geradezu der Ursatz alles Vitalismus, bei dem es auf eine nähere Bestimmung des „Wie“ zunächst noch gar nicht ankommt.

Der Ursatz gilt von jeder einzelnen Veränderung jedes materiellen Teiles. Jede einzelne solche Veränderung ist ja im Leben anders, als sie an der Leiche wäre, und ist andererseits in jedem einzelnen „beliebig“ hergestellten Experimentalfalle jeweils spezifisch: sie wäre anders, wäre der Experimentalfall ein anderer; und erst recht wäre sie an der Leiche anders. Es handelt sich also darum, diese Verhaltensveränderung zu verstehen. Wie aber könnte das geschehen, wenn nicht „kausal“, d. h. so, daß eben das Eingreifen eines nicht-mechanischen Faktors in das gesamte Werdegetriebe hinein für die jeweilige Veränderung des Verhaltens des Einzelnen verantwortlich ist, eines Faktors, der selbstverständlich seinerseits von der jeweiligen materiellen Situation her Wirkungen erfahren, d. h. „affiziert“ werden muß? Diesem Ursatz kann meines Erachtens kein Denker auf dem Boden des Vitalismus entgehen.

Ein zweiter Schritt erst sagt ihm dann, daß das viele Einzelne im Rahmen des Nicht-mechanischen irgendwie in sich kohärent ist — denn es kommt ja immer das „Ganze“ heraus; und ein dritter tastender Schritt läßt ihn des Näheren das „Wie“ des jeweiligen Eingreifens einer aus Einzelheiten bestehenden, aber in sich kohärenten, mit „actus“ und „potentia“ begabten, intensiven Mannigfaltigkeit vermutungsweise bestimmen.

Ich sehe nichts, was im Rahmen dieser Gedanken logisch illegitim wäre. Werden wird hier mit Werden verknüpft, wie der Kausalsatz es fordert: Materienveränderung affiziert Entelechie, deren Veränderung mit Rücksicht auf die Verwandlung von Potenz in Aktualität verändert das Verhalten der Materie.

Läßt man solche Gedanken nicht zu, so bedeutet das meines Erachtens lediglich einen zu frühen Verzicht des Denkens.

c₂) May, Wenzl, Mittasch.

Außer Heuß haben in der letzten Zeit noch drei Autoren zum Vitalismusproblem Stellung genommen, May, Mittasch und Wenzl, und zwar sämtlich in einem der vitalistischen Lehre günstigen Sinne. Allen ist auch gemeinsam, daß sie, im Unterschiede von Heuß, die Notwendigkeit betonen, einen besonderen kausalen Faktor zum Verständnis der in Rede stehenden Tatsachen einzuführen.

May²⁶ geht zwar nicht im Einzelnen auf diesen Punkt ein, da seine eigentliche Absicht die ist, zu zeigen, daß das Vitalismusproblem nicht durch eine Art von Kompromiß beiseite geschoben werden könne, wie das Bertalanffy sowie Smuts, Haldane und A. Meyer mit ihrem „Holismus“ versucht haben. Ein Drittes, das neben Mechanismus und Vitalismus stünde, gibt es hier eben nicht, wobei von May mit Recht jede Lehre „mechanistisch“ genannt wird, die „aus dem rein-räumlichen und raumzeitlichen Sosein der Teile eines Gefüges das Sosein des Gefüges als solches abzuleiten“ versucht (378). Im Anorganischen gelänge das grundsätzlich immer, auch im Rahmen der Chemie, und zwar sogar, wenn auch etwas gewaltsam, auf klassisch mechanischem Boden (380); im Reiche des Organischen aber versagt dieser „Trick“ stets, und zwar „gerade an den entscheidenden Stellen“ (392).

Was aber das uns hier allein interessierende Sonderproblem angehe, ob man nicht, „wenn die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen Belebtem und Unbelebtem einmal zugegeben ist, weitergehen muß, um nicht in der positivistischen Lässigkeit und Müdigkeit (K. Hildebrandt) zu verharren“, ob man also nicht, mit anderen Worten, „die Frage nach der Zulässigkeit des Vitalfaktors, der das Andersartige, das Neue, bewirkt“, zum mindesten aufzurufen gezwungen sei, so könne, sagt May mit Recht, die Berechtigung dieses Problems von keinem, der die Überbrückungsversuche ablehnt, abgewiesen werden (398). Der kausale Vitalismus ist also nach May durchaus berechtigt.

Wenzl redet geradezu (18) von der „unausweichlichen

Frage nach dem ganzmachenden Faktor, dem Träger der Führung und Gestaltungskraft“²⁷. Entelechie sei „nicht ein willkürlicher und nicht ein erschlichener, sondern ein geforderter und ein sich aufdrängender Begriff“. Zwischen Mechanismus und Vitalismus im Sinne der Entelechielehre „gibt es eben kein drittes“; es gibt keine „Zwischenlösung“, wie Organismiker und Holisten sie gern haben möchten.

Mittaschs Lehre²⁸ gipfelt in der Annahme einer „Rangordnung der Kausalität, einer Stufenfolge von Kausalismen niederer und höherer Art“, von atomphysikalischer Kausalität geht es über Chemie, Katalyse, Entelechie bis zum bewußten Willen.

Das Wort „Mechanismus“ will Mittasch abschaffen, da es im eigentlichen klassischen Sinne schon auf die anorganische Welt nicht passe. Das ist wohl nur eine Wortfrage. Ich verweise auf meine eigene und auf Mays oben berichtete Definition des Mechanismus und gebe im übrigen zu bedenken, daß Dingler²⁹, May u. a. sogar eine Auflösung der anorganischen Geschehnisse in klassische Mechanik nicht für grundsätzlich unmöglich halten.

Was uns hier angeht, ist allein das Bekenntnis von Mittasch zu einem kausalen Vitalismus. Von jenem Etwas, das ich Entelechie nenne, sagt er ausdrücklich: „Es veranlaßt und stößt an, es richtet und steuert, es reguliert und formt; meist auch: es denkt und will“ (G. 80). Das ist für die Vitalismusfrage das allein Bedeutsame, so daß für uns die Frage, ob nicht im Anorganischen das Kausalitätsproblem vielleicht doch eine sozusagen monistische Lösung im Sinne echter Mechanik wenigstens grundsätzlich finden könne, beiseite gelassen werden kann.

Was den Begriff „Ganzheit“ angeht, so nennt Mittasch auch den Atomkern, das Gesamatom, die Molekel, die Makromolekel Ganzheiten. Ich selbst würde hier, wie auch angesichts der Sonnensysteme, von „Wohlordnung“ oder von „dynamischem Gleichgewicht“ und seinen durchaus „mechanistischen“ Regulationen im Falle der Entnahme eines Bestandteils reden³⁰, ebenso wie angesichts der „Gestalten“ Köhlers³¹. Durch die Worte „merogene“ und

„hologene“ Ganzheit habe ich den Unterschied zwischen Wohlordnung und echter Ganzheit jüngst³² ausgedrückt. Da nun aber Mittasch, obwohl er das Wort „Ganzheit“ auf Gebilde verwendet, denen ich es nicht zubilligen würde, die Vitalkausalität als neue Kausalitätsart, den anorganischen Kausalismen gegenüber, anerkennt, so liegt auch hier weniger eine Sach- als eine Wortdifferenz zwischen Mittasch und meiner Lehre vor.

„Jedes Stoffteilchen ist beim Leben im Grunde nur zu Gast“, sagt Mittasch (K. 115), während man sich beim Kristall „noch einigermaßen vorstellen kann, daß die Ordnung am Stoff haftet“. Diese Worte zeigen, daß eine Sachdifferenz tieferer Art zwischen uns nicht besteht.

Nicht ganz klar ist mir geworden, wie sich Mittasch das Eingreifen der vitalen Kausalität in die Kausalismen niederer Ordnung denkt, ein Problem, das, wenigstens schematisch, in meiner „Philosophie des Organischen“³³ eingehend und in einem früheren Abschnitt dieses Aufsatzes kurz behandelt wurde.

Die Möglichkeit, eine Pyramide der Kausalismen aufzubauen, ergebe sich, sagt Mittasch, aus der Tatsache, „daß auf jeder mittleren Ebene Unbestimmtheiten oder Halbbestimmtheiten bestehen geblieben und Freiheiten offen gelassen sind, die erst durch Beziehungen nach oben und unten hin zu Vollbestimmtheiten werden“ (K. 112). Es existieren „Freiheiten und Unbestimmtheiten zugunsten höherer Instanzen“ (K. 113); „höhere Anstoß- und Richtungskausalismen greifen in die Freiheiten und «Trägheiten» niederer Ebenen ein“ (G. 79).

Was bedeutet hier das Wort „Freiheit“, das bekanntlich unter anderem in der Phasenlehre eine so große Rolle spielt?

Mittasch weist auf den von Heisenberg gelehrten Indeterminismus bezüglich des Ortes und Impulses eines Elektrons hin. Da ich selbst in diesem Indeterminismus nicht eine (im empirischen Sinne) objektive, sondern nur eine subjektive Angelegenheit sehe, also keine Unbestimmtheit, sondern nur eine, vielleicht radikale, Unbestimm-

barkeit³⁴, so scheint er mir für das vitalistische Problem nicht in Frage zu kommen.

Im Rahmen unserer Auffassung kann „Freiheit“ daher nur soviel wie „Möglichkeit des Sich-verändern-, bzw. Sich-bewegen-Könnens“ bedeuten, und diese Freiheit kann verschiedene Grade haben, wie denn z. B. ein materieller Punkt, der gezwungen ist, sich auf einer gegebenen Fläche zu bewegen, also nicht aus ihr heraustreten kann, sich auf dieser Ebene aber in jeder Richtung zu bewegen imstande ist, eine „Freiheit“, verbunden mit einer ganz bestimmten Einschränkung dieser Freiheit besitzt.

Ein isolierter Massenpunkt im Raum hätte die „Freiheit“, sich in unendlich vielen Richtungen mit unendlich abgestuften Geschwindigkeiten zu bewegen.

Nun aber kommt die meiner Überzeugung nach ganz radikale Zwiespältigkeit zwischen anorganischer Natur und organischer Natur auf den Plan: Im anorganischen Reiche wird, und zwar auf jedem seiner einzelnen Felder, dem klassisch-mechanischen, dem atomphysikalischen, dem chemischen, dem kolloidchemischen, dem katalytischen, dem kristallographischen, die „Freiheit“ eingeschränkt durch Struktur, d. h. von anderem Materiellen her, das bestimmte Lage und Geschwindigkeit besitzt; im organischen Reiche erfolgt die Freiheits-einschränkung anders, wenn auch über dieses „Anderssein“ im Grunde nur bekannt ist, daß „Struktur“ in dem soeben definierten Sinne nicht in Frage kommt und alles Nähere der Hypothesenbildung überlassen bleibt.

So glaube ich Mittaschs Lehre auffassen zu können. Träfe ich seine Lehre damit in seinem Sinne richtig, so würde, wenigstens was die Vitalismusfrage angeht, kein wesentlicher Unterschied zwischen uns bestehen, abgesehen davon, daß ich des Näheren auszuführen versuche, welcher besonderen Wege sich das Vitalagens zur Durchführung seiner Freiheitsbeschränkung bedient.

c₃) Zusammenfassung.

Am Beschlusse dieses Abschnittes fassen wir die Stellung unserer eigenen vitalistischen Lehre zu anderen Lösungsversuchen des biologischen Zentralproblems kurz zusammen:

Die Lehre von Heuß, daß der theoretische Biologe sich mit gewissen experimental ermittelten Gegebenheiten, wie z. B. den harmonisch-aequipotentiellen Zellsystemen, begnügen müsse, daß es aber wissenschaftlich illegitim sei, die Analyse in kausaler Richtung weiterzuführen und so zum Entelechiebegriffe oder einem ihm ähnlichen kausalen Begriff zu gelangen, entbehrt der Begründung. Hier wird von Heuß vorzeitig Verzicht geleistet.

Die Lehre Uexkülls vom „Plan“, so tieforschürfend sie auch ausgebaut und so umfassend sie auch begründet ist, schiebt das Problem an dem entscheidenden, d. h. dem kausalen Punkte beiseite, wenn auch eine hier etwa mögliche Lösung nicht, wie von Heuß, von vornherein als illegitim abgelehnt wird.

Bertalanffy und die Holisten Smuts, Haldane, A. Meyer, welche die Kraft zwischen Mechanismus und Vitalismus überbrücken zu können glauben, sehen, obwohl sie teleologisch denken, den Unterschied zwischen einer statischen und einer dynamischen Teleologie nicht scharf. Ihr letztes Wort muß uneingestandenmaßen doch wohl eine Maschinentheorie im Sinne von Julius Schultz sein.

May, Wendl und Mittasch erkennen die Notwendigkeit eines kausalen Vitalismus und billigen daher meinem Entelechie-begriff Berechtigung zu.

Das „Wie“ der hier in Rede stehenden Kausalität zu erfassen, haben im Einzelnen, d. h. mit Bezug auf jeden einzelnen Akt in der geordneten Fülle der Ganzheitsgeschehnisse, nur E. v. Hartmann, der sich hier an Descartes anschließt, und ich selbst versucht, wobei ich mit mehr Formen des Möglichen arbeitete als v. Hartmann. Selbstverständlich sind meine Möglichkeitserwägungen Hypothesen.

d) Das phylogenetische Problem.

Wir kehren vom Gespräch mit anderen Denkern zu sachlichen Erörterungen zurück und beginnen mit einigen Worten über das phylogenetische Problem.

In ihm liegt uns nicht wie bisher das organische Individuum, sondern die Gesamtheit des Lebendigen in seiner Abwandlung in der Zeit vor.

Wie nun steht es mit der Kausalität im Rahmen des Überpersönlichen?

Als Negativum müssen wir da zunächst buchen, daß die Zufallstheorien, die sich an die Namen Lamarck und Darwin knüpfen, beide versagt haben; Vererbung erworbener Eigenschaften ist eine sehr zweifelhafte Sache; natürliche Zuchtwahl andererseits wirkt höchstens ausmerzend, nie schaffend.

Was wir, andererseits, aus der Lehre von den Mutationen über erbliche Formänderungen wissen, betrifft stets Äußerlichkeiten, nie das Wesentliche, das „Typische“.

Wir wissen also nicht, wie es phylogenetisch zugeht, ja wir werden das auch nie im eigentlichen Sinne „wissen“, und zwar aus dem Grunde, weil es „das Lebendige“ ja nur einmal gibt, nicht wie die Dinge, welche „Eiche“, „Frosch“, „Löwe“ heißen, in vielen Exemplaren, so daß die eigentliche Quelle sicheren empirischen Wissens, das Experiment, hier versiegt ist.

Hat nun die Phylogenie als überpersönlicher Ablauf eine „Ursache“? Bloß im Sinne eines dem Kausalitätspostulat zuliebe ersonnenen Schemas kann wohl von einer solchen geredet, kann der Begriff der „überpersönlichen Entelechie“ gesetzt werden. Man täusche sich aber nicht über seine Leere. Ebenso leer sind jedoch Setzungen wie der auf Bergsons *évolution créatrice* wohl zurückgehende von Lloyd Morgan geschaffene Begriff einer *emergent evolution*, einer „auftauchenden“ Entwicklung. Woher taucht sie auf? — wir wissen es nicht. Oder hätte sie keinen Urgrund, aus dem sie auftaucht? — Dann bliebe das Kausalitätspostulat unerfüllt. Das zweite lehrt Bergson, während L. Morgan diese Frage wohl offen läßt.

Wo man gar nichts weiß, ja wissen kann, da soll man das ruhig zugeben; und man soll, meine ich, auch zugeben, daß mit einer ursachlosen, also „freien“ Phylogenie, der ja nicht einmal das „Wesen“ eines überpersönlichen Faktors zugrunde liegen darf — (wovon später noch zu handeln sein wird) —, eigentlich nur gesagt wird: „Es gibt eben eine Stammesgeschichte.“

e) Die logische Rechtfertigung der Entelechielehre.

Als letzten Teil der Lehre von der Autonomie des Organischen nannte ich oben (S. 14) die logische Rechtfertigung des Begriffs „Entelechie“.

Wir wissen nun, daß Entelechie ein kausaler Begriff ist, daß er jedenfalls etwas bezeichnet, was eine kausale Seite hat, und so werden wir denn bei unserem Streben nach „Rechtfertigung“ auch auf den Begriff der Kausalität überhaupt wieder zurückzukommen haben, wenn wir auch damit beginnen werden, den besonderen Begriff der entelechialen Kausalität zu rechtfertigen, wobei betreffs der Kausalität überhaupt zunächst nur das vorausgesetzt zu werden braucht, was am Eingang dieser Studie über sie gesagt ward: daß Kausalität eine besondere Abwandlung des Urbegriffs „weil“ ist, daß sie das „weil“ im Rahmen des Werdens der empirischen Wirklichkeit ist, daß sie stets Werden mit Werden verknüpft³⁶.

Zu wiederholten Malen habe ich den Nachweis geführt, daß es nur vier und nicht mehr Formen der Kausalität geben kann, wenn, erstens, die Bedeutung der Werden mit Werden verknüpfenden Kausalität überhaupt als geklärt vorausgesetzt wird, und wenn, zweitens, darauf reflektiert wird, was wir hinsichtlich des Unterschiedes zwischen zwei zeitlich aufeinander folgenden Zuständen ein und desselben „Dinges“ als Möglichkeiten a priori zu erfassen imstande sind, wobei es vornehmlich auf Unterschiede der Mannigfaltigkeit, des Grades der Zusammengesetztheit ankommt.

Dieser Grad der Zusammengesetztheit bemißt sich nach

der Anzahl der in dem in Rede stehenden Dinge vorhandenen materiellen Letztteile („Elemente“) und nach der Anzahl der zwischen ihnen bestehenden verschiedenartigen Beziehungen. Je mehr verschiedene elementare Setzungen zur vollständigen Kennzeichnung des Zustandes eines Dinges in einem bestimmten Zeitpunkt erforderlich sind, um so „mannigfaltiger“ ist der Zustand dieses Dinges, wobei, wie gesagt, die Anzahl der Elemente und die Anzahl der verschiedenen zwischen ihnen bestehenden Beziehungen in Rechnung kommen.

Mit besonderer Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit eines Systems können wir nun die Quintessenz des Kausalpostulats in den Satz zusammenfassen:

Die Mannigfaltigkeit eines Systems kann sich im Laufe des Werdens nicht „von selbst“ erhöhen.

Auf meine ausführlichen Darstellungen verweisend, bringe ich hier nun nur das für die Rechtfertigung des Vitalismus Notwendige aus der auf die soeben genannten Voraussetzungen gegründeten Lehre von den möglichen Formen der Naturkausalität — (die psychische Kausalität als nicht zum Thema gehörig beiseite stellend).

Ein „Ding“, d. h. ein materielles System, habe zur Zeit t_1 den Zustand A_1 , zur Zeit t_2 den Zustand A_2 ; geht Zustand A_1 in Zustand A_2 über, so sagen wir, daß das Ding geworden ist. Zu diesem Werden zwischen den Zeiten t_1 und t_2 suchen wir als Ursache ein Werden zwischen den Zeiten t_0 und t_1 .

Da gibt es nun folgende, nur folgende Möglichkeiten, wobei immer vorausgesetzt ist, daß wir ein vollständiges lückenloses Wissen um die in Frage kommenden Zustände und Zustandsverschiedenheiten, die in Rede stehen, besitzen:

Erstens: Zustand A_2 ist reicher an Anzahl der materiellen Elemente als Zustand A_1 , und wir wissen — (so lautet ja die Voraussetzung) —, daß kein Element die Grenzen des Systems von außen her, im räumlichen Sinne des Wortes, passiert hat. Wäre dieser grundsätzlich als

erfahrbar denkbare Sachverhalt verwirklicht, und soll das Kausalitätspostulat gehalten werden, so muß eine Kausalitätsart eingeführt werden, die den Namen „Dingschöpfung“ verdienen würde. Man mag annehmen, daß da „Etwas“ aus dem Zustand der Nicht-Dingheit in den der Dingheit übergeht. Man mag die Sache auch anders wenden. Viel kommt praktisch deshalb nicht darauf an, weil, soviel wir wissen, Dingschöpfung nur eine „mögliche“, aber keine empirisch verwirklichte Kausalitätsform ist. Anders gesagt: es liegt zur Zeit keine Veranlassung vor, von Dingschöpfung zu reden. Parapsychologische Erfahrungen werden hier vielleicht einmal einen Wandel schaffen.

Zweitens: Unser System ist in der Zeitspanne t_1 bis t_2 und auch vorher in Ruhe gewesen, so daß sein Zustand also beharrlich war. Da beginnt zur Zeit t_2 plötzlich eine Veränderung an ihm, wobei wir aber wissen — (so lautet ja die Voraussetzung) —, daß kein Geschehnis das System von außen her, im räumlichen Sinne des Wortes, betraf, und daß es auch keine Vorrichtung in ihm gab, die etwa das Einsetzen einer Veränderung zur Zeit t_2 hätte zeitigen können. Wir wollen aber das Kausalitätspostulat halten. Da müssen wir einen besonderen Kausalitätsbegriff, den der „Veränderungsschöpfung“, insonderheit der „Bewegungsschöpfung“, einführen. Auch diese Kausalitätsform ist nur eine mögliche, eine grundsätzlich denkbare; verwirklicht ist sie, soviel wir wissen, nicht, so daß zu intimerer Analyse des Begriffs praktisch kein Grund vorliegt.

Drittens: Das in Rede stehende System hat sich in der Zeit zwischen t_1 und t_2 aus dem Zustand A_1 in den Zustand A_2 umgeformt. Dieses Werden ist aber in jeder seiner Einzelheiten auf eine Werdeeinzelheit in der Zeit von t_0 bis t_1 kausal zurückzubeziehen, sei es, daß diese Werdeeinzelheiten am System selbst erfolgten, sei es, daß sie von außen kamen; im letzteren Fall würde sich der Mannigfaltigkeitsgrad des Systems vielleicht erhöht haben. Man denke an das Bewegungsgetriebe von Billardkugeln, die auf einer sehr glatten Unterlage lange Zeit hin- und herrollen,

ehe sie zur Ruhe kommen: da wird immer einzelnes Werden an einzelnes Werden weitergegeben. Aber das ist auch der Fall, wenn von außen auf die eine oder die andere Kugel gestoßen wird; nur in diesem Fall tritt Mannigfaltigkeitserhöhung in dem von uns definierten Sinne ein. Wir nennen diese nicht bloß „mögliche“, sondern empirisch verwirklichte Kausalitätsart „Einzelheitskausalität“. Sie ist die Kausalitätsform der unbelebten Welt, die mechanische Kausalitätsform, im weitesten Sinne des Wortes. Der Begriff der „Resultante“, der „geometrischen Addition“, spielt in ihr eine große Rolle; in Zusammenhang damit der Satz vom „Parallelogramm der Kräfte“.

Viertens: Das in Rede stehende materielle System stand bis zum Zustand A_1 zur Zeit t_1 hin bereits im Werden, von der Zeit t_1 an, also bei seinem Übergange aus dem Zustand A_1 in den Zustand A_2 zeigt es aber eine Erhöhung des Grades seiner Mannigfaltigkeit in bezug auf die zwischen den materiellen Elementen bestehenden Relationen, und wir wissen — (so lautet ja die Voraussetzung) —, daß diese Erhöhung der Mannigfaltigkeit nicht von außen oder von einer im System selbst vorhandenen strukturellen Mannigfaltigkeit her induziert worden ist. Da müssen also, soll das Kausalitätspostulat gehalten werden, besondere, nicht von der Materie ausgehende mannigfaltigkeitserhöhende Faktoren gesetzt werden; denn sonst hätte sich ja der Mannigfaltigkeitsgrad des Systems „von selbst“ erhöht! Der praktisch wesentlichste Fall der hier sich betätigenden Kausalitätsform würde vorliegen, wenn eine summenhafte Verteilung von Elementen in eine Verteilung übergeht, die aus irgendeinem Grunde „ganz“ heißen darf. Wir reden daher von „Ganzheitskausalität“. Ihr Bereich ist die organische Welt; es handelt sich um das, was wir „entelechiäle“ Kausalität genannt haben. Sie hat sich als logisch a priori mögliche Kausalitätsart erwiesen. Insbesondere denke man hier noch einmal an die Differenzierung harmonisch-aequipotentieller Systeme: Da ist schon „Werden“, nämlich Stoffwechsel, bis zur Zeit t_1 , aber kein Werden eines höheren Grades von

Mannigfaltigkeit; alle Zellen sind einander *potentia* gleich. Zur Zeit t_1 jedoch setzt, auf Anlaß der Befruchtung oder ihres Ersatzes — (bei künstlicher Parthenogenese) — die Erhöhung der Mannigfaltigkeit ein und läuft, bis das Endganze des in Rede stehenden Systems verwirklicht ist. Eine diesem Geschehen zugrunde liegende Struktur ist aber nicht vorhanden.

Die vier möglichen Formen der Naturkausalität decken Alles, was an Erfahrungsinhalten hinsichtlich der zeitlichen Abfolge werdender Zustände möglich ist: Man mag sich der abenteuerlichsten Sachverhalte hier erinnern, wie sie uns ja dichterische Phantasie in Sagen und Märchen vorführt: unter eine der vier Kausalitätsformen müssen sie fallen — wenn überhaupt das Postulat der Kausalität gehalten werden soll.

4. Intime Analyse des Kausalitätsbegriffs.

Wir schreiten jetzt zu endgültigen Aussagen über den Kausalitätsbegriff als solchen, knüpfen also an die vorläufigen Aussagen des Eingangs dieser Schrift und an unseren kurzen historischen Exkurs an.

Kant hat, wie wir wissen, den Kausalitätsbegriff wie alle diese Kategorien aus den Urteilsformen „deduziert“, ein Verfahren, das er mit dem etwas seltsamen Namen einer „metaphysischen“ Deduktion, im Unterschiede von der „transzendentalen“ belegt. Sehr geistvoll bleibt dieses Vorgehen auch für den, der es, wie Schopenhauer und auch wir, nicht ohne Kritik annehmen kann. Ich selbst habe einmal³⁷ versucht, in kantischer Manier die Kategorie „Individualität“ oder „Ganzheit“ zu „deduzieren“, nämlich aus dem vollständig-konjunktiven Urteil, das die Form besitzt: S ist P_1 und P_2 und P_3 und . . . P_x . Das ist das Urteil der Definition, das Urteil, welches dem Subjekt alle seine Prädikate gibt. Mein Schluß ist dieser: Das Begriffspaar „Subjekt und Prädikat“ im einfachen kategorischen Urteil ergibt das Kategorienpaar „Substanz und Inhärenz“; „Vordersatz und Nachsatz“ im hypothetischen Urteil entsprechen „Ursache und Wirkung“; das vollständig-

konjunktive Urteil ergibt das Begriffspaar „Ganzes“ und „Teil“. Wird die Kausalitätskategorie mit der Individualitätstheorie gepaart, so ergibt sich Ganzheitskausalität. Die kantische Kategorie „Wechselwirkung“, schon von Schopenhauer als überflüssig erkannt, fällt, wie man sieht, auch in meinem System der Relationskategorien weg.

Man könnte in ähnlicher Weise versuchen, eine Kategorie „Teleologie“ aus Urteilen, die das Wort „damit“ enthalten, zu „deduzieren“.

Viel Gewicht lege ich selbst nicht auf diese Deduktionen, lege vielmehr, wie eingangs ausgeführt, das eigentliche Gewicht auf die in unmittelbar geschaute, nicht ableitbare oder definierbare Bedeutung des Wortes „weil“, die verschiedene „Umkleidungen“ verträgt.

Was aber bedeutet es nun eigentlich, wenn diese Bedeutung „weil“ in den Rahmen des Werdens sozusagen hineingeworfen wird, und so der Begriff der Kausalität erwächst?

„Voraussetzung der Möglichkeit der Erfahrung“ nennt Kant, wie alle seine Kategorien, so auch die Kategorie „Kausalität“.

Was heißt das? Heißt es, daß der Kausalitätssatz ein synthetisch-aprioristischer apodiktischer, keinem Zweifel Raum gebender Satz, also ein Axiom sei? Kant selbst nennt ihn „Postulat“; und ich denke, er hat Recht. Aber was heißt denn hier „Postulat“?

Axiome sind — trotz der „Metageometrie“ — die euklidischen Ursätze von der Geraden und der Parallele. Hier ist die, auch von Schopenhauer in diesem Sinne bewertete Leistung Kants restlos endgültig. Metageometrie ist ein fälschlich „Geometrie“ genannter Teil der allgemeinen Relationstheorie in unsachgemäßer Sprache⁸⁸: „der Raum“ ist eben euklidisch und dreidimensional. Man darf nicht, wie die Relativitätstheorie es tut, „den Raum“ mit etwas in ihm, etwa einem „Äther“, verwechseln.

Axiom im Sinne der Geometrie ist nun der Kausalitätssatz offensichtlich nicht. Wäre er es, so dürfte es das sogenannte „Freiheits“-problem nicht einmal als „Problem“

geben. Es ist aber als Problem sinnvoll, das heißt, es ist ausdenkbar, also logisch „möglich“, daß es ein Geschehen gäbe, welches nicht „Wirkung“, welches also ursachlos ist.

„Postulat“ sein heißt logischer Wunsch sein. Und in diesem Sinne ist Erfüllung des Kausalitätssatzes ein berechtigter logischer Wunsch: oft, sehr oft, finden wir diesen Satz geradezu unmittelbar erfüllt, in dem wir eben Wirkung und Ursache positiv nachweisen können. Auf Grund dieses Sachverhalts erfinden wir dann Ursachen auch da, wo sie nicht, sozusagen, gegeben sind — wie z. B. im Biologischen.

Wie aber steht es mit der Kausalität als einer „Voraussetzung der Möglichkeit der Erfahrung“ im Sinne Kants? Es dürfte nach unseren Anschauungen klar sein, daß dieses Wort die Kausalität nicht zu einer radikal unbezweifelbaren Angelegenheit, um deren Existenz a priori apodiktisch gewußt würde, machen darf; dann wäre sie eben Axiom. Jenes Wort von der „Voraussetzung der Möglichkeit“ darf nur heißen: „Erfahrung“ als Inbegriff der Zusammenhänge im Rahmen unserer Wissensinhalte um Natur ist allerdings nur „möglich“, wenn der Satz von der Kausalität gehalten wird. Aber vielleicht läßt er sich nicht halten: dann gäbe es eben, wenigstens in gewissen Bezirken, keine „Erfahrung“! Wir wollen jedoch, durch unsere kausalen Erfindungen, so tun, als ob es restlose Erfahrung gäbe.

Ganz ähnlich steht es übrigens mit gewissen besonderen Ausgestaltungen des reinen Kausalitätsbegriffs schon im Rahmen des anorganischen Geschehens. Wir haben da die sogenannte „analytische Mechanik“: sie ist das, was ich ein „antizipiertes Schema“ genannt habe³⁹, nämlich auch ein „logischer Wunsch“. Die Newtonschen *leges motus*, insbesondere den Satz vom Parallelogramm der Kräfte, „verstehen“ wir „a priori“ in dem Sinne, daß wir sagen dürfen: wäre dieser Satz erfüllt, so hätten wir ein Maximum an eindeutiger Ordnung vor uns — aber daß er empirisch erfüllt sein müsse, das wissen wir nicht „a priori“. Wir

freuen uns, daß er, wenigstens im Rahmen der Bewegungen grober Massen, erfüllt ist und nennen das mit Lotze eine „glückliche Tatsache“. Aber wir müßten uns zufrieden geben, wenn er nicht erfüllt wäre, wenn etwa ein Körper, der von zwei ungleich starken, aus verschiedener Richtung kommenden Kräften betroffen wird, nur dem Impuls, der von der stärkeren ausgeht, folgen würde. Als Naturgesetz ist also der Parallelogrammsatz, obschon er einen logischen Wunsch erfüllt, empirisch; sein „So-sein-müssen“ verstehen wir nicht.

In diesem Sinne empirisch ist nun aber auch die Verwirklichung des Kausalprinzips überhaupt, obwohl es sich hier in allerhöchstem Sinne um Erfüllung eines „logischen Wunsches“ handelt.

Hume hat also sachlich Recht, wenn wir auch Lücken in seiner Darlegung finden: bloß auf „Gewöhnung“ und „Erwartung“, wie er wollte, ruht der Kausalitätssatz nämlich nicht; und Hume sah auch das nicht, was wir „logischen Wunsch“ genannt haben. Aber daß die Erfüllung des Wunsches, also das Bestehen von Kausalität im Rahmen der erfahrungshaften Wirklichkeit empirisch ist, daß also diese Wirklichkeit sich anders verhalten könnte, als sie tut, das sah er.

Nicht hinreichend scheidet Hume zwischen dem bloßen Kausalverhältnis als solchem und dem auf dieses Verhältnis gegründeten Naturgesetz. Das sind aber offenbar zwei Dinge: das bloße Kausalverhältnis geht auf das jeweils einzelne Verhältnis zwischen zwei Geschehnissen: eben in diesem Verhältnis erfassen wir die Verwirklichung der Bedeutung „weil“ im Rahmen des Werdens oder erfinden sie, wenn wir sie nicht unmittelbar erfassen. Das kausale Naturgesetz aber geht auf viele gleiche oder doch ähnliche Fälle solcher Verkettung: daß es diese vielen Fälle gibt, oder doch — was allein wir wissen — gegeben hat, das ist hier hinzunehmen, das ist eine neue „glückliche Tatsache“ im Sinne Lotzes, die unserem Wunsch nach ordnungshafter Erfassung des Wirklichen außerordentlich entgegenkommt. Ob sie uns in Zukunft

entgegenkommen wird, das wissen wir nicht, das „glauben“ wir, das können wir nur „glauben“, wobei das Humesche Wort *belief* natürlich nicht mit *faith*, dem religiösen Glauben, verwechselt werden darf. Das „Glauben“, um das es sich für uns handelt, ist ein subjektives, bisher nie getäushtes Überzeugtsein: Bisher fiel jeder in die Höhe geworfene Körper, der schwerer als die Luft war; also wird er es wohl auch morgen tun. Aber dieses „also“ hängt an einem „wenn“: der Körper wird fallen, wenn morgen noch die Fallgesetze gelten, wenn es also eine Gleichförmigkeit des Naturverlaufs, eine *uniformity of the course of Nature* gibt, von der wir ein eigentliches „Wissen“ ganz und gar nicht haben können.

Das kantische Wort von der „Voraussetzung der Möglichkeit der Erfahrung“ können wir in dem Sinne, den wir ihm gegeben haben, auch hier wieder anwenden, aber nur in diesem Sinne, also so, daß wir sagen: ohne jenen *belief* wäre „Erfahrung“ eine recht fragwürdige Sache. Nicht aber darf es heißen: wir haben ein festes Wissen a priori, daß es jene Gleichförmigkeit des Naturverlaufs geben muß. Also wiederum: Postulat, nicht „Axiom“. —

Schopenhauer löst die Frage nach dem Ursprung des Kausalbegriffs in einer sehr einfachen, unseres Erachtens zu einfachen Weise. Die kantische Deduktion aus der Urteilstafel lehnt er, wie wir wissen, ab, ebenso die Lehre, daß die Wurzel der Kausalität im Willens- und im Widerstandserlebnis liege. Hier stimmt er mit Hume überein, während er andererseits, wie auch wir, dessen Lehre, daß das Kausalitätspostulat auf Gewöhnung und Erwartung beruhe, als unzureichend ablehnt.

Der Kausalitätsbegriff werde, so lehrt er, unmittelbar als solcher, also nicht als auf das Blatt des Werdens überschriebenes „weil“, erfaßt, und zwar vom Verstande, sei also, psychologisch gesprochen, unmittelbar „angeboren“. Seine erste Betätigung erfahre er da, wo Empfindungen auf etwas Äußeres, das eben ihre „Ursache“ sei, bezogen werden, was mit automatischer Notwendigkeit geschehe. Im übrigen muß freilich die Anwendung des Kau-

salbegriffs erlernt werden, diese Anwendung sei also eine Seite der Erfahrung, aber nur sie.

Es heißt im § 21 der „Vierfachen Wurzel“: Der Verstand faßt „*a priori*, d. i. vor aller Erfahrung (denn diese ist bis dahin noch nicht möglich), die gegebene Empfindung des Leibes als eine Wirkung auf (ein Wort, welches er allein versteht), die als solche nothwendig eine Ursache haben muß“. „Der Verstand (eine Funktion des Gehirns!) bringt seine einzige und alleinige Form, das Gesetz der Kausalität, in Anwendung.“ Ähnlich im § 4 des ersten Buches des Hauptwerkes: „Kausalität erkennen ist seine [des Verstandes] einzige Funktion, seine alleinige Kraft.“

Man sieht: Von einer Erfassung der Urbedeutung „weil“, die dann aus einem logischen Wunsche heraus, also nur postulatorisch, nicht axiomatisch, gleichsam versuchsweise auf das Werden bezogen wird —(wobei freilich der Wunsch unmittelbar oder durch Erfindung Erfüllung findet) — ist hier nicht die Rede.

Gewiß sieht, wie wir ausgeführt haben, Schopenhauer andere Formen seines „Satzes vom Grunde“ und behandelt sie eingehend, aber er sieht gleichsam erst in ihnen die Weil-Bedeutung und läßt sie nicht aus ihr entspringen, woher dann seine seltsame Verwendung des Begriffs „Wurzel“ stammt, von der an früherer Stelle die Rede war.

5. Das Freiheitsproblem.

Als wir den Kausalitätssatz ein „Postulat“, seine Erfüllung einen „logischen Wunsch“ nannten, bemerkten wir, daß jener Satz schon allein deshalb kein „Axiom“, d. h. kein dem Zweifel radikal entzogener Satz sein könne, weil das sogenannte Freiheitsproblem doch stets als sinnvolles Problem gegolten habe, was angesichts eines Axioms nicht möglich sei. Ich habe jenes Problem an anderem Ort⁴⁰ eingehend behandelt und, wie ich glaube, seine Unlösbarkeit dargetan; es lassen sich nur die „Pro's“ und die „Contra's“ gegeneinander abwägen.

Besonders scharf ist zu betonen: erstens, daß die

Frage nach „Freiheit“, d. h. nach Ursachlosigkeit, nur einen Sinn hat, wenn ein Geschehen im Rahmen der als seiend gesetzten Wirklichkeit, sei es der empirischen oder der absoluten, in Frage steht; zweitens, daß echte Freiheit scharf von einer „Wesensgemäßheit“, die oft fälschlich „Freiheit“ genannt wird, zu sondern sei; drittens, daß Spinoza, Kant und andere nur von eben dieser Wesensgemäßheit reden⁴¹, diese aber „Freiheit“ nennen.

Das unmittelbare Untersuchungsobjekt im Felde des Freiheitsproblems ist stets die menschliche Willensfreiheit, und auch diese nur als „Zulassungsfreiheit“. Mit anderen Worten: die Willenserlebnisse treten ihrem Inhalt nach sicherlich determiniert auf; fraglich ist nur, ob auch die Billigung oder Ablehnung ihrer Ausführung, ihres Übergangs in die Realität, das „Ja“ oder „Nein“ also, determiniert sei oder nicht.

Nun tritt freilich das Freiheitsproblem auch in seiner sozusagen kosmologischen Form auf, und in eben dieser steht es in engster Beziehung zum allgemeinen Vitalismus:

Wir haben gesagt⁴², daß das Kausalitätspostulat nirgends eine so rein schematische, so „leere“ Anwendung fände wie angesichts der Phylogenese. Da hat nun in der Tat Bergson Freiheit gelehrt: sein *élan vital* „wird“ in Freiheit, durch nichts, auch nicht durch ein zugrunde liegendes „Wesen“ (*essentia*) bestimmt: *il „se fait“*. Die sogenannte *emergent evolution* Lloyd Morgans meint wohl ähnliches. Eine Entscheidung ist, wie gesagt wurde, unmöglich.

Von besonderer Bedeutung ist nun angesichts des Freiheitsproblems für den, der die Möglichkeit einer echten Metaphysik zuläßt, wovon am Schlusse des Ganzen zu reden sein wird, noch dieses: Der kantische Gedanke, daß ein an sich Freies in Form eines determinierten Geschehensgetriebes „erscheinen“ möchte, ist logisch unmöglich, denn die allgemeinen Formen der Relation können im Ansich und im Felde der Erscheinung nicht verschieden sein. Wohl aber könnten determinierte und freie Phasen der Existenz

miteinander abwechseln. Solches meinte wohl Schopenhauer, wenn er lehrt, daß die Handlungen des Menschen während seiner irdischen Existenz determiniert seien, nämlich durch seinen für diese Existenzperiode einmal vorhandenen „intelligiblen Charakter“, daß aber ein bestimmter intelligibler Charakter für jede neue Existenzphase in Freiheit gleichsam angenommen werde.

Endlich noch Eines: Wer den phylogenetischen Prozeß „sich machen“, d. h. sich in Freiheit gestalten läßt, für den wird auch das personale, das embryologische Formgeschehen insonderheit, insofern ein „freies“, als es nun ja doch offenbar als „frei“ erscheinen muß, ob eben diese hier vorliegende personale Formausgestaltung sich im Rahmen der Formgestaltung der Eltern bewegt oder einen phylogenetischen Sprung macht. So käme also Freiheit in das personale Geschehen selbst hinein, eben weil dieses in die Kette des Phylogenetischen eingegliedert ist.

Ist die Frage nach Freiheit für das Gesamtproblem der Phylogenie unentscheidbar, so ist sie es natürlich auch mit Rücksicht auf die personale Embryologie, insofern als diese Vermittler des phylogenetischen Prozesses ist.

6. Konsequenzen der vitalistischen Lehre.

Es erscheint passend, am Beschlusse des Ganzen gewisse für die gesamte Philosophie sehr bedeutsame Folgerungen zu nennen, die sich aus der Lehre von der Kausalität, der Lehre von der Autonomie des Organischen und aus den Beziehungen zwischen Kausalitätsbegriff und Autonomielehre ergeben; auch sollen gewisse seltsame Rätsel, die aus dem kausalen Vitalismus erwachsen, durchaus nicht verschwiegen, sondern klar herausgearbeitet werden.

a) Die Abweisung des psycho-mechanischen Parallelismus.

An erster Stelle läßt der Vitalismus eine sehr bedeutsame Folgerung hinsichtlich einer Lehre zu, die in der Psychologie lange Zeit hindurch eine beherrschende Rolle gespielt hat, hinsichtlich der Lehre vom sogenannten psycho-physischen Parallelismus.

Die Wurzeln dieser Lehre liegen in der Metaphysik Spinozas, der die Welt der *extensio*, d. h. die Welt im Raum, und die Welt der *cogitatio*, die Welt des Geistes, einander durchaus entsprechen ließ, weil beide Welten Ausdrucksformen der Einen *Substantia*, und zwar, was wichtig ist anzumerken, vollständige Ausdrucksformen der Substanz seien. Es stehe in Frage, so sagt er, *una eademque res, sed duobus modis expressa*. Es geht, wie man sieht, hier auf die beiden Welten in ihrer Totalität.

Fechner hat wohl zuerst den spinozistischen Allparallelismus auf das psychologische, besser: das psychophysische Blatt überschrieben und das Getriebe des Gehirns für dasselbe wie das Getriebe des Seelisch-Geistigen erklärt. Es handle sich um ein und dieselbe Sache von zwei Seiten her angesehen, so wie man ja auch dieselbe Tasse von außen und von innen betrachten kann.

Wir wissen, daß sogar Schopenhauer gelegentlich Worte verwendet, die diesem Parallelismus Ausdruck zu verleihen scheinen, obwohl die in Rede stehende Hypothese schwerlich seine eigentliche Ansicht treffen dürfte.

Wundt und andere haben dann die parallelistische Lehre zu der lange Zeit herrschenden psycho-physischen Doktrin ausgestaltet, und zwar sehr ausdrücklich auf mechanistischem Boden, sei dieser Boden, was hier nicht in Frage kommt, metaphysisch oder im Sinne der „Erscheinungs“-lehre gefaßt. Die Mechanik des Hirns sollte „dasselbe“ sein wie das Spiel des Seelischen. Man sollte also besser von „psycho-mechanischem Parallelismus“ reden, denn ein solcher ist sicherlich gemeint und paßt ja auch allein in die so lange Zeit herrschende mechanistische Naturauffassung.

Der übliche Parallelismus läßt sich nun endgültig durch einen Vergleich des Baues und des Mannigfaltigkeitsgrades des Seelischen mit dem Bau und Mannigfaltigkeitsgrad des Mechanischen widerlegen, wie an anderem Orte⁴⁴ nachzulesen ist. Er wird aber auch widerlegt, wenn man aus dem Vitalismus als einer naturtheoretischen Lehre eine sich ohne weiteres ergebende Konsequenz zieht. Die Lehre von der

organischen Autonomie, soweit sie auf eine Analyse der koordinierten Bewegungen, insonderheit der „Handlung“, gegründet ist, zeigt ja eben, daß das hier in Frage kommende Hirn- und Nervengetriebe gar nicht von der „mechanischen“ Art ist. Was gar nicht da ist, kann aber nicht gut die „Parallele“ zu etwas Anderem sein!

An Stelle des „Parallelismus“ hat also eine bestimmte Form der Lehre von einer sogenannten „Wechselwirkung“ zu treten. Freilich bedarf dieser Begriff einer Erläuterung, die sich aus der Notwendigkeit, den Begriff eines „Seelisch-Unbewußten“ einzuführen, ergibt. Entelechie mag seelenartig heißen, bewußt-seelisch im Sinne meines unmittelbar gekannten Erlebens ist sie sicherlich nicht. Dreierlei Dinge sind biologisch stets in Rechnung zu ziehen: die Materie des Leibes, die unbewußte nicht-mechanische Entelechie und das bewußte Erleben des Ich. Und da ist dann das letzte Wort über das psycho-physische Problem auf vitalistischem Boden offenbar dieses: Wechselwirkung, hin und her, zwischen Leibesmaterie und Entelechie, aber Parallel-zuordnung zwischen dem Getriebe der unbewußten Entelechie und dem bewußten Erleben.

Eine solche Lehre ist jedenfalls möglich; ob sie endgültig ist, werden wir noch unter anderem Gesichtspunkt untersuchen. Nimmt man sie an, so landet man also ebenso, wie die alte Lehre es tat, bei einem „Parallelismus“ — aber ganz gewiß bei keinem psycho-„mechanischen“, sondern bei einem psycho-entelechialen!

Manche ältere Psychologen haben ihren Parallelismus im Sinne eines sogenannten „Epiphänomenalismus“ gefaßt: das bewußte Erleben sollte (als eine Art Luxus?), dem Getriebe der Hirnmechanik gleichsam aufsitzen. Auch den Begriff des „Aufsitzens“ könnte wohl die hier von uns skizzierte Lehre übernehmen; freilich würde die Grundlage dieses Aufsitzens nicht die Mechanik des Gehirns sein, welche ja nicht existiert, sondern das immanente Getriebe der Entelechie.

b) Psychologische Konsequenzen embryologischer Versuche.

Wir werden alsbald an die hier gepflogenen Betrachtungen wieder anknüpfen, wenden uns aber zunächst einer anderen Konsequenz der vitalistischen Lehre zu, einer ganz unmittelbar naheliegenden Konsequenz, die aber, so viel ich sehe, von keinem in ihrer großen Bedeutung gewürdigt, ja, auch nur gesehen ist, mag diese „Bedeutung“ auch nur darin bestehen, daß hier ein großes Rätsel offenbart wird.

Es handelt sich hier im Grunde gar nicht um eine Folgerung aus der vitalistischen Theorie, sondern um eine ganz unmittelbare Folgerung aus den Ergebnissen der biologischen Experimente, auf denen die Theorie ruht:

Es ist oben geschildert worden, daß Trennung der beiden oder der vier ersten Furchungszellen voneinander zwei oder vier zwar verkleinerte, aber ganze Organismen ergibt. Andererseits kann man zwei Keime im Stadium von etwa tausend Zellen durch gewisse Mittel zur Verschmelzung bringen und erhält dann einen ganzen, abnorm großen Organismus, einen „Riesen“.

Diese Ergebnisse wurden oben biologisch gewertet und führten, durch andere ergänzt, zur Ablehnung der mechanistisch-strukturellen Präformationstheorie und damit zur Einsicht in die Autonomie des Organischen.

Aber die geschilderten Versuchsergebnisse haben nun auch eine psychologische Seite.

Denn die Organismen sind ja psychophysische Wesen!

Mag man vom psychischen Leben eines Seeigels oder eines Wassermolchs nicht viel halten: vom menschlichen Seelenleben hält man viel, und nur sozusagen praktische Umstände sind es ja doch, die ein Experimentieren am menschlichen Keim unmöglich machen. Dafür kommt uns aber die Natur entgegen: sie hat unser Experiment gemacht, wenn sie uns eineiige Zwillinge vor Augen führt.

Wie liegen die Dinge nun psychologisch angesichts unserer Versuchsergebnisse? Ein materielles System,

d. h. ein Ei, welches ungestört einen ganzen Organismus mit einem ihm zugeordneten seelischen Subjekt ergeben hätte, kann, durch Trennung der Furchungszellen voneinander, veranlaßt werden, zwei ganze Organismen mit zwei seelischen Subjekten zu liefern. Und umgekehrt: zwei Systeme, normalerweise auf die Lieferung von zwei ganzen Wesen mit zwei Seelensubjekten eingestellt, können, durch Verschmelzung, zur Lieferung eines Organismus mit einem ihm zugeordneten seelischen Subjekt veranlaßt werden.

Was heißt dieser Ersatz eines seelischen Subjekts durch zwei oder vier, oder, umgekehrt, zweier seelischer Subjekte durch Eines? Und was bedeutet erst, um auch das wenigstens kurz heranzuziehen, die Tatsache, daß gewisse niedere Tiere durch Zerstückelung zur Verwirklichung vieler psychophysischer Wesen, wo vorher nur eines war, veranlaßt werden?

Es muß an dieser Stelle genügen, das große Rätsel genannt und sein Auftreten als notwendige Konsequenz der biologischen Ergebnisse aufgezeigt zu haben; an anderem Orte⁴⁵ bin ich diesen Fragen weiter nachgegangen — daß kein endgültiges Ergebnis in der Deutung dabei erzielt wurde, alles vielmehr im Bereich der Vermutungen und Möglichkeiten verbleiben mußte, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden.

c) Das „Ich“ und die „Seele“.

Sowohl durch unsere Bemerkungen über den psychophysischen Parallelismus als auch durch die soeben erörterten psychologischen Konsequenzen gewisser embryologischer Versuche ist ein Problem aufgerollt worden, das uns jetzt, als ebenfalls von der vitalistischen Theorie geboren, beschäftigen soll.

Die Diskussion über den psychophysischen Parallelismus endete mit der Bemerkung, daß wohl auch der Vitalist von einem psycho-physischen Parallelismus reden müsse, freilich nicht von einem psycho-mechanischen, sondern von einem solchen, dessen eine Parallele das Getriebe der un-

bewußten Entelechie, die ja doch ein Faktor der „Physis“ ist, dessen andere Parallele das bewußte Erleben des Ich sei.

Die aus den embryologischen Experimenten gezogene Folgerung nun gipfelte in dem Begriff des „seelischen Subjekts“ in einem zunächst noch unbestimmten Sinne des Wortes und stand vor dem Rätsel, wie denn an demselben materiellen System statt eines mehrere, statt mehrerer ein solches Subjekt auftreten könne.

Es geht, wie man sieht, um das Verhältnis des Ich-Subjekts mit seinem bewußten Erleben zum Seelisch-Unbewußten, und die Frage ist nun offenbar die, ob das Ich-Subjekt nur ein sich gleichsam selbst beleuchtender Teil des Unbewußten sei oder ein neben diesem stehendes besonderes *Ens*, eine Annahme, die den Organismus zu einem trialen, aus Ichheit, Seelisch-Unbewußtem und Materie bestehenden, nicht zu einem nur dualen Gebilde machen würde.

Ichheit geht Hand in Hand mit individueller, personaler Ausgestaltung der Form: wo n Personen, da n Iche. Neben dieser personalen Ausgestaltung des Organischen geht aber etwas Überpersonales einher: das Personale ist in Überpersonales gleichsam eingebettet. Denn wegen der Fortpflanzung und Vererbung ist das gesamte „Leben“ auf der Erde ein in sich kontinuierlicher Prozeß. Das Lebendige gibt es sozusagen in zwei Modifikationen, der personalen und der überpersonalen, und soweit die Formpersonalität in Frage steht, stammt sicherlich die personale Modifikation aus der überpersönlichen.

Stammt auch die personale Ichheit aus ihr oder ist sie dem Wesen nach etwas Neues? Das erste lehrt, in verschiedenen Formen, der Neuplatonismus, das zweite ist die Lehre des Aristoteles, der neben der ψυχή den νοῦς kennt, der, wie er so schön sagt, θύραθεν, „zur Tür hinein“, zur ψυχή hinzutritt — freilich nach Aristoteles nur beim Menschen.

An anderer Stelle⁴⁶ habe ich jüngst das Problem „Das Ich und die Seele“ eingehend behandelt und alles, was sich für und gegen die Lehre von der Selbständigkeit eines *Ego*

als eines besonderen *Ens* sagen läßt, gegeneinander abgewogen.

Es scheint mir, daß das *Pro* hier das *Contra* überwiegt, obschon eine ganz endgültige Entscheidung der Frage nicht möglich ist.

Von besonderer Bedeutung ist dabei — (neben der Tatsache des sittlichen Bewußtseins) — der Umstand, daß von allen Geschehnissen am lebenden Organismus nur die auf die „Handlung“ bezogenen dem Ich bewußt werden, die vegetativ physiologischen Vorgänge, die Embryologie und die Regeneration aber nicht. Diese Geschehnisse werden nicht unmittelbar „erlebt“, obwohl in mittelbarer Weise „um sie gewußt“ werden kann; aber das gilt ja auch von Geschehnissen auf der Sonne.

Das *Ego* als besonderes *Ens* zulassen heißt, wie wir wissen, dieses *Ens* neben das Seelisch-Unbewußte stellen und eine triale Natur des Organismus proklamieren. Freilich nur des tierischen Organismus, womit zugleich ein grundlegender Unterschied zwischen Tier und Pflanze gegeben wäre; denn der Pflanze auch nur ein dumpfes erlebendes Ich zuzuschreiben, liegt kein Grund vor; „Tier“ wäre jeder Organismus, der, und sei es in noch so einfachem Rahmen, „handelt“. Hier mögen wir einer bedeutsamen Stelle bei Schopenhauer⁴⁷ gedenken: „Demnach ist das Tier zu definieren «was erkennt»: keine andere Definition trifft das Wesentliche; ja, vielleicht ist auch keine andere stichhaltend. Mit der Erkenntnis fehlt notwendig auch die Bewegung auf Motive: dann bleibt also nur die auf Reize, das Pflanzenleben.“ Für eine Lehre von der Selbständigkeit des *Ego* verwendet freilich unser Denker seine Definition nicht.

Mit der Abtrennung des bewußten *Ego* vom Seelisch-Unbewußten ist nun freilich durchaus noch nicht alles in unserer Sache erledigt, vielmehr beginnen jetzt erst die Schwierigkeiten: Es muß nämlich das Seelisch-Unbewußte gleichsam gespalten und auf die beiden von uns angenommenen *Entia* verteilt werden. Denn dem *Ego* als einem *Ens* — (nicht als dem sogenannten „erkenntnis-

theoretischen Subjekt“ der Kantianer) — ist unbedingt auch eine unbewußte Seite neben der bewußt erlebenden zuzusprechen: sein „Gedächtnis“ gehört zu ihr und ebenso eine gewisse Dynamik, die sich z. B. beim sogenannten „Nachdenken“ äußert — denn „Ich“ als das Bewußte tue hier nichts, ich „habe“ bloß; Es denkt nach, wie schon Lichtenberg wußte⁴⁸.

Wir hätten also zu scheiden: die radikal unbewußte vitale Entelechie, welche Leiterin des vegetativ Physiologischen und der Formbildung ist, und das Ego-wesen; an diesem aber wiederum die im engeren Sinne „seelisch“-unbewußte Seite und die bewußte.

Gewiß, das alles kompliziert die Sachlage; aber es scheint mir, mit hoher Wahrscheinlichkeit, eine notwendige Annahme zu sein. Recht verwickelt wird bei unserer Auffassung begreiflicherweise das Problem der Kausalität: zur vital-materiellen Ursächlichkeit, von der wir redeten, kämen erstens die ursächlichen Beziehungen zwischen Vitalentelechie und unbewußter Seite des Ego-wesens, zweitens die zwischen unbewußter und bewußter Seite des *Ego* und drittens die inner-seelische, z. B. von der Denkpsychologie Külpes erforschte, Dynamik innerhalb des unbewußten Teiles des *Ego* hinzu. Doch diese verwickelten Fragen gehören nicht hierher; sie mögen in meiner Schrift „Alltagsfragen des Seelenlebens“ nachgelesen werden⁴⁹.

Unser oben, auf sozusagen neuplatonischem Boden, geäußelter Satz, daß auch der, welcher den psycho-mechanischen Parallelismus ablehnt, eine gewisse Form von „Parallelismus“, nämlich eine psycho-entelechiäle brauche, so daß das bewußte Erleben gleichsam zu einem Epiphänomen der Zustände oder Geschehnisse der vitalen Entelechie werde, bedarf natürlich auf dem Boden der Lehre von der Selbständigkeit des *Ego* einer Änderung: Entelechie und Ego-wesen stehen ja jetzt ebenso in „Wechselwirkung“ wie Entelechie und Leibesmaterie; ein unmechanischer Parallelismus käme für das Verhältnis zwischen bewußter und unbewußter Seite des *Ego* allein in Frage, wenn man nicht auch dieses Verhältnis kausal denken will.

7. Schwierigkeiten und Rätsel.

Es gilt zum Schluß, die in ihrem Wesen begründeten Schwierigkeiten der Lehre vom kausalen Vitalismus, die manche, wie z. B. Heuß, zu ihrer Ablehnung geführt haben, noch einmal scharf hervorzuheben, zugleich aber als nicht für den kausalen Vitalismus verhängnisvoll nachzuweisen. Im Anschluß an solche Darlegung wird dann noch ein ebenso bekanntes wie rätselhaftes Phänomen zu nennen und das durch dieses Phänomen aufgerollte Problem, wenigstens den Möglichkeiten einer Lösung nach, zu erörtern sein.

a) Noch einmal die „Entelechie“.

Das größte Bedenken gegen den kausalen Vitalismus flößt manchen der Umstand ein, daß die Entelechie einen lediglich in seinem Dasein erschlossenen, keinen als solchen erfahrbaren Faktor im Rahmen der Wirklichkeit darstellt. Wir haben aber schon oben gesagt, daß das gleiche von sehr vielen Begriffen der Physik ebenfalls gilt. Übrigens darf doch wohl hinzugefügt werden, daß wir doch Wesen sind, die auf Grund eines sinnvollen Wissens wollen⁵⁰, und daher immerhin eine unmittelbare Kenntnis eines Sachverhalts besitzen, der dem der Entelechie zugeschriebenen Sosein wesensverwandt ist, mag auch das eigentlich Dynamische bei der Ausführung einer Willenshandlung im Unbewußten geschehen und die Formel lauten: „Ich will — und es geschieht.“ Radikal wesensfremd ist uns also Entelechie nicht, wenn sie uns auch nicht wesensgleich ist.

Ein weiteres Bedenken gegen den kausalen Vitalismus wird nun von manchen in der Art und Weise gesehen, in der das Eingreifen der Entelechie in die Welt der Materie im Raum unweigerlich gedacht werden muß, wenn man ihr Dasein überhaupt zuläßt: sie muß als in den Raum, nicht als im Raum wirkend gedacht werden; *in spatium* also heißt es hier, nicht *in spatio*.

Da ist nun vor allem anderen ein mögliches Mißverständnis auszuschalten:

Es handelt sich nicht um eine „vierte Dimension“

des „Raumes“, von der aus eine Wirkung in seine drei anderen Dimensionen hinein erfolgte, so wie von einer Ebene aus eine Wirkung in die dritte Dimension hinein erfolgen kann. „Vierte Raumesdimension“ ist ein völlig unvollziehbarer Gedanke, nämlich überhaupt kein „Gedanke“, sondern ein sinnloses Bei-einander von Worten, ebenso wie gekrümmter „Raum“, von dem oben einmal die Rede war⁵¹. Es handelt sich bei dem Geschehen, das *in spatium* vor sich geht, um einen Vorgang, der aus einem Beziehungsfelde stammt, das uns zwar nicht wie das Beziehungsfeld „Raum“ in Form „reiner Anschauung“ zugänglich ist, aber in seinem Dasein gesetzt werden muß.

Spinoza hat seiner *substantia* „*infinita attributa*“ zugeschrieben, von denen aber nur zwei — (von der Zeit redet er nicht) —, nämlich *extensio* und *cogitatio*, dem Modus „Mensch“ zugänglich seien. Ein besonderes Attribut, das seinem Sosein nach für uns freilich ein X ist, käme nun aus der Fülle der „*infinita attributa*“ für das vitale Geschehen in Frage — und vielleicht könnten auch noch einmal die Attribute Y, Z usw. in Frage kommen.

Will man das Kausalitätspostulat in Sachen des Organischen halten, so müssen in der Tat alle diese Erwägungen in Frage kommen, und eine bloß schematische Lösung, wie die unsere es sicherlich ist, ist doch immer wohl befriedigender als ein bloßer Verzicht, ein bloßes Stehenbleiben, wo das Anschauliche aufhört, wie Heuß es befürwortet. Fehlt doch auch auf psychologischem Gebiete, mit Rücksicht auf die Dynamik der Seele, alles Anschauliche, da es sich um eine „intensive Mannigfaltigkeit“ handelt, und doch haben sich hier recht leistungsfähige Kausalbegriffe, wie „determinierende Tendenz“, „latente Einstellung“, „Komplexergänzung“, „Unterbewußtes“ usw. gestalten lassen, auf Grund deren sogar Voraussagungen, die sich bewahrheiten, möglich waren.

Sich an dem „*in spatium*“ auf organischem Gebiet stoßen, heißt hier aber vorzeitig verzichten und „stehenbleiben“.

b) Der Tod.

Wir kommen endlich zu dem großen Rätsel, das uns das Wort „Tod“ bedeutet: An der Leiche, zu der der Organismus durch sein „Sterben“ geworden ist, fehlt die Betätigung eines Agens, das im Hinblick auf das Geschehen am Lebenden, wenn man kausal denken will, unweigerlich gesetzt werden muß.

„Wo“ ist dieses Agens jetzt — wo das Wort „wo“ sicherlich keine raumhafte Bedeutung hat, sondern nur in Ermangelung eines besseren angewendet wurde?

Man sagt uns, daß der Tod — von gewaltsamen Todesarten abgesehen — seinen Grund in einer „Abnutzung“ des materiellen Organismus habe; das ist eine sehr unbestimmte Aussage. Bestimmter wird sie, wenn man, wie Pearl es tut, von einer langsam fortschreitenden gegenseitigen „Vergiftung“ der Gewebe redet, oder, wie J. Loeb, davon, daß jeder Person eine bestimmte Menge von „Lebenssubstanz“ gleichsam mitgegeben sei, die dann im Laufe des Lebens „aufgebraucht“ werde. Pearl beruft sich darauf, daß isolierte Gewebe oft länger leben als solche gleicher Art, die im Organismus verblieben sind; Loeb sieht das thermodynamische Gesetz erfüllt, daß höhere Temperatur chemische Vorgänge beschleunigt.

Mögen nun solche Erwägungen richtig sein oder falsch, auf alle Fälle können sie nur für den Mechanisten den vollen Grund des Sterbens abgeben; der Mechanismus aber ist abgetan. Für den, der ihn verabschiedet hat, kann es sich hier nur um Anlässe zum Sterben, aber nicht um das Wesen des Sterbens handeln; denn der Vitalist sieht ja eben im Sterben nicht nur die Umwandlung einer rein chemischen Gesetzesform in eine andere. Übrigens steht jenen Vermutungen, selbst wenn man in ihnen bloß die Aufdeckung von Anlässen zum Sterben sieht, doch wohl die Tatsache entgegen, daß es bei den sich fortdauernd durch Teilung fortpflanzenden Einzelligen keine „Leiche“ gibt, und daß auch bei den vielzelligen Organismen die Kette der Fortpflanzungszellen nicht „stirbt“ — in ihr wird „lebendige Substanz“ durch die Reihe der Generationen hindurch ohne

Lücke weitergegeben, vom ersten rätselhaften Auftreten des Lebens an bis heute; da gab es also weder „Vergiftung“ noch ein „Aufbrauchen“; also ist beides nicht notwendigerweise mit dem Wesen des Organischen verbunden.

Besteht nun, wie der Vitalismus es fordern muß, das Sterben darin, daß, kurz gesagt, personale Entelechie ihre Kontrolle über die Materie des Leibes aufgibt, sei der Anlaß dazu, welcher er wolle, so kann dieses Aufgeben wohl nur so gedacht werden, daß personale Entelechie sich gleichsam zurückzieht in die Wurzel hinein, aus der sie stammt, wobei sie als personale alsdann verschwinden, aber auch vielleicht in rätselhafter Form irgendwie erhalten bleiben mag: im ersten Fall würde „Unsterblichkeit“ (aber keine „persönliche“ Unsterblichkeit!), des Entelechialen überhaupt bestehen — man denke an Schopenhauers „Willen“ —, im zweiten persönliche Permanenz, die aber mit dem, was üblicherweise Unsterblichkeit genannt wird, nämlich einer Permanenz der bewußten Ich-heit noch nicht ohne weiteres etwas zu tun hätte.

Es tritt nun wieder die oben von uns erörterte Frage auf, ob „das Seelische“ Eines, mit einer sich im Ich selbst beleuchtenden Seite sei, oder ob Entelechie und Ego-wesen zwei *Entia* seien, wobei, wie wir wissen, das Ego-wesen seinerseits mit einer bewußten und einer unbewußten Seite auszustatten wäre.

Wer hier unitarisch, also neuplatonisch (und indisch) denkt, für den muß es wohl bei der radikal unentscheidbaren Alternative bleiben: restloses Verschwinden des Personalen ins Überpersönliche hinein oder Erhaltenbleiben des Personalen in ihm in rätselhafter Form.

Der psychologische Dualist, also der Aristoteliker, wird seine allein das eigentlich Vitale leitende Entelechie restlos ins Überpersönliche eingehen lassen, also gleichsam von zwei Existenzmodifikationen des Entelechialen, einer personalen und einer überpersonalen, reden. Die Unsterblichkeitsfrage dürfte für ihn lediglich im Hinblick auf das nur in personaler Form gekannte Ego-wesen in Frage kommen. Da aber dieses Ego-wesen zwei Seiten hat, eine bewußte und

eine unbewußte, so könnte hier die Frage nach der personalen Permanenz, die im allgemeinsten Sinne wohl bejaht werden müßte, sich in die Alternative gabeln, ob das permanente Ego-wesen nur seiner unbewußten Seite nach oder auch als bewußtes Ich das Sterben überdauere. Persönliche Unsterblichkeit im üblichen Sinne des Wortes hätten wir nur im zweiten Falle.

Eine eigentliche Wissensentscheidung ist heute unmöglich, falls man eine Bejahung der Unsterblichkeitsfrage nicht auf gewisse parapsychische Ermittlungen⁶³ gründen will. Bei der Unsicherheit der Sachlage, die zum Teil sogar die zugrunde liegenden „Tatsachen“ als solche, sicherlich aber deren Deutung betrifft, muß eine Entscheidung hier heute noch in das Dafürhalten des Einzelnen gestellt werden.

8. Abweisung eines Mißverständnisses.

Manche glauben die Lehre von der Autonomie des Lebendigen dadurch kurzerhand abtun zu können, daß sie sie als „Mystik“ bezeichnen.

„Mystik“ heißt wörtlich „Geheimlehre“, bedeutet also ungefähr dasselbe wie das leidige Wort „Okkultismus“, das endlich durch das gute Wort „Parapsychologie“ zur Bezeichnung gewisser seltsamer seelischer Geschehnisse ersetzt werden sollte. Im philosophischen Sinne bezeichnet man als „Mystik“ gewisse in allen Kulturkreisen und Religionen vorkommende Geisteshaltungen, in denen von einem „Einswerden mit dem Urgrund“, einer „Versenkung in die Gottheit“ oder ähnlichem die Rede ist, wobei stets besonders hervorgehoben wird, daß die so gewonnenen Wissensergebnisse sich nicht in begrifflicher Sprache ausdrücken, sich also überhaupt nicht mitteilen lassen. Mystik ist also nicht eigentlich eine „Lehre“, sondern das durch sie angeblich gewonnene Wissen muß der Natur der Sache nach eine höchst persönliche Angelegenheit bleiben.

Daß unsere vitalistische Lehre mit einer „Mystik“ dieser Art nichts, aber auch gar nichts zu tun hat, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Aber auch wenn man das Wort „Mystik“ nur ein un-

mittelbares sogenanntes „Schauen“ des Wirklichen, das immerhin unmittelbar sei, bezeichnen läßt, hat unser Vitalismus mit Mystik gar nichts zu tun.

Gewiß, auch wir mögen das heute so beliebte Wort „Schauen“ anwenden und mögen sagen, daß wir die Ordnungsbedeutungen in ihrem undefinierbaren Sinne „schauen“, und daß wir auch besondere Ordnungstypen im Rahmen des uns empirisch unmittelbar gegebenen Materials, also im Rahmen der Gesamtheit der Sinnesdata, durch „Schau“ erfassen. Aber das ist eine, wenn man so sagen will, rein immanente Angelegenheit, ist reine „Ordnungslehre“, die mit dem Wirklichen im absoluten Sinne, dem „Ansich“, nichts zu tun hat. Nennt man die Schau des vitalen Ordnungstypus im Reich des Organischen „Mystik“, so ist auch die Newtonsche Mechanik „Mystik“, denn auch hier wird im Rahmen gewisser unmittelbarer Data ein Ordnungstypus „geschaut“!

Will man also, um das Wort „Mystik“ verwenden zu können, auf das Rätselhafte, das „Unverstandene“ im Rahmen eines bestimmten Wissensgebietes den Nachdruck legen, so stehen wiederum Vitalismus und Newtonsche Mechanik auf gleichem Boden. Denn daß es die Formen der Gesetzmäßigkeit, die da in Frage kommen, geben „müsse“, das „verstehen“ wir in beiden Fällen nicht.

Man verschone uns also mit dem Worte „Mystik“, das man wohl meist recht leichtfertig und ohne sich ganz klar darüber zu sein, was man da eigentlich sagen will, anwendet.

9. Die Metaphysik.

Manche glauben auch den Vitalismus durch das bloße Wort, er sei „Metaphysik“, abtun zu können.

Auch das ist falsch, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie die Belegung der Autonomielehre mit dem Wort „Mystik“.

Es ist darum falsch, weil der Vitalismus als wissenschaftliche Theorie eben ein Zweig der durchaus „immanenten“, auf das Reich der „empirischen Wirklichkeit“ gehenden Ordnungslehre ist, ganz ebenso wie irgendein Theoriengebäude auf dem Felde der Physik, und in

diesem Sinne nichts mit Metaphysik zu tun hat. Vitalist kann auch der radikale Solipsist sein, der die „Welt“ für einen in sich geschlossenen Trauminhalt erklärt: er findet eben einen bestimmten Ordnungstypus auf einem bestimmten Felde dieses geträumten Inhalts.

Andererseits leugnen nun gerade wir⁵⁴ die Zulässigkeit einer Metaphysik im Sinne einer „Wirklichkeitslehre“, einer Lehre vom „An sich“, nicht. Freilich ist sie uns durchaus von hypothetischem Wesen, denn „bewiesen“ werden kann nicht einmal das Dasein, geschweige denn etwas über das Sosein, des Wirklichen. Aber der Begriff „wirklich“ oder „an sich“ — (also nicht nur „für mich“) — scheint uns trotzdem einen Sinn zu haben und tastende auf das Sosein des „An sich“ zielende Versuche scheinen uns erlaubt zu sein, wenn man nur nie ihr hypothetisches Wesen vergißt.

Da wird dann alles, was die immanente Ordnungslehre erfaßt, zur „Erscheinung“, nämlich eines Wirklichen. Von dieser Erscheinung aus soll das Ansich erfaßt werden. Aber dieses Programm gilt nun für jedes Gebiet des Wissens um die Erscheinung in gleichem Maße. Gewiß also: der Inhalt der organischen Autonomielehre kann metaphysisch ausgedeutet werden — aber jedes Lehrgebäude der Physik kann es auch!

Sollten nicht auch die, welche durch das Wort „Metaphysik“ der vitalistischen Lehre gegenüber ein Wort des Tadels ausgesprochen zu haben glauben, von demselben Vorwurf getroffen werden wie die, die ihn in absprechender Absicht „Mystik“ nannten? Von dem Vorwurf, Worte zu verwenden, über deren eigentlichen Sinn sie sich gar nicht völlig klar sind?

ANMERKUNGEN.

¹ Zu diesem Abschnitt ist meine *Ordnungslehre* zu vergleichen; 2. Aufl. 1923. Zitiert im folgenden als „O. L.“.

² Hierzu vgl. insbesondere meinen Aufsatz *Das Apriori als Erlebnis* in „Synthese“ (Leiden), 1937.

³ Vgl. O. L., S. 145 ff.

⁴ Darüber mehr an späterer Stelle.

⁵ O. L., S. 190 ff.

⁶ A. 3, 983.

⁷ Vgl. meine *Philosophie des Organischen*, 4. Aufl. 1928 (zitiert als Ph. d. O.), sowie *Die Maschine und der Organismus*, 1935 (zitiert als M. u. O.).

⁸ Ph. d. O., S. 284.

⁹ *Acta biotheoretica* (Leiden), III, 1937, S. 62.

¹⁰ *Annalen d. Philos.*, V, 1926, S. 1.

¹¹ Ph. d. O., S. 38 ff.

¹² Hierzu mein *Logische Studien über Entwicklung*, Teil II in Sitzungsber. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse, 1919, S. 39 ff.

¹³ *Acta bioth.* III, 1932, S. 70.

¹⁴ Ph. d. O., S. 236 ff.

¹⁵ Vgl. M. u. O., S. 18 ff.

¹⁶ Der alte Begriff einer *causa finalis* hat nur dann einen Sinn, wenn er ein Etwas bezeichnet, welches das Ziel wie eine Vorstellung in sich trägt. Denn das „Ziel“ als solches kann nicht „wirken“.

¹⁷ Näheres über den Begriff des „Ganzen“ in meiner Schrift *Philosophische Gegenwartsfragen*, 1933, S. 82 ff.

¹⁸ Ph. d. O., S. 320 ff.; s. a. S. 92 f.

¹⁹ Ph. d. O., S. 298 ff.

²⁰ Vgl. meine *Geschichte des Vitalismus*, 2. Aufl. 1922, S. 55.

²¹ *Acta biotheoretica* (Leiden), I, 1935, S. 185 und III, 1937, S. 74. Vgl. auch M. u. O.

²² *Theoret. Biologie*, 2. Aufl. 1928, S. 125.

²³ *Rationale Biologie und ihre Kritik*. Eine Auseinandersetzung mit dem Vitalismus H. Drieschs, 1938. In „Studien und Bibliographien zur Gegenwartsphilosophie“, herausgegeben von W. Schingnitz. (Die eingeklammerten Zahlen im Text beziehen sich auf die Seiten dieses Werkes; dasselbe gilt entsprechend von später zu erörternden Schriften anderer Autoren.)

²⁴ Von mir gesperrt.

²⁵ Einmal (26) redet Heuß von der Möglichkeit „einer anderen Form ursächlicher (!) Determination“ als der kausalen; dieser Gedanke wird aber nicht weitergeführt und bleibt in seiner Bedeutung unklar.

²⁶ *Zur Frage der Überwindung des Vitalismus*. Zeitschr. f. d. ges. Naturwiss. 1938, S. 375—399.

²⁷ *Metaphysik der Biologie von heute*, 1938, zumal Seite 8—23.

²⁸ *Katalyse und Determinismus*, 1938 (zitiert als K.); kürzere Darstellung: *Was ist Ganzheitskausalität?* in *Acta biotheor.* Ser. A. Vol. IV 1938, S. 73—84 (zitiert als G.).

²⁹ Hierzu *Dinglers* grundlegendes Werk „Das Experiment“, 1928, und *Mays* Schrift „Die Bedeutung der modernen Physik für die Theorie der Erkenntnis“, Leipzig, 1937.

- ³⁰ *Philosoph. Gegenwartsfragen*, 1933, S. 105.
- ³¹ Hierzu mein Aufsatz in *Annalen d. Philos.* V. 1926, S. 1.
- ³² *Acta biotheor.* III. 1937, S. 61.
- ³³ Vierte Aufl. 1928, S. 298—320.
- ³⁴ *Philosoph. Gegenwartsfragen* 1933, S. 167—177.
- ³⁵ Näheres in *Phil. d. Org.* 4. Aufl., 1928, S. 195 ff.
- ³⁶ *O. L.*, 2. Aufl. 1923, S. 197 ff. Kurze Darstellung auch in *Ph. d. O.*, S. 368 ff.
- ³⁷ *Kantstudien*, XVI, 1911, S. 1.
- ³⁸ Vgl. meine Schrift *Relativitätstheorie und Weltanschauung* 2. Aufl., 1930, S. 56 ff.
- ³⁹ *O. L.* s. Register.
- ⁴⁰ *Wirklichkeitslehre*, 3. Aufl. 1930, S. 111 ff. *Grundprobleme der Psychologie*, 2. Aufl. 1929, S. 210 ff.
- ⁴¹ Vgl. *Spinozas* Definition der *res libera* (*Eth.* S. I, Definition 7) und Kants „intelligiblen Charakter“ als „beharrliche Bedingung“ der Handlung!
- ⁴² *S. o.* S. 51.
- ⁴³ *Wirklichkeitslehre*, 3. Aufl., S. 57 ff.
- ⁴⁴ Vgl. *Leib und Seele*, 3. Aufl. 1923; und *Grundprobleme der Psychologie*, 2. Aufl. 1929, S. 99 ff.
- ⁴⁵ *Ph. d. O.* S. 384.
- ⁴⁶ *Alltagsfragen des Seelenlebens*; 1938.
- ⁴⁷ *Vierfache Wurzel* § 20.
- ⁴⁸ *Grundprobleme der Psych.* 2. Aufl. 1929, S. 46 ff.
- ⁴⁹ *Schopenhauer* sagt wenig über psychische Kausalität, was dem zu seiner Zeit sehr wenig entwickelten Zustand der Psychologie entspricht. Unzutreffend ist sicherlich seine im § 45 der „Vierfachen Wurzel“ dargelegte Lehre vom Gedächtnis. Das Gleichnis von dem „Tuch, welches die Falten, in die es oft gelegt ist, nachher gleichsam von selbst wieder schlägt“, paßt nur auf die Ergebnisse der Übung; das Urphänomenen der Erinnerung, die ja doch auch das einmalige Vergangene erlebnismäßig festhält, trifft sie gar nicht. Im übrigen vergleiche man zum Erinnerungsproblem meine im Texte genannte neue Schrift.
- ⁵⁰ Hier treffen wir das an, was *Schopenhauer* den „Weltknoten“ genannt hat (z. B. „Vierfache Wurzel“ § 42).
- ⁵¹ *S. o.* S. 57.
- ⁵² Hierzu *Ph. d. O.* S. 391.
- ⁵³ Vgl. *Mattiesen*, *Das persönliche Überleben des Todes*, 2 Bände, 1936.
- ⁵⁴ Hierzu meine *Wirklichkeitslehre*, 3. Aufl. 1930.

INHALT.

	Seite
1. Der Begriff „Kausalität?“	3
2. Historisches zur Kausalitätslehre	5
a) Aristoteles	5
b) Kant	7
c) Schopenhauer	8
3. Die Autonomie des Organischen	13
a) Die Widerlegung des biologischen Mechanismus	14
a ₁) Der Begriff „Mechanismus“	14
a ₂) Die organische Formbildung	16
a ₃) Analyse der „Handlung“	21
a ₄) Die nervösen Funktionen	24
b) Das Problem der organischen Kausalität	25
b ₁) Der Organismus als „materielles System“	26
b ₂) Die „Entelechie“	28
b ₃) Die Wirkungsart der Entelechie	32
c) Die Lehren anderer Autoren	35
c ₁) Heuß	36
c ₂) May, Wenzl, Mittasch	46
c ₃) Zusammenfassung	50
d) Das phylogenetische Problem	51
e) Die logische Rechtfertigung der Entelechielehre	52
4. Intime Analyse des Kausalitätsbegriffs	56
5. Das Freiheitsproblem	61
6. Konsequenzen der vitalistischen Lehre	63
a) Die Abweisung des psycho-mechanischen Parallelismus	63
b) Psychologische Konsequenzen embryologischer Versuche	66
c) Das „Ich“ und die „Seele“	67
7. Schwierigkeiten und Rätsel	71
a) Noch einmal die „Entelechie“	71
b) Der Tod	73
8. Abweisung eines Mißverständnisses	75
9. Die „Metaphysik“	76

SCHOPENHAUER UND DIE CHEMIE.

Von

ALWIN MITTASCH (Heidelberg).

„Aus dir sollst du die Natur verstehn, nicht dich aus der Natur.“

„Die Gesetze des Mechanismus gelten nicht mehr, wo der Chemismus wirkt.“
Schopenhauer.

Wer sich als Chemiker dem Heiligtum der Philosophie Arthur Schopenhauers naht, muß darauf gefaßt sein, daß ihm in der Vorhalle unsanfte und rauhe Begrüßungsworte entgegenklingen: „Herren vom Tiegel und der Retorte — Apothekerburschen — Pillendrechsler und Pflasterschmierer — Ignoranten mit kindlich naivem Realismus, mit krassem und stupidem, plumpem und borniertem Materialismus“ —, die „dreist in den Tag hinein dogmatisiren über Seele, Gott, Weltanfang, Atome u. dergl., als wäre Kants Kritik der reinen Vernunft im Monde geschrieben und kein Exemplar derselben auf die Erde gekommen“; Männer, „die ihre Chemie, sonst aber nichts gelernt haben“, und die, „aus ihren chemischen Garküchen kommend“, eine „krasse Atomistik“ vertreten, indem sie „bloße Rechenpfennige als wirkliche Atome hypostasieren und skandalöse Possen zu Markt bringen“: ähnlich den Physikern, wenn diese ein „mechanisches Vibriren, oder gar Unduliren, eines imaginären und zu diesem Zweck postulirten Aethers“ verkünden und hinsichtlich des Sehvorgangs auf der Retina behaupten, daß „z. B. 483 Billionen Trommelschläge in der Sekunde Roth und 727 Billionen Violettt geben u. s. f.“ (W I, D I, 146). Sie sind ihm zuwider: „Menschen, die nichts als ihre Retorten, galvanischen Batterien u. Froschkeulen kennen“ und es dennoch „unternehmen damit die Welt u. den Menschen zu erklären“ (Brief an v. Doß, 11. Sept. 1853, D XV, 252) †.

Läßt man sich durch solche unfreundliche Töne nicht abschrecken und dringt dennoch weiter vor, so wird man gewahr werden, daß der alte Herr so übel gar nicht ist, und daß sich mit ihm reden läßt; ja man wird schließlich, wenn

man Glück hat, sogar mit einem Gastgeschenk bedacht von dannen gehen können².

Fragt man, in welchem Grade die neuere messende und wägende Chemie seit Scheele, Priestley, F. X. Wenzel, J. B. Richter, Lavoisier, Dalton, weiterhin H. Davy, Berzelius, Liebig usw. in der zeitgenössischen Philosophie Beachtung und Widerhall gefunden hat, so gibt die zeitliche Folge Kant, Hegel, Schelling, Schopenhauer im ganzen zugleich eine Reihenfolge zunehmenden Anteils. Kant hat dieser neuen Chemie gewissermaßen nur die allgemeine Aufgabe bestätigen können, nach Möglichkeit sich der Mathematik zur Ordnung der Erscheinungen zu bedienen, also *quantitativ* zu forschen und zu denken³. Hegel und Schelling⁴ sind allzu rasch in die Frage nach der ontologischen Begründung und dem „inneren Wesen“ des Chemischen abgeglitten, als daß viel Besseres denn ein metaphysischer Kurzschluß zustande kommen konnte. Von einem Manne indes wie Schopenhauer, der es nicht müde wurde, die *Anschauung* als Quelle aller Erkenntnis zu preisen und demgemäß die *Unentbehrlichkeit* der Naturwissenschaft als sicherer Grundlage für jedes Philosophieren über die Natur zu betonen⁵, möchte man erwarten, daß ihm die stürmisch vorwärts strebende Chemie seiner Zeit willkommen gewesen, und daß er dieser Chemie durchaus gerecht geworden wäre. Wieweit sich diese Erwartung erfüllt⁶, werden wir sehen, wenn wir nacheinander betrachten:

- I. Schopenhauers Wissen um die Chemie seiner Zeit.
- II. Sein Urteil über die Bedeutung und Tragweite der Chemie.
- III. Seine Philosophie der Chemie.
- IV. Die Bedeutung dieser seiner Philosophie der Chemie für die Folgezeit.

I. Schopenhauers Wissen um die Chemie seiner Zeit.

Zu einer raschen Einführung in die „chemische Situation“ der Zeit, der Schopenhauer mit seinem Wirken angehört, wird es sich empfehlen, als Anhaltspunkte einige

Zahlen zu geben (Zeittafel 1), die sich auf das Leben zeitgenössischer und zeitlich anschließender Chemiker beziehen, dazu auch einiger Philosophen, Dichter, Physiker und Physiologen. Eine zweite Tafel enthält weitere Jahresdaten, die einzelne wichtige (jedoch ziemlich willkürlich herausgegriffene) naturwissenschaftliche, insbesondere chemische Errungenschaften in zeitliche Beziehung zu den Erscheinungsjahren von Schopenhauers Hauptwerken setzen⁷.

Zeittafel 1.

Philosophen und Dichter:	Chemiker, Physiker, Physiologen:
1724—1804 I. Kant	1627—1691 Robert Boyle
1744—1803 J. G. Herder	1733—1804 J. Priestley
1749—1832 J. W. Goethe	1738—1824 Fr. W. Herschel
1759—1805 Fr. Schiller	1743—1794 A. L. Lavoisier
1762—1814 J. G. Fichte	1744—1829 J. de Lamarck
1768—1834 Fr. E. D. Schleiermacher	1748—1822 Cl. L. Berthollet
1770—1831 G. W. Fr. Hegel	1749—1827 P. S. de Laplace
1775—1856 Fr. W. Schelling	1752—1840 J. Fr. Blumenbach
1776—1841 J. Fr. Herbart	1769—1859 Alexander v. Humboldt
1788—1860 A. Schopenhauer	1771—1802 F. X. Bichat
1789—1869 C. G. Carus	1776—1844 John Dalton
1798—1857 A. Comte	1777—1855 K. Fr. Gauß
1801—1887 G. Th. Fechner	1777—1857 L. J. Thénard
1806—1873 J. St. Mill	1778—1829 H. Davy
1813—1855 S. Kierkegaard	1779—1848 J. Berzelius
1817—1881 R. H. Lotze	1780—1849 J. W. Döbereiner
1820—1903 H. Spencer	1791—1867 M. Faraday
1828—1916 Friedr. Alb. Lange	1795—1878 E. H. Weber
1832—1920 W. Wundt	1799—1868 Chr. Fr. Schönbein
1838—1916 E. Mach	1800—1882 Fr. Wöhler
1842—1906 E. von Hartmann	1801—1858 Johannes Müller
1844—1900 Fr. Nietzsche.	1803—1873 Justus Liebig
	1804—1891 Wilhelm Weber
	1809—1882 Ch. Darwin
	1811—1899 Robert Bunsen
	1814—1878 Robert Mayer
	1818—1884 H. Kolbe
	1821—1894 H. Helmholtz
	1822—1888 R. Clausius
	1822—1884 G. Mendel
	1829—1896 A. Kekulé
	1830—1895 Lothar Meyer
	1831—1879 J. C. Maxwell.

Zeittafel 2.

Veröffentlichungen:	Chem. Fortschritte:	Physikale u. biologische Fortschritte:
[1781 Kant, Kritik der reinen Vernunft.]	1750 Lomonossow, Chem. Vorgänge sind mechanisch zu erklären	1780 Galvani, Berühr. Elektrizität
1813 Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde	1771, 1774 Scheele, Priestley, Sauerstoff	
1816 Über das Sehn und die Farben	Ab 1772 Lavoisier, Antiphlogist. chemische Theorie	
	1775 T. Bergman, Chem. Verwandtschaftstafeln	
	1777 F. X. Wenzel, Chemische Triebkraft gemessen an Reaktionsgeschwindigkeit	
	1784 Cavendish, Wasserstoff	1784 Herschel, Bau des Weltalls
	1787 Le Blanc, Soda-Verfahren	1784 Coulomb, Elektrostatisches Gesetz
	1792 J. B. Richter, „Stöchiometrie“	1788 Lagrange, <i>Mécanique analytique</i>
	1800 Voltas Säule; galvan. Wasserzerlegung	1793 Volta, Spannungsreihe der Berühr. Elektrizität
	1801 Berthollet, Theorie der chem. Verwandtschaft	1793 Hauy, Bau der Kristalle
		1793 Kiemeyer, Verhältnisse der organ. Kräfte (Polarität)
		Um 1795 Cabanis, Physiolog. Arbeiten
		1799 Laplace, <i>Mécanique céleste</i>
		1799 Cuvier, Vergleich. Anatomie
	Ab 1802 Dalton, Atomist. Theorie	1802 Th. Young, Weiterführung von Huygens Undulationstheorie des Lichtes

- | | | |
|---|--|---|
| | 1804 Th. de Saussure, Chem. Unters. über die Vegetation | 1802, 1809 Gay-Lussac, Gas-Gesetze |
| | 1807 H. Davy, Natrium und Kalium elektrolytisch hergestellt | 1806 Blumenbach, Menschenrassen |
| | 1811 Avogadro, Molekular-Begriff | 1809 Lamarck, Entwicklungslehre |
| 1818—19 Die Welt als Wille und Vorstellung | 1819 Berzelius, Elektrochem. Dualismus | 1820 Oersted, Magnet. Wirkung des elektr. Stromes |
| | 1820 Mitscherlich, Isomorphie | 1820 Ampère, Elektrodynam. Grundgesetze |
| | 1823 Döbereiner, Platin-Katalysen | 1821 Fresnel, Transversale Ätherschwingungen |
| | 1825 Faraday, Benzol | 1827 Ohmsches Gesetz |
| | 1828 Fr. Wöhler, Harnstoff-Synthese | 1828 K. E. von Baer, Entwicklungsgeschichte der Tiere |
| | 1829 Döbereiners „Triaden“ der chemischen Elemente | 1831 Faraday, Elektromagnetische Induktion |
| 1836 Über den Willen ir der Natur | 1832 Liebig und Wöhler, Organische Radikale (Benzoyl) | 1832 Gauß, Absolutes Maßsystem |
| | 1834 Faraday, Elektrochem. Grundgesetz | 1832 Decandolle, Pflanzenphysiologie |
| | 1834 Fr. F. Runge, Anilin und Farbstoff daraus | |
| | 1835 Berzelius, Katalyse-Begriff | 1835 Mohl, Protoplasma |
| | 1839 Dumas, Laurent, Substitution und Typentheorie | 1837 Faraday, Elektr. Kraftlinien |
| 1840 Freiheit des Willens (Norweg. Soc. d. Wiss.) | 1840 Erste Auflage von Liebig's „Chemie in Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ | 1838, 1839 Schleiden, Schwann, Zellenlehre |
| 1840 Grundlage der Moral (Dän. Soc. d. Wiss.) | Um 1840: Kopp, Bezieh. zw. chem. Zusammens. und physik. Eigensch. | 1842 Robert Mayer, Mechanisches Wärmeäquivalent |
| 1841 Die beiden Grundprobleme der Ethik | | Ab 1843 J. P. Joule, desgleichen |

- | | | |
|--|---|---|
| 1844 Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Aufl. in 2 Bänden | 1851 M. Berthelot, Chemische Synthesen | 1847 Helmholtz, Über die Erhaltung der Kraft |
| 1847 Über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde, 2. Aufl. | 1852 Frankland, Valenz als chem. Sättigungskapazität | 1848 E. Du Bois-Reymond, Unters. über tier. Elektriz. |
| 1851 Parerga und Paralipomena, 2 Bände | 1853 Hittorf, Elektrolyse-Studien | 1850 Rudolf Clausius, Mechan. Wärmetheorie |
| 1854 Über den Willen in der Natur, 2. Aufl. Über das Sehn und die Farben, 2. Aufl. | 1855 Bunsen und Roscoe, Chem. Lichtwirkung auf Chlor-Knallgas | 1857 Pasteur, Biologische Gärungstheorie |
| 1859 Die Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. | 1856 Gerhardt, Neue Typentheorie | 1856, 1857 Krönig, Clausius, Kinetische Gastheorie |
| | 1858 Kolbe, Kekulé, Couper, Vierwertigkeit des Kohlenstoffs | 1859 Bunsen u. Kirchhoff, Spektralanalyse |
| | | 1859 Darwin, Über die Entstehung der Arten |
| 1860 Die beiden Grundprobleme der Ethik, 2. Aufl. | 1860 Internat. Kongreß Karlsruhe zur Klärung chemischer Grundbegriffe | Um 1860 Maxwell, Elektromagnet. Lichttheorie |
| | | 1860 Fechner, Psychophysik |

Wie steht nun Schopenhauer insbesondere zu dem fortschreitenden chemischen Wissen seiner Zeit? Wiederholt hat er mit Genugtuung hervorgehoben, daß er schon in den Studienjahren, in Göttingen (1809—11) und Berlin (1811—13), sämtliche Naturwissenschaften gründlich kennengelernt habe ⁸.

Schauen wir in die Liste der von Schopenhauer besuchten Vorlesungen, so finden sich darunter, neben dem berühmten Physiologen J. Fr. Blumenbach in Göttingen (1752—1840) und dem besonders um die Elektrizitätslehre verdienten Physiker Paul Erman in Berlin (1764—1851), zwei ausgezeichnete Chemiker jener Zeit: in Göttingen Fr. Stromeyer (1776—1835, Vorgänger von Friedrich Wöhler), Entdecker des Kadmiums, mit Arbeiten über pyrophore Metallpulver usw.; in Berlin M. H. Klaproth (1743—1817), Mineralchemiker und Analytiker, Entdecker des Zirkons, Titans, Tellurs und Cers ⁹.

Forscht man Schopenhauers weiterer Beschäftigung mit Chemie nach, so können hochgespannte Erwartungen eine gewisse Enttäuschung erfahren. Mit keinem der damals lebenden bedeutenden Che-

miker hat Schopenhauer während seiner langen Frankfurter Zeit (1833 bis 1860) nachweislich Umgang gehabt, mündlich oder schriftlich¹⁰. Auch finden sich in seinen Werken verhältnismäßig spärlich längere Abschnitte, die sich auf wichtige chemische Fragen beziehen; die Physiologie wird viel reicher bedacht. Bücher chemischen Inhalts scheint es in Schopenhauers Bibliothek nicht viele gegeben zu haben. In dem umfangreichen Verzeichnis seiner hinterlassenen Bücher sind wohl eine größere Anzahl physikalischer und noch mehr physiologischer Bücher enthalten (so von Blumenbach, C. G. Carus, Cuvier, Euler, Flourens, Gall, Laplace, Linné, Marshall Hall, St. Hilaire)¹¹. Von chemischen Büchern sind dagegen nur nachgewiesen: Fr. Hoffmann, Zur Widerlegung der absoluten und bedingten Atomistik, 1855; Stromeyer, Grundriß der theoretischen Chemie, 1808; Wöhler, Grundriß der Chemie, 1842; Liebig, Organische Chemie, 1842; Liebig, Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie, 1843.

Daß dennoch Schopenhauer aus eingesehenen Büchern und Zeitschriften und sonstwie sein Hochschulwissen vervollkommnet und so eine für Philosophen jener Zeit respektable Kenntnis der Chemie, vor allem der anorganischen, sich erworben hat, dafür gibt es in seinen Werken, sowie auch im Briefwechsel, zahlreiche Zeugnisse.

Zunächst treten in den vielerlei Vergleichen, durch die Schopenhauer bei seiner Neigung zu plastischer Ausdruckweise seine philosophischen Gedanken erläutert, bemerkenswert häufig chemische Tatsachen auf; und man kann schon hieraus auf den Umfang seines chemischen Wissens und den Grad seines chemischen Interesses zurückschließen, gleichwie der Geologe aus einzelnen gefundenen Versteinerungen vergangenes Leben in Gedanken rekonstruiert.

Es will chemisch noch nicht viel heißen, wenn wir lesen: „Die höchsten Bestrebungen des menschlichen Geistes vertragen sich nun ein Mal nicht mit dem Erwerb: ihre edele Natur kann sich damit nicht amalgamiren“ (P I, D IV, 178). Etwas weiter führt schon der Satz: „Der Chemiker prüft die Körper durch Reagenzien, und der Mensch den Menschen durch die Proben, auf welche er ihn stellt“ (F W, D III, 527). Oder ähnlich (N IV, § 220): „Das Leben ist dem Menschen, d. h. dem Willen, eben das, was die chemischen Reagenzien dem Körper: nur an diesen offenbart sich was er ist, und nur sofern es sich also offenbart ist es.“ Der

Wille aber erscheint ihm, „um einen chemischen Ausdruck zu gestatten“, als „das Radikal“ der Seele¹² (N, D III, 311). „Als ein zwar unvollkommenes, aber doch einigermaßen das Wesen der menschlichen Erscheinung . . . veranschaulichendes Gleichniß kann man allenfalls die Volta'sche Säule ansehen: die Metalle, nebst Flüssigkeit, wären der Leib; die chemische Aktion, als Basis des ganzen Wirkens, wäre der Wille, und die daraus hervorgehende elektrische Spannung, welche Schlag und Funken hervorruft, der Intellekt“ (W II, D II, 294). (In dem damaligen Streite zwischen „Kontakttheorie“ und „chemischer Theorie“ des Galvanismus steht Schopenhauer deutlich auf der Seite der letzteren.) Und weiter: „Daher ist die Wirkung des selben Motivs auf verschiedene Menschen eine ganz verschiedene; wie das Sonnenlicht Wachs weiß, aber Chlorsilber schwarz färbt, die Wärme Wachs erweicht, aber Thon verhärtet“ (F W, D III, 518).

Die Religion darf „die Wahrheit nicht nackt auftreten lassen“, . . . sondern muß „sich eines mythischen Vehikels bedienen“; vergleichbar „gewissen chemischen, an sich selbst gasförmigen Stoffen, welche man, zum officinellen Gebrauch, wie auch zur Aufbewahrung, oder zur Versendung, an eine feste, palpable Basis binden muß, weil sie sonst sich verflüchtigen: z. B. das Chlor, welches, zu allen solchen Zwecken, nur in Gestalt der Chlorüren¹³ angewandt wird“. „Rein und unversetzt“ könnte die Menschheit die Wahrheit „nimmermehr vertragen; wie wir nicht im reinen Oxygen leben können, sondern eines Zusatzes von $\frac{1}{3}$ Azot bedürfen“ (P II, D V, 360). Und ähnlich ebenda (D V, 360): „Im Falle aber, daß die reine und abstrakte, von allem Mythischen freie Wahrheit, uns Allen, auch den Philosophen, auf immer unerreicher bleiben sollte; dann wäre sie dem Fluor zu vergleichen, welches für sich allein gar nicht ein Mal darstellbar ist, sondern nur an andere Stoffe gebunden auftreten kann.“ (Reines Fluor ist erst 1887 von Moissan dargestellt worden.)

Über sich selber sagt Schopenhauer: „Nie und nimmermehr kann meine Philosophie, und wenn das Oxygen zersetzt

und das Einhorn entdeckt würde, irgend eine Modifikation dadurch erleiden“ (Brief an Frauenstädt, 24. Nov. 55, D XV, 432). Oder weiter: Der Materialismus der Zeit „ist überhaupt ein Ferment, das meiner Philosophie sehr zu Statten kommt; — wie andernteils die Pfäfferei“ (Brief an Frauenstädt, 14. Aug. 56, D XV, 513). Oder: „Lavoisier zersetzte das bisherige Urelement Wasser in Hydrogen und Oxygen, und schuf dadurch eine neue Periode der Physik und Chemie. Ich aber habe die bisherige Seele oder Geist, Psyche, zersetzt in zwei Grund-Verschiedene, Wille und Vorstellung, wodurch die wahre Metaphysik begonnen hat“ (N IV, § 104). Schließlich auch: „So wie es nur eine Chemie gebe, so könne es auch nur eine wahre Philosophie geben“ (Gespräche mit Frauenstädt, XX. Jahrbuch 1933, S. 106).

Da, wo sich Schopenhauer in seinen Hauptwerken in sachlichem Zusammenhange über chemische Tatsachen und Fragen äußert, handelt es sich vorwiegend um Darlegung seines Standpunktes, daß schon einfache physikalische und chemische Kausalität auf eine Art „Innendasein“ der Materie hinweist, indem stoffliches Geschehen auch da, wo es nicht im Rahmen des Lebenden sich ereignet, Zeichen und Äußerung eines Urwillens in der Natur ist. Dieser „Wille“ verrät sich in aller Kausalität, der einfachen physikalischen und chemischen, dann in der Reizkausalität der Organismen und schließlich in der Wirkung der Motive bei höheren lebenden Wesen. (Siehe Abschnitt III.)

So verzeichnet es der Philosoph mit Befriedigung, daß Justus Liebig in seinem Werke „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ S. 394 sagt: „es entsteht Aldehyd, welcher, mit der selben Begierde, wie schweflige Säure, sich direkt mit Sauerstoff zu Essigsäure verbindet“; und daß derselbe Liebig an anderer Stelle abermals von der „großen Begierde“ des Aldehyds spricht, Sauerstoff aus der Luft anzuziehen (N, D III, 382)¹⁴.

Eingehender noch wird der gleiche Gedanke folgendermaßen ausgesprochen: „Der . . . Metallkalk verbinde sich

nun mit einer Säure: ein Salz entsteht, Krystalle schießen an . . . Die Krystalle verwittern, vermischen sich mit andern Stoffen, eine Vegetation erhebt sich aus ihnen: eine neue Willenserscheinung . . . Jahrtausende schlummern die chemischen Kräfte in einer Materie, bis die Berührung der Reagenzien sie frei macht: dann erscheinen sie“ (z. B. der Galvanismus im Kupfer und Zink, wenn man diese Metalle „unter einander und mit einer gesäuerten Flüssigkeit abwechselnd, sich berühren“ läßt). Die gleichen Kräfte der beharrenden Materie, in Wirklichkeit Kräfte eines „Willens“ in der Natur, zeigen sich „in jeder chemischen Verbindung, in Gasentwicklung, Verbrennung“ usw., z. B. wenn „der harte Diamant sich in Kohlensäure verwandelt“, oder wenn, unter Benutzung einer galvanischen Kette, „Silberblättchen, zwischen die Extremitäten dieser Verkettung gebracht, plötzlich in grüne Flammen aufgehen müssen“ (W I, D I, 158). Kräfte aber können „untereinander in Konflikt gerathen“ und stehen dann im Kampfe; und in diesem gibt es Ordnungen, so wie z. B. „der Galvanismus die Wahlverwandtschaften überwältigt, die festesten Verbindungen zersetzt, die chemischen Gesetze so sehr aufhebt, daß die Säure eines am negativen Pol zersetzten Salzes zum positiven Pol muß, ohne mit den Alkalien, durch die sie unterwegs geht, sich verbinden, oder nur den Lakmus, welchen sie antrifft, röthen zu dürfen“ (ebenda, D I, 176)¹⁵.

Diese Konkurrenz verschiedener Kräfte im chemischen Geschehen¹⁶ als verschiedener Willenserscheinungen illustriert Schopenhauer an anderer Stelle (W II, D II, 340 f.), indem er einen Satz aus Liebigs „Chemie in Anwendung auf Agrikultur“ S. 501 anführt, wonach feuchtes Kupfer in kohlenensäurehaltiger Luft „durch den Kontakt mit dieser Säure“ oberflächlich in grünes kohlen-saures Kupferoxyd übergeht, in Berührung mit Eisen jedoch „durch Erregung eines besondern Elektrizitätszustandes“, der jene Fähigkeit vernichtet, blank bleibt. Schopenhauer sagt hierzu: „Die Sache ist bekannt und von technischem Nutzen. Ich führe sie an, um zu sagen, daß hier der Wille des Kupfers, durch den elektrischen Gegensatz zum Eisen in Anspruch

genommen und beschäftigt, die für seine chemische Verwandtschaft zum Oxygen und Kohlensäure sich darbietende Gelegenheit unbenutzt läßt. Er verhält sich demnach gerade so, wie der Wille in einem Menschen, der eine Handlung, zu der er sonst sich bewogen fühlen würde, unterläßt, um eine andere, zu der ein stärkeres Motiv ihn auffordert, zu vollziehen.“

Von Schopenhauers Bemühen, sich in das Innere anorganischen Seins einzufühlen, zeugt eine feine Schilderung (N IV, § 107), beginnend: „O, welches Wunder ich gesehen habe!“ Er bittet den ihn begleitenden Genius, ihn in das Innere zweier Körper, die vor ihm stehen, eindringen zu lassen. „Das eine war eine Vase von Jaspis, mit goldenem Rand und Henkeln; das andere war ein Organisches, ein Thier, ein Mensch.“ . . . „In der Vase fand ich nichts vor, als den Drang der Schwere und einige dumpfe Sehnsucht, die sich als chemische Verwandtschaft aussprach.“ In dem anderen aber — übertreffend „an Unglaublichkeit alle je ersonnenen Märchen und Fabeln“ —, vor allem „in dessen oberm Ende, Kopf genannt“ . . . „fand ich nichts Geringeres vor, als eben — die ganze Welt selbst, mit sammt dem ganzen Raum, in welchem das Alles ist, und der ganzen Zeit, in der sich das Alles bewegt, nebst Allem endlich, was beide füllt, in seiner ganzen Buntschäckigkeit und Zahllosigkeit: ja, was das Tollste ist, mich selbst fand ich darin herumspazierend!“

An anderen Stellen wird mehr beiläufig von chemischen Dingen gesprochen. „Intuitiv, unmittelbare Auffassung durch den Verstand, war Lavoisiers Entdeckung des Sauerstoffs und seiner wichtigen Rolle in der Natur“ (W I, D I, 25). Schopenhauer weiß, daß die Chemie bisher „etwan 60 Grundstoffe“ festgestellt hat (W I, D I, 34). Er kennt die Zusammensetzung der Luft aus „79 Azot und 21 Oxygen“ („Stickstoff“ ist ihm „ein häßliches, kakophonisches Wort!“ [W II, D II, 135]). Ferner: „Eine vollkommene Versteinerung ist eine totale chemische Veränderung, ohne alle mechanische“ (P II, D V, 160). Er weiß nicht nur von Chlor als einem Bestandteil des Kochsalzes („Wer Salz hat, hat auch Chlor“), sondern auch von H. Davys Alkalimetallen, die „auf dem Wasser schwimmen“ (W II, D II, 126), sowie von Schönbeins Ozon (entdeckt 1839) (N IV, § 185). Er kennt Chevreuls Arbeiten über die ausbleichenden chemischen Wirkungen des Sonnenlichtes auf ge-

färbte Stoffe (1858) (W II, D II, 359); er erwähnt die leichte „Veränderlichkeit der chemischen Farben“, wie Zinnober (F, Kap. II, § 13); er spricht von „Leuchtsteinen“¹⁷, von „Frauenhoferschen Linien“ (F, D VI, 564) und so weiter.

Ja, Schopenhauer scheut sogar vor eigenen chemischen Spekulationen auf Grund vorhandenen Wissens nicht zurück. So will er „die kühne, ja verwegene Hypothese wagen, daß die elektrische Spannung in der Wolke Wasser zersetze, das so entstandene Knallgas aus dem übrigen Theil der Wolke Bläschen bilde und nachher der elektrische Funke diese entzünde?“ (P II, D V, 133). Oder er mutmaßt eine Entstehung von Granit durch „schnelle und simultane Verbrennung einer Mischung von Metalloiden“ (soll heißen „Metallen und Metalloiden“) „vereint mit der sogleich wirkenden Wahlverwandtschaft der Produkte jener Verbrennung“; und fragt: „Ob man wohl je versucht hat, Silicium, Aluminium u. s. f., in dem Verhältnisse, wie sie die Radikale der Erden der drei Bestandtheile des Granits ausmachen, zusammenzumischen und dann, unter Wasser, oder an der Luft, schnell verbrennen zu lassen?“ (P II, D V, 160).

Es erscheint naheliegend, bei Schopenhauer nach einer Stelle zu suchen, die eine Bekanntschaft mit der Katalyse von Döbereiner und Berzelius verriete. Hier aber gibt es eine Enttäuschung. Zwar wird einmal davon gesprochen, daß man einen Prozeß „verstärken“ oder eine „Reaktion beschleunigen“ könne, allein es geschieht dies lediglich im Zusammenhange mit einer Erwähnung der Heilmethode der „Homoioopathie“ (P II, D V, 186)¹⁸, ohne jede Beziehung auf die katalytischen Tatsachen und Ergebnisse, die zu Schopenhauers Lebzeiten schon reichlich vorlagen; und es wird so abermals bestätigt, daß das große Aufsehen, das Döbereiners bekannte Knallgasentzündung mit Platin 1823 erregt hat, doch über die Fachwelt wenig hinausgedrungen ist, und daß auch die wichtigen katalytischen Gedanken und Beobachtungen von Berzelius, Liebig, Kuhlmann, Mercer, Playfair u. a. es nicht vermocht haben, über den Kreis der Chemie hinaus eine größere Wirkung zu entfalten. Man kann das mit besonderer Beziehung auf Schopenhauer noch heute be-

dauern; denn was hätte ihm mit seiner Lehre von der Herrschaft eines universellen „Willens“ in der Natur willkommener sein können als die Konstatierung einer Erscheinung, die gewissermaßen als einfachstes Modell des Wollens oder des Willens erscheinen kann!¹⁹ Ist doch der Katalysator dadurch gekennzeichnet, daß er stoffliches Geschehen veranlaßt, hervorruft, richtet und lenkt, ohne eigene physische Arbeitsleistung, lediglich durch seine Gegenwart, indem er in rhythmisch wechselndem Einschalten und Ausschalten vorhandene latente freie Energien anstößt, auslöst, anregt und dirigiert²⁰.

II. Schopenhauers Anschauungen über Bedeutung und Stellung der Chemie.

A. Allgemeines.

Die feste Grundlage bildet eine hohe Wertschätzung der Chemie, an der auch die zahlreichen abfälligen Urteile über chemische Teilentwicklungen jener Zeit nichts ändern: „Die Erklärungen der Chemie setzen die geheimen Kräfte voraus, welche sich als Wahlverwandtschaften, nach gewissen stöchiometrischen Verhältnissen, äußern“ (F W, D III, 517). „Ebenso lehrt uns die Chemie, wie sich der Wille benimmt, wann die inneren Qualitäten der Stoffe . . . freies Spiel erhalten, und nun jenes wunderbare Suchen und Fliehen, sich Trennen und Vereinen, Fahrenlassen des Einen, um das Andere zu ergreifen, wovon jeder Niederschlag zeugt, auftritt, welches Alles man als Wahlverwandtschaft (einen ganz dem bewußten Willen entlehnten Ausdruck) bezeichnet“ (auch auf Goethes Roman „Wahlverwandtschaften“ wird hingewiesen; W II, D II, 336). Oder weiter: „Die Wichtigkeit der Theorie hat ihren glänzendsten Beleg an der neueren Chemie, dem Stolze unsers Jahrhunderts.“ Mochten „vereinzelte Tatsachen als faktische Grundlage“ bereits „von Joh. Rey (1630), Rob. Boyle, Mayow, Hales, Black, Cavendish und endlich Priestley, aufgefunden“ worden sein²¹: „sie halfen der Wissenschaft wenig, bis sie in Lavoisier's großem Kopfe sich zu einer Theorie organisirten, welche gleichsam die Seele der gesammten neuern Natur-

wissenschaft ist, durch die unsere Zeit über alle früheren emporragt“²² (F, D VI, 127).

Auch die mannigfachen Möglichkeiten technischer Anwendung der Chemie für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse hat Schopenhauer erkannt und geschätzt. Daguerres Erfindung (um 1839) erscheint ihm „hundert Mal scharfsinniger, als die so bewunderte Entdeckung des Leverrier“²³ (Vorausberechnung des Neptun) (P II, D V, 136, auch 617).

Da außer chemischer Stoffumwandlung auch die Bewegungen terrestrischer und astronomischer Körper „Objektivationen des Willens“ in der Natur darstellen, andererseits aber der gleiche Wille im organischen Leben zur höheren Entfaltung kommt, so ergibt sich für den Philosophen die Notwendigkeit einer begrifflichen Abgrenzung der Chemie gegenüber der Mechanik einerseits, der Physiologie andererseits.

B. Chemismus und Mechanismus.

Schopenhauers Urteil über das Verhältnis von Mechanismus und Chemismus ist in dem Satze zusammengefaßt: „Die Gesetze des Mechanismus gelten nicht mehr, wo der Chemismus wirkt“ (N IV, § 127)²⁴. Er hat hierbei die klassische Mechanik im Auge, wie sie Galilei, Newton, d'Alembert, Lagrange, L. Euler, Laplace u. a. für terrestrische und astronomische Körper ausgebildet haben. Gewicht und Ansehen dieser Mechanik (Punkt- und Körper-Mechanik) waren in der Gesamtwissenschaft so hoch gestiegen, daß man (zwischen 1750 und 1800) mehrfach versucht hatte, die Gesetze der Gravitation oder Attraktion²⁵, die Formeln für Druck und Stoß von Massen unmittelbar auch auf stoffliche Umsetzungen anzuwenden und so eine wahre Mechanik der Chemie zu schaffen: Lomonossow, Lesage, Berthollet²⁶. Erst Humphry Davy, Jakob Berzelius, M. Faraday, Chr. F. Schönbein gingen andere Wege; ihnen erschien es aussichtsvoller, die Chemie an die Elektrizitätslehre mit ihrer „Polarität“ zu knüpfen, für die es in der klassischen Mechanik kein Vorbild gibt.

Schopenhauer verhält sich durchaus ablehnend gegen jeden Versuch, jene Mechanik auf die Vorgänge der chemischen Stoffumwandlung anzuwenden, gleichwie er auch für eine „Mechanik des Äthers“ als Grundlage einer physikalischen Lehre des Lichtes und der Farben nur Spott und Hohn hat. Verwerflich erscheint ihm „die mechanische Physik des Lesage, welcher, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, sowohl die chemischen Affinitäten, als auch die Gravitation mechanisch, durch Druck und Stoß zu erklären suchte“²⁷ (W I, D I, 146). Ist doch jeglicher Versuch einer „Zurückführung ursprünglicher Naturkräfte auf einander“ falsch (siehe auch S. 113). „Daß jeder Vorgang zuletzt ein mechanischer sein und Alles auf Stoß und Gegenstoß beruhen müsse“, ist eine „fixe Idee der Franzosen“, der die Deutschen nur allzu willig Gehör geschenkt haben. „Mich wundert, daß sie noch nicht gesagt haben, die Säuren beständen aus Häkchen und die Alkalien aus Oesen und deshalb giengen sie so feste Verbindungen ein. — Ihnen steckt noch immer der Cartesius in den Gliedern. — Es weht ein platter Geist durch diese Zeit“²⁸ (P II, D V, 128).

Allerdings gilt: „Wir haben einen natürlichen Hang, jede Naturerscheinung wo möglich mechanisch zu erklären“ (W II, D II, 342). Es ist jedoch eine solche „Anwendung mechanischer Erklärungshypothesen über das nachweisbar Mechanische, wohin z. B. noch die Akustik gehört, hinaus, durchaus unberechtigt, und nimmermehr werde ich glauben, daß jemals auch nur die einfachste chemische Verbindung, oder auch die Verschiedenheit der drei Aggregationszustände, sich wird mechanisch erklären lassen, viel weniger die Eigenschaften des Lichts, der Wärme und der Elektrizität. Diese werden stets nur eine dynamische Erklärung zulassen . . . aus ursprünglichen Kräften, die von denen des Stoßes, Druckes, der Schwere u. s. w. gänzlich verschieden und daher höherer Art, d. h. deutlichere Objektivationen jenes Willens sind, der in allen Dingen zur Sichtbarkeit gelangt“ (W II, D II, 342). „So z. B. wird es nie gelingen, nach jenen Gesetzen des eigentlichen Mechanismus auch nur die Auflösung

eines Salzes in Wasser zu erklären, geschweige die komplizierteren Erscheinungen der Chemie“ (W I, D I, 633). Mehr Aussichten hat eine elektrische Erklärung, die darauf fußt, daß Stoffe, „welche sich chemisch zu verbinden die stärkste Neigung zeigen“, bei Berührung im festen Zustande „in den entschiedensten Gegensatz treten“ (P I, D IV, 44). (Polarität nach Volta, Davy, Berzelius u. a.; siehe auch S. 121.) „Es giebt im Grunde nur eine mechanische Wirkungsart, sie besteht im Eindringenwollen eines Körpers in den Raum, den ein anderer inne hat: darauf läuft Druck wie Stoß zurück. . . . Daraus wollen sie aber jetzt die ganze Natur erklären“ (P II, D V, 122)²⁹. (Siehe auch S. 124.)

Freilich kann eine solche Ablehnung des Mechanismus, die in bezug auf das Wesen der Dinge, unabhängig von menschlicher Betrachtungsweise, durchaus im Rechte ist, sehr fehl gehen, sobald sie sich auch auf die Methode des Forschens erstrecken will. Besteht doch nach F. A. Lange „die tief in der Erkenntnistheorie begründete Maxime, daß nur die strenge Durchführung sinnlicher Anschaulichkeit imstande ist, unsere Erkenntnis vor dem weit gefährlicheren Spiel mit Worten zu bewahren“.

Einer solchen Gefahr ist auch Schopenhauer mit seinem Bestreben einer verinnerlichten Auffassungsweise hie und da erlegen. Was kann der Chemiker wohl mit Aussprüchen wie den folgenden anfangen: „Chemische Auflösung ist Ueberwindung der Kohäsion durch die Verwandtschaft; Beides sind *qualitates occultae*“ (P II, D V, 123). Oder: „Als eine wirklich chemische Verbindung der Wärme mit den Körpern hingegen ist das Latentwerden derselben anzusehn: so giebt Eis und Wärme einen neuen Körper, Wasser“ (P II, D V, 125). (Schopenhauer huldigt noch der stofflichen Theorie der Wärme.) Oder was nützt es dem Physiker, wenn Schopenhauer, allerdings „in einem tropischen Sinne, das Licht den Reflex der Gravitation“ nennt? (P II, D V, 124, Anm.)

Weiter: „. . . der Krystall ist . . . eine Einheit des Strebens nach bestimmten Richtungen, von der Erstarrung ergriffen . . . , zugleich ein Aggregat aus seiner Kerngestalt, durch eine Idee zur Einheit verbunden, ganz so wie der Baum“ (W I, D I, 127). Oder es wird gesagt: „Ja, man kann die elastischen Körper als die muthigeren betrachten, welche den Feind zurückzutreiben suchen, oder wenigstens ihm die weitere Verfolgung benehmen“ (W II, D II, 338). (Vgl. auch die Äußerungen über physische und chemische Farben in F, Kap. II, § 13³⁰.)

Im ganzen hat man den Eindruck, daß Schopenhauer sich hier von

der philosophischen „Romantik“ seiner Zeit, die er so schonungslos bekämpfte, doch nicht völlig loszulösen vermochte³¹, und so kommt es vielfach zu einer Verkenning wahrer wissenschaftlicher Bedürfnisse, einer Verkenning, die auch in der ungerecht schroffen Aburteilung großer Forscher wie Newton, Helmholtz, Wöhler u. a. ihren besonderen Ausdruck findet. Hierauf wird noch zurückzukommen sein (S. 130 ff.).

C) Stellung der Chemie zur Physiologie; Chemismus und Lebenskraft.

Zeigt sich in Schopenhauers Formulierungen über die Frage einer Anwendung der Mechanik auf die Chemie eine unbedingte Zurückweisung aller Grenzverwischung, so nehmen andererseits auch seine Äußerungen über die Anwendung des Chemismus auf die Vorgänge in Lebewesen oft die Form schroffster Ablehnung an. Der von uns schon angeführte Satz: „Die Gesetze des Mechanismus gelten nicht mehr, wo der Chemismus wirkt“, findet seine unmittelbare Fortsetzung: „und die Gesetze dieses nicht mehr, wo organisches Leben angefacht worden“ (N IV, § 127). Oder weiter: Man sieht immer mehr ein, „daß nie ein Chemisches auf ein Mechanisches, noch ein Organisches auf ein Chemisches, oder Elektrisches, zurückgeführt werden kann“ (W I, D I, 35). Daß Schopenhauer indes nicht jede Anwendung der Chemie auf die Vorgänge in Organismen verurteilt, zeigen andere Aussprüche, so z. B. wenn er seinem „Apostel“ Frauenstädt rät: „Und prüfen Sie sich, ob Sie auch Physiologie wirklich besitzen und inne haben: das setzt Anatomie und Chemie voraus“ (an Frauenstädt, 12. Sept. 1852, D XV, 164).

Um Schopenhauers wahre Meinung zu erkennen und zu würdigen, muß man sich vor allem der hohen Wertschätzung bewußt sein, die er der Physiologie als der allgemeinen Lehre von den Funktionen der Lebewesen andauernd entgegenbringt: „Physiologie ist der Gipfel gesammter Naturwissenschaft und ihr dunkelstes Gebiet“ (an Frauenstädt, 12. Okt. 1852, D XV, 170). Zur Erhellung eines solch dunklen Gebietes kann jedoch Blendwerk nicht taugen, wie es Schopenhauer in gewissen „biochemischen“ Übertreibungen seiner Zeit erblickt und mißbilligt. Es ist

ein bloßer „Wahn unserer physiologischen Chemiker“, daß hier „die armsäligen chemischen Verwandtschaften“ ausreichen (N, D III, 772).

Einer Verständlichmachung einzelner Vorgänge des Organismus und ihrer empirischen Zusammenhänge durch chemische Forschung steht Schopenhauer nicht ablehnend gegenüber. So rühmt er vom „Zoochemiker“ J. Liebig, er habe „das Budget der organischen Natur nachgerechnet und die Bilanz ihrer Ausgaben und Einnahmen gezogen“ (P II, D V, 179)³². Wird doch z. B. „durch organische Assimilation Wasser und Kohle in Pflanzensaft, oder Pflanze oder Brod in Blut verwandelt“ (W I, D I, 176). Blausäure wirkt tödlich, indem sie „das Gehirn lähmt und so mittelbar das Athmen hemmt“ (W I, D I, 139). „Der gegebenen Ansicht gemäß, wird man zwar im Organismus die Spuren chemischer und physischer Wirkungsarten nachweisen, aber nie ihn aus diesen erklären können“ (W I, D I, 173). „So geschieht z. B. das Steigen der Säfte in den Pflanzen auf Reiz und ist nicht aus bloßen Ursachen, nach den Gesetzen der Hydraulik, noch der Haarröhrchen, zu erklären: dennoch wird es wohl von diesen unterstützt . . .“ (W I, D I, 138).

Derartige Äußerungen eröffnen das Verständnis für die zunächst etwas widerspruchsvoll erscheinende Stellung Schopenhauers zur Frage der Lebenskraft, d. h. der Beziehung von „Chemismus und Lebensprozeß“: Ein einzelner Vorgang für sich, ja auch seine nächsten Zusammenhänge sind tatsächlich physikalischer und chemischer „Erklärung“ fähig und zugänglich³³; nur soll man nicht meinen, mit solchen Einzelheiten auch das Ganze erfaßt zu haben. „Allerdings wirken im thierischen Organismus physikalische und chemische Kräfte; aber was diese zusammenhält und lenkt, so daß ein zweckmäßiger Organismus daraus wird und besteht, — das ist die Lebenskraft: sie beherrscht demnach jene Kräfte und modificirt ihre Wirkung, die also hier nur eine untergeordnete ist“ (P II, D V, 174)³⁴. Oder weiter: „Das heut zu Tage Mode werdende Polemisiren gegen die Annahme einer Lebenskraft verdient, trotz seiner vor-

nehmen Mienen, nicht sowohl falsch, als geradezu dumm genannt zu werden. Denn wer die Lebenskraft leugnet, leugnet im Grunde sein eigenes Daseyn, kann sich also rühmen, den höchsten Gipfel der Absurdität erreicht zu haben“ (P II, D V, 173).

Immer wieder wendet sich Schopenhauer scharf gegen „die elektrischen, chemischen und mechanischen Physiologen“, denen „der Organismus nur ein Aggregat von Erscheinungen physischer, chemischer und mechanischer Kräfte sei, die hier zufällig zusammengekommen, den Organismus zu Stande brächten, als ein Naturspiel ohne weitere Bedeutung“, zusammengesetzt und „zusammengeblasen, wie die Gestaltung von Menschen und Thieren aus Wolken oder Stalaktiten“. — „Jene Anwendung physischer und chemischer Erklärungsarten auf den Organismus“ möchte „innerhalb gewisser Grenzen gestattet und brauchbar seyn“, indem „die Lebenskraft die Kräfte der unorganischen Natur allerdings benutzt und gebraucht, jedoch keineswegs aus ihnen besteht; so wenig wie der Schmid aus Hammer und Ambos. — Die physiologischen Funktionen sind nie auf chemische oder physische Prozesse zurückzuführen“; z. B. ist das Festwerden der Knochen „ein unverkennbares Analogon der Krystallisation, als welche ursprünglich den Kalk beherrschte, obgleich die Ossifikation nie auf Krystallisation zurückzuführen ist. So auch ist die Mischung der Säfte im thierischen Körper und die Sekretion ein Analogon der chemischen Mischung und Abscheidung, sogar wirken die Gesetze dieser dabei noch fort, aber untergeordnet, sehr modificirt, von einer höhern Idee überwältigt; daher bloß chemische Kräfte, außerhalb des Organismus, nie solche Säfte liefern werden“ (W I, D I, 172). (Andererseits siehe Lotze: „Die organisierende Kraft ist von Umständen abhängig, und zwar recht sehr abhängig.“)

In diesem Zusammenhange rühmt Schopenhauer vor allem den Physiologen F. X. Bichat (1771—1802)³⁵, der eine restlose Zurückführung des organischen Lebens auf Physik und Chemie ablehnt, als „einen Physiologen von Gottes Gnaden“, mit „köstlichen Seiten“ in „unsterblichen Werken“, die seine eigene Lehre auf das beste ergänzen. „Auf 50 Mil-

lionen *bipedes* kommt noch nicht Ein denkender Kopf wie Bichat. — Bichat und Ich umarmen uns in einer Wüste“ (an Frauenstädt, 12. Okt. 1852 [D XV, 171, 172]). — „Da ist es nun eine Freude zu sehn, wie wir, gleich den zwei Stimmen im Duetto, in Harmonie mit einander fortschreiten, obgleich Jeder etwas Anderes vernehmen läßt. Daher lese, wer mich verstehn will, ihn; und wer ihn gründlicher verstehn will, als er sich selbst verstand, lese mich“ (W III, D II, 296 f.). „Deutschland muß Bichat verstehn, um mich zu verstehn“ (Gespr. mit Morin, 1858 [XX. Jahrb. 1933, S. 319]).

Auf der anderen Seite fallen gegen Vertreter einer extremen und oberflächlichen „mechanistischen“ Denkweise, wie Büchner und Moleschott, die schärfsten Worte der Aburteilung³⁶. Auch Lotzes „Medicinische Psychologie“ erfährt herbe Abweisung; das Werk erscheint als „nichts-würdiges Machwerk“, als „frecher Unsinn“³⁷. Sie erkennen nicht „die Aristokratie der Natur“ (an Frauenstädt, 12. Okt. 1852 [D XV, 172]), indem sie „die Lebenskraft leugnen, und derselben chemische Kräfte substituiren wollen“ (P II, D V, 120).

Sucht man Schopenhauers Urteil über die Stellung der Chemie in den biologischen Wissenschaften mit heutigen Ausdrücken kurz zu umreißen, so wird man nicht fehlgehen mit folgender Zusammenfassung: Die Ganzheit des Lebensgeschehens³⁸ kann nicht Gegenstand der Chemie und Physik sein, hier herrschen höhere Gesetzmäßigkeiten in einer Rangordnung der Kausalität, die sich nicht aus untergeordneten Gesetzmäßigkeiten restlos ableiten lassen; es besteht eine Eigen- oder besser eine Obergesetzmäßigkeit des Lebens, in welcher der Naturwille zu seiner höchsten Entfaltung gelangt. Noch viel weniger aber als Chemie ist Mechanik imstande, das Lebensgeschehen als solches (und nicht nur einzelne Lebenserscheinungen) aufzuhellen³⁹.

Hier ist auch einiges über Schopenhauers Stellung zur Frage der Urzeugung zu sagen⁴⁰:

Bei der scharfen Scheidung von anorganischem Chemismus und Chemismus im Dienste des Lebenden kann es überraschen, daß Schopenhauer sehr deutlich der Annahme einer Entstehung von Lebendem aus lebloser Substanz, also einer Urzeugung (*generatio spontanea* oder *aequivoca*) zuneigt. Auf der einen Seite herrscht die Auffassung: „In der ganzen Natur aber ist keine Gränze so scharf gezogen, wie die zwischen Organischem und Unorganischem“ (N, D III, 369); und an anderer Stelle noch schärfer: „In der That ist die Gränze zwischem dem Organischen

und dem Unorganischen die am schärfsten gezogene in der ganzen Natur und vielleicht die einzige, welche keine Übergänge zuläßt“ (W II, D II, 335); andererseits wird geglaubt, daß der Urwille der Natur jene Grenze mitunter doch glatt überspringen könne. Der gleiche Widerspruch, nach dem Metaphysischen erhöht, kann darin gesehen werden, daß Schopenhauer in der gesamten Natur den gleichen erkenntnislosen Urwillen am Werke sieht und sich doch gegen jede Ausdehnung des Lebensbegriffes auf das anorganische Sein ausspricht. „Demnach ist auch das in unsern Tagen so beliebte Gerede vom Leben des Unorganischen, ja sogar des Erdkörpers, und daß dieser, wie auch das Planetensystem, ein Organismus sei, durchaus unstatthaft. Nur dem Organischen gebührt das Prädikat Leben“ (W II, D II, 336). (Ähnlich wie früher schon Kepler hatte z. B. Burdach 1837 Sonne und Erde als eine Art Groß-Lebewesen angesehen; s. auch Fechner, Zenda-vesta 1851.)

Wie dem auch sei: Schopenhauer selber würde keineswegs das Vorhandensein eines Widerspruchs anerkennen; stellt er doch seinerseits sogar eine innige Verbindung der Begriffe „Lebenskraft“ und „Urzeugung“ her, indem er sagt: „Der seit 10—15 Jahren geführte Krieg gegen die *generatio aequivoca*, mit seinem voreiligen Siegesgeschrei, war das Vorspiel zum Ableugnen der Lebenskraft, und diesem verwandt“ (W II, D II, 353).

Im einzelnen sind noch folgende Äußerungen zur Urzeugung bemerkenswert: Sie erscheint „in seltenen Fällen“ (W I, D I, 168). „Ob ... die *generatio aequivoca* Statt finde, ist allein durch die Erfahrung zu entscheiden“; doch hält es Schopenhauer „der neuesten Einwendungen dagegen ungeachtet, für höchst wahrscheinlich, und zwar zunächst bei Entozoen und Epizoen“. — „Jedoch scheint es, daß die Urrzeugung organischer Formen, die Hervorbringung der Gattungen selbst, der Natur fast so schwer fällt auszuführen, wie uns zu begreifen“ (W II, D II, 352—354). — „Die *generatio aequivoca*, wenn sie Statt hat (welches, zumal bei Epizoen und überhaupt Parasiten, nicht wohl zu bezweifeln ist), bringt doch nur bekannte Gattungen hervor“: und untergegangene Spezies „vermag die Natur, obwohl sie in ihrem Plane gelegen haben, nicht wieder zu ersetzen“ (P II, D V, 110 f.)⁴¹. „Unter den dem bloßen Auge sichtbaren Beispielen der *generatio aequivoca* ist das alltäglichsste das Hervorschießen von Pilzen“ an abgestorbenen und faulenden Körpern (P II, D V, 161).

Die von Pouchet „experimentell bekräftigte“ Entstehung von Infusorien aus Heu hält Schopenhauer auch nach der Kritik von Milne-Edwards und Quatrefage⁴² für erwiesen; und wenn diese Forscher mit stark erhitztem Heu, ausgekochtem Wasser und synthetisch hergestellter sowie mit vollkommen gereinigter (keimfreier) Luft keine Urzeugung beobachtet hatten, so ist es nach Schopenhauer verfehlt, hieraus zu schließen, daß „in der atmosphärischen Luft Billionen Keime aller möglichen Schimmel-

Pilze und aller möglichen Infusorien beständig herumschweben“; sondern es erscheint jener „enormen Hypothese“ gegenüber als ungleich einleuchtendere Annahme, daß Bedingung zum Entstehen neuen Lebens „die wirkliche atmosphärische Luft“ mit nicht wahrnehmbaren Besonderheiten (nach Art des Ozons) sei, daß dazu aber nicht deren „chemisches seelenloses Nachbild“ ausreiche („auch nicht die Luft, der durch Reagenzien die vivificirende Kraft genommen ist“). Hinsichtlich jenes Ursprungs von Pflanzen und Tieren heißt es: „Woher, in aller Welt sollen sie denn sonst gekommen seyn . . . ? . . . etwan vom Himmel gefallen? — Daß aus dem Unorganischen die untersten Pflanzen, aus den faulenden Resten dieser die untersten Thiere, und aus diesen stufenweise die oberen entstanden sind, ist der einzige mögliche Gedanke“ (N IV, § 185).

Hier ist eine spekulative Voreingenommenheit romantischer Art zu spüren, die noch einigermaßen an Oken und Schelling erinnert und dem Geiste der neuen chemischen Forschung mit ihren exakten Methoden nicht voll gerecht wird. Wie groß überhaupt trotz aller Bemühungen und ungeachtet wertvollster Gedanken der Kontrast der philosophischen Betrachtungsweise Schopenhauers gegenüber der rein empirischen Methode der großen Chemiker seiner Zeit (Liebig, Berzelius, Fr. Wöhler u. a.) vielfach gewesen ist, zeigen auf das deutlichste seine Ausführungen über das Blut und über Sekretionen. Muskeln sind „gewissermaßen nur festgewordenes, gleichsam geronnenes oder krystallisiertes Blut“. Dieses erscheint Schopenhauer (nach Rösch, 1839) als „chaotische, belebte, schleimige Urflüssigkeit, gleichsam eine organische Emulsion, in welcher alle nachherigen Theile implicite enthalten sind. — Aus diesem Allen geht hervor, daß der Wille sich am unmittelbarsten im Blute objektivirt, als welches den Organismus ursprünglich schafft und formt, ihn durch Wachsthum vollendet und nachher ihn fortwährend erhält“ (W II, D II, 288 f.). „Besonders ist bei den Sekretionen eine gewisse Auswahl des zu jeder Tauglichen, folglich Willkür der sie vollziehenden Organe nicht zu verkennen, die sogar von einer gewissen dumpfen Sinnesempfindung unterstützt seyn muß und vermöge welcher aus dem selben Blute jedes Sekretionsorgan bloß das ihm angemessene Sekret und nichts Anderes entnimmt; also aus dem zuströmenden Blute die

Leber nur Galle saugt, das übrige Blut weiterschickend, eben so die Speicheldrüse und das Pankreas nur Speichel, die Nieren nur Urin, die Hoden nur Sperma usw.“, vergleichbar „verschiedenartigem Vieh, auf der selben Wiese weidend und Jedes nur das seinem Appetit entsprechende Kraut abrufend“ (N, D III, 776).

Und nun halte man dagegen, was Jakob Berzelius in seinem berühmten Aufsatz über die „katalytische Kraft“ von 1835 sagt⁴³: „Wir bekommen gegründeten Anlaß zu vermuthen, daß in den lebenden Pflanzen und Tieren Tausende von katalytischen Prozessen zwischen den Geweben und Flüssigkeiten vor sich gehen und die Menge ungleichartiger Zusammensetzungen hervorbringen, von deren Bildung aus dem gemeinschaftlichen rohen Material, dem Pflanzensaft oder dem Blut, wir nie eine annehmbare Ursache einsehen konnten, die wir künftig vielleicht in der katalytischen Kraft des organischen Gewebes, woraus die Organe des lebenden Körpers bestehen, entdecken werden.“ Diese „katalytische Kraft“ aber ist nach Berzelius dem Experiment des Chemikers zugänglich, der im Reagenzglas Modelle derjenigen einzelnen Vorgänge schaffen kann, die der „spiritus rector“ des Organismus in ungleich höherer Vollkommenheit und in größter Mannigfaltigkeit ordnend erzeugt.

III. Schopenhauers Philosophie der Chemie.

Schon in den bisherigen Erörterungen hat sich gezeigt, daß Schopenhauers Äußerungen zur chemischen Wissenschaft im großen und ganzen um so beachtlicher und belangreicher werden, je allgemeiner sie gehalten sind, d. h. je mehr sie das Gedankenbild betreffen, das sich der Chemiker von den stofflichen Umsetzungen und ihren Beziehungen zu anderen Naturvorgängen überhaupt macht. Tatsächlich ist es vor allem die Philosophie der Chemie, die Schopenhauer beschäftigt und fesselt, mit ihren erkenntnistheoretischen und metaphysischen Hintergründen und mit der Frage nach Wesen und Sinn des Chemismus. So ist es historisch genommen die erste wirkliche philo-

sophische Würdigung der neueren Chemie, die uns in seinem System entgegentritt.

Um uns ein Bild von diesem zentralen Teil seiner Beziehungen zur Chemie machen zu können, fassen wir nacheinander ins Auge: Schopenhauers Anschauungen über die chemische Kausalität, seine Ansichten über Materie und Kraft, seine Verknüpfung des Chemismus mit der Metaphysik des Willens und schließlich seine Stellung zu Atomismus und Dynamismus. Als Leitfaden aber erscheint: „Sie bemühen sich zu zeigen, daß alle Phänomene, auch die geistigen, physisch sind: mit Recht; nur sehn sie nicht ein, daß alles Physische andererseits zugleich ein Metaphysisches ist“ (W II, D II, 194) ⁴⁴.

A. Schopenhauers Anschauung über chemische Kausalität und Affinität.

Was ist nach Schopenhauer Kausalität? „Jede Veränderung kann nur eintreten dadurch, daß eine andere, nach einer Regel bestimmte, ihr vorhergegangen ist, durch welche sie aber dann als notwendig herbeigeführt auftritt: diese Nothwendigkeit ist der Kausalismus“ (G, D III, 144). Diese „unfehlbare Regel“ des Denkens fordert, daß „auf einen Zustand der Materie nothwendig ein bestimmter anderer folgt; wie eine bestimmte Veränderung nothwendig eine andere, bestimmte, bedingt und herbeiführt: welche Nachweisung Erklärung genannt wird“ ⁴⁵. Hier finden wir nun hauptsächlich Mechanik, Physik, Chemie, Physiologie“ (W I, D I, 115). „Jede Veränderung in der materiellen Welt kann nur eintreten, sofern eine andere ihr unmittelbar vorhergegangen ist: dies ist der wahre und ganze Inhalt des Gesetzes der Kausalität“ (W II, D II, 46). „Der Satz vom Grunde ist das Princip aller Erklärung“ (G, D III, 264). „Alle Erklärung ist Zurückführung auf ihn . . . Er ist sonach das Princip aller Erklärung und daher nicht selbst einer Erklärung fähig, noch ihrer bedürftig, da jede ihn schon voraussetzt und nur durch ihn Bedeutung erhält“ (W I, D I, 88). „Und keine Wahrheit ist gewisser als diese, daß Alles was geschieht, sei

es klein oder groß, völlig nothwendig geschieht . . . jede Erscheinung unwiderruflich und unabänderlich“ (W II, D II, 363). „Ich verlange demnach, daß wir von den Kategorien elf zum Fenster hinauswerfen und allein die der Kausalität behalten“ (W I, D I, 530). (Vgl. hierzu Hume, der gleichfalls in der Beziehung von Ursache und Wirkung „das Wesen unserer Denkakte in bezug auf Tatsachen“ erblickt.)

Bei Schopenhauer herrscht durchaus der aktivistische, funktionale oder „verbale“ Kausalitätsbegriff der neueren Naturwissenschaft. Ursachen sind primär nicht, wie das Wort zu lehren scheint, Sachen und Dinge oder Körper, auch nicht Eigenschaften solcher, sondern „Zustände von Körpern“ und Veränderungen dieser. „Es hat aber gar keinen Sinn zu sagen, ein Objekt sei Ursach eines andern“ (G, D III, 143). „Jede Veränderung hat ihre Ursache in einer andern, ihr unmittelbar vorhergängigen“; und „nur auf Zustände bezieht sich die Veränderung und die Kausalität.“ Kausalität richtet sich „auf den Wechsel dieser Formen“ . . . „immer nur in Bezug auf Vorgänge, auf Veränderungen“ (W II, D II, 48 ff.). Dabei ist stets „der ganze Zustand die Ursache des folgenden“; „die zuletzt eingetretene Bestimmung eines Zustandes“ aber erscheint als „die Ursache κατ' ἐξοχην“ (G, D III, 143). „Demzufolge ist, in jedem gegebenen Zeitpunkt, der gesammte Zustand aller Dinge fest und genau bestimmt, durch den ihm soeben vorhergegangenen“ (W II, D II, 363) ⁴⁶. Und weiter: „Also findet das Gesetz der Kausalität auf alle Dinge in der Welt Anwendung, jedoch nicht auf die Welt selbst: denn er ist der Welt immanent, nicht transcendent“ (W II, D II, 50). „Jedes Ding in der Welt hat eine Ursach, . . . , aber die Welt selbst hat keine“ (N IV, § 666) ⁴⁷.

Kausalität wird nun vom Verstande je nach dem Gegenstand ihrer Anwendung in dreifacher Weise vollzogen und gehandhabt: als Ursache im eigentlichen Sinne, als Reiz und als Motiv. „Ich nenne nämlich Ursache, im engsten Sinne des Worts, denjenigen Zustand der Materie, der, indem er einen andern mit Nothwendigkeit

herbeiführt, selbst eine ebenso große Veränderung erleidet, wie die ist, welche er verursacht, welches durch die Regel «Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich» ausgedrückt wird“ (W I, D I, 137). Nur bei dieser Form der Kausalität — gemäß dem „dritten Neutonischen Grundgesetz“ — ist „der Grad der Wirkung dem Grad der Ursache stets genau angemessen, so daß aus dieser jene sich berechnen läßt, und umgekehrt“ (G, D III, 155, auch F, D III, 499). „Auf der niedrigsten Stufe der Natur sind Ursach und Wirkung ganz gleichartig und ganz gleichmäßig; weshalb wir hier die Kausalverknüpfung am vollkommensten verstehen“ (N, D III, 372). (Siehe auch Lomonossow 1744: „Alles ist in der Natur so eingerichtet, daß bei Vergrößerung der Ursache auch ihre Wirkung wächst.“)

Diese Art Ursache herrscht vor allem in der Mechanik, und darum ist „mechanische Kausalität . . . die faßlichste von allen“ (FW, D III, 507)⁴⁸. Schopenhauer ist geneigt, die ganze anorganische Natur durchaus auf diese erste Form der Kausalität zu beschränken: sie allein soll gelten für „diejenigen Wirkungen, welche das Thema der Mechanik, der Physik und der Chemie sind“ (G, D III, 155). „Die Ursach im engsten Sinne des Worts ist die, vermöge welcher alle mechanischen, physikalischen und chemischen Veränderungen der Erfahrungsgegenstände eintreten. Das ausschließliche Bestimmtwerden durch Ursachen dieser Art allein ist daher das eigentliche und wesentliche Merkmal eines unorganischen oder leblosen Körpers“ (FW, D III, 499 und 500). „Solche eigentlich so genannte Ursachen wirken in allen Erscheinungen des Mechanismus, Chemismus usw., kurz, bei allen Veränderungen unorganischer Körper“ (W I, D I, 137).

Der Ursache im engsten Sinne steht gegenüber „diejenige Ursach, die selbst keine ihrer Wirkung angemessene Gegenwirkung erleidet, und deren Intensität durchaus nicht dem Grade nach parallel geht mit der Intensität der Wirkung, welche daher nicht nach jener gemessen werden kann“ (W I, D I, 137)⁴⁹. Derartige Kausalität ist vorhanden in der physischen Reizwirkung bei allen Organismen, sowie

auch in der psychischen Motivwirkung oder Motivation bei Tier und Mensch. „Die Motivation ist bloß die durch das Erkennen hindurchgehende Kausalität“ (G, D III, 156).

Schopenhauer kann jedoch nicht umhin, die Starrheit seiner Scheidung etwas zu lockern: schon in der Chemie und in der Elektrizität hat „die Faßlichkeit der Kausalität abgenommen“; sie ist „geheimnisvoller geworden“ (N, D III, 373), indem „die Ursache und ihre Wirkung mehr und mehr aus einander treten, sich deutlicher sondern und heterogener werden . . . daher denn immer weniger in der Ursache und immer mehr in der Wirkung zu liegen scheint. So wird ihr Zusammenhang unverständlicher, die Wirkung scheint mehr zu enthalten, als die Ursache ihr liefern konnte“ (F W, D III, 507). Und weiter: „Auch scheint uns, in dem Maaße, als wir höher steigen, in der Wirkung mehr, und in der Ursache weniger zu liegen. Dieses Alles ist daher noch mehr der Fall, wenn wir uns bis zu den organischen Reichen erheben, wo das Phänomen des Lebens sich kund giebt“ (N, D III, 314). „Im Motiv . . . hat jene Heterogenität zwischen Ursach und Wirkung . . . den höchsten Grad erreicht“; und doch ist (z. B. im Falle einer Feuersbrunst) „ein Motiv ebenso mächtig, die Leute zum Hause hinaus zu werfen, wie die handfesteste mechanische Ursache“ (F W, D III, 515). „Der Stein muß gestoßen werden; der Mensch gehorcht einem Blick“ (G, D III, 156). (Im ganzen wird man an Goethes Scheidung von Erklärungsarten erinnert: „mechanische — chemische — lebenskräftlich chemische — geistige“.)

Bereits im Chemischen sind Ursache und Wirkung nicht notwendig kommensurabel: „Erwärmung als Ursach, und Ausdehnung, Flüssigwerden, Verflüchtigung, oder Krystallisation, als Wirkung, sind nicht gleichartig . . . Wärme macht Wachs weich, Thon hart; Licht macht Wachs weiß, Chlorsilber schwarz. Wenn nun gar zwei Salze einander zersetzen, zwei neue sich bilden; so ist uns die Wahlverwandtschaft ein tiefes Geheimniß, und die Eigenschaften der zwei neuen Körper sind nicht die Vereinigung der

Eigenschaften ihrer getrennten Bestandtheile“⁵⁰. Noch mehr Heterogenität findet Schopenhauer in den „Wirkungen der Elektrizität . . . Hier verschwindet schon alle Aehnlichkeit zwischen Ursach und Wirkung: die Kausalität hüllt sich in dichten Schleier, welchen einigermaßen zu lüften Männer wie Davy, Ampère, Faraday mit größter Anstrengung sich bemüht haben. Bloß die Gesetze der Wirkungsart lassen sich ihr noch abmerken und auf ein Schema wie + E und — E, Mittheilung, Vertheilung, Schlag, Entzündung, Zersetzung, Laden, Isolirung, Entladen, elektrische Strömung u. dgl. bringen, auf welches wir die Wirkung zurückführen, auch sie beliebig leiten können: aber der Vorgang selbst bleibt ein Unbekanntes, ein X“ (N, D III, 374 und 375).

„Denn nicht etwan bloß die höchsten Produktionen der Natur, die lebenden Wesen, oder die komplizirten Phänomene der unorganischen Welt bleiben uns unergründlich; sondern selbst jeder Bergkrystall, jeder Schwefelkies, ist vermöge seiner krystallographischen, optischen, chemischen, elektrischen Eigenschaften, für die eindringende Betrachtung und Untersuchung, ein Abgrund von Unbegreiflichkeiten und Geheimnissen“ (W II, D II, 218). „Die Qualität jedes unorganischen Körpers ist eben so geheimnißvoll, wie das Leben im Lebendigen“ (W II, D II, 193); Ding und Vorgang an sich sind durchweg dem Satz vom Grunde verschlossen.

Überblickt man insgesamt die Stellungnahme Schopenhauers zur Kausalität, so zeigt sich ein gewaltiges Ringen um eine Befreiung aus den engen Fesseln mechanischer Kausalität mit ihrem Satze „*causa aequat effectum*“, ohne daß jedoch eine endgültige Auseinandersetzung erreicht werden konnte. Eine solche wäre erst möglich geworden auf der Grundlage des Satzes von der Erhaltung der Energie, den in den vierziger Jahren Robert Mayer, Joule und Helmholtz dem Satze von der Erhaltung des Stoffes (nach Schopenhauer: der Materie) hinzugesellt haben. Hiervon scheint jedoch Schopenhauer keine Notiz genommen zu haben⁵¹.

R. Mayer hat deutlich erkannt (ab 1842), daß das Gesetz über das

Gleichbleiben der Energiegröße bei allen Vorgängen in der unbelebten und der belebten Natur den Kern eines neuen Kausalbegriffes bildet, in welchem Ursache und Wirkung als Arbeitsäquivalente auftreten. „Die quantitative Unveränderlichkeit des Gegebenen ist ein oberstes Naturgesetz, das sich in gleicher Weise auf Kraft und Materie erstreckt“ (1845). Diese „quantitativen Beziehungen“ der „Kraft“ bei allen Wandlungen geben eine „Begriffsbestimmung des Kausalitätsverhältnisses, an der meine ganze Theorie hängt“ (Brief an Griesinger vom 20. Juli 1844).

Hat so der alte Satz „*causa aequat effectum*“ im Energieprinzip eine grandiose Erweiterung und Vertiefung erfahren, so läßt er doch in bezug auf die Frage, was im Einzelfall wirklich neu geschieht, zumeist eine klaffende Lücke: hier muß sich auf dem Wege der Wechselwirkung jeweils ein anstoßendes, anregendes und veranlassendes Etwas hinzugesellen, das vorhandene Möglichkeiten zu Wirklichkeiten und Unbestimmtheiten durch Richtunggebung zu Bestimmtheiten macht. Dies hat wiederum schon R. Mayer erkannt; und er hat, was vielfach übersehen wird, dem Erhaltungsbegriff den Begriff des „Anstoßes“, der „Auslösung“ oder „Veranlassung“ an die Seite gestellt (erstmalig 1844). Dabei wird von ihm betont, daß in den zahllosen Auslösungsprozessen der Natur „zwischen Ursache und Wirkung gar keine quantitative Beziehung besteht, vielmehr in der Regel die Ursache der Wirkung gegenüber eine verschwindend kleine Größe zu nennen ist“⁵². Als Beispiele nennt er das Abdrücken geladener Schußwaffen, die Entzündung von Knallgas durch den Funken, „oder durch Platinschwarz“, Fermentwirkung bei Gärung usw. Dabei entzieht sich ein Auslösungsvorgang als solcher jeder Berechnung, weil hier „nicht mehr nach Einheiten zu zählen ist, mithin die Auslösung überhaupt kein Gegenstand der Mathematik ist“⁵³.

Liegt hier nicht der Schlüssel zur Beantwortung der Frage, inwiefern die so tiefgehenden Kausalitätsbetrachtungen Schopenhauers doch einer letzten Klarheit und Bestimmtheit ermangeln? Nicht nur psychische Motivwirkung und physiologischer Reiz, sondern auch schon so vieles in der anorganischen Natur (z. B. die Katalyse, der Wirkstoff) fallen unter den Anstoß- oder Auslösungsbegriff⁵⁴. Letztlich ist jedoch auch schon diese Erkenntnis in dem „Gesetz der Trägheit“ beschlossen, wenn es nach Schopenhauer „besagt, daß jeder Zustand, mithin sowol die Ruhe eines Körpers, als auch seine Bewegung jeder Art, unverändert, unvermindert, unvermehrt, fort dauern und selbst die endlose Zeit hindurch anhalten müsse, wenn nicht eine

Ursache hinzutritt, welche sie verändert oder aufhebt“ (G, D III, 151). (Der Nachdruck wird auf den Schlußsatz gelegt!) Dazu auch: „Also alle Ursache ist Gelegenheitsursache“ (W I, D I, 164). So gibt es, mit heutigen Worten, Erhaltungskausalität (E.K.) und Anstoßkausalität (A.K.), die im Naturprozeß auf das innigste verwoben sind, vom zergliedernden Verstande jedoch begrifflich geschieden werden müssen, wenn ein deutliches Bild des Naturgeschehens gewonnen werden soll⁵⁵. In der Chemie läßt die Reaktionsgleichung die E.K. erkennen, der Katalysator aber wirkt im Sinne der A.K.

B) Schopenhauers Ansichten über „Materie“ und „Kraft“.

Schopenhauers Anschauungen über Naturkausalität leiten unmittelbar über zu seinen Definitionen von „Materie“ (= Substanz) und „Kraft“, die wiederum in engster Beziehung zu seiner Metaphysik des Willens stehen. Gleichwie bei Kant vereinigen sich in Schopenhauers Begriff der Materie ein passivistisches und ein aktivistisches Merkmal: Materie ist einerseits „das Bewegliche im Raume“, andererseits „das Wirkende im Raume“⁵⁶. „Wer . . . also das Gesetz der Kausalität erkannt hat; der hat eben damit das ganze Wesen der Materie als solcher erkannt; denn diese ist durch und durch nichts als Kausalität, welches Jeder unmittelbar einsieht, sobald er sich besinnt. Ihr Seyn nämlich ist ihr Wirken; kein anderes Seyn derselben ist auch nur zu denken möglich. Nur als wirkend füllt sie den Raum, füllt sie die Zeit . . . Ursach und Wirkung ist also das ganze Wesen der Materie: ihr Seyn ist ihr Wirken . . . Höchst treffend ist daher im Deutschen der Inbegriff alles Materiellen Wirklichkeit genannt“ (W I, D I, 10). „Demgemäß besteht das ganze Wesen der Materie im Wirken: nur durch dieses erfüllt sie den Raum und beharrt in der Zeit: sie ist durch und durch lauter Kausalität. Mithin wo gewirkt wird, ist Materie, und das Materielle ist das Wirkende überhaupt“ (W II, D II, 347). „Denn was nicht wirkt, das ist auch nicht“ (W II, D II, 342). „Das Seyn der

Dinge ist durchaus nichts als ihr Wirken. — Das eigentliche Wesen der Materie ist durchaus nur ihr Wirken. — Denn die Materie ist durch und durch nichts als Kausalität: ihr Seyn ist ihr Wirken auf andre Materie (d. h. auf sich selbst in allen Theilen des Raums)“ (N IV, § 20). „Denn wirklich ist die Materie, für unsere Erkenntniß, bloß das Vehikel der Qualitäten und Naturkräfte, welche als ihre Accidenzien auftreten . . . die bloße Sichtbarkeit des Willens“ (W II, D II, 360 f.).

Und wie verhält es sich mit der Kraft? „Da nun ferner bei mir jede Naturkraft Erscheinung des Willens ist; so folgt, daß keine Kraft ohne materielles Substrat auftreten, mithin auch keine Kraftäußerung ohne irgend eine materielle Veränderung vor sich gehn kann. Dies stimmt zu der Behauptung des Zoochemikers Liebig, daß jede Muskelaktion, ja jeder Gedanke im Gehirn, von einer chemischen Stoffumsetzung begleitet sein müsse.“ Es ist so, „daß wir die Materie stets nur durch die in ihr sich manifestirenden Kräfte empirisch erkennen“, daß „die empirisch gegebene Materie sich überall nur durch die in ihr sich äußernden Kräfte manifestirt; wie auch umgekehrt jede Kraft immer nur als einer Materie inhärirend erkannt wird: Beide zusammen machen den empirisch realen Körper aus“ (P II, D V, 114—116). Es „kann keine Kraft ohne materielles Substrat auftreten, und umgekehrt kein Körper ohne ihm inwohnende Kräfte seyn, die eben seine Qualität ausmachen“ (W II, D II, 351). Auch „die Quantität einer gegebenen Materie kann überhaupt nur nach ihrer Kraft geschätzt und diese nur an ihrer Äußerung erkannt werden“ (W II, D II, 59). Und weiter: „Die Materie und die Naturkräfte . . . sind die Bedingungen der Kausalität . . . Denn das Eine (die Materie) ist Das, an welchem die Zustände und ihre Veränderungen eintreten; das Andere (die Naturkräfte) Das, vermöge dessen allein sie überhaupt eintreten können“ (W II, D II, 52). Naturkräfte machen die „durchgängige Bedingung, die metaphysische Grundlage“ der Kette von Ursachen und Wirkungen aus (W II, D II, 341). „Die Naturwissenschaft nun hat die

Materie als Problem und das Gesetz der Kausalität als Organon“ (W I, D I, 34).

Kraft und Kausalität aber sind „aufsteigend vom bloßen Mechanismus zum Chemismus, zur Polarität, Vegetation, Animalität“ (W I, D I, 32). „Die Kraft selbst liegt ganz außerhalb der Kette der Ursachen und Wirkungen . . . Diese Einheit ihres Wesens, in allen ihren Erscheinungen, diese unwandelbare Konstanz des Eintrittes derselben, sobald, am Leitfaden der Kausalität, die Bedingungen dazu vorhanden sind, heißt ein Naturgesetz . . . Das Naturgesetz aber ist die Beziehung der Idee auf die Form ihrer Erscheinung“ (W I, D I, 155, 157, 159). „Die Kraft selbst . . . bleibt ihr ewig ein Geheimniß . . . das innere Wesen der also erscheinenden Kräfte“ bleibt „stets unerklärt“ (W I, D I, 116). Es gibt eine „geistermäßige Allgegenwart der Naturkräfte“ in einem kausalen Zusammenhang der Erscheinungen, der „eigentlich so geheimnißvoll ist, wie der, welchen man dichtet zwischen einer Zauberformel und dem Geist, der durch sie herbeigerufen nothwendig erscheint“ (W II, D II, 158)⁵⁷.

Wenn heutzutage eine Physik der Wirkungsquanten und „energetischer Materie“ den Ausführungen Schopenhauers über den Begriff der Materie vorbehaltlos zustimmen wird (Materie als „Trägheitsfunktion aller Energie“: Burkamp), so kann man geneigt sein, in seinen Äußerungen über die Kraft hie und da eine nicht unbedenkliche Hypostase oder Verdinglichung eines heuristisch wertvollen, aber im Grunde fiktiven Hilfsbegriffes zu sehen⁵⁸. (Immerhin geht Schopenhauer nicht so weit wie A. Colding, der 1843 in den Naturkräften immaterielle, schließlich geistige Wesen erblickt.) „Man soll nicht Ursache und Wirkung fehlerhaft verdinglichen . . .“ (Nietzsche).

Für Schopenhauer selber bauen all diese Gedanken (wie wir noch genauer sehen werden) die Brücke zu seiner Metaphysik des Willens. Leibnizens „Philosophie der Kraft“ ist, wie er ausdrücklich vermerkt, die Vorgängerin seiner „Philosophie des Willens: der Wille ist die Kraft“. (Gespr., XX. Jahrb. 1933, S. 320.) Schon im Unorganischen wird „die

allgemeine Naturkraft . . . , an sich mit dem Willen identisch, hier gleichsam die Seele eines sehr kurzen Quasi-Lebens“ (W II, D II, 339). Da es nun letzthin nur einen Willen in der Natur gibt, so ist auch Naturkraft und Materie im Grunde nur eine⁵⁹: „Die Chemiker . . . suchen die Zahl ihrer Grundstoffe, jetzt noch etwan 60, immer mehr zu verringern: und wären sie bis auf zwei gekommen, so würden sie diese auf einen zurückführen wollen. Denn das Gesetz der Homogenität leitet auf die Voraussetzung eines ersten chemischen Zustandes der Materie, der allen anderen . . . vorhergegangen ist und allein der Materie als solcher zukommt“ (W I, D I, 34). „Hierauf beruht es, daß wir den Gedanken nicht aufgeben können, daß aus Jedem Jedes werden könne, z. B. aus Blei Gold“ (W II, D II, 348). (Was würde Schopenhauer zu den heutigen Atomumwandlungen sagen?)

Andererseits erscheint ihm jede „Zurückführung ursprünglicher Naturkräfte auf einander falsch und verwerflich“ (W I, D I, 147). Die verschiedenen Kräfte der Natur sind in Wahrheit verschiedenartige Willensäußerungen, von denen die „niedrigste und deshalb allgemeinste“ die Schwere ist. Bei „mechanischer Wirkungsart“ (Repulsions- und Attraktionskraft) erlöschen die Kräfte in dem Körper nicht, „wie etwan zwei in entgegengesetzter Richtung gleich wirkende Stoßkräfte, oder $+E$ und $-E$ in der Elektrizität, oder Oxygen und Hydrogen in Wasser“ (W II, D II, 56). Auf höherer Ebene wirkt die Lebenskraft: „der Archæus“ als „das unzerstörbare Princip“, für alle lebenden Wesen (W II, D II, 551)⁶⁰. „Eben so setzen alle Erklärungen der Physiologie die Lebenskraft voraus, als welche auf spezifische innere und äußere Reize bestimmt reagirt“ (F, D III, 517).

Der Streit der Kräfte aber ist nichts anderes als „die Offenbarung der dem Willen wesentlichen Entzweiung mit sich selbst“ (W I, D I, 175). So sieht Schopenhauer, gleichwie Goethe, allenthalben „Polarität“, d. h. „das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende

Thätigkeiten . . . ein Grundtypus fast aller Erscheinungen der Natur, vom Magnet und Krystall bis zum Menschen. In China ist jedoch diese Erkenntniß seit den ältesten Zeiten gangbar, in der Lehre vom Gegensatz des Yin und Yang“ (W I, B I, 171). Zu dem Begriff der „Polarität“ aber gesellt sich, ebenso wie bei Goethe, die „Steigerung“, die in dem Aufsteigen der Kausalität und der Kräfte in einer Stufenfolge, vom Mechanismus bis zur Motivation sichtbar wird.

Den Naturkräften, „selbst den untersten“, muß man „eine Aeternität und Ubiquität unmittelbar zuerkennen, an welcher uns die Vergänglichkeit ihrer flüchtigen Erscheinungen keinen Augenblick irre macht“ (W II, D II, 526). Daß ebenso „die Materie beharrt“, ist eine schon „tausendmal ausgesprochene Wahrheit *a priori*“ (P II, D V, 65). „Diesergestalt ist das Gesetz der Kausalität wesentlich verbunden mit dem der Beharrlichkeit der Substanz: beide erhalten bloß von einander wechselseitig Bedeutung“ (W I, D I, 160). „Kein Stäubchen, kein Atom Materie kann zu nichts werden“ (N IV, § 295).

„Ein Entstehn und Vergehn von Materie auch nur vorzustellen, ist uns schlechterdings unmöglich: weil die Form unsers Verstandes es nicht zuläßt“ (E, Vorrede, D III, 451). Es erscheint Schopenhauer demnach durchaus überflüssig, den Beweis dafür mit „Waagen und Retorten“ anzutreten. Dabei eifert er gegen „die von der Chemie ausgehenden Materialisten, Apothekerburschen und Barbiergesellen“ wie z. B. Louis Büchner, der in seinem Buche „Kraft und Stoff“ (1856) „Materie“ und „Stoff“ gleichsetzt. Stoff ist schon „die qualificirte Materie, d. h. die Verbindung der Materie mit der Form; . . . daß mithin das Beharrende allein die Materie ist, nicht der Stoff, als welcher möglicherweise immer noch ein anderer werden kann — eure 60 chemischen Grundstoffe nicht ausgenommen. Die Unzerstörbarkeit der Materie ist nie durch Experimente auszumachen; daher wir darüber ewig ungewiß bleiben müßten, wenn sie nicht *a priori* feststände“ (P II, D V, 66). (Siehe auch Anm. 36 und 78).

Schopenhauer ist davon überzeugt, daß in der Entwick-

lung des Weltalls die verschiedenen Elemente anfänglich aus einem Grundstoff oder Urstoff hervorgegangen seien: „In dem leuchtenden Urnebel, aus welchem, nach Laplace'scher Kosmogonie, die bis zum Neptun reichende Sonne bestand, konnten die chemischen Urstoffe noch nicht *actu*, sondern bloß *potentia* vorhanden seyn: aber das erste und ursprüngliche Auseinandertreten der Materie, in Hydrogen und Oxygen, Schwefel und Kohle, Azot, Chlor usw. wie auch in die verschiedenen, einander so ähnlichen und doch scharf gesonderten Metalle, — war das erste Anschlagen des Grundakkords der Welt. Uebrigens muthmaße ich, daß alle Metalle die Verbindung zweier uns noch unbekannter, absoluter Urstoffe sind und bloß durch das verhältnißmäßige Quantum beider sich unterscheiden, worauf auch ihr elektrischer Gegensatz beruht . . . Wenn man die Metalle in jene Bestandtheile zu zersetzen vermöchte; so würde man wahrscheinlich sie auch machen können. Da aber ist der Riegel vorgeschoben“⁶¹ (P II, D V, 111).

„Andererseits wieder ist zu erwägen, daß höchst wahrscheinlich die chemischen Elemente, nicht nur auf dem Monde, sondern auch auf allen Planeten die selben, wie auf der Erde sind; weil das ganze System aus dem selben Urlicht-Nebel, in den die jetzige Sonne ausgebreitet war, sich abgesetzt hat“ (P II, D V, 144). Dies führt zu kosmogonischen Phantasien auch hinsichtlich der „riesenhaften chemischen Urprozesse“ und offenbart einen urzeitlichen „Titanenkampf“, „indem die schon chemisch differenzirten Urstoffe in einen Konflikt geriethen . . ., dessen Erscheinungen so kolossal gewesen seyn müssen, daß keine Einbildungskraft sie zu erreichen vermag“ (P II, D V, 153)⁶².

C) Beziehung von Kausalität, Materie, Kraft zum „Willen in der Natur“.

Schopenhauers Betrachtungen über Kausalität, Materie und Kraft münden durchweg aus in metaphysischen Gedankengängen über den Willen in der Natur⁶³. Dabei ist zu beachten, daß „der Begriff Wille eine größere Ausdehnung erhält, als er bisher hatte“. Der „vom Erkennen geleitete“

und „nach Motiven sich äußernde“ Wille ist „nur die deutlichste Erscheinung des Willens“ (W I, D I, 132). „Am Leitfaden der Analogie mit unserm eigenen Wesen“ (W II, D II, 309) wird man dahin geführt, „auch die Kraft, welche in der Pflanze treibt und vegetirt, ja, die Kraft, durch welche der Krystall anschießt, die, welche den Magnet zum Nordpol wendet, die, deren Schlag ihm aus der Berührung heterogener Metalle entgegenfährt, die, welche in den Wahlverwandtschaften der Stoffe als Fliehen und Suchen, Trennen und Vereinen erscheint, ja, zuletzt sogar die Schwere, welche in aller Materie so gewaltig strebt, den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht, — diese Alle nur in der Erscheinung für verschieden, ihrem innern Wesen nach aber als das Selbe zu erkennen, als jenes ihm unmittelbar so intim und besser als alles Andere Bekannte, was da, wo es am deutlichsten hervortritt, Wille heißt. — Ding an sich aber ist allein der Wille“ (W I, D I, 121).

„Demzufolge ist Materie Dasjenige, wodurch der Wille, der das innere Wesen der Dinge ausmacht, in die Wahrnehmbarkeit tritt⁶⁴ . . . die bloße Sichtbarkeit des Willens, oder das Band der Welt als Wille mit der Welt als Vorstellung. — Daher ist jedes Objekt als Ding an sich Wille, und als Erscheinung Materie. — Also was objektiv Materie ist, ist subjektiv Wille. — Die Materie ist demnach die Sichtbarkeit des Willens überhaupt. — In der Erscheinung, oder Objektivation des Willens repräsentirt sie seine Ganzheit, ihn selbst, der in Allen Einer ist, wie sie in allen Körpern Eine“ (W II, D II, 349—351). „Der erkenntnißlose Wille ist es, der die Realität der Dinge begründet“ (W II, D II, 305). „Nicht ein Intellekt hat die Natur hervorgebracht, sondern die Natur den Intellekt“ (N, D II, 777, zu S. 240).

Es ist überall, „in allen Kräften der unorganischen und allen Gestalten der organischen Natur, einer und der selbe Wille, der sich offenbart“. „Auf der untersten Stufe“, im Unorganischen, ist dieser Wille „ein blinder Drang, ein finsternes, dumpfes Treiben, fern von aller unmittelbaren Erkennbarkeit“ (W I, D I, 178). „Schon jenes

unergründliche Etwas“, das im „Sonnenstäubchen“ wirkt: „dieses aber sage ich, ist ihm, was dem Menschen sein Wille ist“ (W I, D I, 148). „Der Streit der Kräfte“⁶⁵ ist ein „Kampf aller Willenserscheinungen gegen einander“, ja schließlich „die dem Willen wesentliche Entzweigung mit sich selbst“ (W I, D I, 174). Der Wille selbst aber ist „unzerstörbar“ (W II, D II, 566). „Auch ist allerdings der Wille das Centrum, ja, und der Kern der Welt“ (P II, D V, 90).

„Kann die Materie, ihr wißt nicht warum, zur Erde fallen: so kann sie auch, ihr wißt nicht warum, denken.“ Dabei aber ist „Materie“ samt „Kraft“ nur „Vorstellung“, während das Wesen an sich der „Wille“ ist. „Kurz, jedem angeblichen Geist kann man Materie, aber auch jeder Materie Geist unterlegen; woraus sich ergibt, daß der Gegensatz falsch ist.“ „Philosophisch richtig ist die Einteilung“ in Wille und Vorstellung . . . „Denn sie vergeistigt Alles“ (P II, D V, 112 f.). „Eben so ist Alles Materie und zugleich Alles Geist (Wille und Vorstellung)“ (N IV, § 293).

„Zunächst nun also ist die Lebenskraft identisch mit dem Willen: allein auch alle andern Naturkräfte sind es; obgleich dies weniger augenfällig ist. — Hingegen daß die Erscheinung eines Willens so wenig an das Leben und die Organisation, als an die Erkenntnis gebunden sei, mithin auch das Unorganische einen Willen habe . . ., dies ist ein wesentlicher Punkt meiner Lehre“ (W II, D II, 335—336). „Überall wo Kausalität ist, ist Wille, und kein Wille agirt ohne Kausalität“ (N, D III, 378).

„Es giebt demnach keine Materie ohne Willensäußerung“ (N, D III, 369); man muß eingedenk sein, daß „die Naturkräfte als identisch mit dem Willen in uns nachgewiesen werden, die Materie aber sich als die bloße Sichtbarkeit des Willens ergibt“ (W II, D II, 52). „Bisher subsumirte man den Begriff Wille unter den Begriff Kraft: dagegen mache ich es gerade umgekehrt und will jede Kraft in der Natur als Wille gedacht wissen“ (W I, D I, 133). „Jede ächte, also wirklich ursprüngliche Natur-

kraft aber, wozu auch jede chemische Grund-Eigenschaft gehört, ist wesentlich *qualitas occulta*, d. h. keiner physischen Erklärung weiter fähig (G, D III, 154). Sie muß auch „in der Physik als *qualitas occulta* stehn bleiben . . ., eben weil hier die ätiologische Erklärung zu Ende ist und die metaphysische anfängt“ (W I, D I, 167). „Die Hauptsache dabei bleibt uns ein Mysterium.“ — „Das Innere solcher Vorgänge bleibt uns dort ein Geheimniß: denn wir stehn daselbst immer draußen“ (G, D III, 252).

Im ganzen gilt: „Aus der Art, wie das Motiv deinen Willen bewegt, sollst du verstehn, wie die Ursache die Wirkung bewegt . . . Aus dir sollst du die Natur verstehn, nicht dich aus der Natur. Das ist mein revolutionäres Princip“ (N IV, § 636). „Aus dem Gesetz der Motivation muß sich das Gesetz der Kausalität, seiner inneren Bedeutung nach, verstehn lernen.“ Spinozas durch einen Stoß in die Luft fliegender Stein würde, „wenn er Bewußtsein hätte, meinen, aus seinem eigenen Willen zu fliegen. Ich setze nur noch hinzu, daß der Stein Recht hätte“ (W I, D I, 150). Und weiter: „Das Hühnchen macht sich selbst“; der Wille macht erst den Organismus und dann „die äußeren Handlungen“ (W II, D II, 292). „Das Thier ist so, weil es so will“ (N, D III, 326). (In neuerer Formulierung: „Der Organismus ist seinem tiefsten Wesen nach Wille und Handlung“: Adolf Meyer.) Erst auf der obersten Stufe hat sich der Wille „ein Licht angezündet“ — den Geist (W I, D I, 179). „Daher erkennen wir, wo die Kausalität am faßlichsten ist, am wenigsten das Wesen des Willens; und wo der Wille unleugbar sich kundgiebt, wird die Kausalität so verdunkelt, daß der reine Verstand es wagen konnte, sie wegzuleugnen“ (N, D III, 379). „Die Motivation ist die Kausalität von innen gesehn“ (G, D III, 253).

„Daß das Wesen der Kräfte in der unorganischen Natur identisch mit dem Willen in uns ist, stellt sich Jedem, der ernstlich nachdenkt, mit völliger Gewißheit und als erwiesene Wahrheit dar“ (N IV, § 163). Darum auch: mit hoher Genugtuung verzeichnet Schopenhauer (vornehmlich im „Willen in der Natur“) Aussprüche von Forschern, die

irgendeine Erscheinung in der Natur auf einen (unbewußten) Willen zurückführen und damit „eine Bestätigung von Seiten der empirischen Wissenschaften“ für seine Lehre vom Willen liefern. So muß z. B. nach Euler „das Wesen der Gravitation zuletzt auf eine den Körpern eigenthümliche Neigung und Begierde (also Willen) zurückgeführt werden“ (W I, D I, 151); nach John Herschel wird der fallende Körper „getrieben durch eine Kraft, die das unmittelbare oder mittelbare Ergebnis eines Bewußtseyns und eines Willens ist“ (N, D III, 367)⁶⁶. (Siehe auch S. 89, Liebig; hinsichtlich „Begehungen“ der Pflanzen Treviranus, W II, D II, 334).

Man kann sich versucht fühlen, zu fragen, ob hier und anderwärts Schopenhauer durchweg streng eingehalten hat, was er von Anfang an gefordert hatte: „Man darf, statt eine physikalische Erklärung zu geben, sich so wenig auf die Objektivierung des Willens berufen, als auf die Schöpferkraft Gottes. Denn die Physik verlangt Ursachen; der Wille aber ist nie eine Ursache“ (W I, D I, 166). „Raum, Zeit und Kausalität kommen nicht dem Dinge an sich, sondern nur der Erscheinung zu“ (W I, D I, 159). Und wiederum später: „Das innere Wesen der Dinge ist dem Satze vom Grunde fremd. Es ist das Ding an sich, und das ist lauterer Wille. Der ist, weil er will, und will, weil er ist. Er ist in jedem Wesen das schlechthin Reale“ (P II, D V, 102).

So ergeben sich mitunter Unstimmigkeiten dadurch, daß Schopenhauer den Willen als empirische Tatsache des Bewußtseins und den Willen als metaphysische Urtatsache der Welt im einzelnen nicht hinreichend auseinanderhält; dazu kommt noch die Mehrdeutigkeit der Worte „erklären“, „verstehen“, „begreifen“, „erkennen“, die allerhand Unschärfen begünstigt. „Gar zu oft sind überpersönliche, meist unbewußt (oder überbewußt?) gedachte Entia, als ob das Selbstverständlichkeiten wären, behandelt worden; so auch von den beiden großen Gegnern Schelling und Schopenhauer“ (Driesch).

Nimmt man Schopenhauers System als Ganzes, so fallen die Teil- oder Scheinwidersprüche hin. Scheidet er doch ausdrücklich die Ätiologie der Natur, die gemäß dem

Satz vom Grunde der ursächlichen Verkettung der Erscheinung nachgeht, von der Metaphysik der Natur, die sich über den Satz vom Grunde erhebt, indem sie nach dem „Ding an sich“ fragt, für welches Kausalität nicht gilt: „Nimmt man es streng, so ließe sich behaupten, daß alle Naturwissenschaft im Grunde nichts weiter leistet, als was auch die Botanik: nämlich das Gleichartige zusammenbringen, zu klassificiren“ (W II, D II, 193; siehe auch I, § 17, 27, 36)⁶⁷. „Ueberall wo die Erklärung des Physischen zu Ende läuft, stößt sie auf ein Metaphysisches“ (N, D III, 319)⁶⁸.

So handelt es sich um ein Nebeneinander zweier Betrachtungsweisen, von denen jede in ihrer Weise Wert und Geltung hat: der rein empirischen und der metaphysischen. Hierbei vermag schließlich erst Robert Meyers Begriff der „Auslösung“ (siehe S. 109) oder des „Anstoßes“, folgerichtig weitergedacht, auch dem Willen — selbst dem unbewußten Willen — seinen festen Platz im Kausalitätsgebäude anzuweisen, wenngleich die universelle Ausdehnung des Willensbegriffes auf das Gesamtgeschehen in der Natur: das physikalische, chemische und physiologische immer „Metaphysik“ bleiben wird. Also „muß ich, sofern ich Philosophie, nicht Aetiologie suche, umgekehrt auch die einfachsten und gemeinsten Bewegungen des unorganischen Körpers, die ich auf Ursachen erfolgen sehe, zuvörderst ihrem innern Wesen nach verstehn lernen aus meiner eigenen Bewegung auf Motive“⁶⁹ (W I, D I, 150). (Siehe auch S. 133.)

D) Schopenhauers Stellung zur Atomistik.

Schopenhauers Stellung zur Atomistik als der Annahme einer „körnigen Struktur der Materie“ (Wilhelm Ostwald) folgt mit einer Art innerer Notwendigkeit aus seiner ganz auf Dynamik gestellten philosophischen Denkart einerseits, aus dem damaligen Stand der Atomistik andererseits, der von der heutigen Entwicklung noch wenig spüren läßt.

Sein Wirken fällt in eine Zeit, da in gewisser Anknüpfung an die alte philosophische Atomistik des Leukipp, Demokrit, Epikur

(erneuert durch Gassendi um 1650), vor allem aber anschließend an den neuen wissenschaftlichen Elementbegriff von R. Boyle (1661), Mayow, Boerhave, eine chemisch-wissenschaftliche, d. h. auf Experimente gestützte und Experimente fördernde Atomistik sich regte, die von Anfang an (Dalton 1808; Vorläufer Joachim Jungius, 1587—1657) den Keim der Überwindung eng mechanistischer Vorstellungen in sich trug. Wurde ja schon in der Entwicklung der Begriffe Molekül (Avogadro 1811), Radikal, Kern, Typen, Substitution, Wertigkeit u. dgl. (Liebig, Dumas, Laurent, Gerhardt, Cannizzaro, Frankland, Kekulé u. a. m.) eine Zusammenfassung von Atomen zu neuen Einheiten oder Ganzheiten in einer Stufenfolge und Rangordnung der Materie geschaffen oder anerkannt, von der die alte Atomistik mit ihren einfachen „Wirklichkeitsklötzchen“ oder „Klümpchenatomen“ im leeren Raum nichts wußte. (Schon Dalton hat von „Atomgruppen“ oder von „Atomen verschiedener Ordnung“ gesprochen. Siehe auch Anm. 12.) Dazu war mit dem Begriff „elektrische Polarität“, vor allem durch Berzelius (ab 1811), ein dualistischer Gedanke nichtmechanischer Art in die Affinitätsrörterung geworfen, der, zunächst in Widerstreit mit den Anschauungen der sich stürmisch entwickelnden organischen Chemie geratend, doch eine Aktualisierung, ja „Vergeistigung“ der Materie anregte und vorbereitete, die in unserem Jahrhundert zur Tatsache geworden ist ⁷⁰.

Zu welchen überraschenden Ergebnissen die Atomforschung gegen Ende des 19. Jahrhunderts führen würde, das konnte man freilich bei dem immer noch sehr jugendlichen Stand der wissenschaftlichen Atomistik zu Schopenhauers Zeiten nicht ahnen. Zwar wurden den sich stoßenden Atomen nicht mehr wie früher (noch von N. Lemery um 1700) in grobsinnlicher Weise raue Flächen, Kanten, Zacken, Häkchen u. dgl. zugeschrieben, mittels deren sie einander haften könnten. An die Stelle solcher Befestigungsart war die geheimnisvolle „Attraktion“ oder „Gravitationskraft“ getreten, wie sie nach Newton für irdische und astronomische Körper beliebiger Größe gilt. Ihr wurde noch die Repulsiv- oder Abstoßungskraft (oder die „Elastizität“) zugesellt, die man in der Regel auf die Anwesenheit des imponderablen Äthers zurückführte; mochte nun dieser als ein kontinuierliches feines elastisches Medium gedacht werden, in welchem die Atome gewissermaßen schwimmen, oder gleichfalls als Anhäufung einer Art feinsten Atome, welche die Lücken zwischen den Atomkörpern ausfüllen (Poisson 1810). Auch die schon im 18. Jahrhundert (Boscovich) entwickelte Anschauung, daß die materiellen Atome bloße „Kraftpunkte“ ohne Ausdehnung seien, wurde von manchen Forschern (z. B. Fechner) vertreten. War die Lichttheorie (Emanation gleichwie Undulation) zu einer Mechanik des Äthers geworden, so hatte man die Theorie der chemischen Verbindung, der chemischen Verwandtschaft, zu einer Mechanik der Atome (s. auch S. 95 ff.) auszugestalten versucht ⁷¹.

John Dalton hatte (1808) den Atomen verschiedener Elemente ver-

schiedenes Gewicht, verschiedene Masse zugeschrieben, um eine anschauliche Grundlage für die schon bekannte Tatsache zu geben, daß sich die Elemente (z. B. Wasserstoff und Sauerstoff) in bestimmten, und zwar mitunter multiplen, Gewichtsverhältnissen verbinden. Die Theorie wurde bald weiter gestützt durch die Regel von Dulong und Petit (1819), daß die spezifische Wärme einfacher fester Körper nahezu umgekehrt proportional ihren Atomgewichten ist, ferner durch die Tatsachen der Isomorphie (Mitscherlich 1819), Isomerie (so bezeichnet von Berzelius 1832) usw. Auf der Grundlage der Beobachtung von Gay-Lussac (1808), daß sich Gasmengen nach einfachen Volumverhältnissen verbinden, hatte Avogadro 1811 seine Theorie entwickelt, daß unter sonst identischen Umständen im gleichen Volumen verschiedener Gase sich gleiche Mengen kleinster selbständig beweglicher Teile (*molecules constituantes* oder *intégrantes* als Atomkomplexe gegenüber den Atomen als *molecules élémentaires*) befinden.

Im ganzen war die Zeit Schopenhauers eine Zeit stürmischen Drängens in dem Aufbau eines neuartigen atomistischen Gebäudes, das in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit einer Atomverkettungs- oder Strukturlehre, speziell der organischen Chemie, vollendet werden sollte; und es liegt ganz in der Art solcher Wendepunktperioden emsiger Bemühung um ein neues leistungsfähigeres Begriffssystem — da „der Spezialwissenschaftler . . . nur tastend und mühsam den Weg bahnt“ (Burkamp) —, daß sie dem Außenstehenden leicht als chaotischer Zustand verderblicher Krise erscheinen. Haben sich doch selbst chemische Forscher wie Faraday und Schönbein, sowie späterhin noch jahrelang Wilhelm Ostwald, mit der Atomistik ihrer Zeit nicht recht befreunden können⁷².

Auch Schopenhauer ist nicht imstande gewesen, durch die vielfältig verworrene Hülle hindurch den gesunden und entwicklungsfähigen Kern der atomistischen Vorstellungen seiner Zeit zu entdecken; und wenngleich er an deren Bedeutung hinsichtlich der Gewinnung eines logischen Zusammenhanges des dauernd sich mehrenden chemischen Einzelwissens nicht ganz vorübergegangen ist, so hat er doch an der dazumal der Atomistik noch schroff gegenüberstehenden *Kontinuums-Anschauung dynamischer Art* festgehalten, nicht bemerkend und ahnend, daß die wesentlichen Punkte jener an Leibniz und Kant anschließenden

Bewegung von der sich innerlich weiterbildenden und äußerlich festigenden Atomistik in steigendem Maße aufgenommen wurden. Begreiflicherwise ist Schopenhauer in die einzelnen Bestrebungen der organischen Chemie seiner Zeit, in welcher vor allem sich die Auswertung des Atombegriffes vollzog, nicht allzu tief eingedrungen; und so weiß er von den eigentlichen Leistungen der neuen Atomistik im wesentlichen nur, daß sie ein anschauliches Bild für die bestimmten Proportionen geben, in denen sich Stoffe bilden und zersetzen, und daß auch das verschiedene spezifische Gewicht der Stoffe auf Grund der Atomlehre eine „anschauliche“ Deutung erhalten kann. In welchem Umfange indes der ganze chemische Fortschritt, vor allem auch derjenige synthetisch-präparativer Art, eindeutig und zwangsläufig an die neue Atomistik von Dalton, Avogadro und Berzelius geknüpft war, ist ihm verborgen geblieben.

Werden diese historischen Gegebenheiten und psychologischen Begrenzungen gewürdigt, so kann man sich auch als Chemiker dem ungetrübten Genuß der heftigen Tadelsprüche hingeben, die aus Schopenhauers Munde auf die Atomistik und ihre Vertreter hageldicht niederprasseln (siehe auch S. 95, sowie Anm. 36). Dabei wird begreiflicherwise die Grenze zwischen berechtigtem und unberechtigtem Anwurf nicht streng eingehalten; vielmehr überschreitet der Wogenschwall nur zu oft die Ufer und ergießt sich auch über blühendes und fruchttragendes Land.

Hören wir nun Schopenhauer selber: Da wird gemißbilligt die „mit unerhörter Dreistigkeit vorgetragene, kolossale Aufschneiderei und Narrenspose“ der mechanischen Theorie des Lichtes und der Materie, welche „besonders von den Unwissendesten der Gelehrtenrepublik mit einer so kindlichen Zuversicht und Sicherheit nachgesprochen wird, daß man denken sollte, sie hätten den Aether, seine Schwingungen, Atome und was sonst für Possen sein mögen, wirklich gesehen und in den Händen gehabt“. Die „besonders in Frankreich“ herrschende Atomistik greife auch in Deutschland um sich, „nachdem schon die chemische Stöchiometrie

des Berzelius ihr Vorschub geleistet hat (Pouillet I, p. 23)“ (P II, D V, 118). „Die ganze Aether-Atomen-Tremulanten-Hypothese ist nicht nur ein Hirngespinnst, sondern thut es an täppischer Plumpheit den ärgsten Demokritischen gleich, ist aber unverschämt genug, von tausend pinselhaften Skribenten aller Fächer . . . rechtgläubig nachgebetet und wie ein Evangelium geglaubt“ (W II, D II, 359).

So kann die Atomistik „höchstens für eine unerwiesene Hypothese gelten. — Ein Atom, so klein es auch seyn mag, ist doch immer Kontinuum ununterbrochener Materie: könnt ihr ein solches euch klein denken; warum denn nicht groß? wozu dann aber die Atome? Die chemischen A t o m e sind bloß der Ausdruck der beständigen festen Verhältnisse, in denen die Stoffe sich mit einander verbinden . . .⁷³: für diese Gewichtsverhältnisse hat man aber, höchst unglücklicher Weise, den alten Ausdruck A t o m gewählt; und hieraus ist unter den Händen der französischen Chemiker, die ihre Chemie, sonst aber nichts gelernt haben, eine krasse Atomistik erwachsen, welche die Sache als Ernst nimmt, jene bloßen Rechenpfennige als wirkliche Atome hypostasirt und nun von der Zusammenstellung (*arrangement*) derselben in einem Körper so, im andern anders, ganz in Demokrits Weise redet; um daraus deren Qualitäten und Verschiedenheiten zu erklären, ohne irgend eine Ahndung von der Absurdität der Sache zu haben: daß es in Deutschland nicht an unwissenden Apothekern fehlt, die auch «das Katheder zieren» und jenen nachtreten, versteht sich von selbst und darf es uns nicht wundern, wenn sie in Kompendien, geradezu dogmatisch und ganz ernsthaft, als wüßten sie wirklich etwas davon, den Studenten vortragen: «die Krystallform der Körper habe ihren Grund in einer geradlinigen Anordnung der Atome» (Wöhler, Grundriß der Chemie, Th. I, p. 3). Diese Leute aber sind Sprachgenossen Kants und haben von Jugend auf seinen Namen mit Ehrfurcht nennen hören, jedoch nie die Nase in seine Werke gesteckt. Dafür müssen sie solche skandalöse Possen zu Markt bringen⁷⁴ . . . Nur aus der gänzlichen Unkunde der Kantischen Philosophie . . . ist die un-

glaubliche Rohheit der jetzigen mechanischen Physik zu erklären, deren Adepten jede Naturkraft höherer Art, Licht, Wärme, Elektrizität, chemischen Proceß usw. zurückführen wollen auf die Gesetze der Bewegung, des Stoßes und Druckes, und auf geometrische Gestaltung, nämlich ihrer imaginären Atome, die sie meistens, verschämter Weise, bloß «Moleküle» betiteln⁷⁵ . . . Am ergötzlichsten sind sie, wenn sie von den Molekülen der Luft, oder des Oxygens derselben reden. Danach wären die drei Aggregationszustände wohl bloß ein feineres und noch feineres und wieder feineres Pulver. Dies ist ihnen faßlich. Diese Leute, die viel experimentirt und wenig gedacht haben, mithin Realisten der rohesten Art sind, halten eben die Materie und die Stoßgesetze für etwas absolut Gegebenes und von Grund aus Verständliches, . . . da doch in Wahrheit jene mechanischen Eigenschaften der Materie eben so geheimnißvoll sind, wie die aus ihnen zu erklärenden⁷⁶. — Ferner, wenn die chemischen Atome im eigentlichen Sinn, also objektiv und als real verstanden werden; so giebt es im Grunde gar keine eigentliche chemische Verbindung mehr; sondern eine jede läuft zurück auf ein sehr feines Gemenge verschiedener und ewig geschieden bleibender Atome; während der eigenthümliche Charakter einer chemischen Verbindung gerade darin besteht, daß ihr Produkt ein durchaus homogener Körper sei, d. h. ein solcher, in welchem kein selbst unendlich kleiner Theil angetroffen werden kann, der nicht beide verbundene Substanzen enthielte. — Daher eben ist Wasser so himmelweit verschieden von Knallgas“, das „ein bloßes Gemenge“ ist. Bei der Wasserbildung haben „jene beiden Bestandtheile des Knallgases, unter völliger Aufgebung ihres selbsteigenen, so entgegengesetzten Wesens, einander völlig durchdrungen, so daß sie jetzt nur Einen, durchaus homogenen Körper darstellen, in dessen selbst kleinstmöglichem Theil jene beiden *Componentia* noch immer ungeschieden und vereint bleiben. — Darum war es ein chemischer und kein mechanischer Proceß⁷⁷. — Ueberhaupt aber, wenn es Atome gäbe, müßten sie unterschiedslos und eigenschaftslos sein, also nicht Atome Schwefel und

Atome Eisen etc., sondern bloß Atome Materie; weil die Unterschiede die Einfachheit aufheben . . . *Ergo*: Wenn überhaupt Atome möglich sind, so sind sie nur als die letzten Bestandtheile der absoluten oder abstrakten Materie, nicht aber der bestimmten Stoffe denkbar“⁷⁹ (P II, D V, 118—122; siehe auch S. 114).

„Vielmehr geht die ganze mechanische und atomistische Naturansicht ihrem Bankrott entgegen, und die Vertheidiger derselben haben zu lernen, daß hinter der Natur etwas mehr steckt als Stoß und Gegenstoß“⁷⁹ . . . ; vor Alter zum zweiten Male kindisch geworden“, treibt es der Atomismus, „in dieser seiner zweiten Kindheit, noch bunter, als in der ersten: nicht bloß die festen Körper sollen aus Atomen bestehen, sondern auch die flüssigen, das Wasser, sogar die Luft, die Gase, ja das Licht, als welches die Undulation eines völlig hypothetischen und durchaus unbewiesenen, aus Atomen bestehenden Aethers sein soll⁸⁰, deren verschiedene Schnelligkeit die Farben verursache . . . Da werden dann sämtlichen Atomen verschiedene immerwährende Bewegungen, drehende, vibrirende u. s. w., je nachdem ihr Amt ist, angedichtet: imgleichen hat jedes Atom seine Atmosphäre aus Aether, oder sonst was, und was dergleichen Träumereien mehr sind“ (W II, D II, 354—359).

Von Anfang an hat Schopenhauer seiner Gegnerschaft gegen Atomismus, Materialismus und Mechanismus — dies alles ist für ihn im Grunde ein und dasselbe — immer wieder unverhohlenen Ausdruck gegeben: „Mechanik, Physik, Chemie lehren die Regeln und Gesetze, nach denen die Kräfte der Undurchdringlichkeit, Schwere, Starrheit, Flüssigkeit, Kohäsion, Elasticität, Wärme, Licht, Wahlverwandtschaften, Magnetismus, Elektrizität u. s. w. wirken . . . : die Kräfte selbst aber bleiben dabei, wie man sich auch geberden mag, *qualitates occultae*. — Freilich hat zu allen Zeiten eine ihr Ziel verkennende Aetiologie dahin gestrebt, alles organische Leben auf Chemismus, oder Elektrizität, allen Chemismus d. i. Qualität, wieder auf Mechanismus (Wirkung durch die Gestalt der Atome) . . . zurückzuführen.“ So entstand „der eben jetzt, in der Mitte des 19. Jahrhunderts

wieder aufgewärmte, aus Unwissenheit sich original dünkende, rohe Materialismus, welcher zunächst, unter stupider Leugnung der Lebenskraft, die Erscheinungen des Lebens aus physikalischen und chemischen Kräften erklären, diese aber wieder aus dem mechanischen Wirken der Materie, Lage, Gestalt und Bewegung erträumter Atome entstehen lassen und so alle Kräfte der Natur auf Stoß und Gegenstoß zurückführen möchte, als welche sein «Ding an sich» sind“ (W I, D I, 145/46).

„Vom Leukippos, Demokritos und Epikuros an, bis herab zum *Système de la nature*, dann zu Delamark, Cabanis und zu dem in diesen letzten Jahren wieder aufgewärmten Materialismus können wir den fortgesetzten Versuch verfolgen, eine Physik ohne Metaphysik aufzustellen, d. h. eine Lehre, welche die Erscheinung zum Dinge an sich machte“ (W II, D II, 193). Sie alle sind zu verwerfen: „des Demokritos Atome, des Cartesius Wirbel, die mechanische Physik des Lesage“ . . . (W I, D I, 146). (Siehe auch S. 95.)

„Demokrit kannte bloß die mechanischen Kräfte und ließ aus diesen Alles entstehen: Mulder⁸¹ kennt bloß die chemischen und bedient sich dieser eben so. So einem Holländer und seinem Moleschott kommt es nicht in den Sinn, den Antheil des Subjekts an allen Naturerscheinungen in Rechnung zu bringen, wenn auf den Grund der Dinge gegangen wird; sondern roher, stupider Realismus umnebelt ihre Sinne. Daher ist ihnen unbedenklich der chemische Stoff das Ding an sich: er ist das Unveränderliche und Ewige: des Berzelius Aequivalenten-Tafeln übernehmen die Rolle des lieben Gottes: Thier und Mensch treten dann auf als Naturspiele, zufällige Konkreme, wie die Stalaktiten“ (an Frauenstädt, 23. Januar 1853, D XV, 180).

In der Tafel der Grundwahrheiten (W II, Kap. 4, D II, zu S. 55) heißt es: „Die Materie ist das Beharrende in der Zeit und das Bewegliche im Raum . . ., durch und durch Kausalität . . . ins Unendliche theilbar, homogen und ein Continuum: d. h. sie besteht nicht aus ursprünglich verschiedenartigen (Homoimerien) noch ursprünglich getrennten Thei-

len (Atome); ist also nicht zusammengesetzt aus Theilen, die wesentlich durch etwas, das nicht Materie wäre, getrennt wären. — Das Atom ist ohne Realität“ . . . oder (nach W II, D II, 58) „eine Fiktion.“ So wenig eine „stetige und gleichförmige Bewegung eines Körpers als bestehend aus unzähligen, absolut schnellen, aber abgesetzten“ Bewegungen zusammengesetzt gedacht werden muß, . . . „eben so wenig bin ich genöthigt, mir die Masse eines Körpers aus Atomen und deren Zwischenräumen, d. h. dem absolut Dichten und dem absolut Leeren, bestehend zu denken: sondern ich fasse, ohne Schwierigkeit, jene beiden Erscheinungen als stetige Continua auf, deren eines die Zeit, das andere den Raum, gleichmäßig erfüllt“. Zugrunde liegt die „Intensität der wirkenden Kraft; da Kant (nach Priestley's Vorgang) ganz richtig die Materie in Kräfte aufgelöst hat“⁸² (W II, D II, 344). Von den Vertretern der Atomistik wird „stillschweigend angenommen, daß die Theile vor dem Ganzen da waren und zusammengetragen wurden, wodurch das Ganze entstanden sei: denn Dies besagt das Wort «zusammengesetzt»“. — Jedoch . . . „das Ganze ist nicht durch die Theile, noch diese durch jenes; sondern beide sind nothwendig zusammen, weil sie Eines sind und ihre Trennung nur ein willkürlicher Akt ist“ (W II, D II, 589, 585; vgl. auch Goethe: „Was helfen mir denn die Teile?“).

Hier, wie noch an manchen anderen Stellen, gesellt sich der Negierung eine positive Setzung zu, nämlich die Forderung eines Continuum's der Materie, das zugleich ein Continuum der Kraft und ein Continuum des Willens ist. Freilich bleibt die Frage offen, in welcher Weise die Chemie mit einem solchen Continuumsbegriff Erfolge von der Art erzielen könne, wie sie dem atomistischen Vorstellungsbilde überreichlich zugeflossen sind⁸³.

So sei zur Ergänzung die gegensätzliche Meinung eines anderen Philosophen angeführt, der, selber ein bedeutender naturwissenschaftlicher Forscher, über den Verdacht oberflächlichen Spekulierens ebenso erhaben ist wie Schopenhauer selber: Gustav Theodor Fechner. Es klingt wie auf seinen Zeitgenossen Schopenhauer gemünzt, wenn er in der Vorrede seiner „Atomenlehre“⁸⁴ über die Atomistik sagt, „daß sie ihre größten Leistungen stets so still im Schooße der Naturwissenschaft vollbrachte, und

dagegen stets so laut von Seiten der Philosophen angegriffen worden ist“; und es gibt gewissermaßen das Motto seiner ausführlichen und gründlichen Darlegungen, wenn er ebenda hinzufügt, daß sie „wirklich eine Ansicht ist, die einen Nexus von Thatsachen repräsentirt und gewährt“. Zur Kennzeichnung des Geistes seiner Erörterungen seien einige wichtige Sätze herausgegriffen: „Selbstverständlich schien, daß ein Baum, der Früchte trägt, auch Wurzeln hat. — Atomistische Betrachtung setzt die übliche zergliedernde Tätigkeit der Wissenschaft bis unter die mikroskopische Grenze fort. — Warum könnte nicht auch ein Atom den Raum durch seine Kraft erfüllend gedacht werden? — Was ist wirklich? Dasjenige, was Erscheinungen wirkt und leistet; so sind Atome wirkliche Dinge. — Der Physiker braucht nur zunächst Atome, nicht zuletzt Atome⁸⁵. — Die ganze Luft der Physik und Chemie ist atomistisch geworden. — So schließt sich durch die Atomistik Alles vom Größten bis zum Kleinsten und nach den verschiedenen Richtungen, in ein Reich zusammen. — Die Atomistik an sich macht keinen Gott und leugnet keinen Gott. — So weit Gott und das Atom auseinanderliegt, eine Kette muß doch von einem zum andern reichen⁸⁶.“

Tritt hier Fechner als Sachwalter einer ihrer Grenzen sich bewußten wissenschaftlichen, ja sogar einer „philosophischen“ Atomistik auf, so erscheinen heute noch bedeutsamer Äußerungen, die ungefähr drei Jahrzehnte später Friedrich Nietzsche getan hat⁸⁷: Er spricht von der „Atomistik, welche der ehrlichste Versuch ist, die Welt für das Auge zu konstruieren und für den zählenden arithmetischen Verstand (also anschaulich und berechenbar)“. Ist das „Klumpchenatom“ überwunden, so tritt an seine Stelle „dessen Abstraktion, das dynamische Atom“ (nach Boscovich u. a.). „Die mathematischen Physiker können die Klumpchenatome nicht für ihre Wissenschaft gebrauchen; folglich konstruieren sie sich eine Kraftpunktwelt, mit der man rechnen kann.“ „Die Annahme von Atomen ist nur eine Konsequenz vom Subjekt- und Substanzbegriff; irgendwie muß es «ein Ding» geben, von wo die Tätigkeit ausgeht.“ „Erst bei falscher Hypostasierung und Verabsolutierung — unter Verführung der Sprache — wird aus dem Atom ein Wechselbalg von Subjekt und Ding an sich.“⁸⁸

Erscheint Schopenhauers Kampf gegen die Atomistik einerseits als ein letzter großer und vergeblicher Versuch der Philosophie, jener Atomistik „die volle und allgemeine Anerkennung“ zu verwehren, „die sie verdient“ (Fechner), so muß er unter höherem Gesichtspunkt gewertet werden als ein Beitrag zu dem durch das ganze Jahrhundert sich hinziehenden und schließlich im Studium der Radioaktivität und in der gesamten neueren Atomphysik geglückten Bemühen, die „Wirklichkeitsklötzchen“ der alten Körper-

mechanik zu beseitigen und an ihre Stelle Gebilde zu setzen, die ganz und gar Tätigkeit sind, und für die schließlich eine besondere „Mechanik“ oder Kausalität, die Quanten- und Wellenmechanik, als gültig gefunden worden ist. Hier, da die Substanz ganz und gar im Wirken aufgeht, nähern sich auch Unstetigkeits- und Stetigkeitsbetrachtung, indem letzthin das Unstetige und Diskrete als Erscheinung und Offenbarung des wirkenden Kontinuums der „Energie“ anzusehen ist⁸⁹. „Schon lange war man sich darüber klar, daß die Gesetze der Mechanik für die kleine Welt der Atome nicht ausreichen. Etwas Ähnliches besteht in der Lehre vom Licht seit langem“ (W. Wien). „Wir dürfen auf die Atome nicht mehr unsere gewöhnliche Mechanik anwenden“ (H. A. Bauer).

IV. Bedeutung von Schopenhauers Philosophie der Chemie für die Folgezeit.

Die zahlreichen schroff absprechenden und oft recht einseitigen und ungerechten Urteile über bestimmte Entwicklungsrichtungen der Chemie und Physik seiner Zeit, wie auch über hervorragende Vertreter dieser Wissenschaften⁹⁰, haben es mit verschuldet, daß das viele Wertvolle und Unvergängliche, das in Schopenhauers Schriften über letzte Fragen der Chemie enthalten ist, nicht voll zur Auswirkung gelangen konnte. Hierzu kommt, daß jenes Gute, das eine Anweisung auf die Zukunft bedeuten mochte, in dem allgemeinen Strudel der Mißachtung jeglicher Naturphilosophie verschwand, welchen Hegel und Schelling als „Luftbaumeister von Gedankenwelten“ mit ihren spekulativen Gewaltsamkeiten als „Märchen aus dem Schlaraffenland der Metaphysik“ (nach einem allgemeinen Ausdruck von Kant) im 19. Jahrhundert aufgerührt hatten. So wird man sich z. B. in den Schriften eines Liebig, Berzelius, Lothar Meyer, Kekulé, Adolf v. Baeyer, Emil Fischer vergebens nach einer Auseinandersetzung mit Schopenhauers Stellungnahme zu Chemismus, Affinität und Atomistik umsehen⁹¹.

Die harte Rücksichtslosigkeit von Schopenhauers Vorgehen, bei welchem oft über das Ziel hinausgeschossen wurde,

folgt nicht nur aus dem leidenschaftlichen Naturell des Kämpfers, sondern auch aus den damaligen allgemeinen Verhältnissen, da eine der Naturwissenschaft fremde hohle Naturphilosophie — gegen die er nicht genug Worte des Spottes, Zornes und Hasses vorbringen konnte — als Reaktion eine oberflächliche naturalistische und empiristische Denkweise hervorgerufen hatte, die als philosophischer Materialismus Schopenhauer ebenso zuwider war wie die „Hegelei“ (siehe auch Anm. 81).

Heute wird für uns eine kritische Auseinandersetzung mit Schopenhauers Naturphilosophie die Form einer historischen Überprüfung und Würdigung anzunehmen haben, die von der Frage ausgeht, inwieweit im großen und ganzen seine Äußerungen zur Chemie für die Folgezeit glücklich oder unglücklich, fördernd oder hemmend, gültig oder nichtgültig erscheinen. Hier ist zunächst eine unaufgelöste Dissonanz unverkennbar: auf der einen Seite wird (ähnlich wie bei Goethe) ein metaphysischer Dynamismus vertreten, dem man gegenwärtig, im physikalischen Zeitalter der Wirkungsquanten und der Wirkungs Zustände von Atomen und höheren stofflichen Ganzheiten im Gesamtwirkfelde, auch im Kreise der wissenschaftlichen Forschung mehr denn je zustimmen wird; auf der anderen Seite aber zeigt sich oft eine bedenkliche Verkennung der realen methodischen Bedürfnisse und Strebungen der chemischen und physikalischen Wissenschaft. Für diese gilt, daß sie aus logischem Zwange, im ganzen notwendig und folgerichtig — wenn auch in einzelnen oftmals in seltsamem Zickzackweg — selbständig ihr Begriffssystem entwickelt, das sich in der Forschung selbst und in deren praktischen Ergebnissen zu bewähren hat. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“ (Goethe).

Sieht man genauer zu, was auf die Soll- und was auf die Haben-Seite zu buchen ist, so läßt sich sagen: Es ist verdienstvoll gewesen, daß Schopenhauer der Chemie eine Art Selbständigkeit und „Eigengesetzlichkeit“ zugesprochen hat, gemäß welcher „Chemismus“ nicht auf „Mechanismus“ im Sinne der klassischen Mechanik be-

ruht⁹²; und es ist ebenso wertvoll und für die Zukunft bedeutsam gewesen, wenn er davor gewarnt hat, Wesen und Sinn des Lebendigen in dem Stattfinden verwickelter chemischer Umsetzungen aufgehen zu lassen. Sein Kampf gegen einen oberflächlichen Allmechanismus und gegen einen platten Materialismus als „Philosophie des bei seiner Rechnung sich selbst vergessenden Subjektes“ (W II, D II, 15 u. 356), mit einem „Objekt ohne Subjekt“ (W I, D I, 35), mit einer „Physik ohne Metaphysik“ (W II, D II, 193), hat auch in unseren Tagen seine Bedeutung noch nicht verloren⁹³.

Hinsichtlich des „Mechanismus“ (s. auch S. 94 ff.) ist man sich heute darüber besser im klaren als zu Schopenhauers Zeiten, daß das Wort schon in der exakten Naturwissenschaft zumindest in doppeltem Sinne gebraucht wird: einmal mit der Bedeutung einer kausalen Gesetzmäßigkeit gemäß den Prinzipien der Mechanik als eines Teilgebietes der Gesamtphysik, andererseits (wie bei Lotze) als „Form der Gesetzmäßigkeit“ überhaupt, d. h. als „Zusammenhang jener allgemeinen Normen, nach denen jedes Einzelne in der geschaffenen Welt auf jedes Andere wirkt“, also schließlich im Sinne von Kausalismus, Dynamismus, Aktualismus. (Bereits bei Kant begegnet man diesem zwiespältigen Gebrauch des Wortes.) Es bedarf keiner ausführlichen Darlegung, daß Schopenhauer als Vertreter eines allgemeinen Kausalismus (Determinismus) und Dynamismus mit seiner Verurteilung des „Mechanismus“ nur die unberechtigten Ansprüche der „Mechanik“ im engeren Sinne auf totale Führung in einer „Maschinentheorie“ der Naturwissenschaft zurückweisen will, in gleicher Weise, wie dies nach ihm z. B. W. Ostwald, E. v. Hartmann, Wundt, G. Wolff, J. Reinke, Erich Becher, H. Driesch, v. Uexküll, Smuts, Adolf Meyer u. a. je in ihrer Weise unternommen haben⁹⁴.

Ähnlich gilt vom „Materialismus“, daß er in zweifacher Bedeutung gemeint werden kann: entweder als wissenschaftliche Methode, oder als ein philosophisches Prinzip, nach welchem aus dem Begriff der „Materie“ die gesamten Erscheinungen der Welt, und zwar auch die geistigen, abzuleiten seien. „Sobald man den Geist auf die Materie zurückführen will, haben wir echten Materialismus. — Der Materialismus sucht die Welt der Atome auch zur eigentlichen Heimat des Geistes zu machen“ (F. A. Lange). Das ist nach Schopenhauer „unser heutiger Mode-Materialismus, der eben dadurch eine rechte Barbiergesellen- und Apotheker-

Lehrlings-Philosophie geworden ist“ (W II, D II, 196); seine „Grundabsurdität“ aber ist: „Materie, *in abstracto*, wie sie nur gedacht wird . . . an sich und absolut existierend . . . der Versuch, das uns unmittelbar Gegebene aus dem mittelbar Gegebenen zu erklären“ (W I, D I, 32).

Man kann überrascht sein, dicht daneben bei Schopenhauer den anerkennenden Satz zu finden: „Dennoch ist im Grunde das Ziel und das Ideal aller Naturwissenschaft ein völlig durchgeführter Materialismus“ (W I, D I, 33); wie er denn auch an zahlreichen anderen Stellen die Aufgaben einer „Ätiologie“ der Naturerscheinungen, die dem „Satz vom Grunde“ zu folgen hat, von einer „Philosophie (genauer Metaphysik) der Natur“, die das Wesen der Dinge betrifft, deutlich scheidet (siehe S. 119). Tatsächlich hat jedoch Schopenhauer diese notwendige Trennung der Zuständigkeiten nicht durchweg eingehalten; und so ist es gekommen, daß er dasjenige, was er als vorgebliche metaphysische Wahrheit ablehnen mußte, oftmals überhaupt nicht gelten lassen wollte, auch nicht als das, was es lediglich sein sollte oder konnte: als wissenschaftliche Methode, als Denkbehelf, als heuristischen Hilfsbegriff, als nützliches Vehikel und Instrument des Verstandes mit dessen Beschränkung auf die Anschauungsformen von Raum und Zeit⁹⁵.

Trotz der vernichtenden Kritik aller spekulativen Ontologie durch Kant und Schopenhauer ist wohl in Schopenhauer selber noch ein Rest solcher Ontologie vorhanden geblieben: als ob unser Denken das Wesen der Welt voll einholen könnte, als ob die wissenschaftlichen Begriffe mehr denn Hilfsmittel zur Ordnung unserer Erlebnisse wären, als ob sie das eigentliche Sein und Werden der Dinge unabhängig vom Beobachter — also Ding und Vorgang an sich — adäquat wiedergeben könnten! Oder müßte die Wissenschaft tatsächlich die Erscheinungen „in dem wesentlichen Grunde ihrer eigenen Notwendigkeit erfassen? Wenn man kann, verehrtester Freund!“ (Lotze). (Die Phänomenologie sucht nach Scheler „ein Sein, so wie es in sich selbst ist“.)

Wie sehr Schopenhauer mitunter geneigt ist, trotz aller gegenteiligen allgemeinen Aussprüche über die „Ätiologie“ der Wissenschaft und ihre Beschränkungen dennoch wirkliches Wesens-Erkennen und -Begreifen von der Natur-

wissenschaft zu verlangen, beweist sein mangelhaftes Verständnis für die Bedeutung mathematischer Symbolik in der Naturforschung. „Nur einige Theile der Physik und Chemie vertragen noch eine mathematische Behandlung“ (N, D III, 372). (Dagegen D. Hilbert: „Alles, was Gegenstand des wissenschaftlichen Denkens überhaupt sein kann, verfällt, sobald es zur Bildung einer Theorie reif ist, der axiomatischen Methode und damit mittelbar der Mathematik.“) Schließlich wäre alles „zuletzt auf ein Rechnungsexempel zurückgeführt, welches dann das Allerheiligste im Tempel der Weisheit wäre, zu welchem der Satz vom Grunde am Ende glücklich geleitet hätte. Aber aller Inhalt der Erscheinung wäre verschwunden, und bloße Form übrig geblieben. — Nun aber geht es nicht so an: Phantasien, Sophistifikationen, Luftschlösser hat man in jener Art zu Stande gebracht, keine Wissenschaft“⁹⁶ (W I, D I, 147). (An anderen Stellen, so in W II, Kap. 17, wird indes Schopenhauer der Bedeutung der Mathematik besser gerecht; s. auch Anm. 33.)

Aus einer gewissen Überhöhung der Aufgaben und Möglichkeiten naturwissenschaftlicher Erkenntnis erklärt es sich so schließlich, daß Schopenhauer der Chemie seiner Zeit an Verständnis mancherlei schuldig geblieben ist⁹⁷ und daß er insbesondere, um einen gelegentlichen Ausdruck von Lotze zu gebrauchen, „den Atomismus wie ein völlig wertloses Gut versteigert hat, obwohl wir von dieser Hypothese einige Früchte doch alle schon genießen“. Mildernd fällt allerdings in das Gewicht, daß oftmals auch die Forschung jener Zeit, die Unhaltbarkeit einer „absoluten Physik“ (W II, D II, 194) nicht einsehend, die Form der Erscheinung für das Wesen der Sache selbst nahm und nicht nur einem methodischen, sondern auch einem philosophischen Materialismus und Mechanismus huldigte.

Andererseits wird man Schopenhauer durchaus zustimmen, wenn er wiederholt ausführt, daß eine Metaphysik der Natur, die auf eine „richtige Erklärung der Erfahrung im Ganzen“ ausgeht, mit einer Physik der Natur, so abweichend ihr Vorgehen sein mag, nicht in

Widerspruch stehen darf. So muß das Fundament philosophischer Metaphysik, deren einzige Verpflichtung ist, „wahr zu seyn“, „allerdings empirischer Art seyn“⁹⁸, indem „die möglichst vollständige Naturerkenntniß die berichtigte Darlegung des Problems der Metaphysik ist: daher soll Keiner sich an diese wagen; ohne zuvor eine, wenn auch nur allgemeine, doch gründliche, klare und zusammenhängende Kenntniß aller Zweige der Naturwissenschaft sich erworben zu haben“ (W II, D II, 198—209). Nächst der Physiologie (Biologie) aber wird, wie wir gesehen haben, der Chemie von Schopenhauer ein besonders hoher Rang für die Gewinnung eines befriedigenden Naturverständnisses auch in philosophischer Hinsicht zuerkannt.

Es ist von starkem psychologischen wie methodischen Interesse, daß Schopenhauer selber eine Formel gegeben hat, die geeignet ist, das Prinzip exakter wissenschaftlicher Arbeit vollkommen klarzustellen und die Schranken erreichbaren Naturerkennens gegenüber den Wünschen metaphysischen Erweiterungs- und Deutungsdenkens (das sich nach Kant immer auf der Grenzlinie des Erkennens bewegt) scharf abzustecken. Es handelt sich um ein Wort, das er einstmals hinsichtlich der Religion ausgesprochen hat: „Statt die Wahrheit der Religionen als *sensu allegorico* zu bezeichnen, könnte man sie, wie eben auch die Kantische Moraltheologie, Hypothesen zu praktischem Zwecke, oder hodegetische Schemata“⁹⁹ nennen, Regulative, nach Art der physikalischen Hypothesen von Strömungen der Elektrizität, zur Erklärung des Magnetismus, oder von Atomen zur Erklärung der chemischen Verbindungsproportionen u. s. w., welche man sich hütet, als objektiv wahr festzustellen, jedoch davon Gebrauch macht, um die Erscheinungen in Verbindung zu setzen, da sie in Hinsicht auf das Resultat und das Experimentieren ungefähr das Selbe leisten, als die Wahrheit selbst. Sie sind Leitsterne für das Handeln und die subjektive Beruhigung beim Denken“ (P II, Ausgabe A. Hübscher VI; fehlt D). In jenem Satze, der stark an Vaihingers „Als Ob“ anklingt, hat Scho-

openhauer tatsächlich einen „Leitstern“ auch für die Haltung der gesamten Naturwissenschaft gesetzt, nur daß man heute statt „Hypothese“ (Hypothesis nach Burkamp) da, wo sich über die „Wirklichkeit“ nichts Endgültiges aussagen läßt, „Fiktion“ oder — mit weniger belastetem und „anrühigem“ Ausdruck — nach Helmholtz „Figment“ oder auch Vorstellungsbild, Anschauungshilfe, Modell usw. sagen mag; und Schopenhauer hätte sich bei voller Beherrschung seines eigenen Ausspruchs viel Mißverständnis und so manche fehlgehende Kritik naturwissenschaftlicher Bestrebungen, vor allem der Atomistik, ersparen können.

Hier führt ein Wort von Nietzsche weiter: „Die Regierung des Organismus geschieht in einer Weise, für welche sowohl die mechanische Welt, als die geistige Welt nur symbolisch zur Erklärung herangezogen werden kann.“ Man kann diesen Satz unbedenklich auf die gesamte Naturforschung ausdehnen, und er wird dann etwa lauten: Gemäß seiner Bindung an die Empfindungsqualitäten des Bewußtseins und an die jene ordnenden Anschauungsformen „Raum und Zeit“ kann der Forscher seine psychischen Erlebnisse gar nicht anders verarbeiten und sprachlich zum Ausdruck bringen, als daß er die wahrgenommenen Erscheinungen, in der lebendigen wie in der leblosen Natur, entweder als Bewegungen (äußerlich gesehen) oder als psychisch geartet (nach Analogie des eigenen Wesens erfaßt) vorstellt und mitteilt, sofern er nicht vorzieht, sich auf die reine Zahl und deren allgemeinste Ordnungsschemata der Quantität zurückzuziehen. Die Beschreibung von „Tatsachen“, d. h. Ereignissen und Zuständen als Bewegung oder durch bloße Zahlensymbole ist vor allem die Weise der Physik und Chemie¹⁰⁰, die psychistische Deutung dagegen vor allem die Weise der Naturphilosophie; und so hat es eine stofflich-energetische Physik (im weitesten Sinne) in erster Linie mit „mechanischen“ Figmenten zu tun, die Metaphysik mit „psychistischen“. Die psychistischen Sinngebungen — an erster Stelle Schopenhauers „Wille“ in der Gesamtnatur — sind in Physik und Chemie wissenschaftlich unfruchtbar, so

sehr sie bestimmten Gemütsbedürfnissen entsprechen mögen; ersprißlich und ergiebig für physikalisches und chemisches Vorgehen ist allein eine (dynamisch-energetisch erhobene und geläuterte) „mechanistisch-materialistische“ Methode der Zergliederung.

„Mechanismus“ in dem Sinne, daß jedes Naturgeschehen als irgendwie verursachte Bewegung eines Etwas vorgestellt wird, kommt mit hin der physikalischen und chemischen Alltagsforschung zu, „Psychismus“ dagegen als metaphysische Wesen- und Sinndeutung ist sozusagen der kontemplativen Beschäftigung des Feiertags vorbehalten. Demgemäß wird der Chemiker auch Schopenhauers tiefe Gedanken über die Objektivation des Willens — oder Goethes und Hölderlins ganzheitliche Naturschau, Fechners Allbeseelung, Nietzsches „Willen zur Macht“ in der Gesamtnatur usw. — als wertvollen Beitrag für die Stimmung seines Feiertags annehmen und würdigen; er wird sich jedoch hüten, dieser Stimmung Gewalt über den Alltag einzuräumen, dessen harte und strenge Fron das Zahlensymbol, das Raumsymbol, das Stoffsymbol und das Bewegungssymbol fordert. Dabei wird man den Sonntag um so besser begehen und genießen können, je weniger sonntäglich man sich die übrigen Tage benommen hat. Eine Vermischung von „Chemie“ und „Metachemie“, von Feiertagsstimmung und Alltagsarbeit, wie sie zuweilen bei Schopenhauer hervortritt, ist in empirischer Naturforschung schlechterdings vom Übel, wiewohl ein Gegensatz beider nicht bestehen kann, sondern vielmehr das Verhältnis willkommener Ergänzung. „Das Unorganische ist die geometrische Grundlage der Welt. — Wäre die Natur in ihren leblosen Anfängen nicht so gründlich stereometrisch, wie sollte sie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen? — Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man nicht die Metaphysik zu Hilfe nimmt . . . als dasjenige, was vor, mit, und nach der Physik war, ist und sein wird“ (Goethe).

Anders gesprochen: Schopenhauers Metaphysik eines Willens im Chemismus ist für die Praxis der chemischen Wissenschaft unfruchtbar und wertlos; wohl aber bilden seine so eigenartigen — und oft auch sehr eigenwilligen — Aussprüche über Substanz, Materie und Kraft, Polarität¹⁰¹ und dgl. eine reiche Fundgrube philosophischer Anregung zu eigenem Nachdenken und Sinnen über metaphysische Grenzfragen noch für den Chemiker heutigen Tages. In seiner Forschung wird sich indes der Chemiker ebensowenig wie der Physiker und der Physiologe freimachen können von dem mechanistischen Zwang

des Denkens und Sprechens, welcher sich auch da geltend macht, wo Bewegung als Ortsveränderung von Teilen und Teilchen oder auch von Zuständen nicht unmittelbar beobachtet werden kann, also im Gebiet kleinster Dimensionen (der Molekel und des Atoms), sowie im stofflosen „Vakuum“ oder Energiefeld: hier ist die Domäne mechanistischer Figmente mit sekundärer oder „konstruktiver“ Anschaulichkeit, da die primäre Anschauung versagt. „Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deshalb am begreiflichsten; weswegen wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist“ (Goethe). „Die mechanistische Weltklärung ist ein Ideal: mit so wenig als möglich möglichst viel zu erklären“ (Nietzsche). „Unsere Phantasie ist eine Mechanikerphantasie, und wenn sie excessiv ist, wird sie zur kühnen Feinstmechaniker-Phantasie“ (Burkamp)¹⁰².

Es ist Sache erkenntniskritischer Bemühungen der Folgezeit gewesen, im Anschluß an Descartes, Hume, Kant u. a. die Grenzen möglichen Naturerkennens schärfer abzustecken und dabei exakte wissenschaftliche Bemühungen von metaphysischem Erweiterungs-, Deutungs- und Sinngedankendenken immer genauer abzugrenzen. Das kinetisch-mechanische Fignent entspricht den Bedürfnissen des Verstandes und führt zu mannigfachstem Nutzen — die gesamte Technik zeugt davon; das psychische Fignent kommt hohen Vernunft- und Gemütsbedürfnissen entgegen, muß aber letzthin gleichfalls unzureichend und unvollkommen sein und bleiben.

Daß eine volle „Begreiflichkeit“ und „Verstehbarkeit“ des Naturganzen die dem Menscheng Geist gesteckten Grenzen überschreitet, hat Schopenhauer mehrfach betont: „Der Intellekt kann, wenn das Glück gut ist, Alles in der Natur verstehen, aber nicht die Natur selbst, wenigstens nicht unmittelbar“ (W II, D II, 326). „Ich sage also: physisch ist freilich Alles, aber auch nichts erklärbar“ (W II, D II, 193). Vielmehr ist es so, daß „alle Wissenschaft im eigentlichen Sinne . . . das innerste Wesen der Welt nie trifft“ (W I, D I, 34). Ähnlich später Nietzsche: „Wissenschaft ist der Versuch, für alle Erscheinungen eine gemeinsame Zeichensprache zu schaffen, zum Zwecke der leichteren Berechenbarkeit und folglich Beherrschbarkeit der Natur. Diese Zeichensprache, welche alle beobachteten «Gesetze» zusam-

menbringt, erklärt aber nichts — es ist nur eine Art kürzester (abgekürztester) Beschreibung des Geschehens“¹⁰³.

Alles in allem genommen, sind die Dissonanzen, die der Chemiker in Schopenhauers Stellung zur Chemie empfindet, nicht derart, daß sie ihm die Freude an dessen unsterblichem Werke vergällen könnten. Was aber der eine oder andere Chemiker sogar als philosophisches Gastgeschenk von dannen tragen kann, läßt sich wohl in folgenden Worten kurz andeuten:

Unmittelbar, primär gegeben sind die Qualitäten der Sinneswahrnehmung¹⁰⁴, die ebenso wie die Ordnungsformen Raum, Zeit, Kausalität innerer psychischer Art sind; und so ist es dem Forscher durchaus unbenommen, sämtlichen Erscheinungen, die er als Vorgänge an einem von ihm selber verschiedenen „Objekt“ erschließt und irgendwie „mechanistisch“ beschreibt, zugleich ein seinem eigenen Wesen mehr oder minder analoges „inneres Wesen“ zuzuschreiben oder anzudichten, also gewissermaßen, aber in kritisch geläuterter Weise, zu der Allbeseelung des „Naturmenschen“ zurückzukehren und sich zu Fechners „Tagesansicht“ zu bekennen. Das gibt, je weiter wir über die uns einigermaßen nahestehenden höheren Tiere, sodann über die Pflanzenwelt und die niedersten Organismen bis in das Reich des Kristalles, des anorganischen Körpers und gar des stofflosen „Feldes“ mit seinen Zuständen und „Erlebnissen“ vordringen, um so willkürlichere und „fiktivere“ Züge; jedoch widerlegbar ist eine solche „Extrapolation“, eine solche Sinndeutung, Wertgebung und Plansetzung nicht, und wenn sie Vernunftbedürfnis und Gemütsverlangen zu befriedigen vermag, wer in aller Welt wollte sie uns dann verwehren¹⁰⁵! Nur wird man insofern vielleicht über Schopenhauer hinausgehen wollen, als man in den Dingen der Natur nicht nur einen ewigen Willen am Werke sieht — der nach Nietzsche ein „Wille zur Macht“ ist —, sondern zugleich einen universellen Geist und eine unendliche und unerschöpfliche Weltphantasie, und als man dabei auch eines höheren Sinnes ahnend gewahr werden mag, der in dem Ganzen lebt und webt.

„Alles Geschehen, welchen Namen es auch tragen mag, ist nichts anderes als die innerliche Regsamkeit eines einzigen Unendlichen. — Alle Realität ist Geistigkeit“ (Lotze). Immerhin: man wird mit den Worten Geist, Seele, Wille in der Natur nicht allzu freigebig umgehen dürfen. „Willkürlich ist es, dem Anorganischen Psychisches zuzuschreiben“ (Scheler). „Es ist ein Selbstbetrug, zu glauben, daß die wirklichen Steine und Pflanzen Seelenlaute in sich hätten. — Methodisch braucht kein Naturwissenschaftler . . . den Begriff des Geistes“ (Burkamp). So wird sich der Forscher bewußt bleiben, daß, wie man auch sich das

„innere Wesen“ eines Felsens, eines Wasserlaufes, einer Knallgas-katalyse, einer Sonneneruption, ferner auch einer Pflanze usw. vorstellen will, doch nie eine Möglichkeit da ist, über menschliche Analogien, über anthropistische Figmente hinauszukommen — und wenn selbst die aller- vornehmsten Fremdwörter gebraucht würden!

„Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug“ (Goethe).

„Alles Urdenken geschieht in Bildern“ (W II, D II, 421). „Die Wissenschaft aber will wirksam getan sein“ (Achelis).

Wenn sich auf höherer Ebene friedliche Beziehungen zwischen den methodischen Forderungen der chemischen Wissenschaft und Schopenhauers Naturphilosophie anbahnen und schließlich auch erreichen lassen, so kann man noch die Frage aufwerfen, wie wohl der Philosoph selber sich zur heutigen Chemie stellen würde. Ein Hinweis auf die quantitative Ausdehnung derzeitiger chemischer Forschung samt ihren Dokumenten würde vermutlich auf Schopenhauer nicht allzuviel Eindruck machen; auch würde z. B. eine Vorführung der reichen Skala verwirklichter synthetischer Farbstoffe vielleicht nur bissige Bemerkungen über Befriedigung weiblicher Eitelkeit hervorlocken. Anders möchte es schon werden, wenn wir auf die ungezählten Erleichterungen und Erhöhungen menschlicher Lebensgestaltung hinweisen, die durch angewandte Chemie in den bedeutsamsten Zweigen der Zivilisation erzielt worden sind, von dem Gebiet der Ernährung an, auf welchem die Weiterverfolgung der Bestrebungen Liebig's, seines berühmten Zeitgenossen, zu ungeahnten Erfolgen geführt hat. Wenn wir dann gar schildern werden, wie es hochentwickelte Chemie im Bunde mit Gesundheitspflege und ärztlicher Heilkunde vermag, irdisches Leid — vorbeugend und helfend — zu mindern und zu mildern, so dürften wir bei dem Ethiker des Mitleides schon halb gewonnenes Spiel haben.

Ist dann das Eis erst gebrochen, so werden wir auch die heikle Frage nicht fürchten: Und wie steht es mit dem Atomismus? Zur Beantwortung werden wir ausführlich darlegen müssen, wie durch den Zwang der Beobachtung und Anschauung die Nötigung, eine „körnige Struktur

der Materie“ anzunehmen, immer größer geworden ist, ja wie ähnlich sogar auf dem Gebiete der „Kraft“, der Energie, des Wirkfeldes, heute das Begriffssystem einer „Quantelung“ mit bestimmten Zahlensymbolen herrscht, nachdem man sowohl in die „Zusammensetzung“ des Atoms wie auch in seine Beziehungen zum gesamten Energiefelde messend und rechnend weit genug vorgedrungen ist. Fernerhin aber werden wir betonen, daß der Geist heutiger Atomistik doch wesentlich verschieden von älterer primitiver Bauklötzchenatomistik ist, insofern, als einigermaßen anschließend an Berzelius' elektrochemischen Dualismus — und im Einklang mit Grundideen von Goethe und Schopenhauer — ein polarer Dynamismus das ganze Gebäude durchdrungen hat, und dazu die Vorstellung eines geordneten Stufenbaues der dynamischen Gebilde herrscht, für den Organismus z. B. vom Gewebe abwärts über Zelle, Mizell oder Aggregat, Molekel bis zu Atom, ja sogar Proton, Neutron und Elektron. Auch werden wir nicht verfehlen zu bemerken, daß die zerfallende korpuskulare Anschauung seit einer Anzahl Jahren ergänzt wird durch eine dazu komplementäre Wellenbetrachtung, die auch das Kontinuum durchaus zu seinem Rechte gelangen läßt, so daß das Unstetige schließlich als „Objektivation, Manifestation und Inkarnation des Stetigen“ erscheint, welches in der Weise Heraklits durchaus als etwas dauernd Tätiges und ewig sich Wandelndes angesehen wird. „Diese Welt ist ein Meer stürmender und flutender Kräfte; ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend“ (Nietzsche).

Werden wir dann vollends anführen, daß der nachdenkliche Physiker und Chemiker auch in den verfeinerten und vertieften Vorstellungen über atomistischen und elektronischen Aufbau, sowie über die korrespondierende „wellenmäßige“ Gestaltung im Kontinuum des Wirkfeldes dennoch nicht die letzte und höchste Wahrheit, sondern lediglich Hilfsvorstellungen und „Vehikel“, Modelle und Regulative, Bilder und „hodegetische Schemata“ erblickt, von denen er Gebrauch macht, „um die Erscheinungen in Verbindung zu setzen“, sowie „als Leitsterne für das Handeln“, so möchte

der Philosoph wohl schließlich gehalten sein, sich zu seinem eigenen Ausspruch zu bekennen und demgemäß zuzugeben, daß die heutigen theoretischen Grundanschauungen der Chemie über Affinität, atomistische Struktur, chemische Bindung und Umsetzung den Ausweis ihrer Berechtigung in sich tragen, da sie — wiederum mit Schopenhauers Worten — „im Hinblick auf das Resultat und das Experimentiren ungefähr das Selbe leisten als die Wahrheit selbst“¹⁰⁶.

„Die Aetiologie der Natur und die Philosophie der Natur thun einander nie Abbruch; sondern gehn neben einander, den selben Gegenstand aus verschiedenem Gesichtspunkte betrachtend“ (Schopenhauer, W I, D I, 167).

„Der Naturphilosophie bleibt es unbenommen, so viel Innerlichkeit und so viel lebendige, selbst geistige Realität anzunehmen, als es ihr nötig erscheint“ (Lotze).

„Die Dinge rühren unsere Saiten an, wir aber machen die Melodie daraus“ (Nietzsche).

ANMERKUNGEN.

¹ Reiche Fundgruben für derartige Anreden — vielfach unter Ein-schluß von Physiologen und Medizinem — bilden die Vorrede zu dem „Willen in der Natur“, ferner „Über das Sehn und die Farben“, „Parerga und Paralipomena“ (Zur Geschichte der Philosophie) sowie der Briefwechsel: „Herren vom Tiegel und Scalpel“, „Philosophen aus der Apotheke und dem Clinico“, „Medicaster“, „platte Empiriker“, „von der Chemie ausgehende Materialisten“ usw. „Solchen Herren vom Tiegel und der Retorte muß beigebracht werden, daß bloße Chemie wohl zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähigt“ (N, D III, 272).

In obigem Briefe an v. Doß spricht Schopenhauer noch von der „Superklugheit und Arroganz des Faraday und Konsorten“ und von dem „chemischen Materialismus, welcher, von einer unglaublichen Ignoranz aller Philosophie unterstützt, sich zum reinen Unsinn gesteigert hat“. Oder in „Sehn und die Farben“ (Kap. II, § 14, D VI, 206): „Sie aber stellen jetzt getrost genaue Berechnungen der imaginären Längen der imaginären Schwingungen eines imaginären Aethers an: denn wenn sie nur Zahlen haben, sind sie zufrieden, und somit werden bemeldete Schwingungslängen in Milliontheilchen eines Millimeters vergnüglich berechnet . . ., für sie sind die Farben bloße Namen; sie sehn sie nicht an, sondern gehn ans Kalkuliren: Das ist ihr Element, darin sie sich wohl befinden.“ Daß sowohl Undulationstheorie wie Atomistik von Schopen-

hauer (und ähnlich von Goethe) schroff abgelehnt werden, erscheint nicht ohne tieferen Sinn, denn „Undulationstheorie und Atomistik hängen wie Kopf und Stiel eines Hammers zusammen“ (G. Th. Fechner: Über die physikalische und philosophische Atomenlehre, 1. Aufl. 1855, 2. Aufl. 1864).

² Bei der Zitierung bedienen wir uns folgender Abkürzungen: W = Die Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I u. II. P = Parerga und Paralipomena, Bd. I u. II. F = Über das Sehn und die Farben. N = Über den Willen in der Natur. G = Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. E = Die beiden Grundprobleme der Ethik: Über die Freiheit des Willens (F W) und Über die Grundlage der Moral (G M). N IV = Handschriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Ed. Grisebach, Bd. IV („Neue Paralipomena“). Briefw. = Briefwechsel Arthur Schopenhauers, 1. u. 2. Bd., D XIV u. XV. Gespr. = Arthur Schopenhauers Gespräche, herausgegeben von Arthur Hübscher, XX. Jahrb. der Schopenhauer-Gesellschaft 1933.

³ „Die Chemie ist mehr eine systematische Kunst als eine strenge Wissenschaft . . ., solange sie nicht mathematisch behandelt werden kann“ (Kant).

⁴ Über Hegels Philosophie der Chemie s. E. Färber: Kant-Studien 30, 91 (1925); Isis 1936, 114. Auch Schellings Stellung zur Chemie ist hier gekennzeichnet. Hinsichtlich Schopenhauers bedingter Wertschätzung von Schelling s. z. B. W I, D I, 171; P I, D IV, 32.

⁵ „Aber mehr noch, als jeder Andere, soll der Philosoph aus jener Urquelle, der anschauenden Erkenntniß, schöpfen“ (P II, V 56). „In diesem Jahrhundert ist der Glanz und daner die Präponderanz der Naturwissenschaften, wie auch die Allgemeinheit ihrer Verbreitung so mächtig, daß kein philosophisches System zu einer dauernden Herrschaft gelangen kann, wenn es nicht sich an die Naturwissenschaften schließt und in stätigem Zusammenhange mit ihnen steht. Sonst kann es sich nicht behaupten“ (N IV, § 156). (Siehe auch Anmerkung 98.)

⁶ Vgl. auch folgendes Schrifttum: Paul Schulz: Deutsche Rundschau 1899, S. 263: A. Schopenhauer in seinen Beziehungen zu den Naturwissenschaften. A. Schneider: Der Begriff der Materie bei Kant und Schopenhauer, Dissertation, Heidelberg 1907. Ferruccio Zambonini: XXII. Jahrb. 1935, S. 44: Schopenhauer und die moderne Naturwissenschaft. Karl Wagner: XXII. Jahrb. 1935, S. 92: Goethes Farbenlehre und Schopenhauers Farbentheorie. E. Färber: Isis 1936, 99: Alte Gedanken und neue chemische Theorien. Karl Wagner: XXIV. Jahrb. 1937, S. 20: Quantentheorie und Metaphysik. Karl Wagner: XXV. Jahrb. 1938, S. 191: Schopenhauer und die moderne Ganzheitsbetrachtung. Siehe auch Gustav Wagner: Enzyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken, 1906: Stichwörter Alkalien, Atome, Azot, Chemie, Kausalität, Materie, Oxygen, Salze, Säure, Wahlverwandtschaft u. a. m. Auch in bezug auf Chemie kann gelten: „In Schopenhauer wirkte Goethe selber fort“ (H. Zint:

XIX. Jahrb. 1932, S. 25). Was Goethe von sich sagt (1807), daß seine „Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt“, gilt in gleicher Weise für Schopenhauer. Siehe hierzu P. Walden: Goethe als Chemiker und Techniker, 1932; sowie W. Wien: Goethe und die Physik, 1923; M. Geitel: Entlegene Spuren Goethes, 1911.

⁷ Siehe hierzu auch Fr. Dannemann: Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung, 2. Aufl., Bd. 3 u. 4 (1922); E. v. Meyer: Geschichte der Chemie, 3. Aufl. 1905; E. v. Lippmann: Zeittafeln zur Geschichte der organischen Chemie, 1921; E. Färber: Die geschichtliche Entwicklung der Chemie, 1921; auch E. Pietsch: Sinn und Aufgaben der Geschichte der Chemie, 1937.

⁸ „Schopenhauer tat sich viel zu Gute darauf, daß er schon auf der Universität einen Kursus sämtlicher Naturwissenschaften durchgemacht“ (Gespräche, bei Lindner-Frauenstädt, s. XX. Jahrb. 1933, S. 124). „Ich habe 3 Mal Chemie, 3 Mal Physik, 2 Mal Zoologie, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, allgemeine Detto, Geographie, Astronomie u. s. w. gehört, dann, mein ganzes Leben hindurch, die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke, besonders der Franzosen und Engländer, studirt“ (an Frauenstädt, 12. Oktober 1852, D XV, 179).

⁹ Daneben seien noch der Physiker Tobias Mayer (Göttingen) und der Astronom Bode (Berlin) genannt. Siehe auch Arthur Hübscher: Der junge Schopenhauer, 1938.

¹⁰ Es bestehen z. B. keine Anhaltspunkte, daß Schopenhauer zu dem ab 1835 über 40 Jahre in Frankfurt a. M. tätigen Professor der Chemie und Physik Rudolf Christian Böttger, einem Schüler Döbereiners, Erfinder der Phosphorzündhölzer und (neben Schönbein) der Schießbaumwolle, Beziehungen gehabt hätte. In bezug auf Physiker ist bekannt ein Gespräch mit Seebeck, 1830, dem Entdecker der Thermoelektrizität (XX. Jahrb. 1933, S. 47), sowie ein anscheinend verlorengegangenes Schreiben an Poggendorff über Goethes Farbenlehre, 1837.

¹¹ Grisebach: Edita und Inedita Schopenhaueriana, 1888, S. 163. Schopenhauers reiches naturwissenschaftliches, insbesondere physiologisches Wissen rühmt Driesch (XXV. Jahrb. 1938, S. 136). Daß er die Senckenberg-Stiftung in Frankfurt und ihre Veranstaltungen gut genutzt hat, steht fest. Über seinen wissenschaftlichen Bildungsgang und Gesichtskreis s. auch Heinrich Hasse: Schopenhauer, 1926; Bierens de Haan: Schopenhauer, 1931; Arthur Hübscher: Schopenhauers sämtliche Werke (Brockhaus, ab 1937), Bd. I: Schopenhauers Lebensbild, S. 31 ff.

¹² Der Begriff des „Radikals“ als einer *A t o m g r u p p e* einer Molekel, die bei Umsetzungen eine bestimmte Beharrlichkeit, eine relative Konstanz zeigt, wurde geschaffen von Dumas („Ätherin“) und Liebig („Benzoyl“ als Radikal der Benzoesäure und verwandter Verbindungen). „Das Radikal der Benzoesäure ist das erste mit Gewißheit dargelegte Beispiel eines ternären Körpers, welcher die Eigenschaften eines ein-

fachen besitzt“ (Berzelius 1832). Nach Liebig (1838) ist „Radikal“ „ein nicht wechselnder Bestandteil, ersetzbar und vertretbar auch durch einfache Stoffe“. Die neueste Forschung hat bestätigt, daß „die charakteristischen Schwingungen solcher Atomgruppen oft fast unverändert bleiben, wenn diese Atomgruppen von einem Molekül zum andern übergehen“ (Bonino: Ber. D. Chem. Ges. 71 [1938], 129).

¹³ Es ist hier an Chlorkalk gedacht, der nach heutiger Ausdrucksweise kein eigentliches „Chlorür“ ist, sondern seine Wirksamkeit der darin enthaltenen unterchlorigen Säure verdankt. Daß im übrigen Schopenhauer großen Wert auf exakte Ausdrucksweise gelegt hat, zeigt z. B. seine Bemängelung der Worte „löslich, Lösung“ in der Chemie, statt „auflöslich, Auflösung“: „löslich sind Knoten, Schuhriemen“ u. dgl. (W II, D II, 137).

In W II, D II, 429 wird das angenommene Geniemaß „ $\frac{2}{3}$ Intellekt und $\frac{1}{3}$ Wille“ (gegen $\frac{1}{3}$ Intellekt und $\frac{2}{3}$ Wille beim Normalmenschen) durch ein „chemisches Gleichniß“ erläutert, das heute nicht mehr ohne weiteres verständlich ist, da es auf der alten Auffassung beruht, daß jede Säure durch einen bestimmten Sauerstoffgehalt gekennzeichnet sei: „Die Basis nämlich, oder das Alkali, ist dies dadurch, daß in ihr das Radikal überwiegend ist gegen das Oxygen, und die Säure ist dies dadurch, daß in ihr das Oxygen das Überwiegende ist. Ebenso verhalten sich, in Hinsicht auf Wille und Intellekt, Normalmensch und Genie“ (s. auch Anmerkung 75).

¹⁴ Über Liebig's epochemachende „Agrikulturchemie“ (1. Aufl. 1840) s. Jakob Volhard: Justus von Liebig, 1909. Es mag dahingestellt sein, ob Liebig hier die „Begierde“ mehr als metaphorisch verstanden haben will. (Auch Berzelius redet z. B. von der „Begierde“ eines chemischen Stoffes nach einem anderen, z. B. von konzentrierter Schwefelsäure zum Wasser.) Schopenhauer findet darin eine Meinung, die „entschieden mehr als linguistisch“ zu nehmen sei. Allgemein bemerkt er: „In sehr vielen, vielleicht in allen Sprachen wird das Wirken auch der erkenntnislosen, ja der leblosen Körper durch Wollen ausgedrückt, ihnen also ein Wille vorweg beigelegt; hingegen niemals ein Erkennen, Vorstellen, Wahrnehmen, Denken. — Die Sprache also . . . giebt Anzeige, daß wir genöthigt sein, jeden innern Trieb als ein Wollen zu denken.“

¹⁵ Diese Auffassung entspricht dem Stand der damaligen Anschauungen, wonach der elektrische Strom das Salz unmittelbar in Säure und Basis spalte. Grothuß hatte (um 1805) die Bedeutung der Elektroden für die Elektrolyse erkannt und über den Vorgang selbst bestimmte Vorstellungen entwickelt, die von Faraday, Clausius, Hittorf u. a. weitergeführt und von Svante Arrhenius zu einer leistungsfähigen Ionentheorie der elektrolytischen Dissoziation (ab 1883) umgestaltet worden sind.

¹⁶ Man wird hier an Nietzsches „Kampf als Mittel des Gleichgewichts“, an den „Wettkampf“ aller Dinge um die Gewinnung von Macht denken („Wille zur Macht“).

¹⁷ „Nicht so materiell wie die Wärme verhält sich das Licht“; es hat „vielmehr nur eine Gespensternatur, indem es erscheint und verschwindet, ohne Spur, wo es geblieben sei“. Nur in besonderen Fällen kann man es „einsperren und wieder herauslassen“. Als Beispiele des Nachleuchtens führt Schopenhauer den „Bononischen Stein“ und den Diamanten (für ein paar Minuten) sowie einen „violetten Flußspath (Chlorophan oder Pyrosmaragd)“ an, der, „wenn dem Sonnenlichte nur einige Minuten ausgesetzt, drei bis vier Wochen leuchtend bleibe“ (P II, D V, 127). (Von Chlorophan als „Lichtsauger“ spricht Grotthuß 1815, Ostwalds Klass. Nr. 152, S. 35.)

¹⁸ Die Homöopathie trachtet, den Prozeß „zu beschleunigen oder zu verstärken“, statt ihm, wie die Allopathie, entgegenzuarbeiten (P II, D V, 186).

¹⁹ Statt dessen gilt Schopenhauer die Gravitation, d. h. „diese aus dem eigenen Innern der Körper hervortretende Sehnsucht derselben nach Vereinigung“, als „augenfällige Analogie mit dem Einfluß neu ein-tretender Motive auf unsern Willen“ (W II, D II, 340).

²⁰ Siehe hierzu A. Mittasch: Berzelius und die Katalyse, 1935; Über Katalyse und Katalysatoren in Chemie und Biologie, 1936; Katalyse und Determinismus, 1938.

²¹ Jean Rey hatte schon vor Boyle, Mayow und Boerhave die Gewichtszunahme von Metallen bei der „Verkalkung“ (d. h. Oxydation) einer Aufnahme von Luft zugeschrieben; s. W. Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften, Nr. 172. Schopenhauer hätte hier noch viele andere bedeutende Namen aus den letzten Jahrhunderten nennen können, wie Libavius, van Helmont, Jungius, Sennert, Glauber, Lemery, G. E. Stahl, Boerhave, Marggraf, Scheele, Leblanc; s. Bugge: Das Buch der großen Chemiker, Bd. 1.

²² „Ja, sogar führt gewissermaßen unsere chemische Stöchiometrie auf die Pythagorische Zahlenphilosophie zurück“ (P I, D IV, 77). Die Bewunderung von Lavoisiers Werk wird Schopenhauer schon durch Klaproth in Berlin eingepflanzt worden sein, der zu den ersten Anhängern der neuen Verbrennungslehre gehört hat. Zur Verständlichmachung des Gegensatzes dieser lediglich auf Stoffmengen gerichteten neuen chemischen Theorie gegenüber der im Grunde mehr animistisch-energetisch orientierten Phlogistontheorie der früheren Zeit s. K. A. Hofmann: „Finden und Forschen in der älteren Chemie“, Sitzungsbericht Preuß. Akad. d. Wissensch., 22. Januar 1931. Nach Grotthuß, Ostwalds Klass. 152, S. 172 soll die negative Elektrizität —E „das längst schon vergessene Phlogiston des berühmten Stahl aufs neue repräsentieren“!

²³ Zum Thema „Erfinden“ bemerkt Schopenhauer hier noch S. 136: „Die Erfindungen geschehn meistens durch bloßes Tappen und Probieren: die Theorie einer jeden wird hinterher erdacht; eben wie zu einer erkannten Wahrheit der Beweis. — Bei dieser Gelegenheit sei auch gesagt, daß manche physikalische und chemische Entdeckungen von un-

berechenbarem Werth und Nutzen für das ganze Menschengeschlecht sein können; während gar wenig Witz dazu gehörte, sie zu machen, so wenig, daß bisweilen der Zufall die Funktion desselben allein versieht.“

²⁴ Man wird hier an das -- freilich noch weitergehende -- Wort von Oken erinnert, „daß nichts, durchaus nichts im Universum, was ein Weltphänomen ist, durch mechanische Prinzipien vermittelt sei“. Gegen eine „kleinliche Anwendung des Mechanischen auf das Organische“ wendet sich auch C. G. Carus: „Gelegentliche Betrachtungen“, 1854, u. weiterhin.

²⁵ Graf G. L. L. Buffon, der berühmte Zoologe, hat 1778 ausdrücklich die Gravitation als dirigierende Kraft des chemischen Geschehens bezeichnet. Nach Torbern Bergman (1735—1784) muß sich die Attraktion in den kleinen Abständen der stofflichen Korpuskeln anders äußern als für physikalische Körper, zumal da sie auch von der Eigenart des Stoffes abhängt; die chemische Anziehung ist (auch nach Boerhave) elektiv.

²⁶ Vor allem kommt das Werk von Claude-Louis Berthollet in Betracht: „Essai de Statique Chimique“ (1803). Die ähnlichen Bestrebungen von Lesage (1758) waren durch Prevost 1818 bekannter geworden.

²⁷ Die Schwingungstheorie des Äthers („Tremulanten-Theorie“) ist Schopenhauer ein „unerweislicher und abenteuerlicher Hundertbillionen-Unsinn vom Aethergespenst“ mit seinem „siebenfarbigen Monstrum“: eine dummdreiste, grundfalsche Hypothese, platt, ärmlich und täppisch, Taschenspielerstückchen. „Dergleichen krasse, mechanische, demokritische, plumpe und wahrhaft knollige Theorien sind ganz der Leute würdig, die, fünfzig Jahre nach dem Erscheinen der Goetheschen Farbenlehre, noch an Newtons homogene Lichter glauben und sich nicht schämen es zu sagen“ (W I, D I, 146). „Das Licht ist eben so wenig mechanisch zu erklären wie die Schwerkraft. — Also hat das Emanationssystem Recht, oder vielmehr kommt der Wahrheit am nächsten“ (P II, D V, 123, 124). „Ich halte dafür, daß das Licht weder eine Emanation noch eine Vibration ist.“ Der Lichtstrahl gehört „einer andern, als der mechanischen Ordnung der Dinge an: unbeweglich steht er da, wie ein Gespenst“, auch im Sturmwind, „der Alles beugt, umwirft und zerstreut“ (W II, D II, 347).

²⁸ „Was ist denn die ganze Sache Anderes, als ein *Democritus redivivus*? Demokrit kannte bloß die mechanischen Kräfte und hieß aus diesen Alles entstehn“ (an Frauenstädt, 23. Januar 1853; D XV, 180). Es ist sehr lehrreich, spätere gewichtige Stimmen dagegenzuhalten: „Das letzte Ziel aller Naturwissenschaft ist, sich in Mechanik aufzulösen“ (Helmholtz). „Das Verborgene ist nichts andres als wiederum Bewegung und Masse“; selbst elektrodynamische Vorgänge sind „Wirkungen verborgener Massen“ (Heinrich Hertz). „Schließlich sind doch alle Eigenschaften der Materie lediglich als Attribute der Bewegung zu erkennen“ (Lord Kelvin). Dagegen Boltzmann: „Die Möglichkeit einer mechanischen Erklärung der ganzen Natur ist nicht bewiesen; und mechanische Begriffe sind oft nur anschauliche Bilder.“ Schon nach Maxwell handelt

es sich oftmals nur um mechanische Analogien und Modelle für im Grund und Wesen Nichtmechanisches. (Siehe auch Vaihingers „Philosophie des Als-Ob“.) Auch Helmholtz hat seine Behauptung (von 1847), die Naturerscheinungen seien durchweg „zurückzuführen auf unveränderliche anziehende und abstoßende Kräfte, deren Intensität von der Entfernung abhängt“, später (1881) wesentlich eingeschränkt. — „Es handelt sich um ein tiefgehendes Versagen der raumzeitlichen Bilder, mit denen man bisher die Naturerscheinungen zu beschreiben versuchte“ (Niels Bohr, 1925).

²⁹ Nach Lomonossov, Ampère u. a. beruhen auch Licht und Wärme auf Schwingungen von Stoffkorpuskeln. — „Da offenbaren denn unsere Physiker, die nichts als ihre Elektrisirspielzeuge, Voltasche Säulen und Froschkeulen kennen, eine so krasse, ja schusterhafte Unwissenheit und Rohheit in Sachen der Philosophie (deren Doctores sie heißen), nebst der die Unwissenheit meist begleitenden Dummdreistigkeit, vermöge welcher sie über Probleme, welche die Philosophen seit Jahrtausenden beschäftigen (wie Materie, Bewegung, Veränderung) in den Tag hinein philosophiren, wie rohe Bauern. — Die Deutschen thäten wohl . . . ein Mal nicht bloß im Laboratorio, sondern auch im Kopfe aufzuräumen“ (P II, D V, 123).

³⁰ Bei aller Würdigung des Bestrebens Schopenhauers, im Gegensatz zu Hegel und Schelling, Naturphilosophie durchaus auf exakte Wissenschaft zu gründen, wird man hier doch eine gewisse Ähnlichkeit mit berüchtigten Aussprüchen jener Art feststellen müssen: „Wasserstoff und Sauerstoff sind die allgemeinen Repräsentanten der potenzierten Attraktiv- und Repulsivkraft.“ „Der Diamant ist ein zum Bewußtsein seiner selbst gekommener Quarz.“ „Der Keim der Erde wird nur durch das Licht entfaltet“ (Schelling). „Stickstoff ist das reine Allgemeine, Kohlenstoff das reine Besondere“ (Steffens). „Die Metallität ist das materielle Prinzip aller Färbung . . . oder der allgemeine Färbestoff.“ „Elektrizität ist der Beginn einer Körperlichkeit an dem abstrakten Selbst des Lichtes“ (Hegel). (Früher Boscovich: „Wärme ist die Gärungsbewegung einer schwefligen Substanz.“)

³¹ Über „Schopenhauer und die Romantik“ siehe Carl Gebhardt: X. Jahrb. 1921, S. 46; K. Joël in „Nietzsche und die Romantik“, 2. Aufl. 1923; Ricarda Huch: „Die Romantik.“ Daß die Haupteinstellung von Schopenhauer durchaus antiromantisch gewesen ist, betont A. Hübscher in „Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer“ (Emge und v. Schweinichen), 1938, S. 4: Schopenhauer als „Überwinder des romantischen Lebensgefühls aus einer ganz unromantischen Grundhaltung heraus“.

³² Auch im übrigen kann sich Liebig mit seiner vorsichtigen Haltung in der Frage der „Lebenskraft“ einer gewissen Wertschätzung erfreuen. In einem Briefe an Frauenstädt vom 14. August 1856 (D XV, 511) heißt es im Anschluß an L. Büchners Äußerung, Liebig müsse ein Anhänger der Philosophie Schopenhauers geworden sein: „Wäre mir sehr lieb: etwas Lunte scheint danach Liebig allerdings gerochen zu haben.“

(Siehe auch das allerdings angezweifelte Gespräch W. Jordans mit Schopenhauer, mit günstigen Urteilen über Liebig [Schopenhauers Gespräche, XX. Jahrb. 1933, S. 279].)

³³ Ähnlich wird man in den zahlreichen absprechenden, unwilligen und unbilligen Äußerungen Schopenhauers über den Wert der Mathematik für das „Verstehen“ der Natur nicht eine Verneinung der Anwendbarkeit mathematischer Methoden überhaupt sehen dürfen. Hier gilt vielmehr: „Das wirklich rein und durch und durch, bis auf das Letzte, Verständliche in der Mechanik geht nicht weiter, als das rein Mathematische in jeder Erklärung, ist also beschränkt auf Bestimmungen des Raumes und der Zeit. — Sobald wir aber, selbst in der Mechanik, weiter gehn, als das rein Mathematische . . ., stehn wir schon bei Aeußerungen, die uns ebenso geheimnißvoll sind, wie das Denken und Wollen des Menschen, also beim direkt Unergründlichen: denn ein solches ist jede Naturkraft — Rein begreiflich und ganz ergründlich ist immer nur das Mathematische; weil es das im Subjekt, in unserm eigenen Vorstellungsapparat, Wurzeln hat ist“ (P II, D V, 112, 113). (Immerhin bleibt noch eine Spanne bis zur hymnischen Äußerung von Novalis: „Das Leben der Götter ist Mathematik. Reine Mathematik ist Religion. Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles“, usf.)

³⁴ „Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, man würde die Bewegungen des eignen Leibes besser verstehn, wenn man sie auf elektrische, chemische, mechanische Ursachen zurückführte“ (Philosophische Vorlesungen, D X, 101). Vgl. auch Berzelius (1847): „Die innewohnende Kraft . . ., das ist das Räthsel des Lebens, welches wir niemals lösen werden. Wie ernstlich wir uns auch bemühen, einen Blick in diese Laboratorien des Lebens zu werfen, so nehmen wir doch niemals den *spiritus rector* wahr, welcher diese Kräfte bestimmt, nach ihren Zielen zu wirken.“ Allgemein s. Driesch: Geschichte des Vitalismus, 2. Aufl. 1922; A. Mittasch: Katalyse und Lebenskraft, Umschau 1936, 733. Bei der lebhaften Kontroverse über „Lebenskraft“ und „Vitalismus“ das ganze 19. Jahrhundert hindurch muß man beachten, daß sowohl Bejaher wie Verneiner jene Ausdrücke vielfach sehr verschieden definieren. „Antworte mir erst, was Du darunter verstehen willst!“ (Fechner). Daß es sich keineswegs um eine „Er-schaffung neuer tätiger Kraft“ (genauer: Arbeitsenergie) handeln kann, sondern immer um eine Art „Umwandlung“ vorhandener, hat in voller Klarheit Robert Mayer (1845) erkannt; s. auch Anm. 60.

³⁵ M. Fr. Xavier Bichat (1771—1802), Begründer der neueren Histologie, von vitalistischer Grundrichtung, weithin bekannt vor allem durch sein „mit Recht berühmtes Werk“: „*Recherches sur la vie et la mort*“ (1800). Daß Bichat vor allem durch seine „Biologie von innen“ den Beifall Schopenhauers gemäß dessen „anthropologischer Grundlegung der Philosophie“ (mit Gleichsetzung von Leib und Seele des handelnden Menschen) finden mußte, zeigt A. Gehlen in „Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer“, 1938, S. 108.

Von den zahlreichen Physiologen, die von Schopenhauer genannt und beachtet werden, seien noch angeführt Ch. Bell, Blumenbach, Cabanis, Flourens, Marshall Hall, Magendie, Johannes Müller, Reil, Treviranus, Caspar Wolff. Die verschiedenen Strömungen jener Zeit seien durch folgende Aussprüche gekennzeichnet: „Leben ist Bewegung“ (Dutrochet). „Ich erblicke in den organisierten Wesen nur sehr langsam wirkende Apparate“ (Dumas). Dagegen Decandolle 1832: „Wenn wir alle bekannten physikalischen und chemischen Ursachen, die eine gewisse Wirkung hervorzubringen vermögen, der Reihe nach geprüft haben, so werden wir den Teil der Erscheinungen, der noch unerklärt bleibt, dem verborgenen Einfluß des Lebens zuschreiben.“ (In chemischen Kreisen namentlich hatte Friedrich Wöhlers gelungene Harnstoffgewinnung aus „anorganischem“ Material, nämlich Ammoniumcyanat [1828], in der Richtung einer Emanzipation von der „Lebenskraft“ gewirkt. S. hierzu G. Wolff, Harnstoffsynthese und Vitalismusfrage, Nova Acta Leopoldina, N. F. Bd. I, 1933.) Vgl. auch Burkamp, 1938: „Davon, daß das Leben nicht als ein Wunder in die leblose Welt eingefallen ist, bin ich überzeugt.“

³⁶ Ludwig Büchner (1824—1899), typischer Vertreter eines seichten Materialismus, Verfasser von „Kraft und Stoff“. Büchner hat einen Aufsatz über Schopenhauer geschrieben, über welchen dieser sich äußert: „Es war vorherzusehen, wie so ein Barbiergeselle über meine Phil. urtheilen würde“ (an Asher, 3. Januar 1859, D XV, 677).

Über Moleschotts „Kreislauf des Lebens“, 2. Aufl. 1855, heißt es: „So krass, unwissend, roh, plump, ungelenkt, überhaupt knotenhaft ist das Zeug“ (mit besonderer Beziehung auf das Kapitel über den Willen); über L. Büchners „Kraft und Stoff“: „Ganz im selben Geist. — Diese Lumpe vergiftet Kopf und Herz zugleich, und sind unwissend wie die Knoten, dumm und schlecht“ (an Frauenstädt, 29. Januar 1855, D XV, 391). Schleiden mit seinem „Leben der Pflanze“ ist „ein fader Geck. — Aber das schreibt unablässig und predigt, und lernt nichts . . .“ (an Frauenstädt, 21. März 1856, D XV, 479). Oder aber: „Jene Herren vermaßen, mit ihrem Bischen Chemie, die Alles ist, was sie gelernt haben, die Welt- und Lebensprobleme lösen zu können; dann setzen sie den Feuerbach auf den Altar“ (an Frauenstädt, 23. Januar 1853, D XV, 180). „Der plumpeste, bornirteste Materialismus“ (an Frauenstädt, 28. November 1851, D XV, 78). „Kant und Ich sind ein Paar Esel, auf die man gar nicht hört. Das ist deutsche Redlichkeit“ (an Frauenstädt, 12. Oktober 1852, D XV, 172). (Siehe auch Anmerkung 81.)

³⁷ In bezug auf Lotze s. auch Gespr. mit J. Baumann, August 1860 (XX. Jahrb. 1933, S. 370). Die „Medizinische Psychologie“ erschien 1853; s. auch „Leben, Lebenskraft“, 1843. Schopenhauer übersieht in seinem ungerechten Urteil, daß Lotzes sogenannter „Mechanismus“ nur die wissenschaftliche Methode betrifft und insofern (um ein Wort von Nietzsche zu brauchen) lediglich „Vordergrundsphilosophie“ sein soll, die durch eine telistische und „idealistische“ Metaphysik als „Hintergrunds-

philosophie“ ergänzt wird. Dazu gebraucht Lotze das Wort „Mechanismus“ (wie Kant) in dem weiten Sinne allgemein-kausaler Naturgesetzlichkeit, die die Regeln der Mechanik einschließt, ohne sich darin zu erschöpfen. „Mechanismus“ ist für ihn „der Zusammenhang jener allgemeinen Normen, nach denen jedes Einzelne in der geschaffenen Welt auf jedes Andere wirkt“; er ist mithin „Symbol und Mittel für universelle Weltzusammenhänge und insofern der Weg göttlicher Zwecktätigkeit“. In diesem Sinne ist auch das organische Leben beherrscht vom Mechanismus, ohne daß es einer besonderen „Lebenskraft“ bedürfe, die etwa „verursacht, daß die Natur eines körperlichen Stoffes sich aus bloßem Mitgefühl ändere, sobald er in den Wirkungskreis einer Idee kommt. In dem zusammenhängenden Ganzen dieser Natur darf nicht zweierlei, sondern nur einerlei Recht herrschen. — Nur sie als Ganzes empfing das Ganze ihrer Aufgaben von dem Ganzen des Ideals“ (Streitschriften I, 1857). Siehe auch F. A. Lange: „Lotze, einer der scharfsinnigsten und in wissenschaftlicher Kritik sattelfestesten Philosophen unserer Zeit, welcher dem Materialismus so unfreiwillig Vorschub leistete.“

³⁸ Das Wort „Ganzheit“ kommt in Schopenhauers Werken mehrfach vor, z. B.: „Daher bietet der Anblick jeder Tiergestalt uns eine Ganzheit, Einheit, Vollkommenheit und streng durchgeführte Harmonie aller Theile dar“ (N, D III, 778, Zusatz zu 344). Erwünscht ist ein Denken, das „wahre Ganzheit und Einheit hätte“ (W II, D II, 152); eine Ganzheit von „Gedanken und Erkenntnissen“ (W II, D II, 85). Ferner: „In der Erscheinung, oder Objektivation des Willens repräsentirt die Materie seine Ganzheit“ (W II, D II, 351). Weiterhin rühmt Schopenhauer „die Ganzheit und vollkommene Einheit“ seines Systems (an O. Lindner, 9. Mai 1853, D XV, 208). Siehe Karl Wagner: Schopenhauer und die moderne Ganzheitsbetrachtung (XXV. Jahrb. 1938, S. 191).

³⁹ „Erledigt ist das mechanistische Denken in dem Sinne, daß die Gesetzlichkeit der Mechanik als einer physikalischen Disziplin die Gesetzmäßigkeit aller Stufen des Kosmos sei“ (Burkamp, Wirklichkeit und Sinn, 1938). Nach W. Ostwald (Vortrag „Biologie und Chemie“, 1903) herrscht Biologie als „eine autonome Wissenschaft“, „allerdings nicht unabhängig von Chemie und Physik“.

⁴⁰ Siehe hierzu E. von Lippmann: Urzeugung und Lebenskraft, 1933. — Auch die Entstehung der Barthaare hat Schopenhauer vorübergehend auf eine Art „vegetabilische *generatio aequivoca*“ zurückführen wollen: eine gestrichene Stelle im W II, wiedergegeben in der Ausgabe von Hübscher, Bd. 3, S. 747.

⁴¹ Hinsichtlich Schopenhauers Stellung zum Entwicklungsgedanken (von Oken und Lamarck zu Darwin und Haeckel) seien noch zwei Sätze angeführt. Ontogenetisch: Es „durchgeht eben so jeder Fötus successive die Formen der unter seiner Species stehenden Klassen, bis er zur eigenen gelangt“. Phylogenetisch: Sprunghaft ist, primär ausgehend von „zusammengerinnendem, sonnebebrütetem Meeresschlamm oder Schleim“, hie

und da etwas ganz Neues entstanden, und zwar nicht „in einer einzigen Linie, sondern in mehreren nebeneinander aufsteigenden“ (P II, D V, 164 f.). Siehe auch Kroner, Zweck und Gesetz in der Biologie, 1913.

⁴² Schopenhauer hätte hier vor allem auch Pasteur nennen können, der von 1859 ab Pouchets Versuche Zug um Zug nachprüfte und widerlegte, so daß 1862 eine wissenschaftliche Kommission der Pariser Akademie die Frage beobachtbarer Urzeugung verneinend erledigen konnte.

⁴³ In Übersetzung von Fr. Wöhler enthalten im „Jahresbericht über die Fortschritte der phys. Wissensch.“, Bd. 15, erschienen 1836 (der Schwed. Akad. d. Wissensch. übergeben am 31. März 1835). Siehe hierzu A. Mittasch: Berzelius und die Katalyse, 1935; Über katalytische Verursachung im biologischen Geschehen, 1935.

⁴⁴ In der Vorrede zu F spricht Schopenhauer davon, daß „einige Chemiker und Physiologen ganz ehrlich vermeinen, ohne alle Transscendentalphilosophie das Wesen der Dinge ergründen zu können, und demnach mit dem unbefangenen Realismus täppisch Hand anlegen: sie nehmen eben das Objektive unbesehns als schlechthin gegeben, und fällt ihnen nicht ein, das Subjektive in Betracht zu ziehn, mittelst dessen allein jenes dasteht“ (D VI, 120). (Man wird an den Ausspruch von Lomonossow 1741 erinnert: „Der wahre Chemiker muß immer Philosoph sein.“)

⁴⁵ „Was ich so sehr urgire . . . daß die Ursache und die Wirkung nicht zwei Körper, sondern zwei sich succedirende Zustände von Körpern sind“ (W I, D I, 547). Siehe auch Kant: „Der Zustand macht die Veränderung“ (Prolegomena). Lotze: „Die Zustände des Einen sind Gründe für die Veränderung der Zustände des Anderen“ (Streitschriften I., 1857, S. 102). Goethe: „Sie wissen, daß ich ein fortwährend Werdendes statuere.“ — „Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist nur ein historisches Verfahren.“ Nietzsche: „Ursache und Wirkung“ geht zurück auf den Begriff „Tun und Täter“.

⁴⁶ „Theoretisch muß die Ursache das ganze Universum enthalten“ (B. Russell). — Wenn dennoch Schopenhauer den Begriff der Wechselwirkung ablehnt (G, D III, 150; W I, D I, 546), so kann das wohl gelten hinsichtlich aufeinanderfolgender Gesamtzustände, von denen freilich nur der zeitlich vorausgehende verursachen kann, ohne daß der bewirkte Zustand zeitlich zurückwirkt; nicht dagegen, wenn im üblichen Sinne wissenschaftlichen Wortgebrauchs zwei oder mehr ganzheitlich zusammengekoppelte oder auch in einem bestimmten Moment „aneinandergeratende“ Einzelgebilde ins Auge gefaßt werden: hier erfährt jedes Gebilde eine Veränderung, — sobald überhaupt etwas geschieht — und insofern ist jede Wirkung Wechselwirkung. Demgemäß gibt Lotze der Wechselwirkung geradezu eine zentrale Stellung: „Es steht zuletzt Alles in der gemeinsamen Sphäre der Weltkugel“; wobei aber im Grunde schon die Wechselwirkung zwischen Gleichartigem „unbegreiflich“ ist. „Keine Wirkung in der Welt geht von einem Objekt zum andern über, ohne in dem Übergange zunächst auf den allgemeinen

Weltgrund zurückzugehen, der beide verknüpft.“ Nach Nicolai Hartmann (Möglichkeit und Wirklichkeit, 1938) besagt Wechselwirkung „die durchgehende determinative Querverbundenheit alles Gleichzeitigen“ (also schließlich Ähnliches wie „Ganzheit“). „Niemals aber ist etwas zugleich und in demselben Sinne Ursache und Wirkung.“ (Christmann, Biolog. Kausalität 1928.)

⁴⁷ „Der Kausalitätsbegriff wurzelt in unserer Organisation und ist der Anlage nach vor jeder Erfahrung. Er hat eben deshalb im Gebiete der Erfahrung unbeschränkte Giltigkeit, aber jenseits derselben gar keine Bedeutung“ (F. A. Lange).

⁴⁸ „Und es sind die Bewegungsgesetze der bloßen Materie, welche einzig und allein der Begreiflichkeit fähig sind“ (Kant); — „weil ihr alles Das wirklich zu verstehn wähnt, was ihr auf mechanische Wirkung zurückzuführen vermögt“ (P II, D V, 112). Dazu: „Die Methode der mechanistischen Weltbetrachtung ist einstweilen bei weitem die redlichste“ (Nietzsche). S. auch Anm. 102.

⁴⁹ Siehe auch Kant: „Dynamische Verknüpfung erfordert keineswegs Gleichartigkeit des Verknüpften; in der Verknüpfung von Ursache und Wirkung kann zwar Gleichartigkeit angetroffen werden, aber sie ist nicht notwendig“ (Prolegomena).

⁵⁰ So erschien es auch Hegel als Widersinn, in chemischen Verbindungen die unveränderlichen Elemente als solche anzunehmen. „Wie kann man von so veränderlichen Stoffen behaupten, daß sie ohne die sie sonst kennzeichnenden Eigenschaften dieselben Dinge seien, die sie mit denselben sind.“ Wasserstoff und Sauerstoff sind nicht Bestandteile des Wassers, sondern Produkte seiner Tätigkeit. (Siehe auch E. Färber: Chem. Zeitung, 1931, 873; sowie, hinsichtlich des „Doppelsinnes“ des Wortes „Element“, Fr. Paneth: Erkenntnistheoretische Stellung des chemischen Elementbegriffes, 1931.)

⁵¹ Schon der Bonner Chemiker Friedrich Mohr (1809—1876) hatte 1838 gesagt: „Außer den bekannten 59 Elementen gibt es in der Natur der Dinge nur noch ein Agens, und dieses heißt «Kraft». Es kann als Bewegung, chemische Affinität, Licht, Wärme hervortreten, und aus jeder dieser Erscheinungen können alle übrigen hervorgebracht werden.“ Die „Metamorphose“ von Licht in Wärme und umgekehrt, sowie auch von Elektrizität in Licht oder Wärme kennt Schopenhauer auch (F, Kap. II, § 13, D VI, 558; P II, D V, 123 f.).

⁵² R. Mayers letzter Aufsatz: „Über Auslösung“, Staatsanzeiger für Württemberg, 1876; Mechanik der Wärme, 3. Aufl. 1893, herausgegeben von Weyrauch, S. 440; s. auch „Kleinere Schriften und Briefe“, 1893, S. 222, 326.

⁵³ „Mit pedantischer Logik hege ich den frommen Wunsch, man solle unter Ursache und Effekt (in der leblosen Natur) entweder Dinge verstehen, welche in einem Größenverhältnis zueinander stehen, oder welche nicht im Verhältnis zueinander stehen. Der Funke entzündet das Pulver, die Mine fliegt auf“ (Brief an Griesinger vom 20. Juli 1844).

⁵⁴ „Reizwirkung ist nicht eine Aufdrängung von Bewegungen, sondern Auslösung“ (Pfeffer). „Auslösung bringt Energien zur Betätigung, welche an den Endstellen zur Umwandlung bereit sind. Daher besteht keine Äquivalenz zwischen diesen verschiedenen Energiemengen, meist nicht einmal eine Proportionalität“ (W. Ostwald in „Grundriß der Naturphilosophie“, 1908, S. 187).

⁵⁵ „Mechanische, physikalische und chemische Vorgänge werden gesteuert von übergeordneten Ursachen und werden damit einer höheren Wirklichkeitsstufe teilhaft“ (Kriek: Das Erkennen und die Wissenschaft, 1938). In den Definitionen der „Kausalität“ wird oftmals die „Erhaltungskausalität“ in den Vordergrund gestellt und die Auslösung, Veranlassung, Steuerung zuweilen nicht einmal als „Ursache“ anerkannt. Vgl. W. Ostwald: „das in die Gestalt des Energieprinzips gebrachte Kausalgesetz“; Driesch: „Energie als Kausalmaß.“ — „Nur im Hinblick auf Invarianten gilt: *causa aequat effectum*“ (Burkamp, 1938). Siehe hierzu auch A. Mittasch: Bemerkungen über Anstoß- und Erhaltungskausalität in der Natur, Naturwissenschaft, 1938, 177; Über Kausalitäts-Rangordnung, Forsch. u. Fortschr., 1938, 16; Was ist Ganzheitskausalität?, Acta Biotheoret., 1938, 73.

⁵⁶ Nach Leibniz „besteht die Substanz der Dinge in der Kraft zu handeln und zu leiden“. Diese dynamische Auffassung war von Kant weitergeführt worden: „Die Materie erfüllt den Raum nicht durch ihre bloße Existenz, sondern durch eine besondere bewegende Kraft. Die Substanz im Raum kennen wir nur durch Kräfte, die in demselben wirksam sind“ (Kritik d. rein. Vern.). „Eine jede Substanz, selbst ein einfaches Element der Materie, muß doch irgend eine innere Tätigkeit als den Grund der äußerlichen Wirksamkeit haben“ (Träume eines Geistessehers). Ähnlich Goethe: „Die Natur füllt mit ihrer grenzenlosen Produktivität alle Räume.“ Als Gegenstück: „Materie ist der Akt der ewigen Selbstanschauung des Absoluten, sofern dieses in jenem sich objektiv und real macht“ (Schelling 1802). Und heute: „Sind Massen vielleicht nur Energiemassen?“ (Lenard). „Eine Substanz muß eine Funktion in einem möglichen Kausalverlauf sein“ (Burkamp).

Über die Unzerstörbarkeit der Materie s. auch die begeisterten Sätze, beginnend mit: „Oho! kennt ihr denn diesen Staub? Wißt ihr, was er ist und was er vermag?“ — (W II, D II, 537: Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich.)

⁵⁷ Weit nüchterner heißt es bei Lotze 1857: „Die Tatsache, daß zwei Körper einander eine Bewegung vorschreiben, nennen wir Wechselwirkung“; jede Wechselwirkung aber ist „eine Größe, die nur durch ein bestimmtes Hindernis aufgewogen werden kann. — So entsteht uns der Begriff einer Kraft“; hinweisend auf eine „immanente Gesetzmäßigkeit der Natur“. Von anderer Seite: „Die gesetzliche Beziehung zwischen Ursache und Wirkung wird hypostasiert im Begriffe einer Kraft“ (Fechner 1855). „Jede Kraft ist nur die gesetzliche Möglichkeit der Reaktion unter bestimmten Umständen“ (Burkamp 1938).

⁵⁸ Vgl. hierzu Helmholtz: „Es ist einleuchtend, daß die Begriffe Materie und Kraft in der Anwendung auf die Natur nie getrennt werden dürfen“; sowie auch Goethe: „Die Funktion ist das Dasein in Tätigkeit gedacht.“ (Siehe auch das Thema des von Helmholtz für die Naturforschertagung 1894 angekündigten Vortrages: Über scheinbare Substanzen und bleibende Bewegungen.) Nach Vaihinger bilden „Materie“ und „Kraft“ ein zusammengehöriges „fiktives Begriffspaar“, ebenso wie Subjekt und Objekt, Ding und Eigenschaft, Ursache und Wirkung. „Kraft und Materie sind nur begrifflicher Ausdruck verschiedener Betrachtungsweisen“ (W. Zimmermann). Über den physikalischen Sinn von Begriffen wie Masse, Kraft, Energie usw. s. W. Bridgman: Die Logik der heutigen Physik, 1932. „Wir sind gewöhnt, die Materie als aus Elektrizität bestehend anzusehen“ (W. Wien).

⁵⁹ Ähnlich Fechner: „Kein Naturforscher zweifelt, daß es ein allgemeinstes Gesetz gibt, ohne daß es bis jetzt gefunden ist.“ Weiterhin: „Sitzt die Kraft irgendwo, so sitzt sie nur im Gesetze.“ — „Und so kann man die Gesetze und demgemäß Kräfte so sehr specialisieren, und so sehr verallgemeinern, als man will.“

⁶⁰ Vgl. J. Liebig (1859): „Das Wort Lebenskraft bezeichnet keine Kraft für sich, wie man sich etwa die Elektrizität, den Magnetismus denken kann, sondern es ist ein Kollektivname, welcher alle Ursachen in sich begreift, von denen die vitalen Eigenschaften abhängig sind. In diesem Sinne ist der Name Lebenskraft ebenso richtig und gerechtfertigt wie der Name und Begriff des Wortes Verwandtschaftskraft, womit man die Ursachen der chemischen Erscheinungen bezeichnet.“ Siehe auch Lotze über „Leben, Lebenskraft“, 1843 (Kleine Schriften, herausgegeben von Peipers, 1885, S. 139—220). (Vgl. auch Anm. 34 und 35.)

⁶¹ Man kann hier die Vorahnung eines „Aufbaues des Atoms“ erblicken, wie sie ähnlich auch z. B. bei Fechner und Lothar Meyer auftritt. Über das Atom als eine Art Sonnensystem im kleinen s. Fechner: Kastners Archiv, Bd. 15 (1828), S. 257.

⁶² „Nachdem endlich dieser Titanenkampf ausgetobt und der Granit, als Grabstein, die Kämpfer bedeckt hatte“, auch das „Zwischenspiel neptunischer Niederschläge“ vorüber war, hat dann „der Wille zum Leben sich, im stärksten Kontraste dazu, auf der nächsthöheren Stufe, im stummen und stillen Leben einer bloßen Pflanzenwelt“ manifestirt. — „Ja, man kann kaum umhin, anzunehmen, daß es das Selbe ist, was in jenen Feuer- und Wasserfluthen tobt, und später jene Flora und Fauna beleben wird. Die Erreichung der letzten Stufe nun aber, die der Menschheit, muß meines Erachtens die letzte seyn; weil auf ihr bereits die Möglichkeit der Verneinung des Willens, also der Umkehr von dem ganzen Treiben, eingetreten ist; wodurch alsdann diese *divina commedia* ihr Ende erreicht. — Das Moralische ist aber der Kern, oder der Grundbaß, der Sache; so wenig bloße Physiker dies begreifen mögen. — Platte Empiriker giebt es in Deutschland, die ihr Publikum glauben machen

wollen, es gäbe überhaupt nichts als die Natur und ihre Gesetze. Das geht nicht: die Natur ist kein Ding an sich, und ihre Gesetze sind keine absoluten“ (P II, D V, 152—155).

⁶³ „Im magischen Weltbild hat die Kausalität ihren eigentlichen Sitz und Ursprung“, damit „im Anthropomorphismus“, im „Willen“, — „wie denn auf dieser Linie Schopenhauer mit gutem Fug vom Kausalitätsproblem her zu seiner Metaphysik von der «Welt als Wille» kam“ (Krieck). Schon für Herder ist Materie und Kausalität einerseits, Kraft, Wille, Gefühl andererseits, ein und dasselbe. „Ich weiß noch nicht, was Material oder Immaterial sei? glaube aber nicht, daß die Natur zwischen beiden eiserne Bretter bevestigt habe.“ „Wir fühlen uns getrieben in dem großen Schauspiel wirkender Kräfte“ (s. G. Jacoby, VII. Jahrb. 1918, 156: Herder und Schopenhauer). Den organismischen Lebenstrieb hat schon Jakob Böhme „Wille“ genannt.

⁶⁴ Nach Lotze („Streitschriften“): „Materie ist nichts als eine Erscheinungsform, unter der sich für uns verbundene Vielheiten übersinnlicher Wesen darstellen, deren jedes einzeln genommen, mit der Natur unserer Seele gleichartig ist, mit einem Streben und Wollen —“ (und einem Fühlen dieses). Nach Wundt ist die psychische Elementartatsache der Trieb; auf der physischen Seite aber entspricht diesem Übertragung und Transformation von Energie. Deussen: „Alles Sein ist Wollen.“ Dagegen Nicolai Hartmann: „Unbestimmter Wille ist noch gar kein Wille.“

⁶⁵ „In jedem Teile, in jedem Augenblick ist der Zustand des Kosmos der Ausdruck eines vorübergehenden Ausgleiches streitender Kräfte, ein Kampfplatz, auf dem alle Streiter im Wechselspiel einmal fallen“ (Thomas Huxley in „*Evolution and Ethics*“, 1893).

⁶⁶ Dagegen früher intellektualistisch Baco von Verulam: „Könnte der Stein zur Erde fallen, wenn er nicht von der Erde wüßte? Könnte die Nadel nach Norden zeigen, wenn sie nicht den Norden erkannte?“ Oder Kepler: „Die Planeten müssen Bewußtsein besitzen, Erkenntnis, um ihre elliptischen Bahnen so richtig zu treffen.“ Siehe auch Mach: „Unser Hunger ist nicht sehr wesentlich verschieden von dem Streben der Schwefelsäure nach Zink, und unser Wille nicht so sehr verschieden von dem Druck des Steines auf die Unterlage, als es gegenwärtig den Anschein hat.“

Wenn überhaupt ein transzendenter Wille in der Gesamtnatur durch wissenschaftliche Befunde bestätigt — besser nahegelegt und gestützt — werden kann, so vermag dies am ehesten die Energetik, insofern als ein Potentialgefälle, ein Spannungszustand, also das Vorhandensein freier Energie die Grundvoraussetzung jedes neuen Naturgeschehens ist, des organischen ebenso wie des anorganischen. Demgemäß erblickt W. Ostwald „im Dissipationsgesetz den Grund aller der Vorgänge . . ., welche Schopenhauer als Manifestationen des Urwillens darstellt“; jeder Drang, jeder Trieb, das ganze Leben, ja jeder Naturprozeß folgt dem Gesetz: „Damit etwas geschieht, muß freie Energie vorhanden sein, und

alles Geschehen besteht in einer Verminderung der freien Energie“ (Scientia, 1911, 369: „Der Wille und seine physische Grundlegung“). (Ähnlich Wundt, Anm. 64.) Hierzu auch W. Trendelenburg: „Es ist ganz unmöglich, den physikalischen Energiebegriff dem Schopenhauerschen Willen gleichzusetzen.“

⁶⁷ Ähnliche Äußerungen liegen vor von Maxwell, Kirchhoff, Mach, Poincaré, auch Nietzsche (S. 133). Vgl. auch Anm. 103.

⁶⁸ In diesen Zusammenhang gehört auch: „Wäre man jedoch nicht so stumpf gewesen . . ., so hätte man die Verdauung durch eine Seele im Magen, die Vegetation durch eine Seele in der Pflanze, die Wahlverwandtschaft durch eine Seele in den Reagenzien, ja, das Fallen eines Steines durch eine Seele in diesem erklären müssen. Denn die Qualität jedes unorganischen Körpers ist ebenso geheimnisvoll, wie das Leben im Lebendigen: auf gleiche Weise stößt daher überall die physische Erklärung auf ein Metaphysisches, durch welches sie vernichtet wird, d. h. aufhört Erklärung zu sein“ (W II, D II, 193).

⁶⁹ Andererseits Fechner: „Da alle Bewegung von Gliedmaßen aus bewußten Antrieben folgt, führt eine naheliegende Analogie zur Tagesansicht, daß alle Bewegung in der Welt in Abhängigkeit von solchen erfolge.“ (Siehe „Zendavesta“, 1853; „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“, 1879.)

⁷⁰ Siehe hierzu außer dem Schrifttum von Anm. 6 und 7 auch W. Ostwald: *Werdegang einer Wissenschaft*, 1908. Im besonderen ferner: Laßwitz: *Geschichte der Atomistik*, 1890; L. Graetz: *Die Atomtheorie*, 1925; G. Joos: *Atomphysik und Sternphysik*, 1929; A. Haas: *Atomtheorie*, 3. Aufl. 1936; weiterhin auch die naturphilosophischen Schriften von Bernhard Bavink, Aloys Wenzl u. a. Den älteren Atomismus im Rahmen der Gesamtwissenschaft und Philosophie behandelt F. A. Lange in seiner *Geschichte des Materialismus*, 1. Aufl. des 1. Buches 1865. In dem 2. Buche (1. Aufl. 1875) heißt es: „Der unbedingte Glaube an die Atome ist so gut geschwunden, wie andere Dogmen.“

Nach Kant ist das Atom „eine bloße Idee“, nach Schelling Atomismus „das einzig brauchbare System der Empirie“, nach Hegel eine brauchbare Hilfsannahme, nach R. Mayer unsicher.

⁷¹ Nach N. Lemery (1645—1715) beruht die chemische Anziehung von Säuren und Basen auf vorhandenen korpuskularen Haken und Spitzen; von anderen Autoren wird atomare Rauigkeit u. dgl. vorausgesetzt. Fr. Hoffmann (Hersteller der „Hoffmannstropfen“) nimmt an, daß Krankheiten entstehen können, wenn „die dreieckigen Elemente der Säure und die zackigen Elemente des Schleimes den runden Elementen sich im Kreislauf entgegenstellen“ (um 1700). Noch Karl Friedrich Mohr (1870) meint, daß „die Säuren breite, aber wenig Schwingungen, die basischen Körper viele, aber schmale Schwingungen“ ausführen.

Laplace 1816: „Die Kurve, die ein einziges Atom beschreibt, muß ebenso fest bestimmt sein, wie die Bahn eines Planeten.“ Nach de Broglie

und Schrödinger aber erscheint heute ein Atom als variabler „Wellenzustand“ über den ganzen Raum; seine „Mechanik“ ist die Wellenmechanik oder Quantenmechanik. Hinsichtlich der heutigen Auffassung über chemische Bindung — und deren Unterarten — auf Grundlage von Elektronik und Elektrostatik s. insbesondere die Arbeiten von H. G. Grimm, z. B. Zeitschr. f. ges. Naturwissenschaft, 1935, 178.

⁷² „Babylonische Verwirrung herrschte unter den Chemikern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Man verstand einander kaum noch. Die Uneinigkeit betraf hauptsächlich drei Fragen: die Avogadro'sche Hypothese, die dualistische Theorie, die Nomenklatur und Formulierung“ (Alfred Stock in: Der internationale Chemiker-Kongreß Karlsruhe, 3. bis 5. Sept. 1860, vor und hinter den Kulissen, 1933. Diese Versammlung, unter deren 127 Teilnehmern sich u. a. Boussingault, Bunsen, Cannizzaro, Dumas, Erlenmeyer, Fresenius, Kekulé, Kolbe, Kopp, Marignac, Roscoe, Schiff, Stas, Weltzien, Wurtz befanden, hat viel zur Klärung der chemischen Begriffe beigetragen).

Die Loslösung der Chemie von der machtvollen Körpermechanik und die Gewinnung einer Eigengesetzlichkeit hat sich unter solchen Mühen und Schwierigkeiten vollzogen (zumal da auf die Hilfe der Physik zunächst nicht zu rechnen war), daß selbst Chemiker wie Schönbein an der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges irre werden konnten (s. noch W. Ostwalds Entgegenstellung einer „energetischen“ Behandlungsweise). Und doch hat praktisch der Erfolg, theoretisch aber die neueste Entwicklung der Atomphysik das Vorgehen der Chemiker des 19. Jahrhunderts im ganzen glänzend gerechtfertigt: „Die Theorie der chemischen Klassiker stellt eine erste Näherung, die quantenmechanische Methode eine zweite und bessere Näherung dar“ (Bonino).

⁷³ Oder weiter: „Ein Atom könnte so groß seyn, wie ein Ochs; wenn es nur jedem möglichen Angriffe widerstände. — In Wahrheit aber sind die Atome eine fixe Idee der französischen Gelehrten, daher diese eben von ihnen reden, als hätten sie sie gesehen. — In Deutschland hat Kant's Lehre den Absurditäten der Atomistik und der durchweg mechanischen Physik auf die Dauer vorgebeugt; wenn gleich im gegenwärtigen Augenblick diese Ansichten auch hier grassiren. — Dem Atomenunwesen haben scheinbar Vorschub gethan: Hauy's Krystallographie . . .; sodann Berzelius' Lehre von den chemischen Atomen, welche jedoch bloße Ausdrücke der Verbindungsverhältnisse, also nur arithmetische Größen und im Grunde nicht mehr, als Rechenpfennige sind“ (W II, D II, 343 bis 345). „Die Atome sind kein notwendiger Gedanke der Vernunft, sondern bloß eine Hypothese zur Erklärung der Verschiedenheit des specifischen Gewichtes der Körper“ (W I, D I, 590). Wie sehr Schopenhauer bei seiner Aburteilung der Atomistik noch die alte philosophische Lehre im Auge gehabt hat, zeigt z. B. sein Hinweis auf die „chemische Antinomie“ in der schon für Epikur vorhandenen Verlegenheit der Frage, „wie zuerst das eine Atom aus der ursprünglichen Richtung seiner Bewegung kam“ (W I, D I, 35).

⁷⁴ Dagegen Lotze: „Die Krystallisation nötigt den Molekülen bestimmte Gestalt beizulegen.“ Die unauflösbare Atomsubstanz erscheint als „absolut harter Knochen der Sachlichkeit“.

⁷⁵ Die Unklarheiten über den Molekülbegriff sollen Schopenhauer nicht angerechnet werden; ist dieser doch selbst bedeutenden Chemikern jener Zeit wie Berzelius noch ein Stein des Anstoßes gewesen. Um eine zeitbedingte Unklarheit handelt es sich auch, wenn Schopenhauer davon spricht, daß „das Oxygen der Basis eines Salzes zu seinem Radikal in umgekehrtem Verhältnisse desjenigen steht, welches Beide in der Säure desselben Salzes zu einander haben“ (P II, D V, 111). (Siehe auch Anmerkung 13.)

⁷⁶ Dazu: „Ihnen verwandt sind die Physiologen, welche die Lebenskraft leugnen und derselben chemische Kräfte substituieren wollen.“ Oder an anderer Stelle: „da sogar die Lebenskraft abgeleugnet und die organische Natur zu einem zufälligen Spiele chemischer Kräfte erniedrigt wird“ (N, D III, 272). Siehe auch Anm. 35 und 60.

⁷⁷ Schopenhauer macht sich lustig über die Vorstellung, „daß die vorher unordentlich untereinander geworfenen Atome (!) nunmehr sich jetzt in Reih und Glied gestellt haben . . . so, daß um ein Atom Hydrogen, 9 wohlrangirte Atome Oxygen sich gruppirt hätten, in Folge angeborener und unerklärlicher Taktik; wonach dann die Detonation bloß der Trommelschlag zu diesem «Stellt euch» gewesen wäre, also eigentlich viel Lärm um nichts. Ich sage daher: Das sind Possen wie der vibrirende Aether und die ganze Leukippo-Demokrito-Cartesianische mechanische und atomistische Physik mit allen ihren hölzernen Erklärungen.“ (Der Chemiker sieht aus obigem ohne weiteres, daß Schopenhauer über die Verbindungsgewichte der Elemente und über die chemischen Formeln seiner Zeit im einzelnen nicht besonders gut Bescheid weiß.)

⁷⁸ „Die Kerle sind so unwissend, daß sie Stoff und Materie identificieren. Aber Stoff ist schon die Verbindung der Materie mit der Form: so z. B. die 60 chemischen Grundstoffe: deren Unvergänglichkeit ist aber sehr problematisch. Bis 1808 waren die Alkalien und Erden chemische Grundstoffe und einfach. Da zersetzte sie Davy; den übrigen kann es auch so gehn. Unzerstörbar ist bloß die Materie, die ohne Form, folglich bloß gedacht, nicht angeschaut wird. Sie allein ist die Substanz, deren Quantum nicht vermehrt, noch vermindert, werden kann. S. mein Hauptwerk II, c. 24!“ (an Frauenstädt, 6. Juni 1856 [D XV, 490]). (Siehe auch S. 114.)

⁷⁹ Ähnlich wie Schopenhauer spottet Schönbein 1854 über derartige Atomistik: „Man hatte allerhand außerhalb der Atome liegende Mittel nöthig, um diese an und für sich todten Dingerchen herum zu puffen; man leimte ihnen, der Himmel weiß wie, Elektricitäten, Wärme, Affinitäten u. s. w. auf, gleichsam als Leitseile, an denen man sie hin und her zerre“ (an Schelling, 25. Mai 1854).

⁸⁰ „Aber nun gar die von den Franzosen ausgegangenen Konstruk-

tionen des Lichts aus Molekülen und Atomen ist eine empörende Absurdität“ (W II, D II, 343). Nach Lomonossow (1748) bestehen auch flüssige Körper aus festen Korpuskeln; Luftatome müssen rauh sein, damit beim Zusammentreffen der kreisenden Korpuskeln Wärme entsteht; der Äther besteht aus runden, sich berührenden Partikeln mit winzigen Rauheiten (Ostw. Klass. Nr. 178). Nach Lesage folgt auch die Gravitation aus Stößen einer feinen, unregelmäßig verteilten Materie.

⁸¹ Gerardus Johannes Mulder (1802—1882), erfolgreicher physiologischer Chemiker in Utrecht, Lehrer Moleschotts; Arbeiten über Zusammensetzung tierischer Organe, Ähnlichkeit von Pflanzen- und Tier-eiweiß usw. Jacob Moleschott (1822—1893), Arzt und Physiologe, Verfasser von „Physiologie des Stoffwechsels“, „Kreislauf des Lebens“, 1852, usw. (Siehe Fr. Lieben: Geschichte der physiologischen Chemie, 1935.) Derartigen Forschern (auch L. Büchner) gilt die Bemerkung in P I, D IV, 113 über „die Wiederauferstehung des uralten und schon zehn Mal explodierten Materialismus“, für den „Philosophen aus der Apotheke und dem *Clinico*“ auftreten. (Siehe auch Anm. 36.)

F. A. Lange, in seiner Geschichte des Materialismus, 2. Buch, beurteilt den oberflächlichen naturwissenschaftlichen Materialismus jener Zeit milder. „Wenn die patentirte Baumeisterin schläft“ (d. h. die Metaphysik nach Hegel), „so wird inzwischen munter Gewerbefreiheit geübt, und Chemiker und Physiologen ergreifen die Kelle der Metaphysik. Deutschland ist das einzige Land der Erde, in welchem der Apotheker kein Recept anfertigen kann, ohne sich des Zusammenhangs seiner Thätigkeit mit dem Bestand des Universums bewußt zu sein. Es ist ein idealistischer Zug, der während der Zeit der tiefsten Versumpfung der Philosophie wenigstens den materialistischen Streit gegeben hat, als eine Erinnerung für die leicht befriedigten Massen der «Gebildeten», daß jenseit der täglichen Gewohnheit des Arbeitens und Experimentirens noch ein endloses Gebiet liegt, dessen Durchwanderung den Geist erfrischt und das Gemüth veredelt“ (S. 88 der 7. Aufl.).

Schopenhauers Erbitterung aber wird begreiflich, wenn man konfuse Sätze wie die folgenden liest: „Der Gedanke, der Geist, die Seele ist nichts Materielles, nicht selbst Stoff, sondern der zu einer Einheit verwachsene Komplex verschiedenartiger Kräfte, der Effect des Zusammenwirkens vieler mit Kräften oder Eigenschaften begabten Stoffe“ (L. Büchner in „Kraft und Stoff“, 1855). Schon Cabanis (1757—1808) hatte behauptet, daß das Denken eine Funktion des Hirnes sei, gleichwie die Absonderung der Galle durch die Leber. Solchen und ähnlichen materialistischen Oberflächlichkeiten gegenüber (s. auch Karl Vogt: „Physiologische Briefe“, 1852, „Köhlerglaube und Wissenschaft“, 1855; Gegner Rudolf Wagner, 1854 ff.) hat 1871 E. Du Bois-Reymond mit Recht „die Grenzen des Naturerkennens“ in Erinnerung gebracht. War ja Schopenhauers idealistisch-voluntaristische Naturphilosophie gleich der Stimme eines Predigers in der Wüste verhallt (s. seine Äußerung über Bichat,

S. 99); und auch die steigende Beachtung, die er von den fünfziger Jahren ab erfuhr, galt mehr dem pessimistischen Moralphilosophen als dem tiefgründigen Metaphysiker und Naturphilosophen.

⁸² Von Leibniz mit seinen Monaden rühmt Schopenhauer, daß er die Atome verwirft „und die rein mechanische Physik, um eine dynamische an ihre Stelle zu setzen, in welchem Allen er Kanten vorarbeitete. — Dieses nun aber wußte er sich nicht anders deutlich zu machen, als durch die höchst unbeholfene Fiktion, daß die Materie aus lauter Seelchen bestände, welche zugleich formale Atome wären und meistens im Zustande der Betäubung sich befänden...“ (P I, D IV, 88). Bei Kant heißt es: „Eine jede Substanz, selbst ein einfaches Element der Materie, muß doch irgend eine innere Thätigkeit als den Grund der äußerlichen Wirksamkeit haben.“ Siehe auch Lotze: „Jedes Atom dachte ich mir von Anfang an innerlich regsam in einer Form, die dem geistigen Leben ähnlich ist.“

Schon Lesage hatte beseelte Atome angenommen; ähnlich später Ernst Haeckel: „Jedes Atom besitzt eine inhärente Summe von Kraft und ist in diesem Sinne beseelt. Lust und Unlust, Begierde und Abneigung, Anziehung und Abstoßung müssen allen Massenatomen gemeinsam sein.“ Dagegen E. Kriek: „Keineswegs muß jedem Atom «Geist» zugesprochen werden.“

⁸³ Zur Theorie des Atomismus sowie des Kontinuums oder „Feldes“, wie es vor allem die Elektrostatik und Elektrodynamik beherrscht (Maxwell, Helmholtz u. a.), s. L. Boltzmann: „Über die Unentbehrlichkeit der Atomistik in der Naturwissenschaft“ (1896; in „Populäre Schriften“, 1905, S. 141); H. Buchholz: Das Problem der Kontinuität, in „Grenzfragen der Philosophie“, 1. Heft, 1927; A. Bojanowsky: Atomismus und Kontinuumslehre, Ann. Philosophie 7 (1928), 239; E. Färber: Der Stetigkeitsgedanke und seine Verwirklichung, Osiris 1937, 47; K. Wagner: Quantentheorie und Metaphysik (XXIV. Jahrb. 1937, S. 20).

⁸⁴ Über die physikalische und philosophische Atomenlehre, 1. Aufl. 1855, 2. vermehrte Aufl. 1864. Daß sogar in Chemikerkreisen die Wertschätzung der Atomistik in jenen Zeiten nicht allgemein war, zeigt ein Brief des Chemieprofessors K. A. Naumann (Prag) an Weltzien (Karlsruhe) 1860: „Seit vielen Jahren hegte ich den Wunsch: die Atomtheorien möchten als ein Abweg von der Wahrheit ... erkannt werden.“ Siehe auch Zambonini (XXII. Jahrb. 1935, S. 75).

⁸⁵ Siehe hierzu Nietzsche: „Die mechanistische Denkweise ist eine Vordergrundphilosophie.“ Nach Lotze ist der Wissenschaft gestattet, „als Prinzip das anzunehmen, was sich als Tatsache vorstellen läßt. Zu den Prinzipien dieser Art gehört die Vorstellung der Atome.“ Bridgman nennt das Atom eine Konstruktion, betreffs deren eine Anhäufung von Erkenntnissen dahin geführt hat, daß wir „von der physikalischen Realität des Atoms so sehr wie von der unserer Hände und Füße überzeugt sind“.

⁸⁶ Ähnliche Aussprüche rühren von F. A. Lange her: „Atomistik Schopenhauer-Jahrbuch. XXVI.

ist bewiesen, wenn man darunter nichts weiteres versteht, als daß eine wissenschaftliche Naturerklärung in der Tat diskrete Massenteilchen voraussetze, welche sich in einem wenigstens vergleichsweise leeren Raume bewegen. — Von der toten, stummen und schweigenden Welt der schwingenden Atome wissen wir nichts, als daß sie eine notwendige Vorstellung für uns ist, insofern wir den Kausalzusammenhang der Erscheinungen in wissenschaftlicher Weise herstellen wollen“; nicht aber geeignet, „uns das letzte, innerste Wesen der Dinge zu enthüllen. In der Tat läßt sich wohl die Vorstellung von Atomen und ihren Bewegungen von der Empfindung ableiten, nicht aber umgekehrt die Empfindung von Atombewegungen. — Sonach liegt in der Atomistik selbst, während sie den Materialismus zu begründen scheint, schon das Prinzip, welches alle Materie auflöst und damit wohl auch dem Materialismus seinen Boden entzieht.“ — Nach Vaihinger ist der Atombegriff „widerspruchsvoll, aber doch nötig“; „das Atom ist also eine der wichtigsten Fiktionen oder eigentlich die Haupt- und Grundfiktion der mathematischen Physik, ohne welche eine feinere und höhere Ausbildung dieser Wissenschaft ganz unmöglich ist“⁴.

⁸⁷ In den nachgelassenen Schriften: „Wille zur Macht“ und „Unschuld des Werdens“. Und Erich Becher: „Der Metaphysiker mag versuchen, das «An sich» der Atome oder Elektronen zu erfassen, etwa als seelische Wesen; dem Naturforscher bleibt das Wesen an sich verschlossen.“ Siehe auch W. Heisenberg, E. Schrödinger, P. A. M. Dirac: „Die moderne Atomtheorie“, 1934. H. A. Bauer, Grundlagen der Atomphysik 1938

⁸⁸ Wie sehr Nietzsche dabei Schopenhauers Dynamismus und Voluntarismus vertritt, zeigt seine Äußerung: „In keinem Augenblick ist Sauerstoff genau dasselbe wie im vorigen, sondern etwas Neues: wenn auch diese Neuheit zu fein für alle Messungen ist . . . Es gibt kein zweites Mal. — Alle Bewegung ist Zeichen eines inneren Geschehens.“ — Und schließlich: „Es gibt gar keine andere Kausalität als die von Wille zu Wille“

⁸⁹ Vgl. Boltzmanns Ausspruch: „Die Atomistik scheint vom Begriff des Kontinuums untrennbar.“ So erscheint heute das „Atom“ eine geordnete „Wolke elektrischer Ladung“ (Pascual Jordan), deren Feld- oder Wellenzustand — wie die Aussendung von Photonen entferntester Fixsterne zeigt — „bis in das Unendliche reicht“ (Dirac): antinomistischer Dualismus (Komplementarität) von Materie und Feld, Korpuskel und Welle. „Die Wellenmechanik überwindet den Atomismus“ (Bojanowsky); das Atom ist dynamisch „der Ausdruck einer gleichförmig unterhaltenen Aktion des einen Weltgrundes“ (Lotze).

⁹⁰ Newton ist ihm nur „der große Rechenmeister“ (P II, D V, 135) mit „Taschenspielerstückchen, nebst ihren Kautelen und Hinterlisten“ (F, Kap. II, § 14, D VI, 206); Helmholtz' tiefgehende Betrachtungen über Naturkräfte nennt er „abgedroschenes Zeug aus der Mechanik . . . ab-

surdes Geschwätz“ (s. auch Brief an Becker, 25. Jan. 1856 [D XV, 441]). Hinsichtlich Wöhler s. S. 124; Faraday, Anm. 1. „Alle Metaphysiker, in denen der Leibniztypus aufersteht, erben seinen Haß gegen Newton und seinen mit mathematisch-physikalischer Methode ausgebauten gestaltlosen Weltmechanismus (Goethe, Hegel, Schopenhauer)“: Hugo Fischer in „Grenzfragen der Philosophie“, 3. Heft, 1928: Erlebnis und Metaphysik, S. 377. Über das Verhältnis von Newton-Goethe-Schopenhauer s. auch K. Wagner (XXIII. Jahrb. 1936, S. 92): „Goethes Farbenlehre und Schopenhauers Farbentheorie.“ Auch für Goethe ist unzulänglich „das Atomistische und Mechanische, welches in gewissen Momenten freilich sich wirksam erweist“; ihm steht gegenüber „das Dynamische“ als das Höhere, das „einem gesetzmäßig bedingten Entstehen, einem Entwickeln und Umgestalten sein Recht gibt“, indem es „das lebendige Spiel der Elemente einführt“. Andererseits: „Wie manches Bedeutende sieht man aus Teilen zusammensetzen; man betrachte die Werke der Baukunst: man sieht manches sich regel- und unregelmäßig anhäufen; daher ist uns der atomistische Begriff nah und bequem zur Hand, deshalb wir uns nicht scheuen, ihn auch in organischen Fällen anzuwenden. — Ist nicht ganz in Naturbetrachtungen zu entbehren.“ Schließlich noch: „Theorien sind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt.“

⁹¹ Fechner nimmt in seiner „Atomenlehre“ zweimal (S. 118 und 135 der 2. Aufl.) Bezug auf Schopenhauer, „dessen System jetzt so viel von sich reden macht“. Und zwar zitiert er wichtige Aussprüche, einerseits über die Materie (mit Wirken und Kausalität gleichgesetzt) und andererseits über den Willen als „Radikal der Seele“ (aus N, 2. Aufl. 1854, S. 19). Hinsichtlich der Definition der Materie kommt er in enger Auslegung zu dem Resultat: „Wie ein System mit derartigen Erklärungen so manchen sonst klaren Köpfen zusagen kann, ist mir nicht wohl verständlich.“

⁹² Siehe Berthollet; sowie Lothar Meyer: „Das Ziel bleibt: Anwendung der allgemeinen Gesetze der Statik und Dynamik auf die chemischen Erscheinungen“; dazu jedoch: „Unsere Vorstellungen werden niemals mit dem Wesen der Dinge identisch sich decken, aber sie können denselben mehr und mehr sich nähern.“

⁹³ Zur Objekt-Subjekt-Scheidung s. auch Walter Zimmermann: Erkenntnis 7 (1937), 1. Vgl. auch Anm. 44.

⁹⁴ „Mechanismus“ in gehobener Bedeutung ist gemeint, wenn Lotze ausführt, „wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen hat“. (Ebenso nach Leibniz: Mechanismus als Mittel göttlicher Zweckmäßigkeit.) (Siehe auch Anm. 37.) Dagegen ist Mechanismus im engen Sinne einer physikalischen Teildisziplin verstanden, wenn E. Becher sagt: „Es ist ein unbegründetes Dogma, wenn

von vornherein gefordert wird, die mechanischen bzw. kinetischen Hypothesen müßten unter allen Umständen auf allen Naturgebieten allein herrschend sein.“ (Siehe auch Boltzmann, Anm. 28.) Ein solcher Allmechanismus ist regelmäßig zugleich Materialismus. „So sehen wir, wie allerdings die gründliche Naturforschung durch ihre eigenen Konsequenzen über den Materialismus hinausführt“ (F. A. Lange). Siehe hierzu auch Mittasch: „Kausalismus und Dynamismus, nicht Mechanismus!“, Forsch. u. Fortschr., 1938, 127.

⁹⁵ Daß Materialismus und Mechanismus zum unentbehrlichen Werkzeug der Naturwissenschaft, insbesondere der Physik und Chemie, gehört, ohne jedoch in das Wesen der Erscheinungen zu führen, hat F. A. Lange deutlich ausgesprochen: „Wenn irgend etwas unbegreifbar bleibt, so kann der Materialismus wohl noch eine vortreffliche *Maxime* der Naturforschung sein (und das ist er nach unserer Ansicht auch), aber er ist keine Philosophie mehr“ (Fr. A. Lange: Geschichte des Materialismus, 1. Aufl. 1865). Siehe ferner Hans Vaihinger: Die Philosophie des Als-Ob; der erste, grundlegende Teil entstanden 1876/77; erschienen 1911 (2. Aufl. 1913). „Nur in der empirischen Naturwissenschaft können Mutmaßungen (vermitteltst der Induktion und Analogie) gelitten werden, doch so, daß wenigstens die Möglichkeit dessen, was ich annehme, völlig gewiß sein muß.“ „Denn nur soviel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst machen und zustande bringen kann“ (Kant). „Das Naturerkennen wäre dann eben nur ein Analogon des wahren Erkennens“ (F. A. Lange).

⁹⁶ Zu Schopenhauers weiterem Satze: „Wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf“ (G, D III, 185), wird man heute geneigt sein zu bemerken: Gewiß! Wirkliches „Verstehen“ ist indes überhaupt nicht Gegenstand und Ziel der exakten Naturwissenschaften, sondern nur ordnendes sinnhaftes Beschreiben mit daraus folgendem nützlichen, praktischen Handeln. „Gott muß ganz anderswo gesucht werden“ (Goethe). „Wir begreifen nur, wo Motive herrschen: Wo es keine Motive gibt, da hört das Begreifen auf. — In der Mathematik gibt es kein Begreifen, sondern nur ein Feststellen von Notwendigkeiten“ (Nietzsche). „Alles Mathematische ist somit in bestimmtem Sinne das absolut Weltfremde“ (Burkamp).

⁹⁷ Aus dem Zweigesicht von Schopenhauers Naturphilosophie — wissenschaftsnah und wissenschaftsfremd — erklärt es sich, daß noch heute ganz entgegengesetzte Urteile über jene laut werden können. Einerseits wird eine „tiefe Unkenntnis des Wesens der exakten Naturwissenschaft“ gerügt (A. Gehlen in „Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer“, 1938, S. 97); andererseits wird gerühmt, er habe „mit großer Klarheit aufgezeigt, worin die Tätigkeit des Naturwissenschaftlers besteht“ (B. v. Juhos, ebenda S. 122). Siehe auch Zambonini über „die wirklich bemerkenswerte Übereinstimmung zwischen den genialen Intuitionen Schopenhauers und den neueren Ergebnissen der Physik und der Chemie“ (XXII. Jahrb. 1935, S. 79).

Daß im Verkennen physikalischer Denk-Methodik und deren technischer und zivilisatorischer Bedeutung Schopenhauer noch weit übertroffen werden konnte, zeigt sich in einer Äußerung Schillers, die auf Alexander von Humboldts Wirken gemünzt ist: „Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßbar und ehrwürdig ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht“ (nach Fr. Dannemann, Die Naturwissenschaft in ihrer Entwicklung, 2. Aufl., Bd. 3 (1922). Gegen weltanschauliche Anmaßungen des Mechanismus neuerdings: „Da ihre Augen nur messen können und ihre Hände nur wägen, haben sie das Gesicht für die Ewigkeit verloren und für die eigenste Gestalt der Sehnsucht aus des Menschen Tiefe“ (Kolbenheyer in „Paracelsus“).

⁹⁸ „Demnach ist die Philosophie nichts Anderes, als das richtige, universelle Verständniß der Erfahrung selbst, die wahre Auslegung ihres Sinnes und Gehaltes, aber nicht einzelner Erfahrungen, sondern das Ganze und Allgemeine aller Erfahrung ist ihr Gegenstand und ihre Quelle.“ So wird im Fortschreiten der Wissenschaft „immer dringender die Erklärung des Ganzen und Allgemeinen“ gefordert, „welches, je richtiger, gründlicher und vollständiger empirisch erkannt, nur desto räthselhafter sich darstellt“ (W II, D II, 197). (Siehe auch Anm. 5.)

„Der Unwissende tadelt alles, was er nicht begreifen kann. Der Gelehrte (Weise) freuet sich über so große Geheimnisse“ (Hans v. Osten, Die große Herzstärkung für Chymisten 1771).

⁹⁹ D. h. Weg weisende und anleitende Hilfsvorstellungen. Der Ausdruck „Fiktion“ wird von Schopenhauer vielfach gebraucht, jedoch nur in dem ablehnenden Sinne einer leeren haltlosen Annahme, von bloßem Schein und leerer Täuschung ohne Wert, während „Fiktion“ im Vaihingerschen Sinn bei ihm Regulativ, Vehikel, praktische Hypothese, Schema, auch Hypostase benannt wird. Siehe hierzu Mittasch: Fiktionen in der Chemie, Angew. Chemie, 1937, S. 423. Der „Fiktion“ im heutigen Sinne wird auch Goethes Wort gelten: „Ich sehe solche Hypothesen in der Physik für nichts weiter an als bequeme Bilder, sich die Vorstellung des Ganzen zu erleichtern. Die Vorstellungsart, die die größte Erleichterung gewährt, ist die beste, so weit sie auch von der Wahrheit selbst, der wir uns dadurch zu nähern suchen, entfernt sein mag“ (Goethe).

Hinsichtlich der heutigen Scheidung von „Hypothese“ und „Fiktion“: Hypothesen = Vermutungen können und sollen sich in der Beobachtung bewährten; Fiktionen (Figmente) = Vergleiche, Analogien und Modelle sollen und können sich im Gebrauch bewähren.

¹⁰⁰ „Sehe daher jeder, wie er es treibe! Wer die Anschaulichkeit festhält, gerät auf den Process in infinitum; wer sie preisgibt, verläßt den sichern Boden, auf welchem bisher alle Fortschritte unsrer Wissenschaft erworben sind.“ Bridgman redet von der „Sehnsucht nach einer mechanischen Erklärung, die mit der gleichen Heftigkeit wie die Ver-

suchung zur Erbsünde auftritt“. Nach H. Poincaré kann das Verhalten jedes beliebigen Systems durch ein mechanisches Modell abgebildet werden, vorausgesetzt, daß dieses Modell kompliziert genug ist. „Nur extensive Mannigfaltigkeiten, d. h. Mannigfaltigkeiten im Raum, sind uns in ihren letzten Einzelheiten kennbar“ (Driesch).

¹⁰¹ In welcher Weise Schopenhauers Formulierung der „Polarität“ (an den Nachbildern im Auge mit ihren Komplementärfarben entwickelt) sich z. B. glatt auf den Vorgang der elektrolytischen Dissoziation anwenden läßt, zeigt K. Wagner in Zeitschr. f. ges. Naturwissenschaft 2 (1936), 477 (Physikalische Chemie und Philosophie).

¹⁰² „Die mechanische Weltanschauung hat vorwärts und rückwärts eine unendliche Aufgabe vor sich; aber als Ganzes und ihrem Wesen nach trägt sie eine Schranke in sich. — So werden wir mit dem Fortschritt der Wissenschaft immer sicherer in der Kenntnis der Beziehungen der Dinge und immer unsicherer über das Subjekt dieser Beziehungen. — Die menschliche Erkenntnis stellt sich uns als eine kleine Insel dar in dem ungeheuren Ozean möglicher Erkenntnis“ (F. A. Lange). „Die Wahrheit ist ja an und für sich ewig, und das Ewige läßt sich nicht definieren und auch nicht beweisen“ (Robert Mayer). „Die Physik gebraucht ein Formelspiel, das überall sich wohl hütet, ein Präjudiz über die wahre Natur des Realen zu fällen, wo dessen formales Verhalten zur erklärenden Verknüpfung der Erscheinungen hinreicht. Die Physik spricht nicht von der inneren Natur der Dinge“ (Lotze). Wertvoll sind „Analogien“ als Hilfsmittel, „geometrische Modelle physikalischer Kräfte“: „indem ich mich der mechanischen Bilder bloß zur Erleichterung der Vorstellung, nicht aber zur Angabe der Ursachen der Erscheinung bediene“ (Maxwell). „Soll man sich das Geschehen der Natur vorstellen, so kann man das nur nach Analogie von Bekanntem, nach Analogie einer Maschine oder nach Analogie von Seele und Geist, die uns ja auch vertraut sind“ (Burkamp). Siehe auch K. Hildebrandt über Positivismus und Natur; Zeitschr. f. gesamte Naturwissenschaft 1 (1935), 1; ferner den „Panpsychismus“ von Erich Becher, Dacqué, André, Buttersack (Diapsychicum) u. a. m.

¹⁰³ „Es bleibt nur die Zahl und die Zuordnung“ (Duhem) oder „reines Beziehungstum“ (Helmholtz). „Was die Wissenschaft erreichen kann, ist nicht die Wirklichkeit der Welt, sondern es sind einzig die Beziehungen zwischen den Dingen; außerhalb dieser Beziehungen gibt es keine erkennbare Wirklichkeit“ (Poincaré). „Naturwissenschaft wird uns niemals das Innere der Dinge . . . entdecken“ (Kant). Jede Begriffsbildung führt zu „Vereinfachung und Verarmung; — alle Begriffsbildung vernichtet die Individualität der Wirklichkeit; — eine Kluft tut sich auf zwischen den Begriffen und der Wirklichkeit“ (Rickert). „Es dämmerte, daß Physik auch nur eine Welt-Auslegung und Zurechtlegung und nicht eine Welt-Erklärung ist. — Von irgend einer Kongruenz des Gedankens und des Wirklichen kann nicht die Rede sein“ (Nietzsche). „Fast

jeder Fortschritt der Naturwissenschaft ist mit einem Verzicht erkauf worden. Mit der Mehrung der Kenntnisse und Erkenntnisse werden so in gewisser Weise die Ansprüche der Naturforscher auf ein «Verständnis» der Welt immer geringer. — Ein Verständnis erster Art ist für die Welt der Atome unmöglich“ (Werner Heisenberg). Nach Buytendijk ist Erklärung „die Umschreibung eines an sich problematischen Vorgangs in einer noch viel problematischeren Sprache“. — „Wir arbeiten mit den zwar unverständenen, aber in jeder Weise experimentell handhabbaren Dingen weiter“ (Walter Gerlach). „Die Wirklichkeit selbst bleibt uns unbekannt“ (W. Wien). Allerdings: „Der Mensch gesteht nicht so leicht ein, daß er den Grund der Dinge niemals erkennen kann“ (Poincaré). S. auch Anm. 67.

Weiterhin: „So geht auch die eine und ewige Grundwahrheit niemals in eine einzelne Erkenntnis adäquat und dauernd ein. — Alle wissenschaftliche Erkenntnis ist im besten Falle ein Weg zur Wahrheit“ (Krieck). „Wir begreifen die Welt nicht, indem wir über ihre Rätsel nachdenken, sondern indem wir an ihr arbeiten“ (Vaihinger). „Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nicht wissen, es will immer getan sein“ (Goethe). Andererseits jedoch Mach: „Wir sind uns selbst nahe genug und den anderen Teilen der Welt verwandt genug, um auf wirkliche Erkenntnis zu hoffen.“ Vermittelnd E. Becher: „Eine gewisse Erkenntnis der wirklichen Welt ist möglich“, gemäß einer „biologisch wohlverständlichen Angepaßtheit zwischen Geist und Welt“ (Burkamp). Und B. Bavink: „Die Welt ist so beschaffen, daß sie mittels rationaler Begriffe in rationalen Urteilen (Gesetzen) in sich steigernder Annäherung erkannt werden kann, und sie schreibt den Weg dieser Annäherungen selber dem erkennenden Verstande vor.“ Nach F. A. Lange ist das unbekante „Ding an sich“ ein bloßer Grenzbegriff: „Der Fisch kann nur im Wasser schwimmen, nicht in der Erde; aber er kann doch mit dem Kopfe gegen Boden und Wände anstoßen.“

¹⁰⁴ „Hieraus scheint mir hervorzugehen, daß das Phänomen der Empfindung eine viel fundamentalere Tatsache der Beobachtung als die Beweglichkeit der Materie ist“ (Friedrich Zöllner). „Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Bedeutung aller physikalischen Begriffe und Sätze für uns in letzter Linie doch wieder auf ihren Beziehungen zu den menschlichen Sinnesorganen beruht“ (M. Planck). „Das Sichtbare hängt durch einen unzerreißbaren mathematischen Faden mit dem Unsichtbaren zusammen. — Am Aufzeigbaren muß sich das Unaufzeigbare endlich bewähren und beweisen. Wie vieles Wirkliche ist nicht direkt aufzeigbar!“ (Fechner).

¹⁰⁵ „Der Mechanismus ist nur das Mittel, nicht aber der bewegende Grund der Erscheinung.“ Alle Gesetze des Mechanismus stellen nur den „eigenen Willen der Weltseele“ dar (Lotze). „Nur Willensakte lassen sich nachlebend verstehen und was ihnen gleicht, also Kraftäußerungen kraftbegabter Wesenheiten, die sich im Reich der

Körper als Bewegung offenbaren“ (Julius Schultz 1921). „Alle Bewegungen, alle Erscheinungen, alle Gesetze sind Symptome eines innerlichen Geschehens. — Der Mechanismus ist nur eine Zeichensprache für die interne Tatsachenwelt kämpfender und überwindender Willensquanta. — Auch die mechanistische Welt ist eine primitive Form der Welt der Affekte“ (Nietzsche). „Die Natur gehorcht Führungsfeldern vom Seinsrang der Potentialität; die niederen sind mathematisch formulierbar, die höheren folgen Sinngesetzen“ (A. Wenzl). So wird die Natur schließlich zu einer „Welt von Elementargeistern“ (A. Wenzl), zu einem „System von Entelechien und Entelechiegruppen“ (K. Sapper), zu einem „Stufenreich seelischer Wesen“ mit einer „Führerrolle des Seelischen“ (E. Becher). „Der kosmische Mechanismus ist nur die äußere Hülle, hinter der sich ein geistiges Wirken und Schaffen, ein Streben, Fühlen und Empfinden verbirgt, dem gleichend, das wir in uns selber erleben“ (Wundt: System der Philosophie, I., 422). Siehe auch A. Wenzl, Philosophie als Weg, 1939.

¹⁰⁶ Der Menscheng Geist begegnet immer einem „vielgliedrigen, vielfach geschichteten Ganzen von Gegensätzlichkeiten: Gefühl und Verstand, Anschauung und Denken, Bild und Begriff; Lebendigkeit und Klarheit, Drang und Begrenzung, Besonderheit und Allgemeinheit, Realität und Idealität, Trieb und Gesetz, Empirisches und Absolutes, Endliches und Unendliches“ (Friedrich Seifert in „Schöpferische deutsche Philosophie“, 1938). Jedoch: „Versöhnung ist mitten im Streit, und alles Getrennte findet sich wieder“ (Hölderlin).

Die Abhandlung bildet die Erweiterung eines am 7. Dezember 1938 vor der Heidelberger Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrags.

DIE PALINTROPIE.

Von

KARL WAGNER (Frankfurt a. M.).

Sieh! so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich.

Goethe.

Nach soviel tausend Jahren der Bemühungen um die Philosophie ist es immer noch nicht überflüssig, zu definieren, was denn unter diesem Begriffe verstanden sei. Für die vorliegende Abhandlung, in welcher das Leben in seiner Beziehung zu bestimmten Erscheinungen der Natur untersucht wird, gilt die Definition Schopenhauers: „Das ganze Wesen der Welt ist abstrakt, allgemein und deutlich in Begriffen zu wiederholen, und es so als reflektiertes Abbild in bleibenden und stets bereit liegenden Begriffen der Vernunft niederzulegen: dieses und nichts anderes ist Philosophie.“¹ Von diesen Begriffen macht jede Wissenschaft Gebrauch, in besonders hohem Maße aber die während einer gewissen Periode materialistischen Denkens gering bewertete Naturphilosophie.

Dieser zwischen allgemeiner Philosophie und Naturwissenschaft schwebenden Betätigung des Forschergeistes ist in neuerer Zeit² die Synthese von empirischer Forschung und philosophischer Wesenserkenntnis als Aufgabe gestellt worden (K. Hildebrandt). Von einer auf dem schmalen Grenzpfade zwischen Physik und Metaphysik sich bewegendem Untersuchung darf man erwarten, daß sie sich auf anerkannten Ergebnissen naturwissenschaftlicher Forschung aufbaut und diese sachgemäß unter Anwendung philosophischer Grundsätze prüft. Dem Leser wird eine gewisse Mühe auferlegt, sich in Gedankengänge zu vertiefen, die dem Alltag fern liegen; diese wird er jedoch leichter und mit lohnendem Erfolg auf sich nehmen, wenn vom Leben die Rede ist, dessen Äußerungen vom frühesten Kindesalter an die Aufmerksamkeit auf sich lenken und bis zum Greisenalter das würdigste Objekt des Nachdenkens bleiben.

So vielseitig und weitreichend sind die Auswirkungen des Lebens in der Welt, daß bei ihrer Erörterung sich eine Trennung in verschiedene Wissensgebiete von selbst ergeben hat. Die auf das Gemeinschaftsleben der Menschen, auf Rechtslehre, Religion und Ethik bezüglichen Fragen sind hier ausgeschieden, bis auf einige Hinweise am Schluß, die die Auswertung der naturphilosophischen Resultate auf diese großen, die Menschheit bewegenden Probleme andeuten.

Die Naturwissenschaft erfaßt die Lehre vom Leben in Botanik, Zoologie, Physiologie, Psychologie, besonders in der biologischen Ganzheitsforschung; alles, was in diesen Fächern zusammengetragen ist, wird hier nur in einzelnen wichtigen Folgerungen berücksichtigt. Auch die mechanisch-technische Konstruktion der Organismen und die physikalisch-chemischen Begleitvorgänge der Lebenstätigkeit werden beiseite gelassen.

Was bleibt denn aber übrig, wenn diese Fächer der Reihe nach ausgeschaltet werden? Ausgeschaltet wird ja nur die Behandlung einzelner Vorgänge, die der beschreibenden Wissenschaft zukommt; es bleibt die Beziehung des Lebens, der Tätigkeit der organisierten Körper zur allgemeinsten Projektion der Naturkräfte, die wir kennen, zur Energie. Es geht um die Frage: wieweit besteht eine Abhängigkeit des Wirkens der Organismen von den allgemeinen Gesetzen, die die Physik aufgestellt hat, und wie dürfen wir uns eine Einwirkung der Kraft, die in jedem lebendigen Organismus in Erscheinung tritt, auf die Gesamtenergie der Welt und ihre Verteilung auf qualitativ verschiedene Erscheinungsformen vorstellen?

Zur Beantwortung dieser Frage ist es zunächst nötig, auf die großen allgemeinen Gesetze der Physik, das Trägheitsgesetz, die Erhaltungsgesetze von Energie und Substanz bei Umwandlungen sowie das Gesetz, das die Möglichkeit der Energieumwandlung beschränkt (II. Hauptsatz der Wärmelehre) einzugehen und ihre Beziehungen zum Kausalitätsprinzip zu vergleichen (Kap. I—III). Dann wird dargelegt, wie man gehofft hat, durch rein physikalische Gegenwirkungen der Konsequenz des II. Hauptsatzes (dem

„Wärmetod“) zu entgehen, und die verschiedenartige Stellungnahme der Forscher wird an einigen Beispielen illustriert (IV). Die von uns versuchte Lösung des Problems (präzisiert im Begriffe „Palintropie“) (V) wird durch Erwägungen vom Ganzen her gestützt und Gleichgewicht der Welt und Bestand in ewiger Gegenwart daraus abgeleitet (VI). Diese Folgerungen werden dann durch Einzelbetrachtungen auf breiteren Boden gestellt (VII).

In den Schlußkapiteln (VIII—X) werden Werturteile über die Welt als Ganzes einander gegenübergestellt, Forderungen und Folgerungen (Imperative und Moralprinzip) aus diesen Bewertungen und zuletzt die Folgen der Bejahung oder Verneinung des Willens zum Leben in Beziehung gesetzt zum Gleichgewicht und Bestand der Welt.

I.

Alle Erscheinungen sind unaussprechlich, ein Wissen haben wir nur von unserem Denken über sie. Goethe.

Wenn zu irgendeiner Zeit und irgendwo auf Erden etwas geschieht, das unseren Sinnen zugänglich ist, so fassen wir das als „Vorgang“, als ein Vorwärtsschreiten dessen, von dem wir Kunde bekommen, als *V e r ä n d e r u n g* auf. Um eine Veränderung zu bemerken, bedürfen wir der Reproduktion des vorhergehenden Eindruckes und dann des Nebeneinandersetzens mit dem neuen. Das Ich will sich gegen die Umwelt behaupten und reagiert gegen alles von außen Kommende ablehnend, sobald es Beeinträchtigung spürt, und freudig aufnehmend, wenn es Förderung zu merken glaubt. Manchen Eindrücken gegenüber verhält es sich neutral, dann ist Raum gegeben für die vorsorgende oder für die „reine“ sorgenfreie Erkenntnis. Diese führt uns weit über den Anlaß hinaus in Vergangenheit und Zukunft, ja bis an die Grenzen ihres Bereichs, wo sie unseren blöden Augen nur den Abglanz der Sonne zeigt, die nicht mehr untergeht. Das letzte und erste, was sie uns zum Bewußtsein bringt, ist *V e r ä n d e r u n g*.

Zum Begreifen einer Veränderung muß jedoch noch eine besondere Vorbedingung erfüllt sein. Wie eine Reizung

an einer bestimmten Stelle einen Teil aus der Vielfalt der Eindrücke hervorhebt und die Abwehrkräfte des Organismus wachruft, die Aufmerksamkeit auf eine Stelle lenkend, so wird auch beim Erkennen die Abgrenzung eines vom Ganzen geschiedenen Bezirkes ausgeübt. Wohl können wir als Subjekt auf die äußere Gesamtwirkung mit Ja und Nein antworten, sobald wir aber ein Objekt³ für unsere Erkenntnis suchen, fügen wir zu der zeitlichen Differenzierung, in der uns Veränderung entgegentritt, die räumliche Abgrenzung des Objekts von der Umgebung hinzu. Schon die einfachste, und gerade die einfache Beobachtung ist bedingt durch die Möglichkeit, dasselbe Objekt wiederzuerkennen, auch wenn eine Veränderung vorgegangen ist; daraus schließen wir, daß der Zustand eines Objektes sich ändern oder gleichbleiben kann. — Es könnte scheinen, daß das Wiedererkennen des Gleichen in der Erinnerung das Primäre sei, aber wir erfahren dadurch nur, daß nichts geschieht. Ruhe (Gleichheit) wird erkannt durch das Fehlen der Veränderung (Ungleichheit) — und umgekehrt; hier soll nicht darüber gerichtet werden, „wer zuerst angefangen hat“. Ein physikalischer Vorgang ist gekennzeichnet durch die Verschiedenheit zweier Zustände an demselben Objekt.

Die Frage, ob alles eins ist oder sich in immerwährendem Wechsel bewegt, berührt uns hier nicht; wir gehen davon aus, daß ein „Objekt“, d. h. hier: ein aus der Vielheit dessen, was unsere Sinne zu erfassen vermögen, herausgenommener begrenzter Bezirk, in dem auch verschiedene Empfindungskomplexe vereinigt sein mögen, wiederholt untersucht wird. Ein solcher Gegenstand der äußeren Erfahrung enthält Materie, die bei allen Veränderungen erhalten bleibt und nur ihren Zustand ändert. Die Veränderung braucht nicht vollständig zu sein; denn außer der Materie können auch Form und Qualität teilweise unverändert bleiben, dann werden auch sie als „konstant“ auf beiden Seiten der Gleichung abgezogen, und die Veränderungen bilden den wesentlichen Inhalt der physikalischen Beobachtung. Doch ist dies nur der Anfang.

Es beruht auf einem Fundamentalgesetz unseres Erkenntnisvermögens — das vermutlich damit zusammenhängt, daß alle Teile unseres Körpers miteinander verbunden sind und unter der Leitung einer gemeinsamen Organisation stehen —, daß die Ermittlung nur zweier Zustände und die daraus hervorgehende Einzelbeobachtung uns unbefriedigt läßt. Unentwegt sucht unser Geist nach einer sinnvollen Verbindung der verschiedenen Vorstellungen gemäß der Grundlage aller Wissenschaft: dem Satz vom Grunde. In der allgemeinen Formulierung Schopenhauers lautet er: „. . . daß alle unsere Vorstellungen untereinander in einer gesetzmäßigen und der Form nach *a priori* bestimmbar Verbindung stehn, vermöge welcher nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes Objekt für uns werden kann.“

Dieser Ausdruck der idealistischen Grundansicht ist wohl anwendbar auf die Behandlung naturwissenschaftlicher Probleme. Denn die transzendente Idealität hebt die empirische Realität nicht auf, verlangt sie vielmehr als Ergänzung (Kant). Daß die Formen „*a priori*“ gegeben sind, daran nehme der Kritiker, der diesen Ausdruck nicht liebt, keinen Anstoß. Noch präziser als bei spezielleren Anwendungen bedeuten diese Worte hier eine Warnung, nicht zu übersehen und nicht zu vergessen, daß nur durch Verwendung dieser Formen* und unter Anpassung an ihre Verbindung Naturgesetze aufgestellt werden können. — Die gelegentlich mit einer gewissen Verachtung gemischte Ablehnung des „*a priori*“ scheint uns durch eine unbewußte Verschiebung des Sinnes der Worte begünstigt zu werden, als ob ein fertiges Urteil „von vornherein“ aufgestellt würde, wohl gar das Resultat, auf das man hinauswill, schon in den Prämissen versteckt wäre. Das wäre Tücke, die dem Naturforscher unsympathisch sein muß, der auf die objektive Gültigkeit, auf die „vorurteilsfreie“ Gewinnung

* Wie leicht ersichtlich sein wird, rechnen wir zu diesen Formen nicht die Kategorien, schon allein aus dem Grunde, daß wir der Kausalität eine allgemeine, über die Kategorien hinausgehende Funktion zuweisen.

seiner Resultate mit Recht besonderen Wert legt. Aber es ist nicht an dem: was als von vornherein gegeben angenommen wird, sind nicht bestimmte, wenn auch noch so allgemeine Sachurteile, es sind allein die Formen, in und mit denen wir die Resultate der Erfahrung, schon bei der Festlegung des einzelnen empirisch-realen Dinges oder Vorgangs, sowohl in Worten ausdrücken, als auch insbesondere zu gewinnen vermögen. Sie gehören zu den Bedingungen der Erfahrung, welche zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung sind (Kant). Freilich muß man, um dies durch und durch zu begreifen, den Sprung über den Graben gemacht haben, man muß davon überzeugt sein, daß die Außendinge keine objektive Realität haben, nicht „Dinge an sich“ sind. Wir empfehlen zu diesem Behufe das Gedankenexperiment Schopenhauers⁴. Aus dieser Grunderkenntnis leitet sich die Apriorität oder, wie einige tadelnd sagen, der „Apriorismus“ der Formen ab, und aus dieser Auffassung entwickeln wir die Naturgesetze. Lediglich um das Verständnis dieser systematischen Darstellung zu erleichtern, haben wir diese Gedankengänge hier angeführt, welche ausführlich in vielen Schriften erörtert sind⁵. Weil aber auch große Gelehrte den „Sprung über den Graben“ versäumt haben, möchten wir nachdrücklich betonen, daß die Darstellung der Resultate wohl dem Transzendental-Idealismus folgt, daß aber diese selbst und die gezogenen Schlußfolgerungen von dieser Auffassung unabhängig sind.

Der im folgenden zugrunde gelegten Auffassung entspricht, was Goethe im Vorwort zur Farbenlehre sagt: „. . . das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen“ (Empfindung) „geht über in ein Betrachten“ (Anschauung), „jedes Betrachten in ein Sinnen“ (Begriffsbildung), „jedes Sinnen in ein Verknüpfen“ (logische Begriffsverbindung), „und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren.“ — Denn schon lange, bevor wir Begriffe verknüpfen, haben wir den Verstand gebraucht, der mit Hilfe der ihm eigenen Funktion der Kausalität aus dem „Ansehen“, dem Aufnehmen der rohen Empfindung, die

„Anschauung“ aufbaut⁶. Der Weg bis zur Theorie ist jedoch noch lang. Ist doch die Anwendung der apriorischen Formen auf die Erfahrung der Objekte nicht zugleich mitgegeben, und diese Hemmung, die dem Kinde schon beim Gewinnen der Anschauung aus dem dumpfen Gefühlseindruck solche Schwierigkeiten macht, wirkt sich bei der höheren Entwicklung des Denkens noch stärker aus. Denn noch verschlungenere Pfade muß der Intellekt wandeln, bis er vom „Ansehen“ zur „Theorie“ gelangt. Er muß die Vernunft gebrauchen zur Bildung von Begriffen, die aus den mit Hilfe des Verstandes gewonnenen anschaulichen Vorstellungen „abstrahiert“, d. h. durch Wegnahme unbrauchbarer Teile gewonnen sind und die Übersicht erleichtern⁷. Bei der Bildung von Einzelbegriffen bedeutet die Abgrenzung vorwiegend Verengung durch Weglassen des zufällig Individuellen, Allgemeinbegriffe werden jedoch erhalten durch Zusammenfassung mehrerer Begriffe in einem weiteren. Ordnen wir die Begriffe vom Einzelbegriff zum allgemeinsten, so erhalten wir eine Reihe, innerhalb der wir jedem Begriff vom engsten bis zum weitesten seine Stellung anweisen können. So ging Aristoteles vor, indem er eine Stufenleiter von Begriffen bildete, von denen jeder in dem darüberstehenden enthalten war. Durch Anwendung der Regel: wenn a in b enthalten ist, und b in c , dann ist auch a in c enthalten, gelangte er rasch von unten nach oben und umgekehrt. Dies ist seine $\acute{\epsilon}\pi\alpha\rho\omega\tau\eta$, die man so seltsam als Induktion im heutigen Sinne mißdeutet hat. Wenn auch diese Schnellmethode zu ihrer Zeit nützlich gewesen sein mag, so konnte sie doch keine Schule machen, weil die aus Begriffen gezimmerten Stufen nur eine Reihe darstellten, ohne Querverbindungen. Es gibt nur wenige Begriffe, die völlig in andern aufgehen. Die Möglichkeiten zur vielseitigen Begriffsverbindung sind in der Anlage der Begriffe schon vorgebildet, indem die „Sphären“ sich überschneiden.

Von der Empfindung aus gelangt also der Intellekt mit Hilfe des Verstandes, der das Kausalitätsprinzip unbewußt anwendet, zur Anschauung; aus den anschaulichen Vorstellungen werden Begriffe durch die abstrahierende Vernunft

gebildet und in Worten fixiert, aus den Worten werden Sätze (Urteile) gebildet, diese wiederum werden verknüpft zu Schlüssen, allgemeinen Regeln und Theorien.

Doch halt!, so kommt man wohl zu vernünftigen Gerede, das logisch richtig sein kann, ohne Erkenntnis zu vermitteln. Es gehört noch dazu, daß die Begriffe aus der Anschauung in allgemeingültiger und reproduzierbarer Weise abgezogen sind, d. h. stets durch eine kontrollierende Nachprüfung in allen Teilen auf eine anschauliche Vorstellung zurückgeführt werden können. Die Vermittlung zwischen Begriff und Anschauung ist Sache der Urteilskraft; findet diese nicht die gehörige Anwendung, so entstehen bei vernünftelnder Herleitung von Begriffen aus Begriffen hohle Gedankengebäude und leeres Gerede — Beispiele liegen auf der Straße, nicht bloß auf dem schmalen Pfade der hohen Philosophie, sondern auch auf dem breiten Wege des Alltags. Es genügt nicht, Urteile ohne inneren Widerspruch aufzustellen und nach den Regeln der Kunst (Syllogistik) zu verbinden, zu der logischen Begründung muß, insbesondere bei naturwissenschaftlichen Theorien, die Beziehung auf das empirisch Reale hinzukommen. Der Satz vom zureichenden Grunde verlangt außer der richtigen Verbindung der Urteile, daß das Urteil einen Grund außerhalb der Begriffssphäre habe.

Auch bei der Verknüpfung der Begriffe und Urteile, nicht bloß bei der Begriffsbildung aus der Anschauung eines Objektes übt die Urteilskraft ihre regulierende oder kontrollierende Tätigkeit aus, einerlei, ob sie als reflektierende zum anschaulichen Fall die Regel bringt, oder als subsumierende die Regel durch den anschaulichen Fall erläutert. Unter ihrer Leitung steht, in wenig offensichtlicher, hier nicht näher zu erörternder Weise, die bewußte, an Begriffe gebundene Anwendung des Kausalitätsprinzips, dessen Gültigkeitsbereich innerhalb der Naturwissenschaft heute unter der Parole Determinismus — Indeterminismus stark umstritten ist.

Die Kausalität als grundlegendes Gesetz zur Naturerklärung wird gar verschieden formuliert; unsere Auffas-

sung beruht auf der Definition: „Wenn ein neuer Zustand eines oder mehrerer realer Objekte eintritt; so muß ihm ein anderer vorhergegangen sein, auf welchen der neue regelmäßig, d. h. allemal, so oft der erstere daist, folgt. Ein solches Folgen heißt ein Erfolgen, und der erstere Zustand die Ursache, der zweite die Wirkung.“⁸

Es muß ein anderer Zustand vorhergegangen sein, also ist das Kausalitätsgesetz unbedingt allgemeingültig. Anders ausgedrückt: „Jede Veränderung kann nur eintreten dadurch, daß eine andere, nach einer Regel bestimmte, ihr vorhergegangen ist, durch welche sie aber dann als notwendig herbeigeführt eintritt: diese Notwendigkeit ist der Kausalnexus.“ Demgemäß ist das Kausalitätsprinzip ohne Ausnahme für alle in der Natur vorgehenden Veränderungen gültig. Dies beruht eben auf dem „Apriorismus“; wer diesen verwirft, kommt leicht dazu, das kausale Erfolgen als nur wahrscheinlich und nicht als notwendig zu erklären. Viele eng naturwissenschaftlich eingestellte Denker fassen es so auf. Doch hat auch ein so exakter Forscher wie Helmholtz die Apriorität des Kausalgesetzes gegenüber der Meinung, es sei aus der Erfahrung abstrahiert, verteidigt⁹, und neuere Forscher stellen die Naturerklärung auf Grund des Kausalitätsprinzips als nicht teilweise abdingbares Ziel der Naturwissenschaft auf¹⁰.

Es wäre ganz verkehrt, die Kausalität als absolut zu bezeichnen, bezieht sie sich doch nur auf Veränderungen. Ihr Grundprinzip ist vielmehr, die Verbindung zweier Vorstellungen als notwendig aufzustellen, bei einem Einzelnen nicht stehen zu bleiben, sondern Zusammenhang und Gesetzmäßigkeit in der Natur vorauszusetzen und zu bestätigen. Wie bei der allgemeinen Anwendung des Satzes vom Grunde zu jeder Einzelvorstellung und jedem Begriff ein Anderes und Mehreres gesucht wird, da (s. o.!) „nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges . . . für uns Objekt werden kann“, so wird in der Klasse der empirischen Vorstellungen, auf welche allein das Kausalitätsgesetz sich bezieht, die ordnende Regel, das Gesetz gesucht, das Erkenntnis ermöglicht. Daß man, und ob man das Eintreten eines

Ereignisses voraussagen kann, dieses Kennzeichen ist sekundär und auf die Benutzung des Kausalitätsgesetzes bezüglich; ob diese Bedingung erfüllt werden kann, hängt ganz davon ab, wieweit wir den Zustand eines Objektes oder Systems bestimmen können. Die Verknüpfung der Vorstellungen ist das Wesentliche, und nicht allein leerer Vorstellungen und Begriffe. Denn wie bei allen Formen des Satzes vom Grunde stets auf ein außenstehendes Fremdes verwiesen wird —, bei der Bildung der Anschauung: von der Empfindung auf ein von ihr verschiedenes Objekt, beim Urteil auf eine nicht in den Worten selbst enthaltene Wahrheit, in Arithmetik und Geometrie auf das Verhältnis zweier auseinander abgeleiteter Größen, bei der Beurteilung menschlicher Handlungen von der Handlung auf das Motiv —, so wird bei der kausalen Naturerklärung zugleich mit der Gesetzmäßigkeit der Verbindung unserer Vorstellungen die gesetzmäßige Verknüpfung realer Vorgänge in Einem erfaßt. Vortrefflich drückt das Fr. A. Lange aus: „Wir haben in den Naturgesetzen nicht nur Gesetze unseres Erkennens vor uns, sondern auch Zeugnisse eines Andern, einer Macht, die uns bald zwingt, bald sich von uns beherrschen läßt“. — Der Grundsatz der Kausalität kann jedoch nicht unabhängig von unserem Denkvermögen „als die für sich bestehende Ordnung der Welt und alles Existierenden“¹¹ geltend gemacht werden.

Wie es möglich ist, das jenes „Andere“, welches die kausale Naturbetrachtung nicht erfaßt und nur schattenhaft andeutet, uns doch nicht als ein gänzlich Fremdes gegenübersteht und uns als Einheit mit der Erscheinungswelt zugänglich wird, das ist wohl das tiefste aller Probleme, jeder Denker hat sich daran versucht. Wir vermessen uns nicht, mit wenigen Worten dieses Rätsel zu lösen und verweisen nur auf Schopenhauers Lösung. Auch die Frage, wie es zugeht, daß wir bei der stufenweise erweiterten Anwendung des Kausalitätsprinzips auf immer allgemeinere Gesetze wieder an Sicherheit des Erfassens verlieren, was an Vielseitigkeit des zu Erfassenden gewonnen ist, daß aber unser Geist trotzdem rastlos nach

Verallgemeinerung strebt, kann hier nicht erschöpfend behandelt werden. Nur auf die innere Verbindung dieser Frage mit dem Satz vom zureichenden Grunde sei verwiesen, dem Prinzip aller Wissenschaft, das uns treibt, Regeln und Gesetze auch für die Querverbindungen der Kausalreihen zu suchen, welche man selbst beim einfachsten Einzelvorgang nicht übersehen kann.

Wie wir an den Naturgesetzen bestätigt sehen werden, geht eine zusammenhängende Reihe kausaler Verbindungen nach vorwärts und rückwärts ohne Aufhören weiter; sobald es sich aber um eine Folgerung für die reale Welt handelt, die eine Überschau aller Kausalzusammenhänge voraussetzt, dann muß ein Teil der Abstraktionen zurückgenommen werden, die zur Gewinnung der kausal begründeten Gesetze nötig waren. Wenn die Kausalreihen parallel, wie Notenlinien, nebeneinander herliefen, dann würde eine Summierung von Teilwirkungen ein brauchbares Resultat ergeben. Aber schon in einem räumlich kleinen geschlossenen System deckt die Erfahrung Zusammenhänge auf, die man nicht von einem herausgenommenen Teilvorgang aus durch Verfolgung seiner Wirkungen ableiten, sondern nur vom Ganzen her erklären kann. Es zeigen sich Tendenzen, die die Richtung des Geschehens beeinflussen, ohne daß die Kausalität im Einzelnen aufgehoben wäre. Die Kreuzung und Verflechtung der Kausalfäden modifiziert die Resultate, die sich aus einseitiger Verfolgung einer Reihe ergeben würden, steht aber ihrerseits unter dem Gesetz der finalen Ursachen, die ein erfahrungsmäßig gewonnenes Resultat mit dem Gesamtgeschehen nach Regel und Gesetz verbinden. Davon wird noch später im Anschluß an die zunächst vorzunehmende Behandlung der großen Naturgesetze zu sprechen sein, an welchen das Gesetz von Ursache und Wirkung am deutlichsten offenbar wird.

Die übersichtlichste Anwendung des Kausalitätsprinzips ist bei den durch Abstraktion gewonnenen Naturgesetzen gegeben im allgemeinsten, dem Trägheitsgesetz, entdeckt von Galilei um das Jahr 1600. Im Schulbuch steht:

„Jeder Körper verharrt solange im Zustande der Ruhe oder der gleichförmigen geradlinigen Bewegung, als er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, seinen Zustand zu ändern.“ Der Philosoph drückt es so aus: „. . . daß jeder Zustand, mithin sowohl die Ruhe eines Körpers, als auch seine Bewegung jeder Art unverändert, unvermindert, unvermehrt, fort dauern und selbst die endlose Zeit hindurch anhalten müsse, wenn nicht eine Ursache hinzutritt, welche sie verändert oder aufhebt.“¹² Schopenhauer bezeichnet dies Gesetz als eines der „Korollarien“ des Gesetzes der Kausalität, das eine Erkenntnis *a priori* darstellt, „mithin . . . über allen Zweifel erhaben und keiner Ausnahme fähig“ ist. An anderer Stelle¹³ nennt er das Trägheitsgesetz die Kehrseite des Kausalitätsgesetzes: „Jede Veränderung wird durch eine Ursache herbeigeführt“, sagt das Gesetz der Kausalität —; «wo keine Ursache hinzukommt, tritt keine Veränderung ein», sagt das Gesetz der Trägheit.“

Die Fassung Schopenhauers beruht nicht auf philosophischer Voreingenommenheit, sie ist schärfer, richtiger und exakter als die übliche, die von „einwirkenden Kräften“ spricht. Denn Kraft ist nicht Ursache der Bewegung¹⁴, noch irgendeiner Veränderung, sondern diese wird durch das Eintreten eines Ereignisses verursacht. Dieses Wesentliche sollte man nicht als Adjektiv (einwirkend) dem Begriffe „Kraft“ hinzufügen, der als allgemeine Erscheinungsform dem physikalischen Geschehen zugrunde liegt und eines Vorkommnisses bedarf, um in Erscheinung zu treten. Das Naturgesetz handelt davon, daß etwas geschieht (oder nicht geschieht), wenn etwas anderes geschieht oder als gegeben angenommen wird, nicht von der Beziehung einer Kraft auf ein Ereignis. Z. B.: Ursache des Falles ist nicht die Schwere, sondern ein Vorgang, der etwa im Entfernen der Unterlage eines ruhenden, hochliegenden Körpers besteht; Ursache einer Bewegung durch willkürliche Aktion des Armes ist nicht die Muskelkraft, sondern der Vorgang der Kontraktion des Muskels usw.

Galileis Gesetz verdankt die unbeschränkte Gültigkeit seiner engen Beziehung zum Kausalitätsgesetz, die nur

vollzogen werden konnte durch Ausschaltung aller individuellen Eigenschaften und Bestrebungen der Körper¹⁵. Aus ihm entwickelten sich die mechanischen Gesetze, und es blieb der Grundstein aller physikalischen Forschung. — Es ist ein ganz außergewöhnlicher Fall, daß das allgemeinste Gesetz am Anfang einer großen Entwicklung steht.

So sehr das Trägheitsgesetz in seiner abstrakten Allgemeinheit der Vermengung mit individuellen Eigenschaften und Willensäußerungen der Körper widerstrebt, so zwingt es uns dennoch nicht zur einseitig-mechanistischen Auffassung. Im Gegenteil: es bietet ein Beispiel dafür, wie ein allgemeines Naturgesetz die Ergänzung der kausalen Betrachtung durch eine von anderem Gesichtspunkt ausgehende zuläßt, ja herausfordert. Eine Andeutung solcher Erweiterung finden wir schon in Formulierungen der Physiker; z. B. spricht *Lenard* als Trägheitsgesetz aus: „Jeder Körper hat das Bestreben, im Zustande der Ruhe oder der einmal angenommenen Bewegung fortzubeharren.“¹⁶ Noch deutlicher tritt die Verknüpfung mit dem über den Satz vom Grunde hinausgehenden „Streben“ hervor in der Definition der Trägheit, die in schlichter Form das zunächst zu Erfassende dem vollen Verständnis näherbringt: „Die Trägheit, auch Beharrungsvermögen genannt. Sie besteht darin, daß ein Körper die ihm augenblicklich eigene Geschwindigkeit beizubehalten strebt, und zwar nach Größe und Richtung. Man kann auch sagen, es ist ein Sträuben gegen Geschwindigkeitsänderung, das jedem Körper eigen ist.“

Sträuben ist Willensäußerung; wir begegnen also hier dem „Willen“ in der anorganischen Natur. Damit ist *Galileis* Tat nicht rückgängig gemacht, durch welche Sonder-eigenschaften und individuelle Willensbestrebungen aus der Mechanik entfernt wurden. Denn es handelt sich hier, beim allgemeinsten Naturgesetz, um die unterste Stufe der Objektivation des „Willens“ in Naturkräften, wie sie bei einem Körper auftritt, der Stoff und Form hat, aber, einerlei wie diese beschaffen sein mögen, gegen Veränderung Widerstand leistet, nur der Übermacht weichend und keiner Überredung

zugänglich. Wir haben an anderer Stelle bereits ausgeführt¹⁷, wie die Betrachtung des Widerstandes an die Grenze der Metaphysik führt. Während der Wille der Organismen rastlos von einer Veränderung zur andern führt, rafft er sich in der unbelebten Natur nur zu einem Veto, einem Nicht-Wollen der Veränderung auf. Einem analogen Unterschied werden wir später (Kap. V und VI) noch begegnen. Doch ist in der unbelebten Welt die Frage nach dem Warum?, die Goethe für so gefährlich erklärt, noch am richtigen Ort, da wir uns nicht im Gebiete der Metaphysik befinden — nur muß es nicht die Frage nach der kausalen Begründung sein. Der Widerstand, dessen metaphysisches Substrat der mit sich selbst entzweite „Wille“ ist, läßt sich physikalisch begründen mit der Endursache der Erhaltung des bestehenden Zustandes, dem letzten Prinzip aller finalen Ursachen.

Am Elementarbeispiel des Trägheitsgesetzes kann man die Verflechtung studieren, in welcher Kausalität (im engeren Sinne) mit dem in allen Vorgängen lebendigen „Willen“ und wiederum mit der Teleologie, der Begründung nach Endursachen, verbunden ist. — Nachdem wir uns von dem Verdachte der einseitigen Mechanistik gereinigt haben, der stets gegeben ist, wenn man von Kant ausgeht und auf die Fahne der Kausalität schwört, untersuchen wir in rascherem Fortschreiten die Entwicklung des Gesetzes von der Beharrung der Bewegung zu den umfassenderen Gesetzen der Erhaltung von Energie und Substanz, in ihrer Beziehung zum Prinzip der Kausalität.

II.

Ex nihilo nihil fit.

Lieblingsspruch von Robert Mayer.

Im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten entwickelte sich die Lehre vom Trägheitsgesetz weiter bis zum „Gesetz von der Erhaltung der Kraft“ (1842). Ausgehend von der Bewegungsenergie dehnten Descartes, Leibniz und Huygens (der Erfinder der Pendeluhr, der zuerst das Perpetuum mobile für unmöglich erklärte) den Grundsatz

der Fortwirkung auf andere Energieformen aus. Die großen Mathematiker ergänzten die theoretischen Kenntnisse durch mathematische Verarbeitung; spät erst wurde die Erkenntnis der Wärme als einer Energieform durch Rumford und Davy vorbereitet und durch Robert Mayer vollendet. Dieser bezog die Wärme in den Kreis der Energien ein und sprach zuerst das Prinzip der Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der „Kraft“ in allgemeiner Form aus¹⁸.

Wenn die Physiker die „Kraft“ als Ursache einer Geschwindigkeitsänderung bezeichnen, so haben sie es nicht mit der „ewigen Tätigkeitsform“ (Naturkraft), sondern mit dem „flüchtigen Phänomen“ (Eintritt einer Veränderung) zu tun (s. oben!). Deutlich genug wird ja ausgesprochen, daß es eine äußere Ursache ist, die man „Kraft“ nennt. Der Ausdruck erhielt sich vom unphilosophischen Newton an bis zu Helmholtz als Mittel zur Zusammenfassung der Ursachen; in der physikalischen Praxis bedeutet er das Produkt aus der Masse und der in ihr erzeugten Beschleunigung. Für die Präzision der Darstellung stellt die Einführung des Begriffes „Energie“ einen großen Fortschritt dar; einerseits ist der Begriff „Energie“ nicht so zwiespältig wie der verdächtig allgemein klingende Begriff „Kraft“, andererseits steht Energie, trotz dem großen Bezirk, den sie umspannt, der äußeren Erfahrung näher und ergibt weniger mißverständliche Formulierung. Vom Begriff der Arbeit ausgehend, die als physikalische Größe durch das Produkt von Kraft mal Weg gemessen wird und allgemein als Maß für die Vergleichung verschiedener Kraftwirkungen dient, nennt man aufgespeicherte Arbeit Energie. Diese tritt in verschiedenen Formen auf, die ineinander umgewandelt werden können. Das Gesetz, das diese Umwandlungen regelt, ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie und „besagt, daß Energie der Menge nach unveränderlich ist“ (Lenard). Seit Robert Mayer die Wärme unter die anderen Energieformen eingereiht hat, ist das Gesetz für die Lehre von der Wärme wichtig geworden und wird als „erster Hauptsatz der Thermodynamik“ bezeichnet.

Wir fügen die Fassung, die von der Thermodynamik ausgeht, hinzu als für unsere Betrachtung besonders wertvoll: „Unter der Energie eines Körpers oder Körpersystems versteht man eine Größe, welche von dem augenblicklichen physikalischen Zustand abhängt, in dem sich das System befindet. Um die Energie eines Systems in einem gegebenen Zustand durch einen bestimmten Zahlenwert ausdrücken zu können, ist aber noch die Fixierung eines gewissen «Normalzustandes» (z. B. 0° C, Atmosphärendruck) desselben Systems notwendig, welche von vornherein ganz nach Willkür erfolgen kann . . . das Prinzip der Erhaltung der Energie besagt, und zwar allgemein und ausschließlich, daß die Energie eines Körpersystems in einem gegebenen Zustand, bezogen auf einen bestimmten Normalzustand, einen ganz bestimmten Wert hat . . .“¹⁹

Diese sachlich mit der obigen übereinstimmende Definition ist darum beachtenswert, weil in derselben die Beziehung zum Kausalitätsgesetz deutlicher hervortritt. Schon der Form nach: zwei Zustände desselben Systems werden miteinander verglichen und naturgesetzlich in Verbindung gebracht. Bei beiden Gesetzen geht man so vor, daß ein Bezirk aus dem Ganzen der Beobachtung herausgenommen oder aber durch experimentell herbeigeführte Ausschaltung des nicht dazu Gehörigen abgegrenzt wird. Wohl liegt im Einzelfall eine gewisse Willkür vor, aber das Verfahren ist unbeschränkt anwendbar. Während das Kausalprinzip von der intuitiven Anwendung auf die Erzeugung der Anschauung aus den Empfindungsreizen an bis zur bewußten Aufstellung der Naturgesetze Zufall und Notwendigkeit sondert, stellt das Prinzip der Erhaltung der Energie, weniger umfassend, aber als Spezialfall im einzelnen weitergehend, eine feste, unabänderliche Maßzahl auf für alle Energieumwandlungen, die von einem bestimmten Vorgang aus möglich sind.

Die Naturkraft ist unveränderlich und keiner Berechnung zugänglich; sobald sie aber in Raum und Zeit eintritt, unterliegt sie dem *principium individuationis*, den Normen von Maß und Zahl. Daher ist es möglich, jeden

aus dem genannten physikalischen Geschehen herausgenommen und für sich betrachteten Vorgang zu berechnen. Wenn wir ihn aber weiter verfolgen durch alle realisierbaren Veränderungen, bei denen keine Vermehrung oder Verminderung durch andere Energiewirkungen, die mit dem ersten Zustand nicht in Verbindung standen, wenn wir also ein „abgeschlossenes System“ (wie es der Physiker nennt) in der zeitlichen Folge seiner Veränderungen untersuchen, so finden wir, daß die Meßzahl der zugehörigen Energie dieselbe bleibt, und sehen in dieser Konstanz die Unveränderlichkeit der Naturkraft sich spiegeln. Die beobachteten Veränderungen aber unterliegen dem Kausalitätsgesetz, zu welchem ihr Endresultat, die Energiekonstanz, in analoger, wenn auch entfernterer Beziehung steht, wie zum Trägheitsgesetz. Denn wie dieses, als Spezialfall des Kausalitätsgesetzes, uns anhält, nach der Ursache einer eintretenden Veränderung zu suchen, so fordert das Gesetz von der Erhaltung der Energie, der vorhergehenden Energieäußerung nachzuspüren, auch wenn eine Verwandlung stattgefunden hat und der bewirkende Vorgang zunächst verborgen ist. In der Richtung auf das Kommende aber sagt das Trägheitsgesetz unaufhörliche Fortdauer der einmal eingeschlagenen Bewegung voraus, das Energiegesetz ununterbrochene Fortsetzung der Kraftwirkung in den verschiedensten Gestalten der Umwandlung, bei denen die Form wechselt, aber die Größe der einmal gegebenen Energie konstant bleibt und in den mannigfaltigen Äußerungen äquivalent ist. Galileis Trägheitsgesetz erledigte die in der Antike und im Mittelalter herrschende Ansicht, es sei im Wesen der Bewegung gelegen, zur Ruhe zu kommen. Die Endlosigkeit der Kausalkette gewährleistet die unaufhörliche Fortsetzung einer einmal geschehenen Energiewirkung und ihr ewiges Weiterwirken, und wird hinwiederum durch die Gleichheit der Energiemenge gestützt. Denn eine nach und nach schwächer werdende Einwirkung würde zur Ruhe kommen, d. h. Energie würde zu Nichts werden.

Hiermit ist zugleich die Erkenntnis verbunden, daß der Akt des Eintretens einer Naturkraftwirkung keine Neu-

schöpfung von Energie bedeutet, er geht nicht nach dem Nichts und kommt nicht aus dem Nichts; die einfachste Formel des Energieprinzips ist wohlbegründet: Die Energie des Weltalls ist konstant. Dies mochte lange verborgen bleiben, weil die Übersicht über ein physikalisches System dadurch erschwert wird, daß das praktisch gegebene System Glieder enthält, die in wenig sichtbarer Form Arbeit aufspeichert enthalten. Besonders trifft das auf den chemischen Energievorrat der Körper zu, auf welchen das Trägheitsgesetz, das bei Bewegungsvorgängen so übersichtlich ist, erst spät angewandt wurde. Der Naturwissenschaftler kennt kein neues Entstehen von Energie; wie er bei jeder Veränderung nach der Ursache fragt, bei jeder Trägheitswirkung nach dem ursprünglichen Eintreten eines neuen Vorgangs sucht, so wird er bei scheinbaren Abweichungen vom Energiegesetz nach latenten Energien fragen und die Untersuchung des Systems nach rückwärts erweitern und korrigieren. Gerade so handelt er ja, wenn Substanz verschwunden zu sein scheint, in der Überzeugung, sie müsse irgendwo vorhanden sein. —

Hiermit haben wir eigentlich das Gesetz von der Beharrlichkeit der Substanz schon ausgesprochen. Wenn wir nun noch die einfache Formulierung dieses Gesetzes hinzufügen: „Die Substanz beharrt: d. h. sie kann nicht entstehen, noch vergehn, mithin das in der Welt vorhandene Quantum derselben nie vermehrt, noch vermindert werden“²⁰, dann haben wir dieses schon lange bekannte Gesetz genügend gekennzeichnet. Aus der Nebeneinanderstellung mit dem summarischen Ausdruck des Energiegesetzes: „Die Energiemenge der Welt ist konstant“, ergibt sich die weitgehende Analogie beider Gesetze. Nachdem Schopenhauers aufgeregte Verteidigung, die sogar zu Verbal-Injurien führte²¹, und die triumphierende Propaganda Haeckels, der das Substanzgesetz gern mit seinem Namen in Verbindung gebracht sah, verklungen sind, führt das Gesetz ein bescheideneres Dasein in den großen Lehrbüchern als Anhängsel an das Energieerhaltungsgesetz. Es wird auch das Gesetz der Erhaltung der Masse genannt,

die allzu eifertig mit Materie gleichgesetzt wird. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der stofflichen Umsetzungen für unsere Betrachtung sei über Materie, Stoff, Masse und Energie folgendes gesagt:

Materie, rein philosophisch betrachtet, ist das Substrat aller Veränderungen, das, was wir als bleibend annehmen trotz allem Wechsel der Form und der Stoffwandlungen. Sie liegt außerhalb von Entstehen und Vergehen, wie die Naturkräfte, und unterliegt keiner Veränderung. Für die physikalische Betrachtung kommt sie nur als Stoff, eingegangen in Raum und Zeit und mit Form und Qualität behaftet, in Frage. Ihre früher für eigentümlich angesehene Eigenschaft, daß sie Masse (Trägheitswiderstand) hat, kommt auch, wie wir seit Hasenöhr²² wissen, der Energie zu. Vorerst müssen wir zwischen der Masse, die nur während der Bewegung, z. B. eines Lichtstrahles, sich wirksam zeigt, und der „Ruhemasse“, die mit den Körpern verbunden ist und im gleichen Sinne wirkt, unterscheiden. Masse ist also beiden, dem Stoff und der Energie, gemeinsam, ob aber Materie mit Masse identisch oder ihre Erklärung völlig in der der Energie aufgehen kann, das kann noch nicht beantwortet werden, weil die von der Wissenschaft gelegte Grundlage noch nicht breit genug ist. Freilich ist es ein großer Gedanke, die Zurückführung der Materie auf Kräfte, die schon Kant angedeutet hat, auf den neuen Forschungen aufbauend durchzuführen und Materie als besondere, starke Energieverdichtung darzustellen, aber das Energiegesetz ist von diesen „noch im Werden begriffenen Erkenntnissen unabhängig“ (Lenard).

Große Physiker erzählen auch nichts von so „interessanten“ Dingen wie der Verwandlung von Materie in Energie, einem romantischen Traum, der eine Zeitlang soviel besprochen wurde. Auch die näher an den Erfahrungen stehende Verwandlung von „Masse“ in „Energie“ darf man nicht als physikalisch bewiesen ansehen. Übersetzt in die Sprache der physikalischen Definitionen würde das bedeuten: Verwandlung des „Maßes der Trägheit“ in „aufgespeicherte Arbeit“ oder „Arbeitsfähigkeit“. Man sieht, die

Physiker reden oft philosophische Sätze, ohne es zu merken. — Die Formel $E = m/c^2$ bedeutet nur, daß die Größe der Energie zu der der Masse in rechnermäßiger Beziehung steht. Man kann aber z. B. bei dem altbekannten Ohmschen Gesetz die (nötige) Spannung aus gegebener Strommenge (Ampère) und Widerstand (Ohm) wohl berechnen, aber nicht physikalisch herstellen. Wenn Spannung und Widerstand durch entsprechende Vorrichtungen gegeben sind, entsteht die Stromstärke, die aus der Formel $J = E/W$ berechenbar ist, dagegen sind die mathematisch gleichwertigen Umformungen nur für Berechnung tauglich und stellen keinen physikalisch realisierbaren Vorgang dar.

Wenn nun auch die physikalische Bearbeitung der Beziehungen zwischen Materie und Naturkraft, zwischen Masse und Energie noch nicht zu Ende gediehen ist, so sind doch die bereits bekannten Zusammenhänge genügend, um die beiden Erhaltungsgesetze zu verknüpfen. Dies ist die überaus einfache Verbindung: Materie ist uns nur durch Energiewirkungen bekannt, und Veränderungen des Stoffes sind mit energetischen Vorgängen untrennbar verbunden. Mithin ist die Analogie beider Gesetze nicht rein äußerlich — Substanz bleibt und verwandelt sich nur in andere Substanz —, Energie bleibt und verwandelt sich in andere Energieform.

Die Untrennbarkeit von Materie und Energie wird bewiesen durch jene erstaunliche Entdeckung, daß es einen absoluten Nullpunkt der Temperatur gibt, der so nahe an der Leistungsmöglichkeit unserer Apparate liegt, daß wir ihm schon recht nahe gekommen sind. Entstanden ist dieser Begriff durch eine Extrapolation aus zwei Kurven, die sich mit abnehmender Temperatur nähern und bei — 273° C schneiden. Dieser Punkt liegt viel näher der normalen Temperatur der lebenden Organismen, als hohe Temperaturen, die man bis zu 3000° (Glühlampe) herstellen und bis zu 20 000° an Fixsternoberflächen berechnen kann (im Innern müssen höhere Temperaturen herrschen). Nun hat Nernst (1906) das Prinzip aufgestellt, daß es unmöglich ist, durch endliche physikalische oder chemische Prozesse den absoluten Nullpunkt zu erreichen. Mit diesem

Theorem, das man auch als den dritten Hauptsatz der Wärmetheorie bezeichnet, ist auf Grund strenger theoretisch-physikalischer Erwägungen ein wertvolles, philosophisch unanfechtbares Resultat erzielt. Denn die wirkliche Erreichung der absoluten Temperatur Null würde bedeuten, daß man die Energie völlig aus einem Körper entfernt, man hätte dann *Materie ohne Energie*, die nur als Objekt leerer Spekulation denkbar ist. Mathematische Formulierungen und Ableitungen darüber, wie sich bestimmte Veränderungen beim absoluten Nullpunkt einstellen würden, sind ebenso berechtigt, wie die Konstruktion des absoluten Nullpunkts selber, und können wertvoll für die Übersicht sein, zu behaupten aber, daß das Gesetz von der Unmöglichkeit, den absoluten Nullpunkt zu erreichen, nicht genügend erfahrungsmäßig gestützt sei, und zu hoffen, daß es doch noch gelingen werde, das heißt an Hexerei glauben. —

Wie Materie und Energie, so sind auch die entsprechenden Erhaltungsgesetze aufs engste verbunden. Daß das Gesetz von der Beharrung der Substanz eher entdeckt wurde (oder propagiert wurde), hat einen äußerlichen Grund. Es war leichter, den Wandlungen der Substanzen nachzugehen, als die Energie in ihren neuen Formen wiederzuerkennen. Vor allem war es die Wärme, die man lange als Stoff ansah, und mehr noch: gar nicht feststellte. Wenn ein Körper fiel und auf dem Boden ruhte, schien die Energie verschwunden zu sein, die Wärme, die durch den Fall entsteht, wurde übersehen oder nicht in Beziehung gesetzt. Darum ist das Verdienst Robert Mayers so groß, der die Wärme in den Kreis der Energien einreichte und mit der Beseitigung des Hindernisses einer umfassenden Betrachtung der Umwandlung der Kraftformen zugleich das Gesetz als ein Weltgesetz aufstellte. Ob jemals ein Chemiker am Substanzgesetz gezweifelt hat, soweit er praktisch arbeitete, kann dahingestellt bleiben — auch die Alchimisten versuchten nicht, das Gold aus Nichts herzustellen, sondern nur aus anderen Metallen durch Umwandlung. Die geistesgeschichtliche Bedeutung beider Erhaltungsgesetze beruht darauf, daß nunmehr jeder Naturforscher wie jeder Natur-Erfor-

scher gehalten war, jeden Vorgang bis zum Ende zu verfolgen und nicht auf halbem Wege zu ermatten. Am Ende jeder Betrachtung, die, wie schon die einfache Beobachtung eines Vorganges, von einem bestimmten Zustand eines Systems, zu einem zweiten bestimmt sich erstreckt, steht eine Substanzmenge oder eine Energiemenge, die der zuerst angenommenen äquivalent ist, d. h. mit einer gleich großen Maßzahl ausgedrückt werden kann.

Das Erhaltungsgesetz der Energie ist mithin ein weiteres „Korollarium des Kausalitätsgesetzes“, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Schopenhauer es als solches bezeichnet haben würde, wenn ihm Form und Bedeutung dieses Gesetzes zu jener Zeit bekannt geworden wäre. Aus dem Trägheitsgesetz läßt es sich noch unmittelbarer ableiten, als das Substanzgesetz. Metaphysisch läßt sich aus dem Energieerhaltungsgesetz unwiderleglich ableiten, daß Neuschaffung von Materie unmöglich ist, soweit die erkennbare Welt reicht. Denn da die Energie nicht verschwinden kann, müßte eine neugeschaffene Energie die Menge vermehren bis ins Unendliche, und das müßte schon längst geschehen sein.

Ist nun dies Gesetz ein Weltgesetz? Im Bereich der sichtbaren oder errechenbaren Welt des Physikers durchaus! Astronomie und Astrophysik liefern den Beweis; ferner gibt die Spektralanalyse die Überzeugung von der Einheitlichkeit der Stoffe im Weltall, und es ist nicht auszudenken, wie die Stoffe ohne Energie oder etwa mit Energie von anderen Eigenschaften existieren sollten. Eine zweite Frage, über die wohl kaum Streit herrscht, die wir aber doch erwähnen müssen, ist die, ob auch das Leben den Erhaltungsgesetzen unterworfen ist, ebenso „allgemein und ausschließlich“ (Planck), wie dies von der unorganischen Naturforschung gilt. Denn in den letzten Jahrzehnten ist soviel gepredigt worden von „Lebens“-Philosophie, von ganzheitlicher Biologie u. a. m., unter steter Betonung des Gegensatzes zwischen Leben und Mechanismus oder Kausalismus, so oft ist unwiderleglich nachgewiesen worden, daß aus den physikalischen Gesetzen das Leben nicht abgeleitet noch erklärt

werden kann, daß das Verhältnis der Organismen zu den Energiegesetzen besonderer Prüfung wert ist.

Da der Begriff „Leben“ für die Physik nur umschrieben werden kann und zu den physikalischen Begriffen in einem sozusagen irrationalen Verhältnis steht, müssen wir betonen, daß es sich im folgenden nur um die Äußerungen des Lebens handelt und um die Frage, ob die von Organismen ausgehenden Wirkungen außerhalb der beiden Sätze von der Erhaltung der Substanz und der Energie stehen. Diese Frage ist unbedingt zu verneinen. Den Satz, daß das Leben nicht aus den Eigenschaften einer besonderen unbelebten Substanz zu erklären, noch auch aus einem an Materie gebundenen physikalischen System als Folge abzuleiten ist, dürfen wir in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der heutigen Forscher annehmen. Die Schlußfolgerung, daß eben darum das Leben sich nicht in Energie auflösen kann, ist theoretisch unanfechtbar und stimmt mit der Erfahrung überein, welcher eine solche Umwandlung fremd ist.

Der Organismus erzeugt keine Energie, er verwandelt nur die vorhandene — er benutzt gegebene Energie zur Leistung und zur Selbsterhaltung*. Auch die Materie wird vom Organismus nicht erzeugt, es gibt nur „Stoffwechsel“; daher kann die Pflanze am Ort bleiben, weil sie auf die überall anwesende Kohlensäure der Luft angewiesen ist, während das Tier Bewegung braucht zum Aufsuchen der Stoffe.

Die Lebenskraft wird von manchen Naturforschern als Nonsens angesehen; für Vaihinger ist sie nur eine „Nominalfiktion“ = Hilfswort, zur Zusammenfassung dienend, eine bloße Abbeviatur. Da die Zahl der Fiktionen Legion ist und die Naturkräfte auch dahin eingereicht werden, so fördert diese Auffassung das Verstehen des Verhältnisses

* Der Schwerarbeiter und der Kämpfer beim Sport brauchen erhöhte Nahrungszufuhr; die Pflanze gedeiht nur, wenn sie die Energie der Sonnenstrahlung aufnehmen kann. Auch die Verausgabung geistiger Energie ist an Verwertung von außen kommender Energie gebunden: *plenus venter non studet libenter*; und Balzac, der als Poet und Franzose mit diesen Dingen Bescheid weiß, sagt: „Jeder Kuß ist ein Gedicht weniger.“

zwischen Lebenskraft und Naturkräften nicht und kann dazu führen, das Allergewisseste und am innigsten Bekannte für unwirklich zu halten. Einer puren Bequemlichkeit des Hantierens verdankt der Begriff der Lebenskraft nicht seine Entstehung. Im Gegenteil: man muß den Mut aufbringen, die Bequemlichkeit fahren zu lassen und in das schwierigste Problem der Beziehung zwischen Erscheinung und dem, was dahintersteht (Ding an sich, Wille oder welchen philosophischen Ausdruck man annehmen will), einzudringen. Hat man diese Erkenntnis erworben — soweit sie jedem erreichbar ist —, so hat man auch Einsicht gewonnen, daß die Auswirkung der Lebenskraft in Raum und Zeit der Kausalität unterworfen ist, indem sie in die Naturkräfte eingegangen ist, daß jedoch das Eintreten dieser besonderen „Kraft“ nicht gemäß dem Satze vom Grunde geschieht.

Wir sind gewohnt und berechtigt, dem, was in der Erscheinung vielgestaltiger und weitreichender wirksam sich erweist, einen höheren Rang zuzuordnen. Die Lebenskraft, von der Schopenhauer darlegt, daß sie „die Kräfte der unorganischen Natur allerdings benutzt und gebraucht, jedoch keineswegs aus ihnen besteht; so wenig wie der Schmid aus Hammer und Ambos“²³, steht über den physikalischen Kräften, entsteht nicht aus ihnen und kann nicht in dieselben verwandelt werden. Dies darf uns aber nicht veranlassen, dem Leben im Energiebereiche der Natur die Stellung eines absoluten Gewaltherrschers zuzuweisen. Wüßten wir, wie es zugeht, daß die Lebenskraft über den Naturkräften steht, näher dem Urgrund der Natur, andererseits aber in ihren Wirkungen jenen gleich- oder nachgeordnet ist, mithin die höheren Stufen von den niederen wiederum abhängig sind, dann wäre die Welt nicht so rätselhaft. Hoffen wir, daß die emsig betriebene Lebensforschung, die sich von der Subordination des Lebens unter die unorganischen Gesetze abgewendet hat, dieses Dunkel allmählich aufhellen wird.

Der Untersuchung, wie das Leben in die Wandlungen der Energie eingreift, können wir uns erst dann zuwenden, wenn wir das Energieproblem von einer neuen Seite be-

trachtet haben. Von der bisherigen, summarischen, nur die Quantität berücksichtigenden Behandlung gehen wir über zu einer differenzierenden, qualitativen, die als zweiter Hauptsatz der Wärmetheorie eine neue Epoche der Physik heraufgeführt und von Anfang an zu Schlußfolgerungen Veranlassung gegeben hat, die weit über Beobachtung und Experiment hinausführen.

III.

Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Goethe.

Bisher haben wir die Naturgesetze betrachtet, die im engsten Zusammenhang mit dem Kausalitätsgesetz stehen. Das Gesetz der Trägheit erledigte die auf mangelhaftem Durchdenken und falscher Analogie beruhende Ansicht, es sei Eigenschaft der Bewegung, zur Ruhe zu kommen, ähnlich wie die Kraft des Armes ermüdet. Hier gibt es kein Ermatten und keine Selbstermunterung, Energie wird nicht zu Nichts und kommt nicht von ungefähr, nur das Eintreten eines Vorganges, nicht seine Auswirkung, unterliegt empirischen Bedingungen, die außerhalb des Kausalitätsgesetzes stehen. Die Erhaltungsgesetze ergänzen diese Wahrheit nach der quantitativen Seite hin, Substanz und Energie, einmal zur Wirklichkeit gelangt, bleiben ewig und unterliegen weder dem Entstehen noch dem Vergehen. Jede bestimmte Veränderung behält die Möglichkeit zu weiteren äquivalenten Veränderungen; am Anfang und am Ende eines Vorganges oder einer Reihe von Vorgängen steht die gleiche Größe der Energie — was auch zwischendurch geschehen sein mag.

Wenn wir dazu übergehen, ein Gesetz, das näher an die Wirklichkeit heranreicht und tiefer in die Einzelheiten des Energieablaufes eindringt, als die abstrakteren Erhaltungsgesetze: den zweiten Hauptsatz der Wärmetheorie zu behandeln, so möchten wir den nicht physikalisch durchgebildeten Leser ermuntern, nicht scheu zu werden, und nicht mehr Schwierigkeiten zu suchen, als in dem

ungewohnten Geschäft des Hantierens mit umfangreichen Begriffen enthalten sind. Die schwere Arbeit der Physiker hat diese Erwägungen auf feste Grundlage gestellt, ihre Auswertung vereinfacht und erleichtert.

Für den ersten Hauptsatz sind alle Energieformen gleichwertig und es wird nur die bei allen Formverwandlungen die einem bestimmten Vorgang zukommende Maßzahl behandelt, im zweiten kommt jedoch ein neues Prinzip hinzu, nach welchem die Möglichkeit einer Energieverwandlung, die der erste Hauptsatz offen läßt, nicht ohne weiteres in die Wirklichkeit übersetzt werden kann. Hieraus ergibt sich eine Artverwandlung der Energie, die innerhalb des Rahmens der Erhaltungsgesetze eine Qualitätsverschiedenheit postuliert; denn beschränkte Möglichkeit der Umwandlungskombinationen gilt als weniger wertvoll. Es gibt eine Reihe von Formulierungen dieses Gesetzes, die zum Teil mit Werturteilen und Verallgemeinerungen gekoppelt sind; unsere Entwicklung geht von der Formel aus, der unbestrittenen Grundlage, zur Kritik der allgemeineren Fassungen. Vorerst die Definition²¹: Der Satz besagt: „daß in der Natur für jedes Körpersystem eine Größe existiert, welche die Eigenschaft besitzt, bei allen Veränderungen, die das System allein betreffen, entweder konstant zu bleiben (bei reversibeln Prozessen) oder an Wert zuzunehmen (bei irreversibeln Prozessen). Diese Größe heißt nach Clausius die „Entropie des Systems“.

Die reversibeln Prozesse, bei denen der Anfangszustand vollständig wiederhergestellt werden kann, bilden nur einen „idealen Grenzfall“ und kommen in der Natur nicht vor; darum werden wir diese nur soweit als nötig behandeln. Für die Gesamtübersicht kommen nur die irreversibeln Prozesse in Betracht, die auf keine Weise vollständig rückgängig gemacht werden können. Wichtig ist vor allem, daß im Gesamtverlauf auch der reversibeln Prozesse, selbst wenn sie ihren Namen mit Recht trügen, nur einen Aufenthalt in der Zunahme der Entropie, keine Umkehrung bedeuten könnten. Insofern ist die gewaltige Arbeit, welche die Physiker auf

die reversibeln Prozesse verwendet haben, für die Verfolgung des Prinzips von Interesse und gibt große Sicherheit.

Die Wärmeaufnahme eines Körpers bei bestimmter Temperatur wird mathematisch durch den Quotienten Q/T ausgedrückt (Abnahme als negative Aufnahme), wobei Q die Wärmemenge, T die (absolute) Temperatur ausdrückt. Dieser Quotient, der bei der Berechnung des Wirkungsgrades auch bei vollständig umkehrbaren Kreisvorgängen eine große Rolle spielt, kann auch für Wärmeaufnahme bei veränderlicher Temperatur benutzt werden, er wird dann als unendlich klein angesehen und mit dQ bezeichnet, die Summe wird ein Integral. Geht nun ein Körper von dem Anfangszustand a in den Endzustand b über (irreversibel), so hat die Summe einen endlichen Wert S und die Formel lautet:

$$S = \int_a^b \frac{dQ}{T};$$

S wird dann die Entropie des Körpers im Zustand b genannt, bezogen auf den Anfangszustand a , oder auch die Entropieänderung von a bis b . Daß aus dem Quotienten Q/T sich ein Weltgesetz herleiten läßt, ist eins der erstaunlichsten Resultate physikalischer Forschung. Die große Bedeutung und Allgemeingültigkeit dieses Quotienten läßt sich andeutungsweise damit begründen, daß er die Menge der Wärme (Quantität) geteilt durch das Maß der Intensität der Wärme (Qualität) darstellt. Diese Gruppierung nach Quantität und Qualität ist die allgemeinste, die man mit jeglicher Energie vornehmen kann*.

* Dem Freunde physikalischer Gedankensprünge mag die folgende Vergleichung eine Anregung bieten. Der Quotient Quantität/Intensität stellt, beim Ohmschen Gesetz berechnet, einen reziproken Widerstand dar. In analoger Betrachtung kann man die Plancksche Konstante h als reziproken Widerstand deuten. ($E = J/W$; $E/J = 1/W$;
die Quantenformel $e = h \cdot n$ umgeschrieben ergibt: $e = 1/h$; $e/n = \frac{1}{1/h}$;
s. des Verf. „Wie sind Energiequanten möglich?“²⁶ und XXIV. Jahrb. 1937, S. 50 ff. Hier liegt eine Verknüpfung weitgetrennter Gebiete verborgen, doch steckt die Metaphysik der Entropie noch in den Kinderschuhen.

Clausius, der Entdecker der Lehre von der Entropie, gab der Gesetzmäßigkeit folgenden Ausdruck: Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu. Es war damit zum ersten Male ausgesprochen, daß eine Tendenz besteht, die nicht einen jeweiligen Einzelvorgang, sondern den jeweiligen Gesamtzustand der Welt erfaßt. Die Entropien einzelner Systeme addieren sich, das geht schon aus der Entstehung der Formel hervor, in welcher die Gesamtheit der Veränderungen in eine Summe von positiven und negativen Größen zerlegt wird, die negativen Größen Q/T sind stets nur ein Teilvorgang und es bleibt eine positive Größe übrig; unter allen Umwandlungen behält die in Wärme das letzte Wort.

Die Begründung gab Clausius in dem Satz: „Wärme kann nicht von selbst aus einem kälteren in einen wärmeren Körper übergehen.“ Der Ausdruck „von selbst“ könnte stutzig machen: es geschieht ja nichts von selbst. Sogar wenn Wärme von einem wärmeren Körper in einen kälteren übergeht, tritt dieser Vorgang erst dann ein, wenn durch Annäherung die Bedingung zum Austausch erfüllt ist (Trägheitsgesetz). Doch ist es nicht nötig, über diesen ohne Hintergedanken gebrauchten Ausdruck ein Buch: Die Philosophie des „von selbst“ zu schreiben; hier, wo es sich um ein abgegrenztes System handelt, bedeutet er: ohne Einwirkung von außerhalb des Systems wirkenden Kräften. Weiterhin soll ausgedrückt werden, „daß Wärme überhaupt auf keinerlei Weise, durch keinen irgendwie gearteten Vorgang, aus einem kälteren in einen wärmeren Körper geschafft werden kann, ohne daß anderweitige Änderungen («Kompensationen») zurückbleiben“²⁵. Damit ist die Frage beantwortet, wie es zugeht, daß eine physikalische Größe grundsätzlich nur der Steigerung und nicht der Verminderung fähig ist; weil Wärme nur von höherer Temperatur auf einen Körper von niederer Temperatur übergehen kann, darum wächst die Entropie.

Mit dieser Zurückführung der Formel auf die Einseitigkeit des Wärmeaustausches ist der Anschluß an allgemeine Naturgesetzmäßigkeiten gewonnen, die auch außerhalb der

Wärmelehre gelten. Unmöglich ist es z. B., elektrische Energie von einem schwach geladenen Konduktor auf einen stärker geladenen zu übertragen; entziehen kann man sie wohl, nicht aber auf den stärker geladenen überführen. Daß die Wärmeübertragung vom kälteren Körper aus nicht vor sich geht, läßt sich anschaulich mit Hilfe der mechanischen Wärmetheorie aufzeigen. Dieser zufolge ist die Wärme Bewegung der Moleküle, solche von höherer Temperatur wird bewirkt durch schnellere Bewegung, durch größere Intensität der Molekularkräfte. Es ergibt sich ohne weiteres, daß die allseitig gerichtete schnellere Bewegung nicht von einer langsameren beeinflußt werden kann; das entspricht dem Prinzip, daß der Stärkere den Schwächeren im Kampfe überwindet. Weiterhin leuchtet ein, daß wir kein Mittel an der Hand haben, in den Verlauf dieser Molekularbewegung einzugreifen — eine polare Zerlegung der Moleküle in schneller und langsamer sich bewegende (Wärme und Kälte) von einem gegebenen Zustande aus gibt es nicht.

Hält man sich nur an den ersten Hauptsatz, so könnte man Vorgänge als wirklich ansehen, die nach dem zweiten nicht eintreten können. Ohne Widerspruch mit den Erhaltungsgesetzen würde es sein, wenn ein kälterer Körper in Berührung mit einem wärmeren seine Wärme abgäbe, also selbst kälter würde und den wärmeren heißer machte — es braucht ja nur die Gesamtenergie am Anfang und Ende gleich groß zu sein. Es muß also zu den Bedingungen, die durch die Erhaltungsgesetze gegeben sind, noch eine neue hinzukommen: die Erfüllung des Gesetzes der Einsinnigkeit der Energieübertragung von höherer zu niederer Intensität. Hierdurch sind wir auch in standgesetzt, dem zweiten Hauptsatz seine Stelle anzuweisen gegenüber dem Kausalitätsgesetz und den Erhaltungsgesetzen. Er steht im Rang etwas weiter ab als diese — also eine Stufe niedriger, wenn man will —, weil er noch durch eine dem Empirischen näherstehende Bedingung eingeschränkt ist, ähnlich wie das Gravitationsgesetz²⁷. Dieses bezieht noch ein spezielles Gesetz mit ein, das der gegen-

seitigen Anziehung der Körper, das nicht *a priori* abzuleiten ist, obgleich es als allgemeingültig angesehen werden kann. So gewichtige Gründe auch dafür sprechen, daß Gravitation eine Eigenschaft aller Energie ist*, so geht sie doch in den Kreislauf der Energieumwandlung nicht ein und das Gesetz der Gravitation steht bei dem heutigen Stande der Kenntnisse weiter ab von der systematischen Zusammenfassung der Energiewirkungen, als der zweite Hauptsatz. Sofern die Beziehungen des Gesetzes vom einsinnigen Energieablauf noch weiter aufgeklärt werden, wird man den zweiten Hauptsatz (eben noch) als Korollarium des Kausalitätsgesetzes darstellen können, ihm jedenfalls eine Stellung zwischen den Erhaltungsgesetzen und dem Gravitationsgesetz zuweisen. Vorläufig kann es nur unsere Aufgabe sein, die Beziehungen zum Kausalitätsgesetz durch folgendes Schema zu verdeutlichen:

Wenn ein neuer Zustand eines physikalischen Systems eintritt, so muß

1. (Tr.) ein Vorgang stattgefunden haben, der Ursache der Veränderung ist,
2. (I. H.) er dem zuerst gegebenen, gemessen an den Äquivalentzahlen, an Größe der Energie gleich sein,
3. (II. H.) die Größe der Entropie gegenüber der zuerst gegebenen gewachsen sein.

Über die Ableitung des Entropiesatzes aus der Formel und die Beziehung zum Wärmeaustauschgesetz geben die Lehrbücher genügend eingehende Auskunft; bezüglich der anderweitigen Formulierungen und Begründungen können wir uns kurz fassen. Wenn wir den zweiten Hauptsatz als

* Die „Schwerkraft“ ist den andern Kräften nicht koordiniert, sie geht nicht in andere über und wirkt unvermindert überallhin, durch alles durch, ohne Energiewanderung. Die Gravitation ist unlösbar mit der Masse verbunden; ihr Sitz ist in den elektromagnetischen Kraftfeldern der Strahlenenergie oder der Atome. Es gibt aber keine besonderen Kraftfelder für Gravitation, sie wird auch nicht durch elektrische oder magnetische Felder vermittelt, sondern diese Felder sind selbst das Gravitierende (Lenard). Vgl. Kap. VII, S. 240 ff.

Erfahrungssatz ansehen würden, so wäre die Arbeit bereits getan. Uns sprießt die Überzeugung von der Allgemeingültigkeit aus der engen Beziehung zum Kausalitätsgesetz, darum leiten wir ihn nicht aus Tatsachen her, wenngleich die Zurückbeziehung auf empirische Erfahrung zur unerläßlichen Prüfung der Sicherheit dient, und wir den Leistungen der Physiker die sachliche Grundlage, sowie die Möglichkeit der Zurückbeziehung auf anschauliche Erfahrung verdanken; d. h. die Physik setzt der philosophischen Betrachtung Grenzen, ebenso wie umgekehrt.

Als Tatsachen, d. h. experimentell zu bestätigende Sätze, werden angeführt (Planck): Es ist auf keinerlei Weise möglich, einen Vorgang, in welchem 1. Wärme durch Reibung entsteht — 2. ein Gas ohne äußere Arbeitsleistung und ohne äußere Wärmezufuhr, also mit konstanter Gesamtenergie ausdehnt — vollständig rückgängig zu machen. 3. läßt sich der Wärmeübergang von einem höher temperierten Körper nicht rückgängig machen, ohne daß anderweitige Veränderungen in der Natur zurückbleiben. Daraus ergibt sich ein einfacher Erfahrungssatz, aus welchem der gesamte Inhalt des II. H. sich deduzieren läßt: „Es ist unmöglich, eine periodisch funktionierende Maschine zu konstruieren, die weiter nichts bewirkt, als Hebung einer Last und Abkühlung eines Wärmereservoirs.“ Eine solche Maschine nennt man, nach einem Vorschlage Ostwalds, ein *perpetuum mobile* zweiter Art (das bekannte *perpetuum mobile* ist nach dem ersten Hauptsatz unmöglich).

Von den Formulierungen des Entropiegesetzes erwähnen wir nur drei, denen man häufig begegnet, die aber anfechtbar sind, während wir die tiefer in des Gebiet der Physik hineinführenden beiseite lassen. Die Behauptung, daß „jedesmal, wenn ein Quantum Wärme in Arbeit verwandelt wird, zugleich notwendigerweise ein anderes Quantum Wärme eine entsprechende, als Kompensation dienende Verwandlung, z. B. Übergang von höherer in tiefere Temperatur durchmachen müsse“, ist in dieser Allgemeinheit ausgesprochen unrichtig. Denn: „Läßt man ein ideales Gas sich unter Arbeitsleistung ausdehnen und verhindert man die Abkühlung

des Gases durch gleichzeitige Zuleitung von Wärme aus einem Wärmebehälter von höherer Temperatur, so behält das Gas mit seiner Temperatur zugleich auch seine Energie unverändert bei, und man kann sagen, daß durch den Prozeß die vom Reservoir abgegebene Wärme vollständig in Arbeit verwandelt worden ist, ohne daß sonst irgendwie ein Energieumsatz stattgefunden hat.“²⁸ — Der zweite Hauptsatz wird durch dieses Beispiel nicht aufgehoben, denn der skizzierte Vorgang läßt sich nicht vollständig auf den Anfangszustand zurückbringen. Wichtig für die Beurteilung des II. H. ist aber, daß es sich dabei nicht um eine Eigenschaft der Wärme, nicht um eine grundsätzliche Beziehung zwischen Wärme und Arbeit handelt, sondern um eine über den Einzelfall hinausgehende Betrachtung dessen, was weiterhin geschehen kann — wodurch der Satz von Anfang an einen philosophischen Anstrich mitbekommen hat. Leonard drückt das Richtige mit einem Worte aus: „Fortlaufende Verwandlung von Wärme in Arbeit kann nur stattfinden, wenn gleichzeitig Wärme unverwandelt von einem heißeren zu einem kälteren Körper übergeht“²⁹, und weist auf die feste Verbundenheit der Sätze von der Einseitigkeit des Wärmeübergangs, der beschränkten Verwandelbarkeit der Wärme und von der Unmöglichkeit des *perpetuum mobile* hin.

Ebenso einseitig ist es, in der Zerstreung der Energie die Bedeutung des II. H. zu suchen; denn es gibt irreversible Prozesse, deren Endzustand genau dieselben Energieformen aufweist wie der Anfangszustand³⁰, die nur deshalb vor sich gehen, weil ihnen eine Vermehrung der Entropie entspricht. — Hier ist ein Punkt, wo die Zerstreung der Materie in die Betrachtung eingeschlossen werden muß; zu sagen, „Energie strebt nach Entartung oder Zerstreung“, heißt den allgemeinen Verlauf, die Tendenz des Geschehens als Eigenschaft der Energie darstellen, was sich mit deren Definition nicht vereinigen läßt.

Richtig ist, daß in der Natur die Tendenz besteht, alle Energie in Wärme überzuführen; trotzdem darf man nicht sagen, daß der II. H. das alleinige Gesetz ist, welches die

Richtung des Energieablaufs bestimmt. Wenn auch der erste Hauptsatz gar nichts über die Richtung eines Prozesses aussagt, ist er doch nur maßgebend für die Gleichheit der Energiegröße am Anfang und am Ende eines Vorgangs, so gibt es dennoch andere Gesetzmäßigkeiten, die man zur Bestimmung der Richtung des Ablaufs hinzunehmen kann. Zur Erklärung, daß das Wasser nicht den Berg hinaufläuft, obgleich oben die gleiche Energie vorhanden ist, wie vorher unten (nur in Form potentieller Energie) — dafür braucht man den II. H. nicht zu bemühen³¹. Schon nach dem Trägheitsgesetz ist ein solcher Vorgang ausgeschlossen, da dieses verlangt, daß für die Bewegung ein besonderer (in diesem Falle der aufzuwendenden Energie gleicher) Anstoß erfolgen muß. Auch andere Prozesse treten im Rahmen des ersten Hauptsatzes in bestimmter Richtung ein (sobald eine der verschiedenen Energien ein absolutes Maximum oder Minimum besitzt), und schließlich ist das Gesetz von der Einseitigkeit des Wärmeübergangs nicht eine Folge, sondern vielmehr die Grundlage des zweiten Hauptsatzes. Wohl aber ist dieser das allgemeinste und von jeder besonderen Bedingung unabhängige Gesetz, das über die Richtung der Vorgänge Aufschluß gibt. —

Eine Formulierung, die das Verständnis der Lehre von der Vermehrung der Entropie erleichtert und ihre Anwendungsmöglichkeit erweitert hat, ist von dem genialen Physiker Boltzmann entwickelt worden. Danach ist die Entropie irgendeines natürlichen Zustandes ganz allgemein gleich dem Logarithmus der „Wahrscheinlichkeit des betreffenden Zustandes, multipliziert mit einer universellen Konstante von der Dimension einer Energie dividiert durch eine Temperatur“ (Planck). Diese Auffassung wurzelt in der kinetischen Gastheorie. Oberflächlich betrachtet, ist die Erreichung des wahrscheinlichsten Zustandes und des „Streben“ nach einem endgültigen Zustand (jeweils der größten Entropie) eine Tautologie; erst die Erweiterung der Regel von der „molekularen Unordnung“ bei der Erklärung der Wärme als kinetische Energie der Moleküle in dem Satz, „daß in der Natur alle Zustände und alle Vor-

gänge, welche zahlreiche unkontrollierbare Bestandteile enthalten, elementar ungeordnet sind“³², ergibt die Bedingung für die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die universelle Bedeutung hat, auf den ebenso allgemeingültigen zweiten Hauptsatz. In der kinetischen Gastheorie war diese Betrachtungsweise erfolgreich, und die Tendenz zur Verwandlung der Energie in Wärme findet ihren adäquaten Ausdruck in der Tendenz zur Herstellung eines völlig ungeordneten Zustandes der Moleküle, die sich als einzelne nicht verfolgen lassen, während andere durchaus kontrollierbare physikalische Systeme (z. B. eine rein periodische absolut ebene Welle) keine Entropie besitzen. Nur ungerichtetes Durcheinander schafft hier wie auch anderwärts die Vorbedingung für die Wahrscheinlichkeitsberechnung. Die Erweiterung dieser Betrachtungsweise auf die Strahlung der Wärme und die Bestimmung der absoluten Größe der Entropie hat zur Aufstellung der Quantenhypothese geführt (Planck)*. Die Zerlegung der Gesamtstrahlung in einzelne, diskrete Eigenbewegungen, beruhend auf der Annahme einzelner „Strahler“, die sich analog den Molekülen eines Gases verhalten, ermöglichte und erforderte die Annahme gesonderter Zustände, deren Unterschiede durch das Wirkungsquantum charakterisiert werden.

Die Bedeutung der Entropie für den Energieablauf ist nun genügend gekennzeichnet, doch unser Blick schweift weiter, über die Grenze des Einzelvorgangs und das was sich aus der Summierung ergibt, hinaus. Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß von Galilei an die Entwicklung der Mechanik, wie der übrigen Physik durch die Abstraktion vom Ganzen des Geschehens bedingt ist und nur durch bewußt vorsichtige Erweiterung der Anwendung des Kausalitätsprinzips zu einem festgefügtten Gebäude geworden ist. Eben darum wird nicht etwa alles Mögliche und Wirkliche

* Jedem, der dazu in der Lage ist, sei dringend empfohlen, die Entwicklung dieser Gedankenreihen, die von der populären Literatur ungenügend erfaßt ist, zu studieren³³. Hier liegt der Schlüssel zu den Geheimnissen der neueren Forschung.

damit erfaßt (welche Meinung der Fehler des mechanistischen Zeitalters war). Die physikalische Forschung verschafft uns die Gewißheit, daß die Entropie bei einem physikalischen Vorgang nicht abnimmt, höchstens (bei einem reversibeln Prozeß) gleich Null sein kann. Aber die letztere Möglichkeit ist nur eine logische Möglichkeit und tritt nicht in Erscheinung. Denn „da es tatsächlich keinen Prozeß in der Natur gibt, der nicht mit Reibung oder Wärmeleitung verbunden wäre, so sind, wenn der zweite Hauptsatz der Wärmetheorie richtig ist, sämtliche Naturprozesse in Wirklichkeit irreversibel, und die reversibeln Prozesse bilden nur einen idealen Grenzfall“ (Planck).

Das bedeutet im historischen Ablauf des Geschehens eine (rechnungsmäßig nicht faßbare) Verstärkung der Entropiezunahme. Ferner kann eine überschauende Betrachtung nicht an der in gleicher Richtung wirkenden Zerstreung der Materie vorübergehen, die oft genug erwähnt, aber mangels breiter Grundlage noch nicht durchforscht ist. Wir erwähnten schon, daß die Physik im Spezialfall darauf gestoßen wird, die Mechanik gewinnt indessen ihren Sieg nur dadurch, daß Tatsachen, die für sich betrachtet notwendig sind, ausgeschaltet werden, etwa daß ein materieller Körper durch begrenzte Bewegung von einem Ort zum andern in größere Nähe anderer Materie und damit in Beziehung zu dieser gebracht wird. Jeder chemische Vorgang steht unter dem Gesetz, daß er in Richtung der größten Entropie verläuft; daß aber durch ein solches Ereignis die Möglichkeit eines entsprechenden weiteren ausgeschaltet wird, läßt sich nur außerhalb der Formel darstellen. Grundsätzlich ist die Zerstreung der Materie anerkannt, aber die Rechnungsgröße fehlt, und vorläufig hat der Dichter ebensogut das Wort, wie der Forscher:

Vom Abhang rollt ein Stein in jedem Nu hernieder,
Von allen aber kommt zur Höhe keiner wieder.
So müssen nach und nach die Täler höher werden,
Die Berge niedriger und alles flach auf Erden . . .

(Rückert.)

Ein erschütternder Ausblick! Auch die Materie, auch

der Stoff, der Speicher gewaltiger Energiemengen, kann nicht hintenherum wieder gut machen, was die Energie bei ihrem Eintreten in die Wirklichkeit unaufhaltsam, unwiderleglich fehlt. Es waltet eine furchterregende, unendlich grausame Tendenz der Vernichtung, welche schon der Entdecker der Entropie ausgesprochen hat mit der Prophezeiung, daß die Welt dem Wärmetod entgegengeht.

In unserem Innersten sträubt sich ein Gefühl gegen diese „kalte höhnende bittere Wahrheit“, wie Dickens solche Wahrheiten nennt. Kein Wunder, daß die verwegentesten Versuche unternommen worden sind, herauszubringen, wie die Welt diesem Schicksal entgehen kann. Die Tendenz zur Zerstörung der Gesamtvorgänge in der Welt, auch der Geschehnisse in der unbelebten Welt, ist unwiderleglich — da bleibt nur die Hoffnung, eine entgegengerichtete Tendenz zu entdecken, die stark genug ist, die Zerstörung aufzuhalten. Eine kurze Übersicht mag folgen, in welcher die wichtigsten der Versuche gekennzeichnet werden, daneben werden auch Stimmen laut werden, die die völlige Hoffnungslosigkeit aller derartiger Bemühungen verkünden.

IV.

Jeder Versuch muß scheitern, den Weltprozeß als ein *perpetuum mobile* im Großen durch Oscillation des absteigenden und aufsteigenden Energieumsatzes in zwei getrennten kosmischen Systemen anzusehen, nach Art zweier Uhren, von denen die jeweilig ablaufende die andere aufzieht.

E. von Hartmann.

Unzählig sind die gegen die Ausdehnung der Lehre von der Entropiezunahme auf das Weltganze gemachten Einwendungen; teils gehen sie von allgemeinen Erwägungen aus, teils von der Hoffnung, durch eine Hintertür die Aufsammlung der brauchbaren Energie wieder in den Kreislauf einführen zu können. Wer alle Naturgesetze nur als durch Erfahrung begründet ansieht, der braucht keine besondere Anstrengung; er kann auf die Unvollständigkeit, die der Erfahrung stets anhängen wird, verweisen und die Übertragung des zweiten Hauptsatzes auf die Welt als Spekulation

abweisen. Indessen gibt es Forscher, die das Trägheitsgesetz und die Erhaltungsgesetze als unbeschränkt gültig ansehen, dagegen die Tendenz der Energieentwertung nicht bis aufs Letzte verfolgen wollen.

Besonders naheliegend ist die Schlußfolgerung, der Lehre von der Entropie komme nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit zu wegen der oben angedeuteten engen Verbindung der Auswertung der Formel mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die Entropie ist nämlich gleich der Wahrscheinlichkeit eines Zustandes, multipliziert mit einer Weltkonstante k , die man die Boltzmannsche Konstante nennt, und die Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung sind, in weitem Umfange erfolgreich auf die physikalischen Probleme, die mit der Entropie zusammenhängen, angewendet worden. — Dazu ist zu bemerken, daß bei keinem andern Problem so deutlich wie hier die Unzulänglichkeit unseres Erkenntnisvermögens zum Vorschein kommt, welche das Betreten entlegener Gebiete ohne künstliche Krücken verhindert. Weil wir nicht imstande sind, Millionen einzelner Moleküle individuell nach den Regeln der Mechanik oder Elektrodynamik zu berechnen, entsteht der Zwang zur Einteilung des Volumens in eine Anzahl kleiner, aber endlicher Elementargebiete, oder der Zerlegung der Strahlung in einzelne „Strahler“, die dann der Wahrscheinlichkeitsberechnung zugänglich sind. Auf diese Weise gelingt es uns, tiefer in die Natur einzudringen und Kenntnisse zu erwerben, die sonst unmöglich wären. Daraus aber zu schließen, daß in der Natur darum auch alles nur nach Wahrscheinlichkeit verlief, daß die Kausalität in Wirklichkeit ausgeschaltet sein könnte, das heißt den festen Boden der Wissenschaft verlassen. Die Gültigkeitsgrenzen des zweiten Hauptsatzes, die man z. B. in der „Brownischen Bewegung“, d. h. der indirekten Andeutung der Molekularbewegung im Ultramikroskop, erreicht zu haben glaubt, sind in Wahrheit Gültigkeitsgrenzen für die Anwendbarkeit der Zerlegung in kleinste Teilchen, des atomistischen Prinzips — nicht auf die Forschungsarbeit der Physik, wohl aber auf die überschauende Naturbetrachtung. Die Forscher, die

von der Methode der Zerlegung in kleinste Gebiete, seien es „materielle Punkte“ oder „diskrete Teile“ oder Elementargebiete, so großen Vorteil ziehen, vergessen leicht, daß diese Aufspaltung, so eng sie sich den Tatsachen anpassen mag, doch willkürlich und künstlich ist*. Ein Maßstab für die Allgemeingültigkeit der Naturgesetze kann aus keiner Atomistik gewonnen werden³⁴. Die Ansicht aber, daß das Prinzip der Entropievermehrung einer Ausdehnung auf die Welt widerstrebt, wird von P l a n c k widerlegt, welcher nur beanstandet, daß die Größe „Energie, oder Entropie der Welt“ gar nicht bestimmt zu definieren ist, aber den Sinn, den Clausius damit verband, erläutert: „Je umfassender ein System ist, einen desto kleineren verhältnismäßigen Fehler wird man begehen, wenn man den Satz ausspricht, daß die Entropie des Systems zunimmt . . .“

Der Anwendung des Wahrscheinlichkeitsbegriffes auf den Lauf der Welt steht grundsätzlich folgendes entgegen: Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ist nur dann anwendbar, wenn die einzelnen Größen voneinander völlig unabhängig sind. Nun sind aber die Energiewirkungen weitgehend miteinander verbunden, jedes Atom ist überall (Lenard). Hier von kann man für den Einzelvorgang abstrahieren, ähnlich wie man in der Geometrie von der Unebenheit der gezeichneten Linien absieht, für eine Totalbetrachtung darf man aber diesen grundsätzlichen Zusammenhang aller Objekte (auf welchem der Satz vom Grunde beruht) nicht außer Acht lassen. Ja, man müßte die Weltgesetze in dieser Hinsicht korrigieren, wenn darin ein Moment zu finden wäre, das den Gesetzen entgegen wäre, durch welche die Einzelvorgänge

* Es ist dem Menschen nicht gegeben, ein Ganzes durch Anpassung und Einfühlung voll zu erfassen und reproduzierbar sich zu eigen zu machen. Die ethische Betrachtung geht von der dem Reiche der Kausalität entgegengesetzten Seite aus (Kants praktische Vernunft); in der Naturwissenschaft aber muß der U m w e g beschritten werden, ein Ganzes in Teile zu zerlegen und die Beziehungen dieser Teile, gegenseitig und im bezug auf das Ganze, zu untersuchen und so den Sinn des Ganzen aufzuzeigen. Damit ist die Leistung der Zerlegung erschöpft. Darüber hinausgehende philosophische Schlüsse sind unzulässig.

geregelt werden. Etwas Derartiges ist bisher nicht gefunden worden.

Zur Rettung der Welt aus den Klauen des Entropie-
teufels hat Nernst einen Versuch unternommen durch
Aufstellung einer Vermutung, die wir seinem Wunsche ent-
sprechend als Arbeitshypothese gelten lassen wollen. Diese
Ableitung setzt die physikalische Existenz des Weltäthers
(welche die Relativitätstheorie leugnet) als eines Substrates
aller Strahlenenergiwirkungen voraus und schreibt ihm
einen Energieinhalt zu, der als Nullpunktsenergie
bezeichnet wird. In diesen Energieinhalt soll auch die durch
Strahlung in den Weltenraum zerstreute Strahlungsenergie
übergehen, er steht im Gleichgewicht mit der Energie, die
auch beim absoluten Nullpunkt der Temperatur noch im
Innern der Atome vorhanden sein soll. Zweite Bedingung
ist, daß Atome sich in Strahlung auflösen können (vorerst
noch ein Hirngespinnst). Dann muß auch, so schließt Nernst,
der umgekehrte Vorgang möglich sein, Atome sich aus der
Nullpunktsenergie zurückbilden können. Dies geschieht,
„wenn durch spontane Schwankungen der Energiedichte im
Äther an einer Stelle die Konzentration der Energie unge-
wöhnlich groß wird“³⁵. So wird ein ewiger Zyklus von Ma-
teriekonzentration und Strahlenzerstreuung möglich.

Es mag sonderbar erscheinen, daß gerade der Gelehrte,
der den Satz bewiesen hat, daß der absolute Nullpunkt
physikalisch nicht erreichbar ist und nur als speku-
lative Rechnungsgröße bewertet werden kann, der Energie
des Nullpunktes (die nach unserer oben dargelegten Ansicht
gleich Null sein würde) eine Wirkung in der Wirklichkeit
zuschreibt, die über Allem steht. Auffallend klingt das Wort
„spontan“ für den am Anfang der gedachten großen Um-
wandlung stehenden Vorgang; etwas Derartiges ist unver-
meidlich, wie unsere später versuchte Lösung des Problems
zeigen wird. Da aber dem Äther kein freier Wille zuge-
schrieben wird, so kann es nur eine zufällige Ansamm-
lung von Energie sein, womit das endlose Fortbestehen der
Welt dem Zufall anheimgegeben wird. (Eine Kraftwirkung
des Äthers von innen heraus ist anderweitig nicht bekannt.)

So macht das Ganze den Eindruck einer *ad hoc* ersonnenen Hypothese — was für eine Arbeitshypothese kein Vorwurf ist. Warten wir ab, was mit dieser Hypothese erarbeitet wird.

Spezieller und der sichtbaren, leider nicht greifbaren Welt näher ist die Hypothese des schwedischen Forschers Arrhenius, der den Raum für die Sammlung der durch Strahlung zerstreuten, machtlosen Energiesplitter zu neuen Taten in die Nebelflecke verlegt, jene zahlreichen ausgedehnten gasförmigen Himmelskörper. In diesen wird der durch den Strahlungsdruck fortgestoßene Weltenstaub gesammelt und die Energie der Strahlung absorbiert. Eingewanderte Himmelskörper sammeln (durch Gravitation) die dünne Masse der Nebelkörper und mit ihr die absorbierte Energie; es entstehen Temperaturdifferenzen, die Entropie nimmt ab. Die Uhr ist wieder aufgezogen und kann ein Stück weiter gehen.

Ohne auf die Einwendungen von physikalischer Seite einzugehen, betonen wir nur, daß auch diese Hypothese, wenngleich sie von einem gewissen Ordnungszustand der Materie ausgeht, die Wiedergenesung der abgekämpften Energie grundsätzlich dem Zufall anheimstellt. Das widerspricht einem Grundsatz, den wir (meinetwegen als „Axiom“) aufstellen: Ordnung kann nie von selber aus Unordnung entstehen. Allein durch ein allgemeines, nicht lediglich auf Einzelvorgänge gegründetes Ordnungsprinzip kann uns die umwälzende Umkehr der Enregieverwandlung in geschehensfeindliche laue Wärme annehmbar gemacht werden.

Keinerlei vereinzelter, scheinbar entgegengesetzt gerichteter Vorgang kann den Schwund der arbeitsfähigen Energie aufhalten. Auf die Unanwendbarkeit der Wahrscheinlichkeitsbetrachtung haben wir im allgemeinen schon aufmerksam gemacht; nur noch ein paar Worte über den Satz: Auch das Unwahrscheinliche muß einmal wirklich werden. Diese Ansicht wird auch in anderem Zusammenhange manchmal vertreten von Gelehrten, denen man solches nicht zutrauen sollte. Das Eintreten eines Ereignisses

muß kausal bedingt sein — die Wahrscheinlichkeitsbetrachtung kann nicht jede kausale Begründung erfassen, es müßte aber doch nachgewiesen werden, wie ein solches Ereignis des Unwahrscheinlichen möglich ist. Sonderbar nimmt sich daneben das Zugeständnis aus, daß man bei einem solchen Vorkommnis an der Richtigkeit der Beobachtung zweifeln würde. Da hat man ganz recht; denn ein physikalisches Ereignis außerhalb der Kausalität wäre uns unverständlich, unser Verstand erlaubt die Annahme nicht. An die Magie der Moleküle glauben, ist aber für den Naturwissenschaftler eine prekäre Sache. Selbst die Erläuterung durch eine allgemeine, etwa ganzheitliche Betrachtung, die über die Kausalbetrachtung hinausgeht, fehlt hier. Unbewußt liegt dabei die alte mechanistisch-materialistische Ansicht vom Zufall als dem König der Welt zugrunde, welche zu verdammen heute so billig ist, daß wir uns weiterer kräftiger Worte enthalten. — Sogar wenn wir die Möglichkeit eines automatisch in sehr langen Zeiträumen einmal eintretenden Ereignisses zugeben wollten, wäre es doch Mangel an Besonnenheit, gerade dieser Mücke das Umwerfen des Elefanten Entropievermehrung zuzutrauen. Die Sache liegt tiefer: Der Wunsch ist der Vater des Gedankens.

So menschlich verständlich ist dieser Wunsch, die Welt möchte doch nicht in ewigen Tod versinken, daß wohl nur wenige davon frei sind. Es ist ein interessantes Schauspiel, wie jeder nach seiner Weise zu diesem gewaltigen Problem Stellung nimmt. Einige haben sich der Wucht der Argumente nicht entziehen können und den Weltenuntergang als unvermeidlich angenommen. Teils mit kalter Resignation, die bis zum zynischen „Gut so“ ging. (Vielleicht fühlten sie sich von der Furcht befreit, daß alles noch einmal genau so gehen könnte.) Teils mit tiefer Verzweiflung, die bis zum Selbstmord führte. Daß dieser auf Grundlage einer Ansicht, die Welt wandle den Weg zur Selbstvernichtung, möglich ist, ersehen wir aus dem Beispiel des Philosophen Philipp Mainländer³⁶, der diese Meinung aus philosophischen Gründen sich zu eigen gemacht hatte, ohne eine physikalische Begründung zu kennen. Andere sind dadurch zu ernster Be-

sinnung, zum Zusammenraffen aller Kräfte in strenger Arbeit und Pflichterfüllung gelangt, nachdem sie aus gleichgültigem Dahinleben aufgerüttelt worden waren. Meistens wurde aber diese fernliegende Möglichkeit ohne Gemütsbewegung hingenommen, zumal der Trost, es stimme vielleicht nicht so genau, im Hintergrunde stand. Von den faden Tröstungen, die von seiten der Monisten und Energetiker verbreitet wurden, ist wohl die armseligste die, daß es noch lange dauern würde, bis diese Verringerung der Arbeitsenergie, die in der Tat geeignet ist, die Gemütlichkeit zu stören, sich unangenehm bemerkbar machen würde, viel länger als die Berechnung der Entropievermehrung zunächst ergäbe. Denn es würde alles kleiner werden und in bescheidenem Maßstabe um so länger weitergehen, schließlich aber würde auch die Aufregung geringer werden durch Gewöhnung an den reduzierten Zustand und die Menschheit gleichsam in automatisch gesteigerter Narkose dem Weltentode schmerzlos entgegengehen. Dieser Art war das Futter, das man dem aufgeklärten, populär gebildeten Spießler vorsetzte.

Erfreulicher erscheint demgegenüber eine andere Erklärung, nämlich, daß die Welt ja einen Anfang in der Zeit gehabt haben müsse (Minimum der Entropie, verliehen vom Schöpfer) und dann bis zum Maximum der Entropie ablaufen werde, bereit, aufs neue geschaffen zu werden. Dieser moderne physikotheologische Beweis steht nicht auf festere Füßen als der alte; das Dasein des Schöpfers ist ebenso wenig bewiesen, etwa wie die Behauptung der Gegenseite, daß das Leben aus Atom und Energie im Spiel der Kräfte automatisch gebildet wird.

Hie und da nimmt man an, daß in andern Teilen des Universums andere (Entropie-aufhebende) Gesetze herrschen. Eine solche Annahme hat keinen logischen Widerspruch in sich; man sollte aber solche leeren Spekulationen aus der Physik weglassen, zumal die Resultate der Astronomie und Spektralanalyse Verschiedenheiten dieser Art in keinem Falle begründen. Es wäre ein schlechter Haushalter, der von einem nie gesehenen, unbekanntem Helfer Rettung

vom unausbleiblich drohenden Ruin erwartet (Entropieabnahme in fernsten Räumen) ebenso leichtsinnig, wie einer, der auf gelegentliche Spielgewinne (unwahrscheinliche Energiesammlung bei einzelnen Molekülen im kleinsten Raum) hofft. — Kurzsichtig sind Versuche, eine Energiekonzentration aufzuweisen, etwa durch Konzentration der zerstreuten Wärmestrahlen im Brennspiegel, weil sie nur einen Ausschnitt betreffen. Man muß das physikalische System stets als Ganzes betrachten (Planck); hier ist aber die Quelle der Temperaturerhöhung stets von höherer Temperatur, als die im Brennpunkt gesammelte Energie.

Nur einen geistreichen Gedankenversuch wollen wir hier noch erwähnen, der eine gewisse Berühmtheit erlangt hat und als „Maxwells Dämon“ bis in die neuere Zeit diskutiert wurde: „Wir haben gesehen, daß die Moleküle in einem mit Luft von gleichförmiger Temperatur erfüllten Gefäße sich mit keineswegs gleichförmigen Geschwindigkeiten bewegen, wenn auch die mittlere Geschwindigkeit einer großen, willkürlich gewählten Anzahl von ihnen ziemlich genau gleichförmig ist. Denken wir uns nun, ein solches Gefäß werde in zwei Teile, A und B, geteilt, durch eine Trennungsfläche, in welcher eine kleine Öffnung ist, und daß ein Wesen, welches die einzelnen Moleküle sehen kann, diese Öffnung in der Weise öffnet und schließt, daß nur den schnell sich bewegenden Molekülen gestattet wird, von A nach B und nur den langsam sich bewegenden, von B nach A zu gelangen. Dieses Wesen ist auf solche Weise imstande, ohne Verausgabung von Arbeit die Temperatur des Teiles B zu erhöhen und diejenige des Teiles A zu erniedrigen, was mit dem zweiten Hauptsatze im Widerspruch steht.“³⁷

Dieser Gedankenversuch ist „unerlaubt“ (Lenard), weil er Vorgänge oder Eingriffe mitbenutzt, die sehr wohl denkbar, aber in gar keiner Annäherung zu verwirklichen sind. Wohl kann man aus der Molekülbewegung gesicherte Schlüsse ziehen; über Physik hinausgehend ist jedoch der Eingriff eines Wesens, das eine Tätigkeit ausübt, welche der Entdecker dieser Einrichtung nicht glaubte einem Automaten zuweisen zu dürfen.

Gerade der Verzicht auf eine völlig automatische Gegenwirkung zur Energieentwertung macht diesen Versuch eines Auswegs besonders beachtenswert und wird uns später veranlassen, darauf zurückzukommen. Clausius erwiderte stolz auf diese Einwendung: „Mein Satz gilt für eine Welt, wie sie ist, und nicht für eine gedachte Welt.“ — Es wird sich zeigen, wieweit er die Welt erfaßt hatte, „wie sie ist“.

Da die meisten Forscher und viele Philosophen zu diesem Weltproblem Stellung genommen haben, würde eine vollständige Diskussion aller Gründe für und wider zu zeitraubend sein; wir geben eine kurze Übersicht von Aussprüchen in zwangloser Auswahl.

1. Clausius (1850): Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu. Die Welt geht dem Wärmetod entgegen.
2. Robert Mayer (1869): Der Satz von der Vermehrung der Weltentropie ist „über die Erfahrung hinausgehend“ . . . Einwirkung aus fernen Welträumen möglich. „Es dürfen eben Grundsätze, die nur für ein begrenztes Tatsachengebiet bewiesen und gültig sind, nicht transzendent, d. h. über diese hinaus, angewendet werden.“
3. Helmholtz (1871): Wenn das Weltall ungestört dem Ablauf seiner physikalischen Prozesse überlassen wird, wird endlich aller Kraftvorrat in Wärme übergehen . . . dann muß vollständiger Stillstand aller Naturprozesse von jeder nur möglichen Art eintreten.
4. E. v. Hartmann (1902): Beide Hauptsätze lassen sich in einen zusammenfassen: Die Wirkungsfähigkeit der konstanten Energie nimmt ab, oder: Die Energie verschwindet nicht, aber sie geht in eine leistungsunfähige Gestalt über, oder: Die Energie behält ihre Größe, verliert aber ihren Wert . . .
5. Felix Auerbach (1902): Entwertung der Energie . . . ist unter dem Bilde der „Nach-innen-Kehrung“ verstanden . . . Ausdruck Entropie . . . Es wäre besser gewesen, nicht dem Extensitätsfaktor, sondern dem Intensitätsfaktor der Energie einen Namen zu geben, wofür sich das entsprechende Wort „Ektropie“ (Nach-außen-Kehrung) oder das deutsche Wort „Wirkungsfähigkeit“ dargeboten hätte, und für diese das Prinzip aufzustellen: Die Ektropie der Welt strebt einem Minimum zu.
- Derselbe hoffnungsvoller (1910): Das Leben aber hat sich der Kosmos geschaffen zur Gewährleistung seiner in den allgemeinen Verfall eingebetteten besonderen Entwicklung.
6. Driesch (1905): „zweiter Hauptsatz“ . . . Der eine Teil seines Inhalts ist nämlich empirisch, er handelt von der Zerstreuung der Energie . . . Der andere Teil, den wir den „wahren zweiten

Hauptsatz nennen, ist, wie der erste Hauptsatz, ein aprioristisches Schema, in welches das Gegebene gefügt wird. Er kombiniert den Kausalitätsbegriff mit dem Begriff des Verschiedenseins: „wo alles identisch ist, kann es, wenn nicht von außenher, kein Geschehen geben . . . Wie sollte die Lehre von der Entelechie nicht mit ihm harmonieren? . . .“

7. A. S. E d d i n g t o n (1931): Das praktische Maß für das Zufall-Element im Universum, das immer nur zunehmen, niemals aber abnehmen kann, heißt Entropie . . . Ich glaube, daß dem Gesetz vom ständigen Wachsen der Entropie . . . die erste Stelle unter den Naturgesetzen gebührt . . . Wer immer den Wunsch nach unendlicher Fortdauer des Weltgeschehens hegt, muß einen Feldzug gegen den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik unternehmen. Zurzeit sehe ich jedoch nichts, was einem Angriff auf den zweiten Hauptsatz irgendwie Erfolg versprechen könnte, und ich persönlich muß auch bekennen, daß ich nicht einmal sehr den Wunsch habe, den endgültigen Ablauf des Universums aufzuhalten . . .
8. J. J e a n s (1931): Die Natur liebt keine Maschinen, die ewig im Gange sind, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß ihr Weltall ein Beispiel im großen Maßstab für den von ihr verabscheuten Mechanismus liefert . . . In einer nicht unbegrenzt fernen Zeit muß so etwas wie eine „Schöpfung“ stattgefunden haben . . .
9. J. S. H a l d a n e (1932): Gerade wie ein Atom dem gänzlichen Verlust seiner inneren Aktivität, so widerstehen ganz offenkundig alle Substanzen dem gänzlichen Verlust dessen, was wir soeben als ihre chaotisch verteilte atomare oder molekulare Energie interpretiert haben . . .
10. B u t t e r s a c k (1936): Clausius hat bei allem Scharfsinn und rechnerischem Talent nur den absteigenden Ast, nur die ἀπορία, berücksichtigt, kam deshalb zu einem, jedem unverbildeten Beobachten und Denken hohnsprechenden Resultat . . .

Die Philosophen konnten sich vor Bekanntwerden des zweiten Hauptsatzes nur ganz allgemein äußern. Kant glaubt, daß im Weltall ein Mangel auf der einen Seite durch Überfluß auf der anderen Seite ausgeglichen werde. Schopenhauer ist der Ansicht, daß ein Zustand völliger Ruhe der Materie unmöglich ist, weil der stets bereite Wille den regungslosen Stoff ergreifen wird. Nietzsche, der Prediger der ewigen Wiederkunft des Gleichen, lehnt den Weltentod ab („Hätte die Welt ein Ziel, es müßte erreicht sein“). E. v. Hartmann (s. oben 4) nimmt an, daß der zweite Hauptsatz unbeschränkt gültig ist und erwartet den Weltentod. — Die verschiedenartigen Äußerungen neuerer

Philosophen, die nichts grundsätzlich von Obigem Verschiedenes bringen, werden wir gelegentlich erwähnen.

Diese Zusammenstellung³⁸ hat nicht den Zweck, eine Entscheidung des Problems nach Art einer indirekten Wahl herbeizuführen, kommt doch bei den meisten Aussprüchen sehr viel Wenn und Aber zum Vorschein; sie vermag indessen die Bedeutung und die Tiefe der Fragestellung nach der Allgemeingültigkeit des zweiten Hauptsatzes ins rechte Licht zu stellen. Interessant ist, zu sehen, wie der Glanz der aus weiten Fernen der Welterkenntnis herleuchtenden Wahrheit sich in den verschiedenen Köpfen spiegelt, und wie schon so früh die wesentlichsten Gründe und Gegenstände aufgestellt worden sind. Bemerkenswert ist ferner, wie spekulative Ideen, z. B. Maxwells „Dämon“ noch viel später einer ernsthaften Erwägung in den Kreisen der Physiker für wert gehalten wurden³⁹.

Aus allen Zeugnissen und der ganzen bisherigen Ableitung ergibt sich folgender Schluß: Innerhalb des Bereiches des physikalischen Geschehens ist der zweite Hauptsatz unwiderleglich; daran können alle Versuche, ihn mittelst einiger Einzelvorgänge zu Fall zu bringen, nichts ändern. Denn er gründet sich auf das Kausalitätsprinzip, welches durchweg in der Naturwissenschaft Geltung hat. Seine Herleitung ist weitschichtiger, als es beim Trägheitsgesetz der Fall ist, aber die Naturgesetze bleiben dem Satz vom Grunde unterworfen, soviel auch neue Grundsätze dazukommen, die empirisch gefunden sind und sich doch unwiderleglich aufdrängen, wenn auch eine lückenlose Verknüpfung beim jetzigen Stande des Wissens noch nicht möglich ist. Beim Erhaltungsgesetz kommt der Grundsatz hinzu, daß Energie oder Materie nicht aus Nichts entsteht, der nur eine andere Form des Satzes ist, daß Kausalität sich nur auf Veränderungen bezieht, beim Entropiegesetz der Grundsatz von der Richtung des Intensitätsablaufes, d. h. von der Einsinnigkeit des Austausches der Wärmeenergie vom heißen zum kalten Körper, und so geht es weiter. Immer kommen neue Wahrheiten hinzu, die zunächst sich nicht logisch aus dem Bisherigen ergeben, auf welchen aber als

auf festen Fundamenten die Behandlung der Gesetzmäßigkeiten nach dem Satze vom Grunde sich aufbaut. Soll eine so erschlossene Gesetzmäßigkeit widerlegt werden, so muß eine allgemeine, grundsätzliche Gegenargumentation erbracht werden. Auf den Zufall kann man sich nicht stützen, und eine Beziehung auf Geisterwelt und etwa die Schöpferkraft Gottes⁴⁰ fällt außerhalb einer naturphilosophischen Betrachtung.

Weder Einzelereignisse im Weltenraum, noch gelegentliche irdische Zusammenballungen vermögen dem Verfall der Energie Einhalt zu tun, zumal man berücksichtigen muß, daß derartige Vorgänge oft sehr bald eine Beschleunigung der Entropievermehrung zur Folge haben. Ein Tornado, dessen Wucht sich sammelt aus Druckdifferenzen kleinerer Intensität, eine Überschwemmung, die aus dem Zusammenströmen kleinerer Wasserläufe entspringt und anderes mehr wirkt im Endergebnis nicht gegen die Energiezerstreuung und Vermengung der Stoffe. Es ist ein schlechter Trost, daß die Energie ja nicht verlorenght, sondern rechnungsmäßig im vollen Umfange erhalten bleibt, wenn Leben zerstört und Geschehen gelähmt ist.

Die Ahnung eines bevorstehenden Untergangs ist in den Mythologien einzelner Völker zum Ausdruck gekommen; die Riesen, die den Untergang der Asen herbeiführen, die Midgardschlange, die Wasser und Erde in sich einschlingt, der Fenriswolf, der die Welt verzehrt, sind Beispiele dafür. Andere Völker freilich machen sich geringere Sorgen: die optimistischen Mohammedaner erwarten dauernden Genuß im Paradies und die noch weniger philosophisch veranlagten Nigger hoffen auf das tausendjährige Reich, die anfeuernde Hoffnung des Sklavenaufstandes (*And must be now, that the kingdom is coming and the year of jubilo*).

Aber Spekulationen dieser Art liegen dem Naturforscher fern, und schwer lastet auf ihm die Frage, ob denn alle eifrigen, auf gesundem Gefühl beruhenden Versuche vergeblich seien, das Rettungsmittel zu finden, das der elenden Seuche, die die geschehenserzeugende Energie dahinschwenden läßt, entgegenwirkt? Ohne Zweifel: ja — sofern

man lediglich die Kausalität (im engeren Sinne) geradlinig weiterverfolgt, auf welcher die Unabdingbarkeit jener zwangsläufigen Vorgänge beruht. Dann bliebe nur kalte, stoische Gleichgültigkeit in einer Angelegenheit, die jeden bewegt, oder der Mut, auch diesem Untergang gegenüber, der weniger Größe zu haben scheint, als eine Weltkatastrophe, das Selbst zu behaupten:

Si fractus illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae.

Wenden wir aber den Blick auf das wirkliche Weltgeschehen im Ganzen, so eröffnet sich uns dennoch ein Ausweg, den wir im folgenden darlegen wollen. Die damit eröffnete Aussicht wird freilich nicht alle Blümenträume reifen lassen.

V.

Sapere aude!

Wäre die Frage nach der allgemeinen Gültigkeit des Entropiegesetzes eine interne Angelegenheit der Physiker, oder ließe sie sich mit logischen Erwägungen erledigen, dann hätten wir uns und dem Leser die Mühe ersparen können, so tief in die Grundlagen einzudringen, um die Beziehungen zwischen reversibeln und irreversibeln Vorgängen, zwischen umwandlungsfähiger und gelähmter Energie zu studieren. Allein es war nötig, die Zusammenhänge zwischen den großen physikalischen Gesetzen und dem Kausalitätsprinzip, weiterhin dem Satz vom Grunde eingehender darzulegen, als es bis jetzt geschehen ist, damit bei der Lösung des Problems, die sich an der Grenze bewegt, wo das Kausalitätsgesetz zu gelten aufhört, dieses Prinzip weder ungerechterweise vom Throne gestoßen, noch ein Naturgesetz verletzt oder verbogen wird. Auf die philosophischen Erwägungen, die die Alleinherrschaft physikalisch-kausaler Begründung für alle Naturvorgänge beseitigten, brauchen wir nur kurz einzugehen.

Was Galilei begann, hat Kant zu Ende geführt: die Ausmerzung von Begründungen, die, anderen Gebieten geistiger Erfassung zugehörig, die klare Einsicht in naturwissenschaftliche Vorgänge verhinderten. Mit dieser Ab-

trennung wurden Gedankenbereiche beiseite geschoben, denen eine selbständige anderweitige Behandlung zukam, während ihre Diskussion im Rahmen des physikalischen Problems eine unzweckmäßige Ganzheitszusammenfassung darstellte. Hierdurch haben sich die Philosophen des Altertums den Weg zur physikalischen Erkenntnis verbaut, indem sie Seele und mechanischen Vorgang nicht auseinanderhielten und Gesetzmäßigkeiten aufstellten, die keine waren (z. B. Aristoteles: Der fallende Stein sucht den Ort, der ihm zukommt). Erst die Spaltung ermöglichte die Auffindung physikalischer Gesetze, trennte aber die Natur in zwei Teile. Kant fühlte die Einseitigkeit der von ihm geschaffenen mathematisch-naturwissenschaftlichen Betrachtung; er suchte und fand die Ergänzung im ethischen Bewußtsein, in der praktischen Vernunft. In irgendeiner Form waren alle nachfolgenden Philosophen bestrebt, eine Vervollständigung der Weltansicht herbeizuführen, oft durch gewaltsame Einbeziehung anderer Gedanken, oder durch Vereinheitlichung des Weltsystems unter Nichtbeachtung der bestehenden Kluft.

Für unser Vorhaben brauchen wir nicht alle solche Modifikationen zu diskutieren, es genügt die Auffassung Schopenhauers, daß die Welt außer dem, was nach dem Satze vom Grunde erkennbar ist, gleichzeitig „Wille“ ist. In diesem Begriffe stellt er die Einheit der Welt dar, die nichts ist als Objektivation des Willens, der in der toten Natur, wie in den Lebensäußerungen, einschließlich bewußter und ethischer Zielsetzung tätig ist. Diese Vereinheitlichung kann, wie jede Ganzheitsbetrachtung, in der Anwendung Verschwommenheit in der Gliederung nach sich ziehen. Wir setzen daher gelegentlich an die Stelle dieses umfassenden, leicht mißverständlichen Wortes die indische Bezeichnung „Asu“ für den unbewußten Willen, wenn es uns darauf ankommt zu betonen, daß es sich nicht um Bejahung oder Verneinung handelt⁴¹. Denn leider haben auch bedeutende Gelehrte durch die Vieldeutigkeit des Wortes sich verleiten lassen, das weltschaffende Prinzip, seine ethische Bedeutung und den Vorsatz, bei schönem Wetter spazieren zu gehen, nicht genügend auseinanderzuhalten.

Vom Standpunkt der Metaphysik aus sind die Erhaltungsgesetze von Substanz und Energie der empirische Ausdruck der Wahrheit, daß Vergehen und Entstehen auf Materie und Naturkräfte (die Objektivationen des „Asu“) keine Anwendung finden. Gehen wir weiter zum zweiten Hauptsatz, dann ergibt sich, daß dies Prinzip für die Scheidung der Energie in beliebig umwandelbare und völliger Rückverwandlung fähige (Wärme) keine Geltung hat. Die Arbeitsfähigkeit kann vernichtet werden und wird bei jedem Ereignis geringer. Eine völlige Vernichtung kann aber nicht das Ende sein; denn es liegt im Wesen des unzerstörbaren Willens, daß er Geschehen hervorbringt, das physikalisch gesehen arbeitsfähige Energie zur Voraussetzung hat. Vielmehr dürfen wir mit Schopenhauer annehmen, „daß nirgends, auf keinem Planeten oder Trabanten, die Materie in den Zustand endloser Ruhe gerathen werde; sondern die ihr inwohnenden Kräfte (d. h. der Wille, dessen bloße Sichtbarkeit sie ist) werden der eingetretenen Ruhe stets wieder ein Ende machen, stets wieder aus ihrem Schlaf erwachen, um als mechanische, physikalische, chemische, organische Kräfte ihr Spiel von Neuem zu beginnen, da sie allemal nur auf den Anlaß warten“⁴².

Hier lassen wir uns jedoch an allgemeinen Betrachtungen nicht genügen⁴³, es muß ein in der Natur tätiges und hervortretendes Prinzip gefunden werden, das ebenso grundsätzlich und unablässig wie die automatische Entropiezunahme in entgegengesetzter Richtung wirksam ist und als Naturerscheinung das Streben erkennen läßt, die Schädigung der Entropiezunahme durch Aufbau zu kompensieren. Die Naturwissenschaftler haben uns enttäuscht, denn das Suchen in nebelhafter Ferne des Weltenraumes, mit nebelhaften Vorstellungen, oder im Kleinraume der Moleküle hat nur zu geistreichen Annahmen ohne Überzeugungskraft geführt, während die positiven Ergebnisse der Forschung jeden Zweifel an der Unvermeidlichkeit der Entropiezunahme beseitigt haben.

Wir glauben, daß um uns her ein Vernichtungskampf wüthet, bei welchem uns kein blindes Geschehen von unge-

fähr, weder diesseits noch jenseits der Sterne, helfen wird. Wir sehen uns um und erblicken rettungsbringende Kämpfer in nächster Nähe und die am innigsten bekannten in uns selbst in tätiger Abwehr begriffen. Es ist das Leben, das der Entropie entgegenwirkt.

Die Sonderstellung des Lebens gegenüber dem Energieablauf war von Anfang an aus den vorsichtigen Einschränkungen der Allgemeingültigkeit des zweiten Hauptsatzes von seiten der Naturforscher ersichtlich. Schon Thomson spricht (1851) den zweiten Hauptsatz folgendermaßen aus: „Mit Hilfe unbelebter Triebkraft ist es nicht möglich, einen mechanischen Effekt damit zu erzielen, daß man einen Körper unter die Temperatur des kältesten der ihn umgebenden Gegenstände abkühlt.“ — Helmholtz (1882) äußert die Vermutung, daß in den Vorgängen innerhalb der Zelle der Entropismus Ausnahmen erfährt, verfolgt diesen Gedanken jedoch nicht weiter. — Das Verdienst, die Gegenwirkung des Lebens gegen die Folgen der Entropiezunahme deutlich gekennzeichnet zu haben, kann Felix Auerbach für sich in Anspruch nehmen. Er nennt den Gegensatz zur Entropie, den er auch im Anorganischen verwirklicht findet, „Ektropie“ und meint: „. . . man geht aller Wahrscheinlichkeit in der Annahme nicht fehl, wenn man das Leben geradezu als eine Organisation ansieht, die sich die Natur im Kampfe gegen die Entwertung der Energie geschaffen hat.“ Der Entwertungsprozeß wird in bemerkenswertem Maße aufgehalten, „und es besteht keine prinzipielle Unmöglichkeit, daß das Ektropieprinzip einmal einen entscheidenden Sieg erringen werde“.

In dieser Form hat der Gedanke von der Ektropie nur als Kuriosum Beachtung gefunden. Das hat verschiedene Gründe, die wohl im Sachlichen auf der unhaltbaren Auffassung automatischer Ektropieproduktion von seiten des Lebens und auf der Gleichstellung der Lebensäußerungen mit anorganischen Wertsteigerungsprozessen beruhen mögen. Zunächst wird in Anlehnung an die landläufige Ansicht von der Entwicklung der Organismen auf der Erde nach erfolgter Abkühlung die Entstehung des Lebens zu der schon

vorhandenen, zeitlich vorhergehenden Energie in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht. Damit wird dem Gedanken die Wucht genommen; denn das Leben ist ebenso alt wie die Energie — die Natur, die Energie und das Leben sind nicht dreierlei. Hier hat wieder einmal ein verdienstvoller Forscher drauflos philosophiert, obwohl er glauben mag, die Grenzen der Naturwissenschaft eingehalten zu haben.

Weiterhin wird die Übersicht über das Problem dadurch erschwert, daß gelegentliche Energiekonzentrationen ohne Dauerwirkung mit den vom Leben erzeugten vermischt werden. Der Kreislauf der Gewässer geht nur unter Zufuhr von Sonnenenergie vonstatten, und in jedem Jahre wird die Entropie im Endresultat vermehrt. Wenn man solche Komplexe aus dem Geschehen herauschneidet, so muß ihre zufällige und lediglich hinausschiebende Wirkung berücksichtigt und abgewogen werden.

Wohl gibt es Prinzipien, die eine durchgängige zeitliche Verlängerung des Zerstreungsprozesses zur Folge haben, sie heben aber im Einzelvorgang das Endresultat der Entropiezunahme nicht auf. Wir nennen:

Das Prinzip von d'Al e m b e r t: Ein System von Massenpunkten bewegt sich unter dem Einfluß beliebiger Kräfte und Bindungen so, daß sich stets die verlorenen Kräfte das Gleichgewicht halten, also keine Arbeit leisten.

H e r t z: Ein unter Zwang stehender Massenpunkt bewegt sich auf der kürzesten (geradesten) Bahn.

G a u ß: Ein System von Massenpunkten bewegt sich so, daß in jedem Augenblick der Zwang ein Minimum wird.

L e i b n i z und M a u p e r t u i s: Die wirklich eintretende Bewegung ist diejenige unter allen möglichen, die den kleinsten Aufwand erfordert. (Euler drückt das so aus: daß der Weg gewählt wird, auf dem die Summe der Produkte aus Wegelement und Geschwindigkeit ein Minimum wird.)

Weit bekannt ist das Prinzip von F e r m a t, das den Weg eines Lichtstrahles (z. B. die Krümmung eines Sonnenstrahles beim Eintritt aus dem dünnen Weltraum in die

dichteren Schichten der Atmosphäre) zu berechnen erlaubt: Die Summe der Produkte aus den Lichtwegen und dem jeweils den einzelnen Medien zukommenden Brechungsexponenten ist ein Minimum.

Auch das Hamiltonsche Prinzip gehört hierher.

Bemerkenswert ist, daß diese Prinzipien der finalen Begründung dienen; da die durch sie erfaßten Vorgänge gleichzeitig von Anfang bis Ende kausal begründet und berechnet werden können, stellen sie Muster einer vollendeten Ganzheitsbetrachtung im Anorganischen dar⁴⁴.

Eng daran schließen sich an die Regeln des chemischen Gleichgewichtes, mehr qualitativ, aber ebenso richtungweisend: Tritt eine Störung in einem im Gleichgewicht befindlichen System ein, so ändert sich das System in einer Richtung, die der Störung entgegenwirkt. Ferner lassen sich noch die verschiedenen Arten des Widerstandes, der Ohmsche Widerstand, der „innere“ Widerstand eines Gases gegen Druck, die galvanische Polarisierung, die Selbstinduktion, die Zersetzungsspannung und schließlich der Widerstand des Atoms gegen den Ansturm der Kräfte⁴⁵, mit diesen Regeln unter den gemeinsamen Gesichtspunkt der Erhaltung des Systems betrachten. Ganz allgemein bestimmt die Konstante c , die besagt, daß keine Geschwindigkeit, auch die des Lichtes nicht, größer sein kann als 300 000 km in der Sekunde, eine obere Grenze der Zerstreuung von Stoff und Energie, durch welche die Zeitdauer der Entropievermehrung im Geschehen eingeschränkt wird. — Für diese Regeln kann eine kausale Begründung im allgemeinen zunächst nicht gegeben werden.

Überall waltet die dem Reiche der belebten und unbelebten Natur gemeinsame letzte aller finalen Ursachen: Erhaltung des bestehenden Systems. Hinter solcher finalen Begründung steht aber die wahre *lex parsimoniae naturae*: Vermeidung jeglicher unnötigen Vermehrung der Entropie.

Die zahlreichen oben angeführten Prinzipien haben eine Regulierung, d. h. Hemmung der Energiezerstreuung zur Folge, *sub specie aeternitatis* ist jedoch die Hilfe nicht aus-

reichend. Denn jeder physikalische Vorgang tritt nur dann ein, wenn am Ende die Entropie vermehrt wird.

Mit Staunen muß uns die Betrachtung der an demselben Vorgang gleichzeitig und gegensinnig wirkenden physikalischen Prinzipien erfüllen: damit etwas geschehen kann, muß die Entropie zunehmen — sobald aber etwas geschieht, macht sich eine Gegenwirkung bemerkbar, welche den energetischen Ablauf des Geschehens hemmt. Wir sind hier einem großen Geheimnis auf der Spur, das, wie in der unbelebten, auch in der belebten Natur waltet: der Mensch lebt, um zu sterben, dennoch ist sein ganzes Leben eingestellt auf Hinauszögern des unvermeidlichen Endes. Doch müssen wir die Ausspinnung dieser weitreichenden Gedankengänge dem Leser überlassen. —

Leben ist in seinen physikalischen Äußerungen bei den Hauptsätzen unterworfen, sein Wesen besteht aber nicht in irgendeiner chemischen Zusammensetzung oder physikalischen Eigenschaft des Stoffes, es ist Organisation, wie uns die Biologen belehren. Im Spiel der Bewegungen und Kräfte fügt sich jene Konzentrierung von Stoff und Energieerhöhung zusammen, die nicht zu verstehen ist, solange man den einzelnen Vorgang heraus-schneidet und als besonderes System kausal untersucht. Hier besteht, mehr als sonst, das Ganze nicht aus der Summe seiner Teile. Aber nicht ohne Ausnahme wird durch das Leben das Resultat der Entropieminderung herbeigeführt; im Gegenteil: charakteristische Äußerungen des Lebenstriebes führen große Beschleunigung der Energieentwertung herbei. Die Natur ist leider nicht so einfach, daß sich jeweils ohne weiteres auf beiden Seiten einer Koordinate die gleiche Größe, zu Null ergänzend, finden ließe. Wir setzen die Führung und Lenkung, die zur Zerstörung von Werten durch die bewußte oder instinktive Lebenstätigkeit führt, auf eine Stufe mit der, die Entropiewachstum im Anorganischen zur Bedingung des Geschehens macht. Die gegenläufige Tendenz müssen wir aber in gesonderten Abschnitten betrachten, teils als nur verzögernd und Zeitgewinn erzielend (Grundlage der Prinzipien des

kleinsten Zwanges usw., siehe oben!), teils auftretend als gelegentliche Konzentrationserhöhung, teils als grundsätzlich sich manifestierend in der hohen und höchsten Lebentätigkeit.

Es ist eine lange Reihe vom unorganisch-physikalischen Vorgang bis zur höchsten Form der gegen Entropievermehrung gerichteten Tätigkeit des Menschen; je höher das Wesen steht, desto größer ist die Leistungsmöglichkeit, desto mehr wächst aber auch die Unsicherheit in der Anwendung der verliehenen Gaben. Wie brav und bieder verfolgt der Lichtstrahl seinen (von Fermat vorgezeichneten) Weg, alle Vergeudung vermeidend; die wirklich eintretenden Bewegungen nehmen den denkbar kleinsten Aufwand für sich in Anspruch — da gibt es keinen Tadel. Gehen wir zum Reich der Organismen über, so macht sich die Schwierigkeit bemerkbar, abzuschätzen, welche entropischen Vorgänge indirekt zum Nutzen ausschlagen können; aber schon bei den niedrigsten Organismen gibt es solche, die auf Kosten höher organisierter Lebewesen sich vermehren. Die Pflanzen, die von Luft und Mineralien leben, sind meist gutmütig und lassen als Nahrung der Tiere diese sanft werden. Bei den Tieren, die zum Teil einander verschlingen, ist die Tendenz nach beiden entgegengesetzten Richtungen hin stärker entwickelt, erst recht beim Menschen, der von der Herrschaft über die Natur je nachdem zum Heile der Welt oder zur Zerstörung geschehensvermittelnder Energie Gebrauch macht.

Wer das Leben maschinell auffaßt, für den bestehen diese Unterschiede nicht, er mag wohl „Ektropie“ als mechanisch-automatische Funktion des Lebens auffassen und die Folgen des Zerstörungstriebes der Lebewesen als Zusammentreffen ansehen, das zufällig ist, wie andere auch. Eine solche Auffassung wäre jedoch ungeeignet, ein tieferes Eindringen in das Problem zu fördern, würde auch der philosophischen Bedeutung des Unterschiedes der Aufbau- und Zerstreuungstätigkeit nicht gerecht werden.

Wir vermeiden deshalb die Bezeichnung „Ektropie“, die durch den Gebrauch zu sehr ausgeweitet ist. Für das

leitende Prinzip der energie- und stoffsammelnden (Entropie vermindern) Arbeit des Lebens wählen wir den Ausdruck: „Palintropie“ und stellen den Satz auf:

Die Palintropie hebt die Folgen der Entropie auf.

Wir sind uns dessen bewußt, wie paradox dieser Satz klingen muß: das Leben, dessen unausbleibliches Ende der Tod des Individuums ist, an welchem es erscheint, soll im Weltganzen jene Lähmung paralisieren, die zum Weltentode führt — nicht einmal das Leben als Ganzes, nur ein Teil soll die Katastrophe einer völligen Vernichtung aufzuhalten, ja zu verhindern imstande sein?

Zur Behebung dieses Zweifels, der sich auf quantitative Abschätzung der in der Welt tätigen Kräfte stützt, müssen Gründe beigebracht werden, die an die Stelle eines gemütvollen Zutrauens eine stärkere Stütze setzen und aus der „prinzipiellen Nichtunmöglichkeit“ wenigstens eine Wahrscheinlichkeit machen.

VI.

. . . Und ewig bleibt die Welt in ihrem Gleichgewicht,
Du fühle, wer sie hält, und zittre für sie nicht.

Rückert.

Dem Dichter, der uns an dem Bilde des Ausgleichs von Berg und Tal vor Augen führt, daß alles „flach auf Erden“ werden und jene Differenz verschwinden müßte, gebührt Ehrfurcht und Dank, daß er uns Mut und Hoffnung zuspricht, indem er das Gefühl einer höheren Macht anruft. Dieser sollen wir vertrauen, daß ihre Lenkung die Erhaltung der Welt mit einschließen werde. Solche fröhliche Hoffnung vermag uns zu stärken, zumal die vom Dichter nur ahnend geschaute Entwertung in den folgenden hundert Jahren durch die erweiterte Naturerkenntnis zu einem gefährdenden Gespenst geworden ist. In unserer naturphilosophischen Erörterung müssen wir allerdings das Transzendente im Hintergrunde lassen; da uns aber innerhalb der Physik die kleinen unvollkommenen automatischen Gegenwirkungen keine Aussicht auf Rettung bieten und nur man-

gelhaften Trost gewähren, folgen wir dem Winke: von der anderen Seite her das Problem zu fassen.

Dem das Ganze überschauenden Blick drängt sich ein Argument auf, nur ein Argument, aber im Wesen der Entropiezunahme begründet und unwiderleglich: Die Zeit ist unendlich — die Entropie wächst mit der Zeit —, so müßte die Entropie ihr Maximum erreicht haben und die Welt schon längst im Ozean der lauen Wärme ertrunken sein.

Die Welt besteht aber, folglich muß eine der Entropie entgegenwirkende Tätigkeit die drohende Entwertung ausgeglichen haben. Ob dies mehr oder weniger kontinuierlich geschieht, darüber sind die Meinungen geteilt; einige Forscher haben ein dem angenommenen Ende entsprechendes Beginnen der Welt postuliert, z. B. der Astronom Jeans (siehe Kap. IV, S. 213). Sein Kollege Eddington kommt ebenfalls zum Resultat eines Anfangs, ohne darin den Beweis für das Eingreifen eines Schöpfers zu sehen. Er ist der Ansicht, „daß ein einziges Aufziehen der Weltenuhr zu einer längst vergangenen Zeit eigentlich noch nicht gerade eine Beziehung zwischen Gott und seiner Welt ist, die das Gemüt befriedigt.“⁴⁸

Wie dem auch sein mag, wir vermissen bei einer derartigen Annahme jede Möglichkeit einer anschaulichen Vorstellung. Weder ein Ereignis, mit welchem die Zeit beginnt, noch ein „πρωτον χρονον“, jene gedankliche Konstruktion des Aristoteles als Einleitung einer Kausalreihe, ist begreiflich, wenn es auch mit Worten zu sagen ist. Man könne einwenden, daß die „unendliche“ Zeit ja ebenfalls nicht anschaulich vorstellbar ist, doch haben wir es hier nicht mit dem mathematisch-philosophischen Allgemeinbegriff zu tun; die Unendlichkeit steckt im „*regressus*“ (siehe oben!). So tief steckt die Kausalität in uns, daß jedesmal, wenn wir versuchen, einen Vorgang als ersten uns vorzustellen, der vorhergehende sich in unser Bewußtsein drängt und sich nicht (nach Schopenhauer) „wie ein Fiaker nach Hause schicken“ läßt, nachdem er uns an Ort und Stelle gebracht. Ebenso eindeutig ist der geschlossene Weltraum der Physik immer wieder zur Erweiterung fähig, wie schon ausgeführt,

und nur insofern unendlich. Die Anschaulichkeit der anfangslosen Welt, Zeit und Kausalreihe kommt dadurch zustande, daß wir bewußt eine Grenze ziehen, die alle beobachtbaren Einwirkungen einschließt, um ein Objekt für das Subjekt zu haben ⁴⁷.

Eddingtons Anfang der Welt ist zugestandenermaßen ein Produkt der Verlegenheit, er weiß keinen Ausweg (von der Philosophie hält er nicht viel). — Ob die Erschaffung der Welt aus Nichts ein wesentlicher Bestandteil einiger Religionen, oder nur unverbindliche Darstellung weiser, aber unwissender Verkünder ist, lassen wir dahingestellt, versuchen vielmehr, die Welt aus ihrem inneren Zusammenhang und ihren Beziehungen zum Subjekt dem Verständnis näherzubringen. Es gibt nichts, das außer ihr wäre und sie als Folge aus einem Grunde hervorgehen ließe; das Überirdische lassen wir transzendent bleiben. Die Welt ist ein geschlossenes System, will als solches sich selbst erhalten: dieses schon im Unorganischen sich schüchtern offenbarende Prinzip gilt erst recht, wenn wir die Organismen einbeziehen. *Omnis natura vult esse conservatrix sui*. Gerade das Leben, das die Physik mit vollem Rechte aus ihrer Betrachtung ausscheidet, führt das Streben nach Selbsterhaltung des gesamten Kosmos zur Vollendung. Anfang und Ende der Welt sollen wir nicht außer uns, sondern in uns suchen ⁴⁸.

Gehen wir hiervon aus, so führen tiefergehende physikalische und philosophische Erwägungen zu dem Resultat: Die Welt war immer da. Energie ist nicht mehr noch weniger geworden, sie ist konstant geblieben, die Entropie ist ebenso alt und das Leben hat ihr zu allen Zeiten entgegengewirkt.

Daß dieses Erhaltungsstreben aber erfolgreich gewesen ist, ersehen wir daraus, daß das System da ist, daß wir es erleben. In der Gegenwart haben wir die vollgültige Bestätigung, daß die Entropie die Welt noch nicht zugrunde gerichtet hat, noch auch jemals in Todesschlaf versenken wird.

Hoffnung oder gar Gewißheit gründen auf die Gegenwart? Ist diese nicht ein Grenzbegriff, eine Linie ohne

Breite, etwas, das überhaupt nicht existiert? — Doch befinden wir uns hier auf dem Punkte, wo verschiedene Rätsel des Daseins sich kreuzen. Wohl ist nach Schopenhauer die Gegenwart „der Indifferenzpunkt zwischen den beiden auseinandergehenden Richtungen der Zeit“⁴⁹ und „Jedem Vorgang unseres Lebens gehört nur auf einen Augenblick das Ist, sodann für immer das War“. Dennoch vermittelt die Gegenwart als Berührungspunkt des Objektes mit dem Subjekt das Erkennen der Außenwelt: „reale Objekte gibt es nur in der Gegenwart . . . Vergangenheit und Zukunft enthalten bloße Begriffe und Phantasmen. Empirisch aufgefaßt das Flüchtigste von Allem, stellt sie dem metaphysischen Blick, der über die Formen der empirischen Anschauung hinwegsieht, sich als das allein Beharrende dar, das *Nunc stans* der Scholastiker“ . . . „Daher hat vor der bedeutendsten Vergangenheit die unbedeutendste Gegenwart die Wirklichkeit voraus; wodurch sie zu jener sich verhält, wie Etwas zu Nichts“. — Die Betrachtung läßt sich auch auf die Tiere ausdehnen: „Wirklich ist das Leben jeder Thier-species, die Jahrtausende ihrer Existenz hindurch, gewissermaßen einem einzigen Augenblicke gleich: denn es ist bloßes Bewußtseyn der Gegenwart . . . Vergangenheit und Zukunft kommen allein beim Menschen, und zwar bloß im Begriff hinzu, werden *in abstracto* erkannt und allenfalls durch Bilder der Phantasie erläutert.“ — So bleibt das Resultat: „. . . die erfüllte Zeit, die Form der Erscheinung des Willens ist allein die Gegenwart . . .“.

Lassen wir auch den Dichter zu Wort kommen:

Was uranfänglich ist, das ist auch unanfänglich
Und Unanfängliches notwendig unvergänglich . . .

Die ew'ge Gegenwart, was ist sie? die Natur;
Ein Schein Vergangenheit, ein Schein die Zukunft nur . . .

Wo die Vergangenheit und Zukunft ist geschwunden
In Gegenwart, da hast du Ewigkeit empfunden
Wo du Vergangenheit und Zukunft hast empfunden
Als Gegenwart, da ist die Ewigkeit gefunden⁵⁰.

Seien wir also unbesorgt um den Bestand der Welt!
Für diesen gilt der Spruch, der die Unvergänglichkeit des

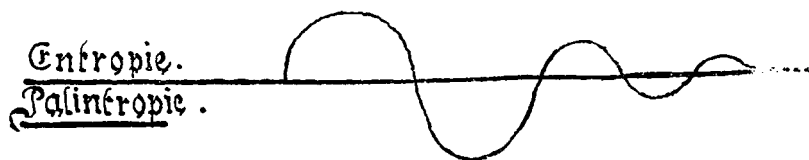
Daseins eines jeden von uns verbürgt: „Könnte er jemals nicht seyn; so wäre er schon jetzt nicht. Denn die Unendlichkeit der bereits abgelaufenen Zeit, mit der darin erschöpften Möglichkeit ihrer Vorgänge, verbürgt, daß, was existirt, nothwendig existirt.“⁵¹

Das Gleichgewicht der Welt ist keine *cura posterior*, noch eine Hoffnung auf späteren Termin, es ist jetzt und in jedem Augenblick erfüllt. In vollem Gegensatz zu Clausius stellen wir den durch Einbeziehung des organischen Lebens in den Kosmos veränderten Satz auf: Die Entropie des Weltalls ist konstant.

Nie wird es einen „Wärmetod“ der Welt geben; die Weiterführung der für die Aufstellung physikalischer Gesetze unerläßlichen Abstraktion bis zur endgültigen Aufhebung der freien Energie, der Grundlage jedes Seins und Geschehens, ist fehlerhaft. Aber die Idee eines Weltalluhrwerks steckt tief in den Köpfen, gestützt durch geologische und astronomische Teilfeststellungen, die auf das Ganze übertragen werden. Ganz und gar oberflächlich ist die Vergleichen mit Alter und Tod der Organismen. Wissen wir doch, daß eine Spezies ausstirbt, sobald die Kette von Lebewesen zu Lebewesen dieser Art abbricht. So würde ein Erlöschen des Lebens im Weltall ewigen Tod bedeuten. Aber das Leben besteht fort, wie auch der Tod unter den Organismen wüten mag, und das System „Welt“ erhält sich. Demgemäß tritt schon jetzt innerhalb des Weltganzen, sobald freie Energie entwertet ist, ein entsprechendes Maß Palintropie auf. Wie sich das für unsere Erde auswirkt, dafür hat die Phantasie freien Spielraum; ungelöst sind die Zweifel, ob unsere Nachkommen die Energie in einem Maße beherrschen werden, daß sie zur Verlängerung des Bestehens der Erde beitragen können, ob sie in der Lage sein werden, auf einen besseren Stern überzusiedeln, oder ob sie die Weiterführung des Lebenskampfes den Bewohnern der Venus überlassen müssen.

Von Art und Größe der Schwankungen, welchen die Zunahme der Entropie in den Teilgebieten örtlich und zeitlich unterliegt, können wir kein plastisches Bild, nicht

einmal eine Skizze liefern. · Trotzdem ist die Übertragung eines Gedankenganges, den Planck⁵² vom empirischen Standpunkt aus für die Gültigkeit der Erhaltungsgesetze und der Entropiezunahme entwickelt hat, auch auf unsere die Palintropie einbeziehende Betrachtung berechtigt: Bei der Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wird der „Fehler“, welchen man mit der Annahme ihrer unbedingten Gültigkeit begeht, desto kleiner, je umfassender ein System ist. Für die Forderung des Gleichgewichtes im Weltall bedeutet das: Je größer ein Bezirk, ein Teilsystem ist, desto genauer ist darin die Forderung des Ausgleichs erfüllt, desto mehr verringern sich die im einzelnen noch erkennbaren oder anzunehmenden Schwankungen. Heben wir die Gliederung durch Übergang zum Ganzen auf, so verschwinden die Abweichungen; Entropie und Palintropie halten sich die Waage, wie eine schematische Zeichnung veranschaulichen mag:



Die Größe der Abweichungen ist durch den Abstand der Kurve von der Linie des Ausgleichs charakterisiert, von links nach rechts wächst die Größe des umfaßten Bezirks bis zum Ganzen.

Ob die Entropie des Weltalls gleich Null ist, oder eine bestimmte, wenn auch nicht bestimmbare Größe hat, berührt uns hier nicht, wichtig ist nur, daß sie nicht wächst. — Das Schema darf nicht mißverstanden werden, als stelle es eine räumliche Anordnung oder einen zeitlichen Verlauf dar; es deutet nur an, wie im gleichen Augenblick in verschieden großen Bezirken, die unsere Betrachtung umfaßt, das Überwiegen der Entropie, oder der Palintropie um so geringer wird, je größer wir den Bezirk wählen. Im nächsten Augenblick ist das Bild ein anderes — nur der Endpunkt der Kurve bleibt; der Ausgleich, das Gleichgewicht der Welt im Ganzen ist unveränderlich. Hierin ist jede

Gegenwart als gleich anzusehen, ebenso wie in der Gleichheit der Summe der Energie; die wirklichen Vorgänge sind in jeder neuen Gegenwart andere. „Unruhe ist der Typus des Daseyns. In einer solchen Welt, wo keine Stabilität irgend einer Art, kein dauernder Zustand möglich, sondern Alles in rastlosem Wirbel und Wechsel begriffen ist, Alles eilt, fliegt, sich auf dem Seile, durch stetes Schreiten und Bewegen, aufrecht erhält . . .“⁵³ „Für das Individuum ist die Zeit immer neu, es fühlt sich stets neu geschaffen.“ Man vergleiche, was Huxley darüber sagt: „In jedem Teile, in jedem Augenblick ist der Zustand des Kosmos der Ausdruck eines vorübergehenden Ausgleichs streitender Kräfte“⁵⁴ — oder Rückert:

Von neuem immer frisch, von neuem immer klar
Ist Gottes großer Tag, das ew'ge Weltenjahr . . .

und Goethe sagt es eindringlich:

Und umzuschaffen das Geschaffene,
Damit sich's nicht zum Starren wafne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun . . .

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar steht's Momente still . . .

Ein einfaches Modell der stetigen Aufeinanderfolge veränderter Zustände wäre eine gerade Linie, aus dem Unendlichen kommend und ins Unendliche fortschreitend ohne Ziel, es sei denn ein transzendentes. Besser noch würde eine Linie entsprechen, wie sie ein Punkt auf dem Außenrande eines in einer Ebene geradlinig fortrollenden Rades beschreibt. Nicht angemessen wäre die Darstellung des Weltenlaufes durch einen Kreis, so beliebt auch die Vorstellung eines Kreislaufes ist, mit der man die Notwendigkeit des Wiederauflebens der Welt aus dem Wärmetod häufig begründet hat; das ist ein unerlaubtes Gedanken-spiel, bei welchem die Ableitung fehlt, wieso man berechtigt ist, Einzelvorgänge (Tag und Nacht, Jahreszeiten, wohl gar den Kreislauf der Gewässer) auf das Ganze zu übertragen. — Gar nicht reden wollen wir über jene schaudererregende Idee der „ewigen Wiederkunft des Gleichen“, die dem

großen Nietzsche zur Unzeit begegnete, um seinen Siebenmeilenschritt zum Stolpern zu bringen. Sie ist auf dem Boden der mechanistischen Naturauffassung gewachsen: beschränkte Anzahl unveränderlicher Atome, deren Kombinationsmöglichkeit zahlenmäßig beschränkt ist und zur automatischen Wiederkehr der gleichen Kombination führen muß.

Die gegenteilige Meinung, daß es in der Natur nicht zwei gleiche Dinge gebe, entsprang einem richtigen Gefühl für die unendliche Variabilität der Natur. In der Schule wurde uns erzählt, daß im größten Walde nicht zwei Blätter völlig miteinander übereinstimmen (wobei wir uns allerdings der Verwunderung erinnern, woher der Lehrer das so genau wisse). Die Erfahrung zeigt uns nie zwei identische Dinge oder Vorgänge neben- oder nacheinander (die scheinbare Identität beruht stets auf Abstraktion), und der banale Spruch, Alles sei schon dagewesen, bezieht sich auf einen geschichtlichen Vergleich, nicht auf eine Wiederholung der Wirklichkeit.

Daß es in unserer Welt keine Ruhe gibt, außer der zeitweiligen, die zur Kraftsammlung für neuen Kampf dient, erkennen wir als notwendig: wir wollen, daß etwas geschieht, jedes Geschehen kann nur vor sich gehen unter Vermehrung der Entropie, darum müssen wir dagegen angehen, das wieder einzuholen, was von selbst verlorengeht. Das wird um so schwerer, als die Sammlung von freier Energie jeweils nur einen Überschuß über die dabei unvermeidliche Zerstreuung liefern kann.

Unsere Annahme, daß die Gesamtentropie des Weltalls konstant ist, bringt eine naturphilosophisch bedeutsame Folgerung mit sich: eine absolute Zeit kann aus der Zunahme der Entropie nicht hergeleitet werden. Man hat versucht, den Fixpunkt der Zeit durch die Größe der Weltentropie festzulegen, natürlich nur theoretisch; die Größe wurde für kontinuierlich bis zum Maximum veränderlich gehalten (wenn auch nicht zahlenmäßig bestimmbar). So hoffte man die absolute Verneinung einer allgemein gültigen Zeit (durch die Relativitätstheorie) aufzuheben und den grotesken Folgerungen der Meßplattenverkürzung und

Uhrenvariabilität zu entgehen. Doch läßt sich das nur für ein Teilsystem, innerhalb dessen die Entropie wächst, annehmen, eine absolute, d. h. Weltzeitbestimmung ist unmöglich, weil die Entropie in jedem Zeitmoment für das All die gleiche bleibt. Auch hier weicht das „Absolute“ vor unserem Zugriff zurück, wie der Regenbogen, wenn man auf ihn losgeht. — Ob die Gleichzeitigkeit auf andere Weise zu bestimmen ist, etwa durch den Stand der Ausdehnung des Weltalls, wofür E d d i n g t o n eintritt, bleibe dahingestellt. Man muß abwarten, ob das gewaltige Gedankengebäude, das vorläufig auf der Deutung der Verschiebung von Spektrallinien aufgebaut ist, eine breitere Basis erhält⁵⁵.

In der erfüllten Gegenwart, die ewig wechselt, muß ein Bleibendes sein, an welchem die Veränderung vor sich geht, und Regeln müssen gelten für Art und Größe der Veränderungen. Dazu gehört außer der Konstanz des Stoffes und der Erhaltung der Energie — oder aber der Summe von Stoff und Energie, beide in gleichem Maß ausgedrückt — auch die dauernde Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes zwischen Entropie und ihrer Gegenwirkung, der Palintropie. Mag diese Annahme zunächst auch fremdartig anmuten, so wird sie doch gestützt durch ihre Einfachheit: sie enthebt uns der schwierigen Beantwortung der Frage, worin denn das Überwiegen der einen oder anderen Tendenz begründet sein würde, und wie wir uns insbesondere eine Welt vorstellen könnten, bei welcher die Energiesammlung überwiegt, was wir doch nur in Einzelabschnitten denken können; schließlich fällt die Begründung des Wechsels, des Übergangs von einem Zustand zum entgegengesetzten andern weg, an welcher die Darstellungsversuche einer Wendung des Weltgeschehens bisher gescheitert sind. Wir dürfen auch das nicht aus dem Auge verlieren, daß die Erfahrung uns Entropievermehrung und -verminderung nur in inniger Verflechtung zeigt, daß Organisches und Unorganisches nur aufs engste miteinander verbunden vorkommen. Allein das Unbelebte sehen wir getrennt von der Welt der Organismen; darum hat sich die Lehre von der Energieentwertung in der Physik, die von der Abstraktion lebt, ent-

wickelt und ist in raschem Laufe vorgestoßen, bis sie am Grenzpfosten des Wärmetodes angerannt ist.

Sobald wir den organischen Kosmos in die Betrachtung einbeziehen, wird eine Ergänzung und Korrektur der Schlußfolgerungen erfordert, die aus der so erfolgreichen (s. Kap. III, S. 201) Anwendung der Wahrscheinlichkeitsbetrachtung gezogen werden. Zwar ist diese auch auf Organismen ausgedehnt worden, doch nur unter Ausschalten des Eigenlebens der Organismen (Lebensversicherung). Sie ist nur insoweit berechtigt, als die lebenden Wesen an die Gesetze der anorganischen Natur gebunden sind. Der Satz, daß die ungeordnete Bewegung wahrscheinlich ist, kann auf die Organismen nicht angewendet werden.

In der Physik ist das Vorwärtsschreiten von einem geordneten Zustand zum weniger geordneten Bedingung jeglichen Geschehens. Dabei wird nicht endlos gefragt, wo die Ordnung herkommt, die wird vorausgesetzt; man geht von einem teilweise geordneten Zustand aus und stellt fest, daß bei der zweiten (oder letzten) Veränderung die Ordnung abnimmt, die in dem herausgegriffenen Anfangszustand gegeben war.

Dagegen ist bei der Tätigkeit der Organismen die Ordnung, die Organisation das Wesentliche; das Leben „beherrscht“ den Verlauf des Geschehens und lenkt die stofflichen und energetischen Vorgänge in Bahnen⁵⁶, die vom Atom aus gesehen unwahrscheinlich sind und unmöglich erscheinen. Für den lebendigen Organismus ist der ungeordnete Zustand nicht wahrscheinlich. Kommt es einmal so weit, daß Unordnung wahrscheinlich wird, dann ist das Leben erloschen und die Folgen der Entropievermehrung, des Strebens nach Auflösung der Ordnung werden voll wirksam.

In der Biologie häufen sich die mechanisch-atomistischen Unwahrscheinlichkeiten, stehen aber untereinander in Verbindung, und es ist die wesentliche Aufgabe der neueren, durch die Ganzheitsbetrachtung auf höhere Stufe gehobenen Biologie, diese Beziehungen und ihre Auswirkungen auf die Gesetze der Lebenstätigkeit zu ermitteln. Diese Art von

Unwahrscheinlichkeiten darf mit denen der Physik, der kinetischen Gastheorie usw., nicht gleichgesetzt werden. Wohin man gelangt, wenn man das übersieht, wollen wir an zwei Beispielen zeigen.

Das erste ist das „Ziegelsteinwunder“⁵⁷. Ein Gelehrter hat, so exakt wie es nur möglich ist, berechnet, daß einem geduldig harrenden Maurer im dritten Stock eines Bauwerks schließlich und endlich im Verlauf von zehn hoch (zehn hoch zehn) Jahren (eins mit 10 Milliarden Nullen) einmal ein Ziegelstein vom Erdboden in die Hand fliegen könne. Dies ist nun ganz ernsthaft gemeint. Das zweite Beispiel stammt von Eddington, dem das Lächerliche an solchen Prophezeiungen nicht entgangen ist (man könnte es das „Eiskochen“ nennen)⁵⁸. Mit köstlicher Ironie schreibt er: „Wenn wir einen Kessel mit Wasser aufs Feuer stellen, besteht eine leise Möglichkeit, daß das Wasser gefriert. Denn die physikalische Theorie der Wärmeströmung zeigt, daß zwar eine sehr große Wahrscheinlichkeit besteht, daß die Wärme vom Feuer zum Kessel fließt, aber auch eine winzig kleine Möglichkeit, daß sie umgekehrt fließt. Wenn ein Mensch lange genug fortfährt, Kessel auf das Feuer zu setzen, wird diese Möglichkeit eines Tages einmal wirklich werden, und der betreffende Mensch wird zu seinem Staunen ein Stück Eis in seinem Kessel finden. Aber mir wird das nicht passieren . . .“ Er führt dann des weiteren aus, inwiefern „der Beweis ein Loch hat“, daß ein solches Zusammentreffen eintreten kann oder gar muß.

Wir würden diese Grotesken ganz beiseite gelassen haben, wenn nicht ernsthaft zu nehmende Gelehrte den Standpunkt vertreten hätten, daß es innerhalb eines hinlänglich langen Zeitraumes mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß die Atome eines Holzklotzes bei ihren schnellen unregelmäßigen Bewegungen zufällig einmal gerade alle nach oben fliegen. — Die Frage, ob das Unwahrscheinliche zufällig einmal geschehen muß, ist für die Auffassung des Determinismus, wie auch für unser Thema von großer Bedeutung. Diese Unwahrscheinlichkeit ist wohl zu unterscheiden von der auf Grund der Bestimmung wirklich

erwiesener Fälle errechneten, ebensosehr auch von der relativen, vom atomistischen Standpunkt aus gesehenen Unwahrscheinlichkeit der Lebensvorgänge. Die Statistik, die aus beobachteten Fällen nach mathematischem Schema entwickelt wird, stellt Regeln auf, nach welchen das Unwahrscheinliche ausgeschieden wird; die Unwahrscheinlichkeit der Molekularphysik beruht auf der Wahrscheinlichkeit der molekularen Unordnung; in der Biologie wird das physikalisch Unwahrscheinliche, das auf der in der Organisation des Lebens waltenden Ordnung beruht, in den Vordergrund gestellt.

Daraus geht hervor, daß Biologie und Physik nicht aus einem gemeinsamen Prinzip abzuleiten sind; weder kann die Biologie aus der Molekularphysik entwickelt werden, noch die Physik (wie es Haldane u. a. möchten⁵⁹) eine Unterabteilung der Biologie werden. Die Erscheinungsformen und Äußerungen des Lebens unterliegen als Einzelobjekte den physikalischen Gesetzen — bei diesen regiert die Wahrscheinlichkeit der Unordnung. Aber erst seit die Biologie in und an diesen Manifestationen die Eigengesetzlichkeiten des Lebendigen, welche vom Streben nach Ordnung beherrscht sind, zum Angelpunkt der Forschung gemacht hat, ist sie zum Range einer selbständigen Wissenschaft aufgerückt⁶⁰.

Das Prinzip der molekularen Unordnung ist ein Gegenstück zum Trägheitsgesetz. Während dieses feststellt, daß eine Bewegung ungeändert fort dauert, sofern nicht ein Hindernis oder Anstoß von außen kommt, so besagt die Wahrscheinlichkeit der molekularen Unordnung, daß die Molekularbewegung ohne bestimmtes Ziel und ohne Bevorzugung einer besonderen Richtung vor sich geht. Infolgedessen wird die Bewegung der Moleküle unregelmäßig und ihr Zusammenspiel vom Zufall abhängig. Das Eintreten einer Ordnung müßte kausal begründet werden. Bei den angeführten „Wundern“ fehlt diese Begründung, sinnlose automatische Kombination kann sie nicht ersetzen; schlimmer noch ist, daß diese Wunder der Erfahrung widersprechen. Die Moleküle sind nicht gewachsen, sondern lediglich konstruiert, die Berechtigung, mit ihnen gedanklich zu han-

tieren, geht nur so weit, als die Resultate durch die Erfahrung sich bewähren. Es berührt eigentümlich, wenn Gelehrte, die alle Gesetze, sogar das Kausalprinzip, aus der Erfahrung ableiten, bei einer solchen Prophezeiung die Erfahrung so ganz außer Acht lassen. An dieser Ausschaltung ändert auch die Flucht in die „Multillionen“ (dieses Wort hat Eddington für die Zahlen mit unglaublich vielen Nullen geprägt) nichts Wesentliches, das Wunder bleibt leere Spekulation.

Auch wir haben aus der Unendlichkeit der vergangenen Zeit abgeleitet, daß alle Möglichkeiten der Auswirkung der großen allgemeinen Gesetze erfüllt sind, und — da wir da sind — die Entropie nicht dauernd wachsen kann, aber wir haben die Erfahrung für uns, daß die großen Gesetze sich zu allen Zeiten bewährt haben. Wenn wir die Gegenwirkung zur Entropie bewußt aus der Unwahrscheinlichkeit der Ordnung herleiten, die im Gegensatz steht zur Wahrscheinlichkeit der Unordnung im Unorganischen, so bedürfen wir keiner Jahrtausenden bis zum Eintreten eines solchen Ereignisses; nein, täglich und stündlich können wir im Wirken der Lebenstätigkeit solche physikalisch unwahrscheinlichen Vorgänge beobachten. Die biologisch wahrscheinlichen Vorgänge (etwa, daß ein Lebewesen zu wachsen, sich zu erhalten usw. strebt) lassen sich freilich nicht in zahllose kleinste, als gleich zu behandelnde Teilchen zerlegen, die einer Wahrscheinlichkeitsberechnung zugänglich wären. Weiterhin wird eine Berechnung dadurch erschwert, daß es viel leichter ist, beim unorganischen Vorgang, selbst wenn er an einem Organismus untersucht wird, vom Leben zu abstrahieren, als bei einem Lebensvorgang vom Unbelebten. Es kommt noch dazu, daß wir auf die Lebensäußerungen in anderen Teilen der Welt nur indirekt schließen können, und daß derartige Annahmen noch viel unsicherer sind, als die astronomisch-physikalischen Forschungsergebnisse. — Eine das Ganze zusammenfassende Betrachtung könnte uns dem Ziele einer Abschätzung näher bringen, aber für eine vollendete Ganzheitsbetrachtung ist die Lebensforschung noch nicht genügend entwickelt.

In dieser Verlegenheit bleibt nur übrig, zu versuchen, das Verhältnis der energetischen Leistung der Organismen zu der anscheinend so überwältigenden Macht der Energieentwertung toter Massen an Beispielen zu erläutern und die Möglichkeit der Überwindung des unorganischen Schreckensregimentes glaubhaft zu machen.

VII.

Die Natur . . . setzt dem Gestaltlosen ein gestaltetes
Leben entgegen. Goethe.

Nur zaghaft und mit einschränkenden Vorbehalten ist man bisher daran gegangen, die Gegenwirkung der Organismen gegen die Gefahr der Energieentwertung zu diskutieren. Erscheint uns doch alles Lebendige machtlos gegen die rohen Naturkräfte, die mit sengender Hitze oder tötender Kälte, mit Hagel und Sturm, Wasserfluten und Erdbeben Vernichtung drohen, gegen die wir uns soeben noch erhalten können. Daß die aufbauende Tätigkeit der Lebewesen soviel freie Energie erzeugen könne, um standzuhalten und ein Gleichgewicht zwischen Zerstreung und Sammlung von Energie und Stoff herbeizuführen, diese Hoffnung wird selten geteilt. Eddington sagt z. B.: „Es ist augenscheinlich, daß die von unserer bewußten Absicht hervorgebrachte Ordnung (nach physikalischem Maße gemessen) sehr klein ist verglichen mit derjenigen, die wir beim Essen und Atmen verbrauchen, so daß wir im ganzen genommen nicht gegen den Strom der wachsenden Unordnung schwimmen.“⁶¹ Hier werden zwei Energiemengen verglichen, von denen die eine leicht faßbar, und berechenbar ist, während die andere, die „Ordnung“, in ihrer Wirkung weit in Vergangenheit und Zukunft reicht und sehr unübersichtlich ist. Hüten müssen wir uns vor allem davor, die imponierenden und erschreckenden Möglichkeiten von Katastrophen dem gegenüberzustellen, was wir an den Organismen wirklich beobachten. Gerade wenn wir von dem Verlaufe des Geschehens und nicht von physikalischer Abstraktion ausgehen, stellen wir fest, daß Zerstörungsfälle großen Stiles selten sind, während die unscheinbare Tätig-

keit des Lebendigen ohne Unterlaß wirkt. Wie oft rennt wohl ein Stern gegen den andern; wenn die Astronomen auch hie und da einen solchen Vorfall bemerken, so ist doch der Fixsternhimmel derselbe wie vor Jahrtausenden. Gerade bei den Bewegungen der Himmelskörper, die zu raschen und ungeheuer großen Energiezerstreuungen Anlaß geben könnten, herrscht strenge, peinliche Ordnung mit dem Erfolg, daß die Vermehrung der Entropie hintangehalten wird. Abschätzende Vergleichung zwischen Sammlung und Entwertung der Energie muß die Zeit in Rechnung ziehen; der Organismus braucht Zeit zur Entwicklung und Ausübung der Sammeltätigkeit, die Entropievermehrung ist gleichfalls an die Zeit gebunden; darum bieten alle Einrichtungen und Gesetzmäßigkeiten in der Natur, die den energetischen Verlauf verzögern, eine Erleichterung für die Bautätigkeit.

Wir haben oben (Kap. IV) das Prinzip der kleinsten Wirkung und analoge Gesetzmäßigkeiten angeführt und festgestellt, daß ihr Einfluß nicht ausreicht, die Entropievermehrung völlig aufzuheben. Ihre Gesamtwirkung mit Rücksicht auf die Hemmung des Energieablaufes, auf die Verlangsamung des Zerfallsprozesses dürfen wir jedoch nicht gering veranschlagen, da ihr Geltungsbereich sich über weite Gebiete der Physik und Chemie erstreckt. Eine wertvolle Ergänzung dieser Überlegungen finden wir in neueren Forschungen, die auf Ableitung der Beziehungen von Gestalt und Geschehen aus einer „chemischen Morphologie“⁶² gerichtet sind. In einer noch in Entwicklung begriffenen Gedankenfolge legt Lothar Wolf für den Bereich der Moleküle die Bedeutung der Form als Kraftlenkung dar. „Der jeweilige Ordnungszustand der Moleküle in einer Flüssigkeit ist anzusehen als Ergebnis des der ordnungslosen Bewegung der Moleküle überlagerten Wirkens der von gestalthaften und ordnungsbestimmenden Teilchen molekularer Größe ausgehenden, ordnungserhaltenden Restvalenzkräfte.“ — Setzt man statt Flüssigkeiten Aggregatzustände und anstatt Restvalenzkräfte Molekülkräfte, so gilt die Formulierung allgemein. Wenn die an sich blinden

und unbestimmten Naturkräfte in Erscheinung treten, so bringen sie Ordnung in das Geschehen; diese aber geht von kleinsten Gestalten von Molekulargröße aus. Auch da, wo es dem bloßen Auge verborgen ist, lenkt die Form der Materie die Wirkung der Kraft in geordnete Bahnen*. In dem Bilde der „Überlagerung“ des Wirkens der Kräfte über die ungeordnete Bewegung der Moleküle drückt sich deutlich die innige Verflechtung der Fäden der Ordnung und Unordnung aus, die leicht übersehen wird, wenn die Augen nur auf das rechnungsmäßig zu erwartende Ziel der Unordnung gerichtet sind. Die Formen, deren Dasein aus exakten Versuchen erschlossen wird, zählen zu den ordnungserhaltenden Einrichtungen der Natur, die als Hemmung der ungeordneten Bewegung sich in den Energieablauf einschieben und die Zeitspanne verlängern zwischen Beginn der Veränderung und Eintreten des unter gegebenen Umständen möglichen Maximums der Entropie des betreffenden Systems. Zwar können sie das Ende nur verzögern, nicht aufheben, aber in dem Bilde des Einflusses der Gestalt auf die zwischen den Molekülen spielenden Kräfte erblicken wir einen skizzenhaften Abriß der richtunggebenden Gestaltwirkung in der organischen Welt, die als letzte finale Ursache hinter der Morphologie der Organismen steht: Lenkung der Energie zur Überwindung der Energiezerstreuung.

Wenn wir von der physikalischen Abstraktion zur Betrachtung des wirklichen Geschehens übergehen, so begegnen wir beim ersten Schritt dem Zufall und geraten in Gefahr, uns ins Ungewisse zu verlieren. Erst die Ausschalt-

* Als kleinste Gestalten werden hier die *Atome* angesehen, die im Sinne der Auffassung von *Sennert* (1620) die letzte Einheit darstellen, mit welcher wir noch kausal zu arbeiten vermögen. Unterhalb dieser Größe haben die Moleküle keine erkennbare Struktur, es gibt keine Gestalt mehr, also auch keine Kraftlenkung durch Form. Innerhalb dieser „Elemente“ gilt nur das Prinzip von der Erhaltung der Summe von Materie und Energie, deren Zerlegung (vgl. Kap. II) erst im Bereiche des Gestalteten beginnt. Wir fügen hinzu, daß diese Betrachtung der Anschaulichkeit nähergerückt ist, als Unbestimmtheitsrelation und relativtheoretische Erwägungen. Mit dem Kausalprinzip fällt auch die Anwendung des II. Hauptsatzes weg, doch haben wir es hier mit dem Kosmos, nicht mit dem Chaos zu tun.

tung des Nebensächlichen, im Sinne des Problems Zufälligen, ermöglicht ja die Aufstellung von Regeln. Freilich wären die Naturgesetze nichts wert, wenn sie nicht über dem Zufall ständen und in jedem Ereignis zu finden wären, und es geschieht nichts ohne Grund. Aber die Mannigfaltigkeit und vielfache Kreuzung im realen Geschehen machen eine Übersicht und Zusammenfassung unmöglich. So bewirken z. B. die Energieverluste durch Reibung und Wärmeaustausch mit der Umgebung, daß „reversible“ Vorgänge in der Natur nicht vorkommen (siehe Kap. III, S. 194). Derartige Störungen des gesetzmäßigen Verlaufes werden dem System, an welchem wir die Gesetze studieren, ferngehalten oder, soweit das nicht möglich ist, aus der Rechnung (eventuell durch „blinden“ Versuch) eliminiert. Erweitern wir dagegen das System zum Weltganzen, so müssen wir auch das berücksichtigen, was aus der Einzelbetrachtung ausgeschlossen wird. Die erwähnten Verluste sind mit jedem natürlichen Vorgang verbunden, vermehren also durchgängig die Entropie, wenn auch in quantitativ unbedeutendem Maße. Diesen Verlusten an freier Energie steht jedoch gegenüber eine Menge von Anordnungen, Gestalten und Eigenschaften der unbelebten Materie, die im Widerspiel der Kräfte Hemmungen der Zerstreung von Energie und Stoff herbeiführen. Sie wirken nicht dauernd und nicht in allen Fällen, aber häufig genug, um der Aufbautätigkeit der Organismen Spielraum zu geben, etwa in der Art, wie der nicht ganz korrekte Bau eines Würfels die nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu erwartenden Resultate nach bestimmter Richtung hin abändert.

Eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist die Fähigkeit der Körper, durch *G r a v i t a t i o n* einander anzuziehen, d. h. bei Begegnungen den Bewegungszustand zu verändern. Da die Fallgesetze schon in der frühen Entwicklungszeit der Mechanik genau studiert wurden, ist uns die Auswirkung der Schwerkraft gut bekannt; trotzdem ist ihr Wesen und ihre Stellung innerhalb der Naturkräfte bisher ein unlösbares Rätsel. Die Gravitationsenergie ruft Vorgänge hervor, die den allgemeinen physikalischen Gesetzen

unterliegen, geht aber nicht in die Umwandlungen der Energieformen ein; sie ist an die Masse gebunden und kann weder zugefügt noch weggenommen werden. Ein tiefgreifender Unterschied gegenüber allen anderen Kräften besteht darin, daß sie massenproportional ist⁶³. Der schwerere Körper zieht den leichteren zu sich heran mit dem Erfolg, daß seine Masse vermehrt wird. Der aus dem Ganzen herausgeschnittene Vorgang verläuft gemäß den großen und kleinen physikalischen Gesetzen, im historischen Geschehen ist aber das Resultat, daß (bis auf weiteres) eine Anhäufung des Stoffes stattfindet, mit welcher eine Vermehrung der Möglichkeit stärkerer Energiewirkung gegeben ist. — An der Hypothese des schwedischen Forschers Arrhenius (s. Kap. IV, S. 208), die in physikalischen Besonderheiten umstritten ist, bleibt das richtig, daß ein kleiner Himmelskörper durch Anziehung des Weltraumstaubes wachsen kann. Ja, es mußte sogar eine Gegenwirkung gesucht werden, die eine allzu große Massenansammlung verhindert, man hat sie im Lichtdruck gefunden, der die gefährdende Anhäufung allzu großer Masse durch Zerstreung verhindert. (Hierin sehen die Astronomen den Grund, daß so viele Himmelskörper von gleicher Größe sind.)

Diese Ergebnisse der Wissenschaft stimmen in bemerkenswerter Weise überein mit der schon von Schopenhauer ausgesprochenen Meinung: „Mit der Gravitation steht das Licht ohne Zweifel in einem gewissen Zusammenhang, jedoch indirekt und im Sinne eines Widerspiels, als ihr absolutes Gegentheil. Es ist eine wesentlich ausbreitende Kraft, wie jene eine zusammenziehende.“⁶⁴ Ausbreitung und Zusammenziehung, Zerstreung und Sammlung wirken gegeneinander, heben sich aber nicht zu Null auf, vielmehr ist bei diesem astronomischen Beispiel das Resultat die Erhaltung daseinsfähiger Körper, die im Getriebe der Sterne ihren Platz ausfüllen. Die Ausgleichung von Gravitation und Lichtdruck ist, ebenso wie die der Gravitationsanziehung und der zerstreudenden Zentrifugalkraft, die jeweils allein tätig den Untergang herbeiführen würden, der Berechnung gemäß der Kausalität im engsten Sinne unterworfen; vom

Ganzen aus gesehen wird dadurch Ordnung in den Weltlauf gebracht, die die Unordnung (Vermehrung der Entropie) hintanhält. Darüber hinaus vermittelt die Gravitation eine Möglichkeit zur Bildung großer Himmelskörper, die sonst nicht bestände. Auf Erden wirkt sie Leben und Bewegung hemmend; glücklicherweise ist ihre Intensität auf die Masse bezogen gering, zwei Körper ziehen sich gegenseitig mit einer Gravitationskraft an, die gegenüber der elektrostatischen Anziehungskraft, die wir ihren Oberflächen mitteilen können, ganz verschwindend gering ist. Sie tritt also in erfreulicher Wirksamkeit im Zusammenhalten des Ganzen und im Himmelsraum auf (hält z. B. die Atmosphäre an unserer Erde fest), während auf Erden Zarathustra ein gewisses Recht hat, sich über den Geist der Schwere zu beschweren.

Die allgemeine Tendenz der Schwerkraft — und das ist die finale Begründung dieser kausal nicht erfaßbaren Kraft — geht in der Richtung, daß Energie reguliert und Stoff gesammelt wird; der Überhandnahme der zerstörenden Wirkung, die sie beim Zusammenstoß zweier Weltkörper auslösen kann, steht die empirisch festgestellte Gesetzmäßigkeit der Ordnung entgegen. Ob der Aufbau überwiegt? Der Welthistoriker, der das berechnen könnte, existiert nicht; man darf aber annehmen, daß im Gesamtgeschehen noch ein Plus übrig bleibt, das der Lebenstätigkeit die Erhaltung des Gleichgewichts erleichtert.

Nur kurz erwähnen wir einzelnen Gruppen von Stoffen zukommende Eigenschaften, die die Bestandserhaltung fördern. Die Fähigkeit zur Kristallisation bringt aus einem Gemenge den gleichen Stoff zusammen. Im Schmelzfluß der Mineralien scheiden sich aus dem Mischmasch die gleichartigen Stoffe, beim Reinigen chemischer Verbindungen durch Umkristallisieren werden einheitliche Stoffe konzentriert und wirksamer gemacht. Ein Kristallindividuum besitzt in Form und Oberfläche einen Schutzwall, der zerstörenden Einflüssen entgegenwirkt. Die Bildung einer Schutzschicht auf der Oberfläche erhält viele Körper in ihrem Bestand. Einzelne chemische Reaktionen verlaufen

in der Richtung der Vermehrung eines Stoffes aus geeigneten Verbindungen in seiner Umgebung⁶⁵.

Wir haben nun in gewissen physikalischen Gesetzmäßigkeiten und Eigenschaften der Körper eine Reihe von Hindernissen aufgezeigt, die sich dem automatischen Abrollen des unorganischen Weltenlaufes entgegenstellen und der Palintropie im Wettlauf mit der Entropie eine Atempause verschaffen. Wenn wir aber den Versuch unternehmen, die weniger einleuchtende Annahme glaubhaft zu machen, daß das Leben mit der Energieentwertung gleichen Schritt zu halten vermag, so wird uns diese Aufgabe dadurch erschwert, daß es, wie schon angedeutet, nicht so leicht ist, bei der Betrachtung der Lebenstätigkeit von der unbelebten Welt zu abstrahieren, an welche jene innig geknüpft ist, während in der Physik die gedankliche Ausschaltung des Lebens ohne Mühe durchgeführt wird. Wir haben auf der einen Seite die großen Erhaltungsgesetze, bei welchen die Kausalität gradlinig verfolgt wird, auf der anderen Seite ein System, unvermeidlich in Individuen verzettelt, dessen gesetzmäßige Äußerungen teils auf Beherrschung der Gesetze beruhen, die im Unbelebten wirksam sind, teils in Abhängigkeit von diesen stehen. Darum sind die Wirkungen der Lebenstätigkeit nur unter Zuhilfenahme höherer Kausalität⁶⁶ begreiflich.

Die größte Schwierigkeit aber besteht darin, daß die Haftung des Lebens am Stoff durchaus verschiedener Art ist von der Bindung der Naturkräfte an die Materie. In der neueren biologischen Forschung wird dieser Unterschied in den Vordergrund gestellt. Bertalanffy sagt z. B.: „Es gibt keine lebende Substanz, es gibt nur lebende Systeme.“⁶⁷ Das Leben ist keine Eigenschaft eines Stoffes, auch nicht der kompliziertesten Moleküle — es ist Organisation. Durch Lenkung der Kräfte wird das Material erzeugt und benutzt.

Das bedeutet, daß Palintropie nicht als Faktor einer meßbaren Kraft der Entropie gegenübergestellt werden kann. Der Gegensatz ist nicht: lebendige Moleküle gegenüber toten, mit mechanischen, elektrischen usw. Energien

beladenen Molekülen; nicht wird verglichen die Energie der Muskelkräfte des Menschen (oder Elefanten) mit der in Sturm, Wucht der Wellen oder Felsensturz tätigen, nein, aufgerechnet wird die Auswirkung der Ordnung, welche die Naturkräfte gegeneinander ausspielt, gegen die Unordnung, die im Verlauf des sinnlosen unbelebten Geschehens zu wachsen droht. Die Quantität der in dieser Richtung ausgeübten eigentlichen Wirkungen entzieht sich vorläufig der Berechnung; darum kann ein Einblick nur vermittelt werden durch die Betrachtung der Einrichtungen der Organismen und der Resultate ihrer Tätigkeit.

Das Leben ist „Kampf gegen das Chaos“ (Haldane), und zu diesem Kampfe sind die Organismen doppelt gerüstet: zur Erhaltung der in ihnen verleiblichten Ordnung, und zur Sammlung von Energie und Stoff. Wie diese Einrichtungen im einzelnen getroffen sind, ist das unerschöpfliche Thema der Biologie; allgemein läßt sich die Möglichkeit solcher Energieumwandlung nur andeutend an einem Modell illustrieren. Wir greifen zurück auf die Erfindung des Maxwell'schen Dämons, die (physikalisch nur ein Gedanken-spiel) ein Schema für die Vorgänge im Organismus liefert. Der Dämon, der die Klappe bedient (s. Kap. IV, S. 211) benutzt die gemäß niederer Kausalität verlaufenden Molekülbewegungen zur Erhöhung der Intensität, zur Konzentration der Energie. Der Organismus produziert solche Dämonen, die unter seiner Leitung die Energie so leiten, daß sie konzentriert wird und im Stoffwechsel die chemischen Verbindungen zu höherwertigen, intensivere Leistung ermöglichenden Stoffen umgewandelt werden. Die vom Dämon verbrauchte Energie wird als unwesentlich gegenüber dem Gewinn angenommen. Daß kleine Ursachen große Wirkungen erzeugen können, dafür finden wir zahlreiche Beispiele in der „Katalyse“, der Umwandlung großer Stoffmengen durch Gegenwart geringer Mengen einer jeweils geeigneten Substanz. Reaktionen, die sonst nicht, oder nur mit unbrauchbarer Langsamkeit vor sich gehen würden, treten ein und werden zum gewünschten Ziele geführt⁶⁸. Das gleiche Substanzgemenge kann je nach

Zusammensetzung des verwendeten Katalysators nach verschiedenen Richtungen hin Veränderungen erleiden. Das Wesentliche dabei ist das Hinzubringen, der anregende Körper selbst wird durch den normalen Reaktionsverlauf nicht verändert. Katalytische Reaktionen sind in vielen Lebensvorgängen nachgewiesen und zu vermuten (der „Katalysator“ kann als „Dämon“ arbeiten), trotzdem wäre es nach Mittasch unzulässig, auf die Katalyse allein eine Theorie des Lebens gründen zu wollen⁶⁹. Der Katalysator steht im Dienste des Lebens.

Die Morphologie der Pflanzen und Tiere könnte durch die Untersuchung, wieweit die Form und Gestaltung der Organe die Palintropie fördert, eine besondere Beleuchtung erhalten. Es ist des Nachsinnens wert, wie bei den Kunstwerken, die die Natur hervorbringt, Schönheit, individuelle Form und Zweckmäßigkeit vereinigt sind, wie jede Pflanze, jedes Tier in der Gestalt sein eigenes Wesen ausdrückt und zugleich den Naturzwecken angepaßt ist, denen als letztes Ziel die Erhaltung des Ganzen zugrunde liegt; die energetische Seite dieses Strebens nach Bestandserhaltung haben wir Palintropie genannt.

Daß die Organe der lebenden Wesen direkt oder indirekt der Konzentration der Energie dienen, dafür brauchen wir keine Beispiele zu bringen, die Naturkunde ist voll davon. Dazu müssen wir auch die Zentren und Verbindungen innerhalb der Organismen rechnen, diese wirken teils, wie in der Reflextätigkeit der Nerven, zeitsparend und Kraftvergeudung mindernd, teils Energie erhöhend. Auch gehört dazu ein Teil der psychischen Eigenschaften: Freude und Hoffnung stärken das Lebensgefühl und geben den Mut, den Kampf mit der Verwahrlosung, die zur Vermehrung der Entropie führt, immer wieder aufzunehmen. Licht, die erste Bedingung höherer Existenz, wirkt erfreulich, auch Form und Farbe. Die Sympathie, durch welche der Mensch mit der Natur verbunden ist, zeigt sich darin, daß der Anblick einer Naturerscheinung, die Verringerung der freien Energie ahnen läßt, uns widerstrebt, während wir gern zusehen, wie das Leben neue Werte schafft.

Das frische Grün des Frühlings, das Treiben der Äste, Zweige, Blätter und der Gräser, der Luft und dem Lichte entgegen, die Pracht der Blüten erquickt unser Gemüt, das mit neuer Hoffnung erfüllt wird: Die Welt wird lebendige Kraft behalten!

So tief geht dieser Eindruck, daß die Dichter das Lob des Frühlings wieder und wieder verkünden dürfen, obgleich nach soviel tausendmaliger Wiederholung sachlich nichts Neues gebracht wird. — Da Wachsen und Vermehrung dem gleichen Lebenstrieb entstammen, haben die meisten Frühjahrsgedichte erotischen Charakter, doch begnügen wir uns mit diesem Hinweis auf Bekanntes, Weltbekanntes!

Nun zur Frage: Welche Resultate der Lebenstätigkeit sind geeignet, den Ausgleich der Entropievermehrung herbeizuführen? Mit einer Formel können wir nicht antworten; sie würde schwierig anwendbar und dem normalen Menschen unverständlich sein. Wenn ein Plan existierte, der die Aufhebung der allgemeinen Energiezerstreuung enthielte, so würden wir ihn im ganzen nicht begreifen können, ebensowenig wie wir eine Übersicht über die wirre Verflechtung der physikalischen Naturvorgänge gewinnen können. Nur die Zielstrebigkeit im einzelnen ist ersichtlich, und wenige Beispiele reichen aus, die allgemeine Tendenz zu veranschaulichen.

Schon das Dasein der Organismen bringt Ordnung in die Welt; jeder Organismus hat eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, die nur durch geordnete Molekülbewegungen möglich wird. Die Lebenstätigkeit erhöht die Intensität der Energie; Menschen, Tiere und Pflanzen transportieren Massen entgegen der Schwerkraft, mehr oder weniger offensichtlich (ein großer Baum treibt gewaltige Wassermengen vom Boden zum Gipfel und läßt sie verdunsten). Solche Funktionen werden meist auf dem Umwege über Energiespeicher ausgeübt, darum wird Stoff gesammelt, durch Auswahl, welche der Stoffwechsel vollendet. Wichtig ist, daß es höherwertige Stoffe sind, die der Organismus durch Umwandlung hervorbringt, um sie zu höheren Leistungen zu benutzen, da sie stärker mit Energie beladen

sind. Das pickende Huhn, die weidende Kuh verarbeiten den gesammelten Stoff zu Produkten von höherer Energiekonzentration. — Die Aufrechnung gegen die bei diesen Ereignissen vergeudete Energie ist kaum durchzuführen, weil die Fäden des Geschehens vielfältig verflochten sind und man nicht weiß, wo man Anfang und Ende abgrenzen soll; die energetische Bilanz des Bienenstocks hat noch niemand berechnet. Übersichtlicher wird es, wenn wir uns an die Wanderung der Stoffe halten. Sogar jene Vögel, die ohne besondere Anstrengung den Guano zusammentragen, haben später in fernen Ländern zum besseren Wachstum der Pflanzen beigetragen.

Jede Substanzmenge stellt einen Energiespeicher dar, dessen größere Beständigkeit gegenüber flüchtigen Energieansammlungen eine Veredelung der Energie deutlicher hervortreten läßt. Größere Anhäufung des gleichen Stoffes bietet größere Möglichkeiten. Wenn die Tätigkeit der Organismen stofflich in ihrem Resultat festgelegt ist, kann sie noch lange nach ihrem Dahinsterben sich auswirken. Die Koralleninseln sind aus der Sammeltätigkeit von Organismen entstanden, ganze Kalkgebirge verdanken ihre Entstehung kleinen Lebewesen, Kieselsäureanhäufungen sind Reste von Diatomeenpanzern, und vor allem die Kohlenlager sind Energieansammlungen, aus der Lebenstätigkeit längst vergangener Epochen entstanden. Die Verbindungen des Elementes Jod sind in Meerwasser in so feiner Verteilung enthalten, daß eine Gewinnung unmöglich ist; sie werden aber von Meerespflanzen gespeichert, und die Asche von Algen war lange Zeit die einzige Quelle für dies Gesundheit und damit Leben fördernde Element.

Hieraus geht hervor, wie schwierig es ist, die Energieaufwertung durch die Organismen rechnerisch zu überschauen, da die Wirkung sich über Jahrtausende erstreckt. Es kommt dazu, daß das Prinzip der Sammlung der gleichen Substanzen nicht ins Unendliche gesteigert werden darf, sonst wäre der Bestand der Welt bedroht. Allein schon darum, weil Tiere und Pflanzen dieselben Elemente in verschiedenen Mengen enthalten; bei der Mineraldüngung und

Ernährung ist somit eine Verteilung der Stoffe erforderlich. Eine Verfolgung des Prinzips der Sammlung von Stoff und Energie bis zum Ende würde zu ebenso grotesken Folgerungen führen als die einseitige Berücksichtigung der Energiezerstreuung. Ein Ausgleich, ein Gleichgewicht entspricht der Wirklichkeit und der Möglichkeit des Bestehens.

Bei einer Berechnung von Einnahme und Ausgabe freier Energie müßten auch die Energievorräte berücksichtigt werden, die als Stoffanhäufung vorliegen; sie sind ein Erfolg der Lebenstätigkeit, wenn ihre Auswertung auch vom Verlauf der Ereignisse abhängig ist.

Der Unterschied, welchen die Anordnung und die Art des Verlaufes der Einwirkung zweier Körper auf den Zuwachs an Zerstreuung hat, sei noch an einem Beispiel erläutert. Zink löst sich in Schwefelsäure unter Wärmeentwicklung. Löst man aber die gleiche Menge Zink auf, indem man sie zum Bestandteil eines galvanischen Elementes macht, so wird Elektrizität erzeugt, ohne wesentliche Wärmeentwicklung. Wenn man diese Elektrizitätsmenge auf beliebigen Umwegen wieder in Wärme verwandelt, so ergibt die Messung dieser Wärme Gleichheit mit der ersten, beim einfachen Lösen gewonnenen. Dies wurde seinerzeit sehr beachtet als Bestätigung des ersten Hauptsatzes. Für den thermodynamischen Endeffekt ist es einerlei, wie groß der Umweg ist, auf welchem der Übergang in die minderwertige Energieform der Wärme erreicht wird. Für unsere Betrachtung ist es dagegen durchaus nicht gleichgültig, ob die chemische Energie ohne weiteres in Wärme übergeführt, oder zur Erzeugung von freier Energie, sei es auch nur durch Hebung eines Gewichtes mit elektrischer Kraft, benutzt wird. Die bewußte Tätigkeit des Menschen vermag die mögliche, oder im automatischen Geschehen gegebene Energiezerstreuung hintanzuhalten und an ihrem bescheidenen Teile zu kompensieren.

Das ist Ziel und Sinn der Technik, die, wie jedermann leicht ersehen kann, freie Energie erzeugt, nicht nur zum Nutzen des einzelnen, sondern zur Erhaltung des Gan-

zen. Die unvermeidlichen Energieverluste verschwinden gegenüber der Nutzleistung um so mehr, je weiter die Technik fortschreitet. Es läßt sich füglich bezweifeln, daß die beim Bau einer Talsperre von den Menschen verbrauchte Energiemenge den laufend erzielten Gewinn an arbeitsfähiger Energie erreicht, geschweige übertrifft.

Zu einseitig hat man betont, daß die erzeugte Energie dem allgemeinen Schicksal der Entwertung unterworfen ist. Für eine gewisse Zeit ist jedoch dieser Teil der Gesamtenergie dem Verderben entrückt; eine entsprechende Zeitspanne kann zum Aufbau einer anderen Potentialdifferenz dienen, und die Summe dieser Zeitersparnisse (neben- und nacheinander), vereinigt mit den oben angegebenen automatisch und gelegentlich stattfindenden, repräsentiert ein erhebliches Kapital. Zeit ist es aber, was das Leben für die Palintropie braucht. Denn die Organismen brauchen Zeit zum Wachstum bis zur Arbeitsfähigkeit, und es ist viel Wasser ins Meer geflossen, bis die Entwicklung der Lebewesen auf die heutige Stufe gelangt ist, die sie zu besserer Energieverarbeitung und Sammlung von Stoff und Energie befähigt. Zwar sind sie auch vorher nicht müßig gewesen in Wachsen und Vermehrung, aber offenbar ist einiges nachzuholen durch die unaufhaltsame Entropiezunahme im Unorganischen. Dieser gegenüber bedeutet die „Höherentwicklung“ vom energetischen Standpunkt aus eine Hoffnung auf die Zukunft.

Die unabdingbare Notwendigkeit langer Fristen für die Höherentwicklung der Lebewesen hat Goethe, der Kenner der Natur, bestätigt. Obwohl er es als Dichter so leicht gehabt hätte, dem Kunstprodukt *Homunculus* durch Magie Leben einblasen zu lassen, zog er einen langsameren Weg vor⁷⁰. Er läßt ihn die schützende Schale an der Klippe zertrümmern und im Meere an vorhandenes Kleinleben Anschluß suchen, mit Rücksicht auf seine bessere Herkunft an Leuchtbakterien. Nun tritt er ein in den langen Entwicklungsgang, hoffend, nach den üblichen, aber nötigen Jahrmillionen einmal das Licht seines Verstandes leuchten zu lassen.

Es liegt eben im Naturlauf begründet, daß die orga-

nische Entwicklung großer Zeitperioden bedarf. Da erhebt sich die Frage: „Warum geht es nicht schneller?“ — Wahrlich, manchmal möchte man es wünschen, daß die Entwicklung zu höheren Daseinsformen schon vollzogen sei¹¹. Die Antwort auf die Frage lautet: Es muß wohl nicht nötig sein, sonst wäre es geschehen.

Wir sehen ja, die Welt hat bis jetzt gehalten. Freilich hat sie nicht gewartet, bis wir so schlaue geworden sind. Eine Ordnung, welche wir mit Bewegungslehre, Physik und Chemie in Beziehung gebracht haben und dennoch nur ganz von ferne verstehen, bewahrt uns vor stündlich drohender Vernichtung. Die rätselvolle Schwerkraft reguliert das Getriebe, dessen Organisation wir nur äußerlich in ihrer mechanischen Ausdrucksform durchschauen können. Die Naturkräfte, die wir in ihrer Erscheinungsform als austauschbare Formen einer einzigen erkannt haben, wirken in stetem Wechsel, aber die Summe ihrer Arbeitsfähigkeit ist konstant. An das Eintreten eines Ereignisses ist jedoch eine Bedingung geknüpft, es muß eine Spaltung der Energie stattfinden, ein Teil muß in Wärme übergehen, die minderwertigste Form, deren völlige Rückverwandlung unmöglich ist. Für sich allein betrachtet, würde diese Vermehrung der nicht aktionsfähigen Energie zum Ende führen; es ist indessen Vorsorge getroffen, daß dieses Ende durch Regeln, die gleichzeitig den Ablauf des physikalischen Geschehens lenken und durch Einrichtungen, die in das Wechselspiel der Vorgänge eingreifen, hinausgeschoben wird. Schließlich wird diese schon wirkungsvoll eingeschränkte Gefahr paralytisch durch die aktive Gegenarbeit des Lebens; denn die Organismen wirken als Individuen und vermöge ihrer inneren Organisation der Zerstreung der Energie und der Materie entgegen. Die Verflechtung der widerstreitenden Vorgänge ist kaum zu entwirren, aber die Äußerungen der Lebenstätigkeit sind es allein, an denen wir dauernd eine Konzentration der Energie beobachten. Gar verschieden ist ihre Bautätigkeit nach Umfang und Intensität, jedes Lebewesen wirkt nach seinen Kräften und Möglichkeiten; dem höher Entwickelten ist eine größere Aufgabe auferlegt.

In der Tätigkeit des Menschen finden wir diese Tendenz realisiert. Der Gärtner und Landwirt, der Saatverbesserer und Tierzüchter, der Förderer der Hygiene und der Heilkunst, auch wer sich Belehrung der Menschen zur Aufgabe gemacht hat, der Techniker und der Staatsmann und noch viele andere arbeiten auf das Ziel hin, daß das Güteverhältnis der Energieumwandlung verbessert und das der Entropievermehrung gebrachte Opfer immer geringer wird. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die von sentimentalsten Einfachheitsfanatikern geschmähte Zivilisation eine naturgegebene Notwendigkeit. Daran wird auch nichts durch die Tatsache geändert, daß Pflanze, Tier und Mensch ihre Fähigkeiten zur Zerstörung, zur beschleunigten Zerstreuung der Energie mißbrauchen können, es bleibt doch ein Plus übrig. Vorübergehende Notstände mögen immerhin den Menschen zu Beschäftigungen zwingen, die besser vermieden würden, das Prinzip, menschliche Arbeitskraft zu sparen für ordnende Tätigkeit, wird immer wieder zur Geltung gelangen.

Folgen wir dem Beispiel der lebendigen Natur, die im Kampfe gegen Zerstörung beharrt, so werden wir die Kräfte der Natur in immer höherem Maße beherrschen und vielleicht einmal zu stärkeren Eingriffen in das Weltgeschehen befähigt sein, denen im Vorauswissen keine Grenzen gesetzt sind. Die Not von Menschen, Tieren und Pflanzen wird geringer sein, Langeweile brauchen wir jedoch nicht zu fürchten. Bedarf es doch zur Erfüllung dieser Aufgaben der Verbesserung des Intellekts, und die philosophische Überschau wird auch nicht zu kurz kommen. Von ethischen Vorbedingungen reden wir jetzt nicht und lassen das Moralische sich von selbst verstehen. Die frei werdende Lebensenergie wird den richtigen Weg finden, so daß wir den uns möglichen und zukommenden Beitrag liefern zur Erhaltung einer lebensvollen und an Geschehen reichen Welt.

Das ist vielleicht eine Utopie, gewiß aber das Wunschbild einer Zukunft, die noch in nebelhafter Ferne liegt. Der Weg dahin führt aber nicht über unbewiesene Zufallsmög-

lichkeiten (wie man solche bei den Haaren herbeigezogen hat), sondern über den Pfad, den wir bereits beschritten sehen, auf dem wir selbst wandeln, wenn wir rechte Menschen bleiben und nicht auf Abwege geraten. Ob aber in der Zwischenzeit die Sonne ihre Kraft verliert, oder ein Komet kommt und unsere Erde vernichtet, darauf wollen wir es ankommen lassen. Uns leite der Spruch von Goethe:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Die Schuld der Zeiten ist die Zunahme der Entropie und der Zeitgewinn ist das, was uns zunächst weiterhilft. Der Antrieb zur Palintropie geht, unbewußt oder bewußt, vom Leben aus; in der bewußten Lenkung der Tätigkeit im Sinne der Palintropie aber besteht unser Anteil am Bau der Ewigkeiten. —

Unsere bis hierher durchgeführte Untersuchung, die der Prophezeiung entgegentritt, die Welt werde einst in lauer Wärme ein Dasein führen, welchem das Nichtsein vorzuziehen wäre, geht von der erfahrungsmäßig gegebenen Welt aus und ist in ihren Resultaten unabhängig vom Transzendentalidealismus, der an ihrer Wiege stand. Sie kann von den verschiedensten „Richtungen“ benutzt, ausgedeutet oder umgedeutet werden. Wenn wir auch solches dem Leser überlassen und von weiteren Kontroversen absehen, so würde doch etwas fehlen, wenn wir unsere Resultate nicht wenigstens in großen Zügen in Beziehung setzen würden zu den Werturteilen über die Welt, die schon längst durch Steigerung ins Extrem zu einem Schiedsspruch auffordern und zur Untersuchung, wie es möglich war, auf Grund gleicher Tatsachen gegensätzliche Urteile auszusprechen.

VIII.

Wahrlich, ich mag auch solche nicht, denen jegliches Ding gut und diese Welt gar die beste heißt. Solche nenne ich die Allgenügsamen.

Zarathustra (Vom Geist der Schwere).

Wer die Welt lobt oder tadelt, denkt meist an Gutes oder Schlimmes, das Menschen einander zufügen, oder daran, was die Welt an Genuß oder Leiden bietet — sei es nun, daß er seine Beziehungen zur Welt als Maßstab nimmt, oder daß er an Andere denkt, die genießen können oder leiden müssen. Zur Kritik Beider nützen uns die oben durchgeführten Untersuchungen nicht viel, obgleich sie nicht ganz außerhalb von solchen Wertungen stehen. Ethische und religiöse Begründungen für Gesamturteile über die Welt sind jedoch von jeher mit naturwissenschaftlichen Erwägungen verquickt worden, und insofern steht auch die Energie als allgemeine Ausdrucksform physischen Geschehens in Beziehung zu den Auffassungen des Wertes der Welt, die sich in einzelnen Geistern zu extremen Urteilsprüchen verfestigt haben.

Die eine Seite vertritt Leibniz, der Begründer des theoretischen Optimismus; er verstieg sich zu dem Anspruch, daß diese Welt die beste unter den möglichen sei. — Demgegenüber will Schopenhauer⁷² „ernstlich und ehrlich“ beweisen, daß sie die schlechteste unter den möglichen sei. Merkwürdig ist, daß die anschauliche, oder wenigstens die des Bezugs auf Anschauung fähige Grundlage, von welcher aus beide Denker zu ihren entgegengesetzten Folgerungen gelangten, nicht wesentlich verschieden ist: es ist die wunderbare Präzision der Ordnung, die alles Geschehen in der Welt verbindet.

Für Leibniz ist die Begründung seines Satzes ausschlaggebend, die er in der Theodizee gibt. Sie besteht in der Vollkommenheit des Schöpfers, der die Welt aus Güte geschaffen hat. Seine vollkommene Vernunft konnte keine Welt ohne Sünde und Übel zulassen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten; zahllose Güter sind nur durch die Übel möglich; mithin mußte diese Welt die vollkommenste

und beste aller möglichen Welten werden⁷³. — Innerhalb der Einheit von Gott und Welt, im Immanenten, hat Leibniz, der Erfinder der Infinitesimalrechnung, die durch diese erschlossenen Gedanken auf die verschiedensten Gebiete übertragen, ohne diese im übrigen zu vermischen⁷⁴. Berücksichtigen wir dies, so ergibt sich eine Analogie zu dem oben (Kap. V, S. 220) dargelegten Gesetze, „daß von allen möglichen Bewegungen die wirkliche den kleinsten Aufwand erfordert“, mithin die günstigste ist. Leibniz hält eine unendliche Anzahl unendlich wenig verschiedener Welten für denkbar. Seine Entdeckung der Infinitesimalrechnung erlaubte jeden Punkt einer bis dahin (nach Descartes) nicht berechenbaren Kurve zu bestimmen, und so einer Bewegung nachzuspüren. Wie nun unter der unendlichen Zahl von möglichen Bewegungen nur eine wirklich wird (eben die günstigste), so ist auch die wirkliche Welt die beste.

Schopenhauer ist der Überzeugung, daß die Welt etwas ist, das eigentlich nicht sein sollte; er betrachtet sie nicht als das Werk eines gütigen Schöpfers und kommt deshalb zu einem grundverschiedenen Resultat⁷⁵. „Denn möglich heißt nicht, was Einer etwan sich vorphantasiren mag, sondern was wirklich existiren und bestehn kann. Nun ist diese Welt so eingerichtet, wie sie seyn mußte, um mit genauer Noth bestehn zu können: wäre sie aber noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehn. Folglich ist eine schlechtere, da sie nicht bestehn könnte, gar nicht möglich, sie selbst also unter den möglichen die schlechteste . . .“ Dann folgen Beispiele aus Astronomie, Geologie und dem Reiche der belebten Wesen. „Also durchweg, wie zum Bestande des Ganzen, so auch zu dem jedes Einzelwesens, sind die Bedingungen knapp und kärglich gegeben, aber nichts darüber . . . Die Welt ist folglich so schlecht, wie sie möglicherweise seyn kann, wenn sie überhaupt noch seyn soll. W. z. b. w.“

Wie wichtig in dieser Diskussion der von Leibniz aufgestellte Begriff der „Möglichkeit“ von Welten ist, geht aus folgender Äußerung Schopenhauers hervor: „Wenn auch die Leibnitzische Demonstration, daß unter den möglichen

Welten diese immer noch die beste sei, richtig wäre; so gäbe sie doch noch keine *Theodicee**. Denn der Schöpfer hat ja nicht bloß die Welt, sondern auch die Möglichkeit selbst geschaffen: er hätte demnach diese darauf einrichten sollen, daß sie eine bessere Welt zuließe.“⁷⁶

Bevor wir auf eine Kritik der Gegensätze überschwänglicher Lobpreisung und radikaler Verurteilung des Weltganzen auf Grund unserer Erörterungen eingehen, wollen wir dem Problem einige Worte widmen, wie es denn möglich war, daß zwei große Denker zu einem nicht zu überbietenden Unterschied der Bewertung gelangen konnten, obgleich diese Frage nur durch tieferes Eindringen in den Geist der Männer und ihrer Werke befriedigend beantwortet werden könnte. Mit einfachen Antithesen kommt man nicht weit: *Kuno Fischer* hat versucht, den Gegensatz der Denker auf Zeit und Umwelt zurückzuführen, worüber sich *Schopenhauer* brieflich äußert: . . . „da bin ich als Pessimist der notwendige Gegensatz des *Leibnitz* als Optimisten: und das wird daraus abgeleitet, daß *Leibnitz* in einer hoffnungsreichen, ich aber in einer desperaten und malörösen Zeit gelebt habe: *Ergo*, hätte ich 1700 gelebt, so wäre ich so ein geleckter, optimistischer *Leibnitz* gewesen, und dieser wäre ich, wenn er jetzt lebte!“ (An *Frauenstädt*, 15. Juli 1855.) — So hoch veranschlagen wir den Einfluß der Zeit nicht, er mag aber soweit reichen, daß *Schopenhauer* sich durch Ablehnung jener Periode das Verständnis für *Leibnitz* versperrte. Denn man sah zu seiner Zeit auf 1700 herab, wie wir auf das Ende des vorigen Jahrhunderts. Dies kommt zum Vorschein bei einer Kritik der *Hegelianer*⁷⁷: „als hätte es nie einen *Kant* gegeben und giengen wir noch, mit *Allongeperrücken* geziert, zwischen geschorenen Hecken umher, indem wir, wie *Leibnitz* im Garten zu *Herrnhausen* (*Leibn. ed. Erdmann* p. 755) mit *Prinzessinnen* und *Hofdamen* philosophirten, über «Geist und Natur», unter letzterer die geschorenen Hecken, unter ersterem den Inhalt der *Perücken* verstehend“. — Wenn *Schopenhauer* *Leibnitz* den „be-

* Man beachte, wie selbst das bedingte Zugeständnis durch die Worte „immer noch“ eingeschränkt wird.

rühmten philosophirenden Mathematikus, Polyhistor und Politiker“ nennt, so bezieht sich der versteckte Tadel nicht auf die Vielseitigkeit der Studien, die ihn ja selbst ausgezeichnete, sondern auf die der Versenkung in tiefe Probleme nachteilige Art der Tätigkeit, die im Dialekt mit dem nicht übersetzbaren Wort „G'schaftlhuber“ ausgedrückt wird. — Auch gereichte es dem Leibniz nicht zur Empfehlung, daß die bei Schopenhauer wenig beliebten Philosophieprofessoren Kant zurücksetzten, „um den Leibniz aus voller Brust hochleben zu lassen“.

Aber diese Äußerlichkeiten waren nicht ausschlaggebend, sachliche Gründe ließen ihn, den Schüler und Verehrer Kants, gegen die Zurücksetzung dieses Großen gegen Leibniz remonstrieren⁷⁸: „Nun aber ist, gegen Kant gehalten, Leibniz ein erbärmlich kleines Licht.“ Kants Philosophie hat aber eine „entschieden polemische und zerstörende Beziehung zur Leibniz-Wolfischen Philosophie⁷⁹. Denn die kritische Philosophie trat als Widersacher auf gegen die realistisch-dogmatische Weise, in der Leibniz in dem Aufsatz „*De rerum originatione radicali*“ (Ausgabe von Erdmann, Bd. 1, S. 147) verfährt⁸⁰. — Das Kapitel von der Amphibolie in Kants Kritik der reinen Vernunft ist gegen die Leibnizsche Philosophie gerichtet⁸¹. Wenn man Kant verstanden hätte, so hätte man „nicht den Platon beständig mit Leibniz, auf welchem sein Geist durchaus nicht ruhte“, verglichen⁸².

Diese aus der Nebeneinanderstellung von Leibniz und dem größeren Kant sich ergebende Minderbewertung wurde noch verschärft durch einige Ausführungen, mit denen Schopenhauer sich keineswegs einverstanden erklären konnte. Dahin gehört die Ableitung des Gottesbeweises aus dem Kausalitätsprinzip⁸³, ferner die von Leibniz mit „charakteristischer Naivetät“ ausgesprochene Gleichsetzung der Teleologie mit der Theologie, d. h. der finalen Ursachen mit der göttlichen Weisheit⁸⁴. — Während Spinoza schon dem Dualismus des Descartes entgegengetreten war, blieb Leibniz „fein artig auf dem Wege des Cartesius und der Orthodoxie“⁸⁵. Die Ansicht, daß „die Materie aus lauter

Seelchen bestände, nennt Schopenhauer eine „höchst unbeholfene Fiktion“. „Hierbei führte ihn dies irre, daß er, wie alle Andern, sammt und sonders, zur Grundlage und *conditio sine qua non* alles Geistigen die Erkenntnis machte, statt des Willens“⁸⁶ . . . Eine unüberbrückliche Kluft trennt aber die Grundanschauungen Beider bezüglich der von Schopenhauer „öfter hervorgehobenen Negativität des Wohlseyns und Glücks, im Gegensatz zur Positivität des Schmerzes“⁸⁷. „Ich kenne daher keine größere Absurdität, als die der meisten metaphysischen Systeme, welche das Uebel für etwas Negatives erklären, während es gerade das Positive, das sich selbst fühlbar machende ist. Besonders stark ist hierin Leibnitz, welcher (Theod. § 153) die Sache durch ein handgreifliches und erbärmliches Sophisma zu erhärten bestrebt ist. Hingegen das Gute, d. h. alles Glück und alle Befriedigung ist das Negative, nämlich das bloße Aufheben des Wunsches und Endigen einer Pein.“

Diese herabsetzende Kritik hätte ausgeglichen werden können, wenn Schopenhauer die von Leibniz neu aufgestellten Lehren (Monadologie, prästabilierte Harmonie, *lex continuitatis*) als metaphysisch wertvoll hätte anerkennen können. Leider konnte er sich nach eigenem Eingeständnis nicht hineinfinden, und nennt sie gelegentlich „Flausen“. Die Monaden als „formale Atome und einfache Substanzen“⁸⁸ besitzen keine Wirkungsfähigkeit nach außen, noch können sie von außen beeinflusst werden. Sie sind aber nicht unveränderlich, so muß die Änderung von einem inneren Prinzip ausgehen, das eine Vielheit von Beziehungen in der Einheit möglich macht. Leibniz nennt diese Eigenschaft der Monade Perzeption⁸⁹. Die Perzeptionen verlaufen völlig getrennt von den entsprechenden Weltzuständen, daß sie mit ihnen zusammentreffen, beruht auf der vom Schöpfer in beide hineingelegten prästabilierten Harmonie. Schopenhauer zog den Trennungsstrich anders: Wille und Vorstellung, innerhalb der Welt als Vorstellung aber Subjekt und Objekt; da traten denn freilich die Monaden bald als „Objekte an sich“, bald als „Subjekte“ auf⁹⁰. — Die *lex continuitatis* des Leibniz, die diesem ein Weltgesetz

war⁹¹, beachtete Schopenhauer nicht, teils war sie im Satze vom Grunde als wesentliche Bedingung des Zusammenhangs enthalten, teils mochte er sie wohl als mathematische Spekulation gering bewerten.

Daß trotz so vielfacher und energischer Ablehnung die großen Verdienste, die sich Leibniz um die Philosophie erworben hat, an mehreren Stellen von Schopenhauer hervorgehoben werden, möchte man kaum für möglich halten; bedenkt man aber, wie dieser scharfe sachliche Kritik an Kant und Goethe mit unerschütterlicher Hochachtung und Verehrung vereinigen konnte, so wird es eher verständlich. Schopenhauer erinnert „um Leibniz den Gerechtigkeits widerfahren zu lassen“, an die öde Auffassung der Materie durch Locke und Newton. „Leibniz hingegen verwirft die Atome und die rein mechanische Physik, um eine dynamische an ihre Stelle zu setzen; in welchen Allen er Kant den vorarbeitete.“ — Dies führte ihn zu „unbeholfenen Fiktionen“ (siehe oben!). „Indessen verdient Leibnizens Bestreben, dem Geiste und der Materie ein und dasselbe Prinzip zum Grunde zu legen, Anerkennung. Sogar könnte man darin eine Vorahnung sowohl der Kantischen, als auch meiner Lehre finden.“ . . . Dann werden Stellen angeführt, in welchen die „belobte Grundansicht Leibnizens“ am deutlichsten ausgesprochen ist⁹².

Als positive Leistung, welcher Schopenhauer in seiner fundamentalen Abhandlung über den Satz vom Grunde einen besonderen Abschnitt (§ 9) widmete, wird anerkannt: „Leibniz hat zuerst den Satz vom Grunde als einen Hauptgrundsatz aller Erkenntnis und Wissenschaft förmlich aufgestellt.“ — Zwar hat Leibniz die Unterscheidung der beiden Hauptbedeutungen (des Satzes vom zureichenden Grund der Erkenntnis von dem der Ursach und Wirkung) nur angedeutet, aber daß er ihn „pomphaft proklamiert“ heißt doch, daß er die Wichtigkeit erkannt hat. Systematische Zerlegung war nicht Sache dieses Denkers, dafür kam ja später Schopenhauer.

Vom Standpunkt unserer heutigen Erkenntnis ist es leicht zu sagen, daß die Lehre Schopenhauers durch Ein-

dringen in die Gedankenwelt der Monaden weitergeführt und bereichert worden wäre* — doch dient jeder der Wahrheit auf seine Weise. Leibniz, der auf verschiedenen Gebieten spezielle Leistungen vollbrachte, ließ sich durch seine Kenntnisse anregen, eine Reihe von analogen Prinzipien herauszuarbeiten, die er nebeneinander stellte, ihre innere Einheit vertrauensvoll voraussetzend, ohne ihren Zusammenhang systematisch abzuleiten. Schopenhauer, der Nachfolger Kants, erstrebte systematische Ordnung der Bestandteile der Welt, die er durch Auseinanderreißen und in anderer Form zusammenpressend zu meistern suchte. Da kam denn die „leibhafte Welt“, die Leibniz in seinen Schriften darzustellen suchte, zunächst ein wenig zu kurz. Dies konnte um so leichter geschehen, als Schopenhauer über Kants Abstraktion hinaus, die außer der mathematischen Naturwissenschaft nur Ethik für das Erkennen übrig ließ, den entscheidenden Schritt getan hatte, allgemein mit der Aufstellung des „Asu“ (siehe oben Kap. V) als des welterschaffenden Prinzips und in der Ausgestaltung seiner Lehre durch die stete Bezugnahme auf die empirisch gegebene Welt (Wille in der Natur usw.).

Die sachlichen Grundlagen für die Bewertung der Welt werden von Beiden entsprechend verschieden aufgefaßt. Die Sünde ist für Leibniz notwendiger Gegensatz zur schrankenlosen Vollkommenheit des Schöpfers, mithin der Vernunft entsprechend; Schopenhauer setzt Sünde und Leiden der Welt in eine nicht kausale, wohl aber metaphysisch bedeutsame Abhängigkeit; beide sind etwas, das nicht sein soll. Die Menge von Übeln und Gütern gegeneinander abzu-

* Schopenhauer hat, als Schüler Kants, einen Schritt über diesen hinaus getan; das „Ding an sich“, bei Kant ganz außerhalb der Erkenntnis stehend, bezog er als Grenzbegriff in die Welt ein. Wille und Erscheinung am einzelnen Objekt sind nach ihm dasselbe, nur von zwei Seiten gesehen, so dringt er über die mathematische Naturwissenschaft hinaus in die Welt ein. Die Mischung von Transzendenz und Immanenz in der Monadenlehre stieß ihn ab. — Die neuere Naturphilosophie sucht die durch Kant unterbrochene Linie Leibniz-Goethe-Schelling wieder aufzunehmen, wofür vor allem Kurt Hildebrandt (Zeitschrift f. d. ges. Naturwissenschaft u. a.) eintritt.

schätzen, hält Leibniz für schwierig; jedes Übel kann durch ein Gut wieder ausgeglichen werden — wann soll man da die Rechnung abschließen; denn die Welt besteht erst 6000 Jahre, und die Menge der Güter kann durch ein größeres Gut einen Überschuß erhalten. Schopenhauer erkennt diese Bilanz nicht an, „schon das bloße Daseyn des Uebels entscheidet die Sache; da dasselbe nie durch das daneben oder danach vorhandene Gut getilgt, mithin auch nicht ausgeglichen werden kann“⁹³. Wenn Leibniz meint, Gott bewirke, daß das Allen zugute kommende mit dem Wohlsein des einzelnen übereinstimmt, so steht dem Schopenhauers Hinweis entgegen, daß das Wohl der Gattung (an welchem allein der Natur gelegen ist) durch Leiden und Untergang zahlloser Individuen erkaufte wird. Daß aber Leibniz als höchstes Zweckprinzip, nach welchem Gott als oberste Monade handelt, die „Glückseligkeit aller Geister“ bezeichnet, wird wohl auch manchem optimistisch Gesinnten zu weit gehen — Schopenhauer hat sich oft und deutlich genug darüber ausgesprochen, daß das Glück ein rasch verschwindendes Trugbild ist, jedenfalls aber etwas Negatives, während Schmerz und Unbefriedigtsein das Positive ist.

Die eben angeführten Argumente für und wider den Optimismus unterliegen persönlicher Abschätzung; analogisierende Übertragungen auf das Gebiet der Naturgesetzlichkeit würden nichts beweisen. Anders verhält es sich mit den schärfsten Ausprägungen der streitenden Ansichten, jenen ausführlich behandelten Sätzen: die Welt sei die beste — oder aber die schlechteste — unter den möglichen Welten. Es ist da von Möglichkeit verschiedener Welten die Rede, und diese unterliegt naturphilosophischer Kritik. Leibniz hielt verschiedene Welten für möglich, wobei er dem Begriffe „möglich“ eine andere Bedeutung beilegte, als Schopenhauer. Bei einer Bewegung zwischen zwei Punkten lassen sich beliebig viele Möglichkeiten berechnen, unter gegebenen Umständen wird aber nur eine wirklich, die man aus den andern durch Rechnung auszusondern vermag. So mochte sich Leibniz wohl die verschiedenen Möglichkeiten

von Welten vorstellen, bei welchen er mit den gegebenen Umständen willkürlich schalten und walten könnte. Hier aber, in dieser Aufstellung beliebiger verschiedener Bedingungen, liegt die Klippe, an welcher das Fahrzeug der Beweis scheidern muß; auch eine unendlich kleine Veränderung der Ausgangsbedingungen führt ab von den in Wahrheit möglichen und macht die Grundlage der Gedankenführung illusorisch. — Leibniz hatte wenig Glück mit seinen Beweisen auf Grund der Möglichkeiten: beim Gottesbeweis aus der Möglichkeit des Gottesbegriffes leitete er aus der erdachten Möglichkeit die Wirklichkeit her, beim Beweis der besten Welt aus der gegebenen Wirklichkeit erdachte Möglichkeiten — beides war verfehlt: der Gottesbeweis aus begrifflich-logischen, der Weltbeweis aus naturwissenschaftlichen Gründen. Denn in der Welt steht Alles in so innigem Zusammenhang, alle Vorgänge, auch die zufälligen, so unausweichlich der Betrachtung nach dem Satze vom Grunde unterworfen, daß die kleinste Abänderung das ganze System umwerfen würde. Im Zeitalter des Leibniz war man noch nicht so tief in diesen Zusammenhang eingedrungen, so daß er dies übersehen konnte, Schopenhauer sah schon tiefer hinein — heute aber ist die gegenseitige Abhängigkeit und Verflechtung im Weltgetriebe so deutlich erkennbar geworden, daß es grundsätzlich, auch abgesehen von der Unmöglichkeit gedanklicher Durchführung, unmöglich ist, eine andere Welt als möglich sich vorzustellen, es sei denn in einer aller Anschauung entbehrenden verschwommenen Spekulation. Denn auch die geringste, weit unter der Meßbarkeit liegende Veränderung einer Gesetzmäßigkeit würde auf die Dauer den Bestand der Welt aufheben. Eine von der existierenden verschiedene Welt würde also zu dem gehören, „was Einer etwan sich vorphantasieren mag“ (siehe oben!), und Schopenhauer hat recht mit seiner Ablehnung der Möglichkeit einer „noch“ schlechteren Welt.

Ebensowenig besteht aber die Möglichkeit einer besseren Welt, sofern wir damit den Begriff einer Welt verbinden, die existieren und bestehen kann. Man versteht ja auch unter einer „besseren Welt“ etwas von der bestehenden

toto genere Verschiedenes. Wenn daher Schopenhauer in Zuspitzung seiner Antithese unsere Welt die schlechteste unter den möglichen nennt, so kann man dem nicht zustimmen.

Demgemäß fällt die Entscheidung des Streites gegen Beide aus. Soll die Welt bestehen bleiben, d. h. im Gleichgewicht verharren, so ist das nur möglich, wenn sie so bleibt, wie wir sie aus den großen Naturgesetzen kennen, wenn sie auf dem einmal betretenen Pfade fortschreitet. Sie kann nicht anders sein, als sie ist. „*Est ut est*“, sagte schon Kaiser Friedrich II., der Philosoph auf dem Throne.

Unsere Betrachtung der großen Naturgesetze führt auf einen ähnlichen, übersichtlichen Gedankengang. Ginge das Weltall dem Entropietode entgegen, dann wäre es gewißlich keine gute Welt. Wenn dagegen die Energieansammlung durch Palintropie überwiegen würde, bezogen auf das Ganze der Welt, so müßte sie gleichfalls, wie nochmals nachdrücklich betont sei, elend zugrunde gehen. Absolut gut oder schlecht gibt es hierbei also nicht, nur ein Gleichgewicht, mit der Durchführung einseitiger Verallgemeinerungen kommt man der Wirklichkeit nicht nahe. Die Bewertung im einzelnen wird indessen durch das „Gleichgewicht“ nicht illusorisch. Abstrakt genommen ließe sich zwar das Spiel von Ausgleich und Sammlung der Energie von einem dem normalen entgegengesetzten Standpunkt ansehen, indem man Sammlung von Materie und Energie als den Feind der Welt ansähe, dagegen die Zerstreung, die erst jegliches Geschehen ermöglicht, als das Fördernde. Eine solche „Umwertung aller Werte“ würde jedoch den uns zugänglichen Sinn des Weltgeschehens nicht treffen; die Entropiezunahme ist das Positive, überall automatisch Auftretende, das Wahrscheinliche, dagegen die Aufwertung durch Palintropie das Unwahrscheinliche. Auch trägt der Kampf gegen die Entwertung den Charakter einer Gegenwirkung, und die Sorge, daß das Leben einmal Überhand gewinnen würde, ist gering. Sehen wir doch, wie jede auftauchende Überfülle des Lebens alsbald zerstört wird, und wie, nach dem trivialen

Spruch, gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es bleibt also ein qualitatives Plus für die Bewertung des Lebens — nicht für die Glückseligkeit, sondern für den Kampf. Wir dürfen von gut und schlecht reden, nur nicht im Sinne einer Gesamtbeurteilung der Welt. Ebenso bleibt die Verbindung des Substantivums „Welt“ mit dem Adjektivum „möglich“ eine *contradictio in adjecto*.

Es heißt also, sich damit abfinden, daß diese Welt im ganzen weder Lob noch Tadel verdient. Das bedeutet nicht verdrießliche, mißgünstige Verärgerung (was das optimistisch eingestellte Publikum häufig unter „Pessimismus“ versteht). Die philosophische Besonnenheit kann uns davor bewahren, eine geistige Gesamthaltung einzunehmen, die in ihren Auswirkungen zur Vermehrung der Entropie führt, einerlei, ob sie dazu verleitet, Alles als schön und gut hinzunehmen, oder ob sie uns treibt, in Groll und Verdüsterung Alles zu verdammen. Das erste Erschrecken über den Trug der Welt weicht der Resignation, sobald wir zum Wissen durchdringen, daß wir selbst gleich verwöhnten Kindern unsere Illusionen in die Welt hineinragen. Von dieser ersten Stufe der Resignation aus, die jedem ohne gelehrtes Studium zugänglich ist, schlägt die Entwicklung der Weltansicht gar verschiedene Wege ein, die, äußerlich gesehen, dem einzelnen durch Anlage und Lebenslauf vorgezeichnet sind, die aber im Innersten auf einer der beiden Grundtendenzen des freien Willens beruhen, die auch im Erkennen zutage treten. Der Eine hält Alles von sich fern, was ihn in Irrtum verstricken könnte, sein Trachten ist auf Vermeiden der Enttäuschung gerichtet und geht über die Welt der Erscheinung hinaus. Der Andere greift nach der Rose und scheut die Dornen nicht, er hält den Blick offen für die künstlerische Schau der Natur. Auch bei ihm ist die trügerische Hoffnung auf eine vollkommene und dauernde Glückseligkeit geschwunden; dennoch erfreut er sich am schönen Schein, den er durchschaut. — Wir würden den Einen zu den Pessimisten, den Andern zu den Optimisten rechnen, wenn diesen Worten nicht eine Verzerrung ins Extrem anhaftete.

Der weise Rückert⁹⁴ belehrt uns, daß man die Trauer über die Welt so oder so überwinden kann:

.....

Wie uns zuschauerhaft vorbeigeht schauerlich
Die Welt undauerhaft, ist wohl bedauerlich.

Wohl zu bedauern sind leichtsinnige Vertrauer,
Die hier ins Lustspiel gehn, und finden das der Trauer.

Und zwei nur sind beglückt, der, den kein Trug berückt,
Und der, dem es genügt, daß ihn ein Trug beglückt.

IX.

. . . wo ich nur Lebendiges fand, da hörte ich auch die Rede vom Gehorsame. Alles Lebendige ist ein Gehorchendes.

Und dies ist das zweite: Dem wird befohlen, der sich selber nicht gehorchen kann. So ist es des Lebendigen Art.

Dies aber ist das dritte, was ich hörte: Daß Befehlen schwerer ist als Gehorchen.

Zarathustra (Von der Selbstüberwindung).

In jedem lebenden Wesen steckt der natürliche Trieb, auf die Umwelt, in welche es zum Zweck der Lebenserhaltung eindringen muß, einzuwirken und sie nach seinem Sinn umzugestalten. Bis hinauf zu den höchsten geistigen Tätigkeiten reichen die Ausstrahlungen dieses Triebes und bewirken, daß der Mensch erworbene Einsicht weiter zu verbreiten und gewonnene Überzeugung auf Andere zu übertragen sucht. Bezeichnend für die geringe Bewertung der normalen Fähigkeiten zur klaren Einsicht und selbständigen Aneignung vorgetragener Weisheit ist es, daß die ethischen Prinzipien von jeher sich meist in die Form eines Befehls gekleidet haben. Aus der Fülle gegebener Vorschriften seien drei herausgegriffen: Kants kategorischer Imperativ, Schopenhauers Vorschlag zur Güte und Ostwalds energetischer Imperativ.

Der kategorische Imperativ ist so bekannt, daß wir ihn nicht zu erläutern brauchen; er stellt sozusagen die zweite Potenz des Befehlens dar. Denn jenes von allen Gefühlsregungen gereinigte unbedingte Soll besagt:

„Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.“ Hierdurch wird befohlen, daß man so handelt, daß man allen Andern befehlen kann, es ebenso zu machen. Man hat dieses viel besprochene Prinzip mit der naturwissenschaftlichen Anschauung Kants in Beziehung gesetzt; Simmel⁹⁵ behauptet, daß „eine Projizierung des tatsächlichen ethischen Geschehens gemäß der Methode der mechanistischen Wissenschaft vorliegt“. Die ganzheitliche Betrachtung, die Simmel empfiehlt, ist nirgendwo schwieriger als bei diesem Thema, und dürfte ohne exakte Grundlage nur mit Hilfe von Phrasen durchzuführen sein. Die Naturwissenschaft seit Galilei hat uns ein praktisches Schema, oder doch Vorbild an die Hand gegeben, nach welchem man bei jedem Problem verfahren muß, das nicht rein logisch oder erkenntnistheoretisch ist. Die Methode führt nur dann zu mangelhaften Ergebnissen, wenn man bei der einseitigen Abstraktion stehen bleibt, dagegen ist sie Vorbedingung für eine vollendete Ganzheitsbetrachtung (s. o. Kap. V, S. 221). Die Annäherung an die mathematisch-naturwissenschaftliche Auffassung Kants erkennen wir darin, daß die Gesetze, welche der ethisch Beflissene aufstellen soll, eher den Charakter von Naturgesetzen, als den juristischer Vorschriften tragen, wodurch das Befehlshaberische gemildert wird. Nennt doch Kant die Imperative „objektive Gesetze der Freiheit“. Die Möglichkeit, eine zu begehende Handlung als ein Gesetz für alle zu denken, ist das Wesentliche für ihre Beurteilung. Äußere und psychologische Gründe, seien sie noch so ideal, werden ausdrücklich ausgeschaltet, die Allgemeingültigkeit ist das Kriterium. Darin tritt die Analogie zu den Naturgesetzen hervor, die um so abstrakter sind, je allgemeiner sie gelten.

Gegen die Aufstellung einer derartig abstrakten Grundlage der Ethik wendet sich Schopenhauer⁹⁶. Bezugnehmend auf Schillers bekannte Epigramme weist er auf den Gegensatz hin, in welchem diese, freiwillige Zuneigung und unbefohlene von selbst gern unternommene Bestrebung ausschließende Maxime zum Geiste des Christentums steht.

Besonderen Anstoß nimmt er aber an der grundsätzlichen Abtrennung von der Erfahrung: „es sei schlechterdings unmöglich, durch Erfahrung einen einzigen Fall mit Gewißheit auszumachen, wo eine pflichtmäßige Handlung lediglich auf der Pflicht beruht habe“, sagt Kant selbst. Demgegenüber gründet Schopenhauer die Moral auf das Phänomen des Mitleids und stellt als obersten Grundsatz auf: *Neminem laede; imo omnes, quantum potes, juva!* Sein Kriterium ist nicht: Allgemeingültigkeit einer Handlung, sondern Freisein von Egoismus. Dem ersten Grade des Mitleids entspringt der Grundsatz der Gerechtigkeit (*Neminem laede*), die nur ein negativer Begriff ist (Vermeidung des Unrechts). Positiven Charakter haben die Handlungen, bei denen das Mitleid uns antreibt, Anderen zu helfen. Dies Prinzip ist von dem kantischen so weit entfernt, als eine physikalische Darstellung eines gesetzmäßigen Vorgangs von einer abstrakt-mathematischen Formel. Die aus dem Mitleid abgeleitete Aufforderung ist jedoch nicht bloß empirisch, sondern beruht auf der Durchbrechung der Schranke, die das Einzelindividuum von der Umwelt trennt, und geht hiermit weit über die kantische Formalgesetzlichkeit hinaus. Sie deutet hin auf das höchste Ziel der Ethik, das nur in einer metaphysischen Ganzheitsbetrachtung behandelt werden könnte.

Mit wenigen Worten kann für den Leser unserer Kapitel über die Entropie der energetische Imperativ, den Ostwald aufgestellt hat, dargestellt werden. Er lautet: „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“ — Energievergeudung bedeutet Beschleunigung des Prozesses der Entropiezunahme, Energieverwertung dessen Verlangsamung. Diese Tendenz ist durchaus zu billigen, sie kann sogar den gutmütigen Monisten, der Mord und Raub scheut, dem aber die Gefahr droht, philiströs zu werden, zu erhöhten Anstrengungen im Sinne des Guten ermuntern.

Wenn wir die Frage aufwerfen: wie verhalten sich diese drei Prinzipien zu den Energiegesetzen und insbesondere zu dem Problem des Gleichgewichtes der Welt? und daraufhin die Beziehungen prüfen, so finden wir die durch-

sichtigste beim energetischen Imperativ. Dessen erster Teil — gleichsam eine Einbeziehung der unbelebten Welt in das „*Neminem laede*“ besagt, daß nichts unnützerweise zerstört werden sollte. Dieser wahrhaft moralische Grundsatz gewinnt um so mehr an Boden, je mehr das aus dem Bewußtsein der Gemeinschaft entspringende Verantwortlichkeitsgefühl Allgemeingut wird. Das Rechtsgefühl, das bisher vorwiegend Bezahlung des geschädigten Eigentümers verlangt, wird sich in der Richtung entwickeln, daß jede Zerstörung von Sachwerten als Frevel beurteilt und geahndet wird. Die „Sabotage“ — für welchen Begriff die deutsche Sprache erfreulicherweise kein eigenes Wort besitzt — verletzt nicht nur das zarte Feingefühl; sie ist, objektiv genommen, ein Verbrechen, eine Schädigung der Gemeinschaft, die ein Glied der Organisation des Lebens zur Erhaltung der Welt ist. -- Die zweite Aufforderung: Energie zu verwerten, steht quantitativ in zweiter Linie, weil es für uns viel schwerer ist, Energie und Kunstprodukte aufzubauen, als zu zerstören. Wollten wir von dieser Möglichkeit durchgehend Gebrauch machen, so ergäbe sich ein viel größerer Betrag an zerstreuter Energie, als wir je sammeln könnten. Qualitativ steht sie als positive Forderung höher, besonders wenn man eine spätere Formulierung annimmt: „veredle sie“, durch welche die Deutung einer Verwertung im Eigeninteresse beseitigt wird. Aber den Sinn der phylogenetischen Entwicklung sieht Ostwald nur darin, „das Güteverhältnis der Energietransformation zu verbessern und die Dissipation immer mehr zu verlangsamen“⁹⁷. An Ausgleich der Entropiezunahme wird also nicht gedacht, nur an Verlängerung der Zeitspanne bis zum Ende. Wohl dem, der sich damit zufrieden gibt, er ist der geborene Optimist.

Der kategorische Imperativ von Kant, so inhaltsleer er in diesem Zusammenhange auch erscheint, geht doch weiter. Vom Standpunkt der Energetik aus betrachtet, kann die *Maxime* einer Handlung, die als allgemeingültiges Prinzip aufgestellt werden kann, nur auf den Bestand, auf das Gleichgewicht der Welt gerichtet sein. Daß die Palintropie als praktisches Postulat auch in diesem Gesetze,

wie in dem Ostwaldschen enthalten ist, darf uns nicht beirren; das ist bei allen heidnischen und christlichen Tugendlehren der Fall. Da wir auf Erden eine so große Schuld an Entropie vorfinden, muß unser Bestreben auf Abzahlung durch Palintropie gerichtet sein, für die Gesamtwelt gilt das Gesetz des Ausgleichs, jede Einseitigkeit wäre energetisch verwerflich. Unbeschwert von solchen Erwägungen hat Ostwald dennoch gemerkt, daß unangenehme Schwierigkeiten im kategorischen Imperativ verborgen sind; seinem energetischen Instinkt und subjektiv richtigen Gefühl folgend, spricht er von „Pflicht im ungemütlichen Kantischen Sinne“⁹⁸. Mit der Güte scheidet Kant das für den Monisten Beglückende aus der moralischen Betrachtung aus. Arnold Winkelried hat seine Tat also zum Vergnügen ausgeführt — freilich spricht Ostwald nicht zu Winkelrieden, sondern zu friedlichen Leuten. Wenn man das kantische Prinzip würdigen will, darf man nicht von Ostwalds Standpunkt ausgehen.

Bei Schopenhauers Vorschlag zur Güte liegen mehrere Gründe vor, die eine Verbindung dieses Moralprinzips mit den allgemeinen Naturgesetzen fast unmöglich machen. Da ihm der Gedanke des Wärmetodes fremd war, überließ er die Sorge, ob und wie die Welt bestehen kann, den Naturwissenschaftlern. Ihm genügte der metaphysische Grundsatz, daß dem Leben das Leben gewiß ist (siehe oben Kapitel IV), der ein endloses Bestehen der Welt verbürgt. Vor allem aber betont er, daß die Moralität des menschlichen Handelns wichtiger ist als physikalische Wahrheiten⁹⁹. Die einzelnen Handlungen sind dem Gesetz der Motivation, also dem Satz vom Grunde unterworfen, moralische Freiheit aber besteht nur außerhalb der Natur. So führt sein Moralprinzip über die Erscheinungswelt hinaus.

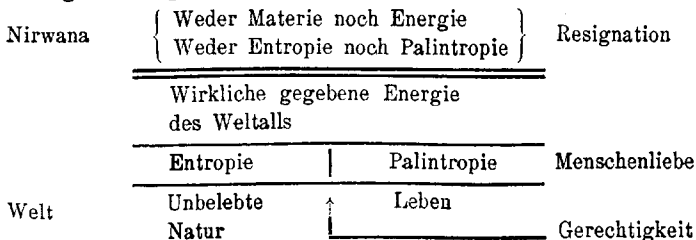
Tugend und Weltüberwindung sind bei Schopenhauer enger verknüpft als bei Kant. Zwar sind beide bei Kant auch durch die „Vernunft“ verknüpft, doch erscheint die „praktische Vernunft“ als eine notgedrungen herangezogene Ergänzung. Nicht von solchem grundverschiedenen Ausgangspunkt aus, sondern auf einer einzigen menschlichen

Fähigkeit, der Durchschauung des *principii individuationis* beruhend, führt das Mitleid in drei Stufen zum Höheren. Auf der ersten beeinträchtigt das Individuum andere nicht aus Eigeninteresse in ihrer Tätigkeit — es hütet sich, die Entropie zu vermehren. Die zweite Stufe führt den Menschen über den Kreis der eigenen Belange hinaus (tätige Menschenliebe), um anderen zu helfen, oder die Gemeinschaft zu fördern — er wirkt in Richtung der Palintropie. Auf der dritten und letzten Stufe gelangt er zur Resignation — er strebt dahin, wo es weder Entropie noch Palintropie gibt (Verneinung des Willens zum Leben). In dem Widerstreit zwischen Entropie und Palintropie verhält sich der Mensch auf der ersten Stufe neutral, auf der zweiten positiv zur Palintropie, auf der dritten negativ zu beiden*.

Betrachten wir das Mitleid vom empirischen Standpunkte, als „bloße Naturanstalt“, so wird nach Schopenhauer „Jedem einleuchten, daß zu möglichster Linderung der zahllosen . . . Leiden . . ., wie zugleich als Gegengewicht des brennenden Egoismus . . . — die Natur nichts Wirksameres leisten konnte, als daß sie in das menschliche Herz jene wundersame Anlage pflanzte, vermöge welcher das Leiden des Einen vom Andern mitempfunden wird. . . .“¹⁰⁰

In der nüchternen Sprache der Energetik heißt das, daß die Natur, die zum Zwecke der Energiesammlung Organismen entstehen ließ, bei dem höchstentwickelten besondere Vorsorge getroffen hat, um eine Hypertrophie der Individuen zu vermeiden. Zwar ist Kampf und gegenseitige Zerstörung ein häufig verwendetes Gegenmittel, dies führt aber

* Folgendes Schema mag zur Verdeutlichung der Zusammenhänge in groben Zügen beitragen:



zur Zerstreuung. Soll Palintropie verwirklicht werden, so müssen die Individuen einander helfen. Mitleid und Güte sind also Mittel zur Erhaltung der Welt, ebenso „unwahrscheinlich“ vom ethischen, wie Leben und Palintropie vom rein physikalischen Standpunkt aus, aber so etwas gibt es. Da jede Tätigkeit irgendwie mit Energieveränderungen verbunden ist, wäre die Reihe der Beispiele für den Zusammenhang zwischen Mitleid und Palintropie endlos; hier sei nur darauf hingewiesen, daß alles, was Schopenhauer der Bejahung des Willens zum Leben zuschreibt, Morden, Sengen und Brennen, Länderstriche verheeren, Menschen um Geldes willen umkommen lassen usw. eine Energievergeudung zur Folge hat, daß die wahrhaft aus Güte entspringenden Taten aber zur Erhaltung und zum Aufbau beitragen.

Wenn es so steht, daß Kant nur, weil er sich nicht anders zu helfen wußte, die „praktische Vernunft“ zur Ergänzung heranzog und einen Formalismus für die Ethik aufstellte — daß andererseits in Schopenhauers Lehre die beiden ersten Stufen der Verwirklichung des Mitleids zum praktischen Behuf völlig auszureichen scheinen —, ist es dann nicht richtig, sich an Ostwalds Auffassung zu halten, der über die energetisch begründete Moral hinaus nichts weiß und nichts wissen will? Ist damit nicht das Wesentliche erfaßt? — Diese Frage rührt an den Kern der Metaphysik, und mit Hilfe des Energieschemas können wir wenig zur Lösung beitragen, nur einige Verbindungslinien aufzeigen, die bis zum Wegweiser ins unbekannt Land führen.

Bei der Betrachtung des Lebens und Treibens der Menschen finden wir jedoch fast regelmäßig Moral und Streben nach einer über die Erscheinungswelt hinausgehenden Ansicht vereinigt. Das Bedürfnis nach einer metaphysischen Ergänzung irgendwelcher Art ist allgemein und findet in dem größten Dichterwerke, in welchem ein bedeutender Lebenslauf beschrieben wird, seinen Ausdruck.

Faust, unbefriedigt vom Studieren („ach! Philosophie!“), stürmt hinaus in die Welt. Ihm wird am Ende einer taten- und erlebnisreichen Fahrt trotz aufgehäufter

Schuld Anwartschaft auf den Himmel zuteil. Sein letztes Werk, den Kräften des Meeres, die auf die Dauer Zerstörung, Stoff- und Energieausgleich bewirken, Land zu entreißen, als freien Grund für ein tätiges Volk, wird ihm, wengleich nur in Gedanken erfaßt, krönender Abschluß seines Lebens. Dem sinnlosen Nagen einebnender Kräfte setzt er den unermüdlichen Widerstand tätigen Gemeindrangs entgegen. Innerliche Wahrheit und innere Berechtigung verleiht er dem Spruch des Schaffenden: „Es kann die Spur von meinen Erdetagen nicht in Äonen untergehn.“ Nicht als ob der eroberte Länderstrich nicht einmal einer Katastrophe zum Opfer fallen und sein Dasein und Entstehen nicht vergessen werden könnte — nein, weil die Tat ein Vorbild der Palintropie ist, das weiter wirkt. Schwerer als die Quantität der auf dieser Grundlage gesammelten Energie wiegt die ethische Bedeutung. Ursprünglich Sache des Temperaments, wandelt sich die Abneigung, sich „beruhigt auf ein Faulbett“ zu legen (und die Entropie wachsen zu lassen), nach Durchstreifen von Enge und Weite, von Höhen und Tiefen der Welt zum bewußten Streben nach Abwehr gegen zerstörende Naturkraft, die im automatischen Ablauf Leben und Geschehen einengt. Das Bollwerk macht Leben und Tun möglich, kann aber nur durch dauernde Anstrengung erhalten werden. Da ist denn die Arbeit zum Schutze der Gemeinschaft im Interesse der Selbsterhaltung eine praktische Vorschule für die tätige Menschenliebe, die ohne Motiv des Eigeninteresses ausgeübt wird. Darüber hinaus aber wird in solcher Gründung der Geist dessen lebendig, der sie geschaffen hat. Faust spricht aus, was not tut: täglich kämpfen um Freiheit und Leben, um sie zu verdienen. Hier lehrt der Dichter im poetischen Bilde die philosophische Weisheit¹⁰¹, daß das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ein heroischer Lebenslauf ist.

Mit diesem traumhaften Ausblick auf die irdische Zukunft des Werkes ist aber Faust II. Teil noch nicht zu Ende; er schließt mit der symbolischen Darstellung der transzendenten Erhebung dessen, was an Faust unsterblich

ist. Die religiösen Beziehungen müssen hier übergangen werden, wichtig ist nur, daß Goethe eine metaphysische Ergänzung des Menschenwerks für notwendig hielt und mit aller dichterischen Kraft ausgestaltete, obgleich ihm die „Verneinung des Willens zum Leben“ eine unsympathische Lehre war. Wir stimmen mit Wilhelm Böhm¹⁰² überein, daß die von manchen Kommentatoren angenommene „Perfektibilität“ nicht vorhanden und irdische Vollendung nicht erreicht worden ist, aus welcher sich die Aufnahme in den Himmel als natürliche Konsequenz ergäbe. Gewertet wird nicht seine Leistung, nur, daß er „immer strebend sich bemüht“, und erst die ihm von oben zu Hilfe kommende ewige Liebe macht ihn zum willkommenen Gast im Jenseits, wo er im „Puppenstand“ aufgenommen wird. — Der Sinn, dem sich Faust zuletzt ergeben hat, wirkt auf metaphysischem Wege fort und spiegelt sich ätiologisch nur als schwaches Abbild in der Nachfolge anderer Nachahmender oder aus Bewunderung und Einsicht Überzeugter. —

Wenn wir statt vieler anderer Beispiele diese große Dichtung den drei Imperativen gegenüberstellen, so sehen wir leicht, daß Faust nicht geeignet war, die von Kant vorgeschriebene Erwägung in betreff der Allgemeingültigkeit seiner Vorsätze anzustellen. Der Imperativ Ostwalds paßt nur teilweise. Zwar entspricht das praktische Ergebnis der faustischen Landesgründung durchaus dem Prinzip der Verbesserung der Güte der Energietransformation, ebenso die Aufforderung zum unermüdlichen Kampfe gegen Zerstörung, welcher Bedingung der Palintropie ist; die höhere Weihe des transzendenten Schlusses entfernt sich aber weit vom behaglichen Sinne der Formel (verwerthe sie!). Am größten ist die Annäherung an Schopenhauer. Dieser hat oft ausgesprochen, daß die innere Bedeutsamkeit ein Vorrecht der intellektuellen und moralischen Wahrheiten ist, nicht der physikalischen. Gretchen wird durch Leid zur Resignation geführt, Faust geht den Weg des Kämpfers, an dessen Ende Resignation steht, vom Glücksverlangen zur Erkenntnis des Wertes selbstloser Arbeit. Die beiden ersten

Stufen der Durchschauung des *principii individuationis* hat er vollendet, die dritte erreicht in der Erlangung der Möglichkeit der Erlösung, deren Vollendung der transzendenten Führung vorbehalten bleibt.

Im Faust ist Goethes Weltanschauung über das Reich der drei Imperative hinausgeschritten. Damit ist die Beziehung zu Schopenhauer gegeben; denn dieser läßt Resignation und Entsagung als höchste Stufe der Verwirklichung aus dem Mitleid hervorgehen als der gemeinsamen tiefsten Quelle, aus welcher alle durch den Fundamentalsatz der Moral gekennzeichneten Handlungen der freien Gerechtigkeit und echten Menschenliebe entspringen.

Trotz der innigen Verbindung der drei Arten der Auswirkung des Mitleids in Praxis und gemeinsamer theoretischer Grundlage kann die Resignation in einen Aufforderungssatz nicht eingeschlossen werden, sie ist ein Produkt der Freiheit des Willens, ja dessen einziges Resultat. Die Frage nach Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben kann nicht mit einem Imperativ beantwortet werden. Vorschriften zum Tun sind nicht zu entbehren, wenn das Getriebe menschlichen Zusammenarbeitens aufrechterhalten werden soll; wir gehen sogar weiter: Auch für Meinungen und Ansichten ist es möglich, Anweisungen zu geben, an die man sich zu halten hat (Axiome, Satz des Widerspruchs usw.), sogar weitergehende Zusammenfassungen kann man befehlen, soweit sie dem Satz vom Grunde nicht widersprechen oder empirischer Begründung zugänglich sind. Doch muß der Befehl um so unbestimmter lauten, je schwieriger das Problem durch unsichere Basis oder Vielgestaltigkeit wird. Für die Tat von höchstem Wert und ihre Grundlage in der Erkenntnis aber gibt es grundsätzlich keine Möglichkeit zum Auftrag oder zur Forderung.

In der Vollendung der Resignation ist die Abgrenzung des Einzelwesens gegen die Umwelt für die Erkenntnis ganz und gar aufgehoben, zugleich aber bewährt sie sich im Vorgang als unüberwindlich, indem das eigene innere Licht alle Reflexe von außen überstrahlt. Dies ist Geheim-

nis und Wunder, geht hinaus über das Spiel von Entropie und Palintropie, ragt aber dennoch hinein in die Welt, die von Naturgesetzen gelenkt wird.

Wenn wir jetzt zum Schluß dazu übergehn, die höchste Tat der Resignation durch die energetische Brille zu betrachten, die stark verdunkelt, aber gleich einem farbigen Glase manche Einzelheiten verdeutlicht, so verzichten wir (wie dies Schopenhauer getan und nachdrücklich betont hat) darauf, eine bestimmte Auffassung der Welt oder die Annahme daraus gezogener Folgerungen zu empfehlen. Zu den theoretischen Gründen, die dazu führen, dem Denker zwei gegensätzliche Auffassungen zur freien Wahl vorzulegen, kommt hinzu, daß die Erfahrung zeigt, wie verschiedene Systeme auf gleicher Basis aufgebaut worden sind. Das liegt wohl mit daran, daß das Problem sich verschieden darstellt, je nach den Umgrenzungen und Bewertungen der Begriffe „Leben“, Individualität („Ich“), „Bejahung“ und „Verneinung“. Endlich aber sind wichtige Faktoren der Bewertung nicht eindeutig dem einen oder andern Prinzip zuzurechnen, wie die so wichtige Frage der Betätigung des Lebensdranges, indem weder Passivität der Verneinung, noch Aktivität der Bejahung ausschließlich eigen ist.

X.

Was aus dieser Welt ist, endet und stirbt. Was nicht aus ihr ist, durchzuckt sie mit Allgewalt wie ein Blitz, der nach oben schlägt, und kennt weder Zeit noch Tod.

Schopenhauer.

Richtet sich der forschende Blick des Menschen weiter und weiter greifend in die Welt, um sie im Ganzen zu erfassen und zu begreifen, so kommt er bald zu Ende mit dem, was Verstand und Vernunft bewältigen können; Empfindung und erprobtes Unvermögen vernunftgemäßer Behandlung des Allgemeinen und Höchsten belehren ihn, daß in der Welt etwas wirksam ist, das über der Welt steht. Dieser Macht in größerem Umfange teilhaftig zu werden, als es unserm Selbst im jeweiligen beschränkten Dasein vergönnt wurde, ist das Sehnen aller Höherstrebenden. Ob es

möglich ist, innerhalb dieser Welt bleibend dahin zu gelangen, oder ob wir zuvor alle Weltanhaftung verlieren müssen, um die Welt zu überwinden, das ist eine Frage, die von den verschiedenen Lehren, selbst den vom Christentum und Buddhismus ausgehenden, verschieden beantwortet ist; sie läßt sich mithin ohne Parteinahme für ein Religionsbekenntnis behandeln. Es ist die Frage der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben.

Der Wille zum Leben ist „ein unvernünftiger Trieb, der seinen zureichenden Grund nicht in der Außenwelt hat“ . . . er ist „der blinde Wille, auftretend als Lebenstrieb, Lebenslust, Lebensmuth: es ist das Selbe, was die Pflanze wachsen macht“¹⁰³. Metaphysisch ist er ungeteilt und hat nur zwei Richtungen: Ja und Nein, Welt oder Nirwana. Steigen wir aber eine Stufe abwärts in die Erscheinung (Objektivation), so ist die Richtung des Treibens nicht einheitlich. Er ist „ein hungriger Wille, der an sich selber zehrt“, dem entspricht physikalisch das Wachstum der Entropie; unter seiner Lenkung aber wendet sich andererseits die Welt von dem Pfade ab, der zur Verelendung führt (Palintropie), um in ewiger Gegenwart zu bestehen. Wie diese beiden Funktionen des Lebens physikalisch gegensätzlich sind, so sind sie auch moralisch nicht gleich zu bewerten. Für die Entscheidung der vollendeten Resignation ist ja die Erkenntnis des Jammers und Leidens, die das Leben in die Welt bringt, kein Motiv, das kausal wirkt, sie bedeutet nur eine Vorbereitung, gleichsam eine mechanische Zurichtung für das Individuum, durch welche es für die Wahl reif gemacht wird. Das Leben wird dabei als Ganzes gewertet; sobald das Individuum Aufbau und das Gute, wozu auch Wissenschaft und Kunst gehören, in den Vordergrund stellt, wird er vielleicht trotz allem zur Resignation gelangen, aber die Erlösung durch den Einfluß des Leidens und des Bösen in der Welt wird hinfällig. (Mag bejahen, wer will.)

Die Verneinung des Willens zum Leben ist nicht die Zerstörung einer Substanz; vorgeschrieben sind nicht bestimmte Handlungen, sondern nur, wie wir handeln sollen:

selbstlos und dem Genuß entsagend. Verschiedene Grundansichten treiben das Individuum der Sehnsucht nach Erlösung zu; es fühlt sich eins mit der Welt und hebt die Schranke des individuellen Bewußtseins auf (Schopenhauers Durchbrechung des *principii individuationis*, Upanishaden: *tat twam asi*). Oder aber wir erkennen, daß Nichts zu unserem Selbst gehört, was entstehen und vergehen kann, Nichts, was Leiden bringt und der intellektuellen Erkenntnis zugänglich ist (Buddha, Lehre vom *anatta* = Nicht-Ich)¹⁰⁴. Gemeinsam ist diesen Lehren das Ungenügen an der Welt, wo Geburt und Tod, Alter und Krankheit herrschen, und das Streben, sie mit einer besseren zu vertauschen, obgleich doch in allen bestimmt ausgedrückt wird, daß „dem Willen zum Leben das Leben gewiß ist“. Das absolut Sichere, durch Bejahung Festzuhaltende wird aufgegeben, weil die wahre Wirklichkeit nicht in der Welt, sondern über der Welt zu finden ist; sogar die Erkenntnis wird durch Erkenntnis aufgehoben. (Mag verneinen, wer kann.) —

Vom Zweck und Ziel des Lebens zu reden ist eine mißliche Sache, auch wenn man nicht beschränkte menschliche Absichten oder transzendente Aufgaben zugrunde legt. Glückseligkeit einzelner wagt man nicht aufzustellen, aus sozialen Gründen, und die allgemeine Glückseligkeit ist ein schöner Gedanke, der aber im Weltlauf sich nur mangelhaft verwirklicht zeigt. Darum fällt auch Schopenhauers Bilanz, die er nach Beschreibung des Treibens und unbeschreiblichen Tumultes in der Welt zieht, so kläglich aus: „Aber der letzte Zweck von dem Allen, was ist er? Ephemere und geplagte Individuen eine kurze Spanne Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Fall mit erträglicher Noth und komparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile aufpaßt; sodann die Fortsetzung dieses Geschlechts und seines Treibens¹⁰⁵.“ —

Solche Erwägungen führen den Pessimisten dahin, als *moralischen* Zweck des Lebenslaufes eine Belehrung des Individuums anzunehmen, indem eine unsichtbare Lenkung uns bis zum Tode, „dem eigentlichen Resultat und insofern

Zweck des Lebens“, begleitet¹⁰⁶. Beim Objektiven, dem Weltganzen stehendebleibend, das von der Bejahung des Willens zum Leben nicht zu trennen ist, haben wir die Erhaltung eben dieses Systems durch Palintropie als Zweck des Lebens aufgestellt; von hier aus können wir nicht annehmen, daß der Tod der Zweck des Lebens sei. Er tritt dann ein, wenn der Organismus nicht mehr fähig ist, Energie aufzubauen; von da an fällt er der Zerstörung (Entropiewachstum) zum Opfer; wollte man das als eine Strafe für ursprüngliche Fehlerhaftigkeit ansehen, so würde man in den oben (Kap. VIII) gerügten Fehler verfallen, eine anders konstruierte Welt als möglich anzunehmen, die doch nur leere Abstraktion sein kann.

Goethe drückt den Zweck der Natur sehr schön aus, wenn er sagt, der Tod sei ein Kunstgriff der Natur, viel Leben zu haben. Der Tod zerstört ja nicht das wahre Wesen irgendeines Organismus, sondern nur die zeitbedingte Erscheinungsform. Der natürliche Tod steht mit Leben und Lebenszweck in metaphysischem, aber unleugbaren Zusammenhang; über den künstlich oder durch Zufall herbeigeführten läßt sich nichts Allgemeines sagen, mit Ausnahme des Selbstmordes. Obgleich Schopenhauer es mit einer Deutlichkeit, die jedes Mißverstehen ausschließen sollte, gesagt hat, „daß der Selbstmord der Erreichung des höchsten moralischen Zieles entgegensteht, indem er der wirklichen Erlösung aus dieser Welt des Jammers eine bloß scheinbare unterschiebt“¹⁰⁷, obgleich die Vernichtung des eigenen Lebens dem wahren Geiste des Buddhismus widerspricht, begegnet man doch immer wieder dem Irrtum, der Selbstmord sei eine Konsequenz des Pessimismus. Von den Neueren erwähnen wir nur Simmel¹⁰⁸, der bei der Behandlung des Kantischen Moralprinzips beanstandet: „Ich soll nicht als allgemeines Naturgesetz wollen können, daß jeder sein Leben beliebig enden dürfe, weil damit keine Natur bestehen könne; wenn ich nun aber mit den Pessimisten überhaupt nicht will, daß eine Natur bestehe, so ist der Selbstmord in keiner Weise ein innerer Widerspruch.“ — Welch ein Zerrbild! Der wahre Pessimist will der Welt

des Leidens entrinnen, wünscht das auch den andern Menschen als freie Tat, aber es liegt ihm ganz fern, „nicht zu wollen, daß eine Welt bestehe“. Vielmehr weiß er, daß sie Bestand hat, solange sie gewollt wird. Den Weg eines allgemeinen Selbstmordes würde er für unmoralisch und völlig den Zweck verfehlend halten, da er das Leiden nicht aufhebt, sondern nur die derzeitige Form. Wer resigniert, will ja nicht Leben zerstören, nicht Leben „verneinen“, wie man ihm unterschiebt; er läßt das Spielzeug dem andern, dem es soviel Freude macht, und wirft es nur für sich hin. Freilich, wer im Genuß das Wesentliche des Daseins sucht, für den ist die Mahnung, auch nur auf den geringsten Genuß zu verzichten, unerträglich, schon der Gedanke daran ist strafbar und wird mit Schmähung verfolgt. Der Selbstmord aber ist schon vom immanenten Standpunkt aus für den, der den Bestand der Welt erhalten will, verwerflich, weil er den Menschen der von der Natur gegebenen Möglichkeit, zum Aufbau und Bestand der Welt beizutragen (Palintropie) beraubt.

Andererseits wäre es an der Zeit, daß die Überlegung, daß das Leben nicht immer und überall etwas Preisenswertes ist, mehr Gemeingut würde. Dann würden die Ausdrücke „lebenbejahend“ oder „köstliche Lebensbejahung“ nur noch Bestandteile des Phrasenschwalls der Banausen sein. Daß man das Leben nicht bejahen kann, weil es auch ohne Ja da ist, weiß wohl jeder, auch wer sich nicht von Nietzsche hat belehren lassen, aber die Lässigkeit des Ausdrucks befördert die Verwirrung im Denken. Krankheitserzeugende Bakterien, Skorpione, Mordbrenner und Kannibalen werden getrieben vom „Willen zum Leben“, für den aber, der unter ihnen leiden muß, ist die Betätigung ihres Lebens nicht köstlich.

Solche Erwägungen drängen sich wohl auch bei oberflächlichem Nachdenken auf und lassen leicht die Meinung entstehen, man könne eine qualitative Auswahl treffen, nämlich das Gute bejahen und das Schlechte verneinen. Doch geht dies nicht an: dem Naturtrieb sind beide Möglichkeiten verliehen, er kann nur als Ganzes bejaht oder verneint

werden. Darum sind auch alle Kompromißversuche, etwa nach Art des Ostwaldschen Imperativs, zum Scheitern verurteilt. Im Innersten des Individuums findet die große Scheidung statt: es fühlt sich eins mit der Erscheinungswelt, daraus entspringen die Tugenden der Gerechtigkeit und Menschenliebe (die beiden ersten Stufen) — tritt aber die Wandlung ein, daß es sich mit dem Urgrund der Erscheinungswelt identifiziert, so ist die höchste Stufe (Resignation) erreicht. Für die empirische Verknüpfung dieser drei Stufen im Mitleid gibt es in der Physik kein Analog; Erscheinung und das, was dahinter steht, sind scharf getrennt.

Auch in der höchsten moralischen Betrachtung finden wir keine Brücke, die über diese durch die Eigenart der Naturwissenschaft gegebene Kluft hinwegführt. Dies wird bestätigt im „Pilger Kamanita“ von Gjellerup, jener einzigartigen Beschreibung des Heilsweges vom Tode an bis zur Erlösung¹⁰⁹. Da gehen allerhand überirdische Dinge vor, aber Energie wird nicht vernichtet oder neu geschaffen. Nicht einmal der hunderttausendfache Brahma ist dazu imstande; als er neue Welten schaffen will, zieht er vorhandene Energie und Materie zusammen. Und Vasitthi, die auf dem Wege zum Nirwana vorangeht, vernichtete die Materie nicht, an der ihr Wesen zuletzt noch haftete, sondern „warf ihre eigene Körperlichkeit in die Astralmasse der Erscheinung hinein“. — So bleibt die Unzerstörbarkeit der Materie und Energie bis in die letzte Erscheinung vor dem Übergang in Nichts erhalten. —

Die letzten Gründe der Metaphysik können erst dann näher erforscht werden, wenn wir einmal genauer wissen, wie weit sich die Wurzeln der Individualität in das „Ding an sich“ erstrecken (Schopenhauer). Uns bleibt nur übrig, zum Schlusse unserer Abhandlung an den Folgen der Resignation, an der Bewährung im Leben indirekte Erleuchtung zu suchen.

Da wäre zu sagen, daß die beliebte Gegenüberstellung: Verneinung = Passivität — Bejahung = Aktivität, dem Sinne der Resignation nicht gerecht wird. Zwar ist der

Ursprung dieser Gleichsetzung in den extremen Geboten der Entsagungslehre leicht nachzuweisen: gänzliche Armut, Keuschheit, Duldung aller Leiden, Widerstandslosigkeit gegen Unrecht, Bewillkommung des Todes — doch sind dies Höchsthforderungen, die wie alle bis zum Ende durchgeführten Abstraktionen den Kern des Vorgangs der Entsagung nicht ausmachen. Ihre Betonung wird gerechtfertigt durch den Grundsatz (siehe oben Kap. IX), daß wir viel eher fähig sind und leichter dahin getrieben werden, zu zerstören, als aufzubauen. Es kann aber nicht der Sinn einer Lehre sein, die höchste Schonung fremden Wesens und Vermeidung der Schädigung jeglichen Lebens predigt, durch Unterlassung Schaden anzurichten.

Die Passivität als besonderes Charakteristikum der Resignation anzusehen, wäre verfehlt; denn z. B. führt auch eine stoische Haltung zur Passivität (sich der Welt anpassen, da wir sie nicht ändern können); Arbeitsscheu und Genußsucht führen ebendahin. Nebenbei sei bemerkt, daß der Doppelsinn des Wortes „faul“ auf dem *tertium comparationis* beruht, daß in beiden Fällen die Entropie wächst.

Schopenhauer hat bei der theoretischen Begründung seines Systems im Hauptwerk die negative Ausdrucksform der Resignation in den Vordergrund gestellt. Später, nach gereifter Einsicht, stellt er als das höchste, was der Mensch erlangen kann, einen heroischen Lebenslauf hin. „Einen solchen führt der, welcher, in irgend einer Art und Angelegenheit, für das Allen irgendwie zu Gute Kommende, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. . . . Sein Andenken wird als das eines Heros gefeiert, sein Wille, durch Mühe und Arbeit, schlechten Erfolg und Undank der Welt, ein ganzes Leben hindurch, mortificirt, erlischt in der Nirwana.“¹¹⁰

Der Buddhismus schreibt höchste Passivität nur den Mönchen als Vorbild und Bekräftigung der Lehre vor¹¹¹, den Andern Betätigung in den Schranken der Tugendlehren. Innerhalb der Lehre ist Platz für verschiedene Ausdehnung des weltlichen Treibens; besonders stark betont

Tagore Tätigkeit und liebevolles Erfassen der Welt¹¹² (weshalb man ihn, trotz Leibniz, einen Optimisten gescholten hat).

Sehen wir auch von ungerechtfertigten Vorwürfen gegen die Lehre der Verneinung des Willens zum Leben ab, so bleibt doch für die Durchdringung der Lehre die Feststellung, daß Aktivität ein Bestandteil der Ausübung ist, von großer Wichtigkeit. Schopenhauers Heros (s. o.!) erlangt Nirwana durch Mühe und Arbeit; besondere Askese ist nicht nötig. Denn wer Gerechtigkeit und Menschenliebe ausübt, erwirbt Leid, Undank und Schwierigkeiten ohne besondere Mühewaltung. Vergleichen wir den Heros mit Goethes Faust, so sehen wir, wie sehr die beiden großen Lehrer der Menschheit sich schließlich einander angenähert haben.

Wir greifen noch einmal auf die Lehre zurück, die wir der Physik entnommen haben, nicht um sie als Beweis oder Grundlage moralischer Betrachtung zu benutzen, sondern als ein treffliches Bild und Gleichnis dessen, wozu Natur uns ruft: die Entropie wächst, und wir müssen uns mit der Schulter gegen das Rad stemmen, das in den Abgrund zu rollen droht. Diese allgemeine Gesetzlichkeit gilt vom mechanischen Ablauf des Geschehens bis in die entlegensten und schwierigsten Handlungen im Zusammenleben der Menschen und fordert Taten.

Es ist das Resultat einer durch Jahrtausende fortschreitenden Entwicklung, daß Abendland und Morgenland in der Stellung zur Umwelt einen Unterschied aufweisen, den man mit Tagore¹¹³ charakterisieren kann als: Herrschaft über die Natur — Harmonie mit der Natur. Bei uns mußte der Kämpfer den nötigen Lebensraum einer kargen und feindlichen Umgebung abringen. Indiens Wälder, voll blühenden Lebens, boten Schutz vor der Überfülle der Segen spendenden Wärme und bildeten eine Zufluchtsstätte, die zur innigen Vertrautheit mit der Natur einlud. Die ersten Einwanderer erschlafften aber nicht; sie versenkten sich in die Tiefen des Daseins und vollbrachten geistige Leistungen, die noch nicht überboten sind. Das

Streben nach innerer Verbundenheit mit dem All führte zur Anpassung an die Natur, zur Passivität. Die Resultate höchster geistiger Abstraktion müssen wir als wertvolle Ergänzung in unseren Gedankenkreis hineinnehmen, doch niemals können wir auf die unserer andersartigen Entwicklung entsprechende Aktivität verzichten. Gilt das von unserer Selbstbehauptung in der Welt, so hat es auch in gleicher Weise Geltung für unsere Erkenntnis. War es noch in Indien möglich, daß Buddha durch einen einfachen Gedankengang, die An-atta-Lehre, unter Ausschaltung der Wissenschaft die Geister auf den Weg der Aufhebung des Leidens führte, so, ist es für uns unmöglich, die Worte des großen Syllogismus: „Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst“ auf die Erkenntnis anzuwenden¹¹⁴. Denn die Erkenntnis macht den Weg frei zur Erlösung und ist jedem noch so kräftigen Argument überlegen durch die Fülle der Beziehungen zu Vernunft und Willensrichtung. Um uns Erkenntnis zu erwerben, müssen wir jedoch eifriges Streben, müssen wir Liebe besitzen. Wir gelangen durch Erkenntnis zur Entsagung, durch Liebe zur Erkenntnis.

Nicht besser können wir den Unterschied zwischen morgenländischem und abendländischem Geiste aufzeigen als durch die Gegenüberstellung der Übersetzung einer Upanishad durch Paul Deussen¹¹⁵ und der Nachdichtung von Friedrich Rückert¹¹⁶. Bei der Wiedergabe der Upanishad deuten wir die zahllosen wörtlichen Wiederholungen nur an:

„Der, in der Erde wohnend, von der Erde verschieden ist, den die Erde nicht kennt, dessen Leib die Erde ist, der die Erde innerlich regiert, der ist deine Seele, der innere Lenker, der Unsterbliche.

Der, in den Wassern wohnend, von den Wassern verschieden ist,

Der, in dem Feuer wohnend,

Der, in dem Himmel wohnend,

Der, in der Sonne wohnend,

Der, im Mond und Sternen wohnend,

Der, in der Finsternis wohnend,

Der, in dem Lichte wohnend,

Er ist sehend nicht gesehen, hörend nicht gehört, verstehend nicht verstanden, erkennend nicht erkannt. Nicht gibt es außer ihm einen Sehenden, nicht gibt es außer ihm einen Hörenden, nicht gibt es außer ihm einen Verstehenden, nicht gibt es außer ihm einen Erkennenden. Er ist Deine Seele, der innere Lenker, der unsterbliche. — Was von ihm verschieden, das ist leidvoll.“

Rückert aber fing den Klang der Weisheit aus fernem Morgenlande ein, ehe er sich ins Unendliche verflüchtigt, und sang auf rechte abendländische Weise diesen Lobgesang:

Auf Erden gehest du, und bist der Erde Geist;
Die Erd' erkennt dich nicht, die dich mit Blüten preist.

Auf Sonnen stehest du, und bist der Sonne Geist;
Die Sonn' erkennt dich nicht, die dich mit Strahlen preist.

Im Winde wehest du, und bist der Lüfte Geist;
Die Luft erkennt dich nicht, die dich mit Atmen preist.

Auf Wassern gehest du, und bist des Wassers Geist;
Das Wasser kennt dich nicht, das dich mit Rauschen preist.

Im Herzen stehest du, und bist der Liebe Geist;
Und dich erkennt das Herz, das dich mit
Liebe preist.

ANMERKUNGEN.

¹ Schopenhauer, W. a. W., § 68, D I 453, 24—28.

² Karl Wagner, XXV. Jahrb. 1938, S. 220 f., Kap. I.

Kapitel I.

³ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 16, D III 3, 135.

⁴ Schopenhauer, Lehre vom Wesen der Welt, HN II (Reclam 2918), S. 55.

⁵ Gustav Friedrich Wagner: Gustav Fr. Wagners Transcendental-Idealismus, Ulm (Verl. der Neuen Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft) 1934.

⁶ Schopenhauer, Kritik der Kantischen Philosophie, D I 560 f.; vgl. des Verf. Ausführungen im XXIV. Jahrb. der Schopenhauer-Ges. 1937, S. 56.

⁷ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 26 und 27, D III 205—210.

⁸ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 20, D III 142, vgl. 144.

⁹ Vgl. des Verf. Bemerkung mit Literaturangaben im XXII. Jahrb. 1935, S. 147, und Anm. 111.

¹⁰ W. Gerlach, Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnis, „Angewandte Chemie“, 51. Jahrg. 1938, Heft 22, S. 317.

¹¹ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 24, D III 201.

¹² Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 20, D III 151, 12—15.

¹³ Schopenhauer, Die beiden Grundprobleme der Ethik, Vorrede zur ersten Auflage, D III 450.

¹⁴ Karl Wagner, Quantentheorie und Metaphysik, XXIV. Jahrb. 1937, S. 47.

¹⁵ Karl Wagner, ib. S. 27.

¹⁶ Lenard, Deutsche Physik, Bd. I.

¹⁷ Karl Wagner, ib. S. 50—53.

Kapitel II.

¹⁸ Robert Mayer, Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur. Liebigs Annalen 42 (1842).

¹⁹ Max Planck, Thermodynamik, IX. Aufl. 1930, § 56—58, 39 f.

²⁰ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 20, D III 151.

²¹ Schopenhauer, Die beiden Grundprobleme der Ethik, Vorrede, D III 451, 7—28.

²² Karl Wagner, XXIV. Jahrb. 1937, S. 52.

²³ Schopenhauer, W. a. W. I, § 27, D I 169, 35.

Kapitel III.

²⁴ Max Planck, Thermodynamik, § 114, S. 87.

²⁵ Max Planck, ebenda S. 83, Anm.

²⁶ Karl Wagner, Zeitschr. f. d. ges. Naturwissenschaft, 1936, S. 361—366.

²⁷ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 20, D III 152.

²⁸ Max Planck, ebenda S. 80.

²⁹ Lenard, Deutsche Physik 1936, Bd. II, S. 148.

³⁰ Max Planck, ebenda S. 100.

³¹ Exner, Vorlesungen Wien 1914, S. 689.

³² Max Planck, Vorlesungen über die Theorie der Wärmestrahlung, II. Aufl., 1913, S. 114.

³³ Max Planck, ebenda, Schluß, bes. S. 194 ff.

Kapitel IV.

³⁴ Kurze Entwicklung des Atombegriffes s. Karl Wagner, Quantentheorie und Metaphysik, XXIV. Jahrb. 1937, Kap. I, S. 23 ff.

³⁵ F. Krüger, Materie und Energie im Weltgeschehen, Rektoratsrede 1926, s. Materie und Energie, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1932, S. 333.

³⁶ Vgl. Richard Gebhard und Walther Rauschenberger, XVIII. Jahrb. 1931, S. 220, 229.

³⁷ J. C. Maxwell, Theorie der Wärme, übers. von Auerbach, Breslau 1877, S. 321.

³⁸ Zu Abschn. 4 (Die Weltanschauung der modernen Physik, Leipzig 1902, S. 41) vgl. Leopold Ziegler, Das Weltbild Hartmanns, Leipzig 1910, S. 151 f. — Zu 5, Felix Auerbach, Die Weltherrin und ihr Schatten, Jena. 1902, S. 38; vgl. Ektropismus oder die physikalische Theorie des Lebens, Leipzig 1910. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre, 4. Aufl., Leipzig 1917. — Zu 6, Driesch, Der Vitalismus, Leipzig 1905; Philosophie des Organischen, Leipzig 1921, S. 81—83. — Zu 10, F. C. Buttersack, Körperloses Leben (Diapsychikum), Leipzig 1936, S. 22. — Die überaus umfangreiche Literatur findet sich in vielen Schriften zitiert; wir erwähnen nur noch eine Abrechnung mit Häckel: O. D. Chwolson: Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot, Braunschweig (Vieweg) 1906.

³⁹ M. von Smoluchowsky, Physikalische Zeitschrift 13 (1912), S. 1069 bis 1080.

⁴⁰ Vgl. Schopenhauer, W. a. W. I, § 27, D I 166.

Kapitel V.

⁴¹ Schopenhauer, Wille in der Natur (Physiologie und Pathologie), D III 322, 22—24.

⁴² Schopenhauer, Wille in der Natur (Vergleichende Anatomie), D III 345.

⁴³ Schopenhauer, W. a. W. I, § 27, D I 166.

⁴⁴ Karl Wagner, Schopenhauer und die moderne Ganzheitsbetrachtung, XXV. Jahrb. 1938, S. 215 ff.

⁴⁵ Karl Wagner, Quantentheorie und Metaphysik, XXIV. Jahrb. 1937, S. 49—53, daselbst weitere hier interessierende Literaturangaben.

Kapitel VI.

⁴⁶ S. Eddington, Die Naturwissenschaft auf neuen Bahnen, Braunschweig 1935, S. 56.

⁴⁷ E. v. Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik, Leipzig 1902, S. 30.

⁴⁸ Schopenhauer, Kritik der Kantischen Philosophie, D I 498.

⁴⁹ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 19, D III 139; vgl. W. a. W., § 54, D I 330, ferner W. a. W. II, Kap. 45, D II 654.

⁵⁰ Rückert, Weisheit des Brahmanen XII, Nr. 47 (Leipzig 1896, S. 438).

⁵¹ Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 41, D II 557.

⁵² Max Planck, Thermodynamik, IX. Aufl., 1930, S. 102.

⁵³ Schopenhauer, Parerga II, § 144, D V 309, 30—35.

⁵⁴ Zambonini, Schopenhauer und die moderne Naturwissenschaft, XXII. Jahrb. 1935, S. 78 f.

⁵⁵ A. S. Eddington, a. a. O. Kap. 10.

⁵⁶ A. Mittasch, Katalyse und Determinismus, Berlin 1938, S. 132.

⁵⁷ A. Mittasch, Über Katalyse und Katalysatoren in Chemie und Biologie, Berlin 1936, S. 108.

⁵⁸ A. S. Eddington, a. a. O. S. 60.

⁵⁹ J. S. Haldane, Die philosophischen Grundlagen der Biologie, Berlin 1932; vgl. XXV. Jahrb. 1938, S. 207.

⁶⁰ A. Mittasch, Katalyse und Determinismus, S. 153.

Kapitel VII.

⁶¹ A. S. Eddington, Die Naturwissenschaft auf neuen Bahnen (1935), S. 65.

⁶² Karl Wagner, Schopenhauer und die moderne Ganzheitsbetrachtung, XXV. Jahrb. 1938, S. 215.

⁶³ P. Lenard, Über Energie und Gravitation, Berlin und Leipzig (de Gruyter) 1929, S. 14 f.

⁶⁴ Schopenhauer, Parerga II, § 79, D V 123.

⁶⁵ Hans Schmalfuß, Stoff und Leben (Bios, Bd. VI), Leipzig 1937, S. 58.

⁶⁶ A. Mittasch, Katalyse und Determinismus, S. 114.

⁶⁷ Mittasch, ebenda S. 148.

⁶⁸ A. Mittasch, Über Katalyse und Katalysatoren in Chemie und Biologie, Berlin 1936.

⁶⁹ A. Mittasch, Katalyse und Determinismus, S. 123, 186 o.

⁷⁰ Vgl. Rudolf G. Binding, Mephistopheles und Homunculus, Goethe-Kalender auf das Jahr 1938, herausgg. vom Frankfurter Goethe-Museum, Leipzig (Dieterich).

⁷¹ Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 17, D II 205.

Kapitel VIII.

⁷² Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 46, D II 667.

⁷³ Gerhard Stammler, Leibniz, München 1930, S. 132.

⁷⁴ Stammler, ebenda S. 95.

⁷⁵ Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 46, D II 667.

⁷⁶ Schopenhauer, Parerga II, § 156, D V 326.

⁷⁷ Schopenhauer, Parerga II, § 74, D V 112.

⁷⁸ Schopenhauer, Über den Willen in der Natur, Vorrede, D III 282.

⁷⁹ Schopenhauer, Kritik der Kantischen Philosophie, D I 495.

- ⁸⁰ Schopenhauer, Kritik der Kantischen Philosophie, D I 498.
⁸¹ Schopenhauer, Kritik der Kantischen Philosophie, D I 565.
⁸² Schopenhauer, W. a. W. I, § 31, D I 104.
⁸³ Schopenhauer, Kritik der Kantischen Philosophie, D I 604.
⁸⁴ Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 26, Teleologie, D II 386.
⁸⁵ Schopenhauer, Parerga I, Fragmente zur Gesch. d. Phil., D IV 56, 3—4.
⁸⁶ Schopenhauer, Parerga I, Fragmente zur Gesch. d. Phil., D IV 88.
⁸⁷ Schopenhauer, Parerga II, § 149, D V 317.
⁸⁸ Schopenhauer, Parerga I, D IV 87, vgl. Wilhelm Wundt, Leibniz, Leipzig 1917, S. 83 f.
⁸⁹ Gerhard Stammler, a. a. O. 116 f.
⁹⁰ Schopenhauer, Satz vom Grunde, § 19, D III 140 f.
⁹¹ Wundt, a. a. O. S. 92, 101.
⁹² Schopenhauer, Parerga I, Fragmente zur Gesch. d. Philos., D IV 87 f.; vgl. D I 45.
⁹³ Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 46, D II 658 f.
⁹⁴ Rückert, Weisheit des Brahmanen, X, Nr. 69.

Kapitel IX.

- ⁹⁵ Georg Simmel, Kant, München und Leipzig 1924, S. 159.
⁹⁶ Schopenhauer, Fundament der Moral, § 6, D III 603; vgl. § 16, D III 678 f.
⁹⁷ Mittasch, Katalyse und Determinismus, S. 130.
⁹⁸ Ostwald, Monistische Sonntagspredigten, II. Reihe, S. 312. (Der energetische Imperativ steht in der I. Reihe.)
⁹⁹ Schopenhauer, Parerga II, § 108 und 109, D V 220 f.
¹⁰⁰ Schopenhauer, Fundament der Moral, § 19, D III 415 f.
¹⁰¹ Schopenhauer, Parerga II, § 172a, D V 349, 3—4.
¹⁰² Wilhelm Böhm, Faust der Nichtfaustische, Halle 1933 (u. a. S. 92).
Vgl. Konrad Pfeiffer, Zum höchsten Dasein. Berlin und Leipzig (de Gruyter) 1938.

Kapitel X.

- ¹⁰³ Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 28, D II 408 f.
¹⁰⁴ Georg Grimm, Die Wissenschaft des Buddhismus, z. B. S. 455.
¹⁰⁵ Schopenhauer, W. a. W. II, Kap. 28, D II 406.
¹⁰⁶ Schopenhauer, Parerga I (Transcendente Spekulation usw.) D IV 250.
¹⁰⁷ Schopenhauer, Parerga II, D V 335, 25—28; vgl. W. a. W. I, § 69, D I 471—476.
¹⁰⁸ Simmel, Kant (s. o. Anm. 95), S. 152.
¹⁰⁹ Karl Gjellerup, Der Pilger Kamanita, Frankfurt/Main (Rütten & Loening) 1917.
¹¹⁰ Schopenhauer, Parerga II, § 172a, D V 349.

¹¹¹ Helmuth von Glasenapp, Indien in der Dichtung und Forschung des deutschen Ostens, vgl. XXI. Jahrb. 1934, S. 116—127.

¹¹² Rabindranath Tagore, Sadhana, Der Weg zur Vollendung, S. 107 (Nirwana durch Liebe).

¹¹³ Tagore, ebenda, Vorwort.

¹¹⁴ Grimm, a. a. O., Kap. XII.

¹¹⁵ Paul Deussen, Die Geheimlehre des Veda, S. 44—46.

¹¹⁶ Friedrich Rückert, Die Weisheit des Brahmanen, I. Buch, Nr. 49.

DER JUNGE NIETZSCHE UND SCHOPENHAUER.

Von

KARL SCHLECHTA (Frankfurt a. M.).

Nietzsche wird hier ausschließlich nach der *historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke (NW) und Briefe (NBr)*, München 1933 ff., zitiert; Dr. habil. K. Schlechta ist der leitende Editor der genannten Ausgabe.

I.

Der tiefernste, nur den vertrautesten Freunden sich eröffnende Abiturient der in ihrer Strenge doch umhегenden Landesschule Pforta war nach Bonn gekommen, um mit einem Male das los zu werden, was er zu boshafteu Zeiten an sich als eine Art gelehrtenhaften Philistertums zu empfinden liebte. Er warf sich in den Strom und — versank: „ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenöthigt, und ich verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab¹.“ Man höre: „ich . . . hatte nicht die Kraft . . . eine Rolle zu spielen“, „ich verstand nicht Herr zu sein“! An sittlicher Energie kann es nicht gefehlt haben, da wir wissen, daß Nietzsche schon als Schüler gerade durch sie ganz unbewußt beherrschend wirkte; es kann allein daran gelegen haben, daß ihm die Erscheinungen der praktischen Welt nicht zusammenliefen, daß er keinen Organisationspunkt der gegebenen, insbesondere der gesellschaftlichen Mannigfaltigkeit sah. Und zu warten, was ihm die Folge der Erfahrungen zur Verfügung stellen würde, bis sich ein Schlüssel zu der seltsamen Chiffrenschrift der Welt von selbst böte, war ihm nicht gegeben: das setzt eine glücklich in sich ruhende Behaglichkeit voraus, die seinem Wesen zutiefst widerspricht.

Als geborener Dramatiker war er ins Theater geraten und verstand nicht, was da gespielt wurde; er kannte nicht

¹ NW III, 292.

die Sprache der Akteure und sah keinen Sinn in deren Gebärden. Daß zweifellos Menschen von seinem Fleisch und Blut dargestellt wurden, machte die Lage nur verzweifelter: voller Wut stürzte er sich auf die Bühne, griff störend ein in den Ablauf der unverständlichen Handlung, schaute „viel hinter die Coulissen“² und zog sich endlich voll Hohn und Verachtung zurück, „um stille Naturgenüsse oder gemeinsame Kunststudien aufzusuchen“³. Da er das eigene Unrecht fühlte, gewann er Lust an Tadel und Spott: „Ich lernte damals mit Behagen schwarz sehen, nachdem es mir selber, wider meine Schuld wie mir schien, schwarz gegangen war“⁴.

Den Mißverhältnissen in und zu der Außenwelt entsprachen Ungereimtheiten im Inneren: „Verstimmungen und Verdrießlichkeiten persönlicher Art pflegen bei jungen Leuten leicht einen allgemeineren Charakter anzunehmen, wenn sie sonst nur zur *δυσκολία* geneigt sind. Ich hieng damals gerade mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihülfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung“⁵. Die sittlichen Elemente des eigenen Ich lagen wie die Elemente der Welt hart, störend und unverbunden nebeneinander. Es sah in ihm aus wie auf einem Bauplatz, auf dem das Material zwar beisammen ist, dem aber der Bauführer mit dem Plane fehlt. Die Lust und der Drang etwas zu unternehmen, Ordnung in das sittliche Chaos zu bringen, waren ungeheuer, und nichts aus dieser Zeit klingt überzeugender denn: „Mir ein eignes anpassendes Leben zu zimmern war mein Bestreben von früh bis Abend“⁶.

Diese innere Not und Qual war durch die Berührung mit Schopenhauer mit einem Male behoben. Es war Nietzsche gegangen wie Platons entfesseltem Höhlenbewohner: er sah nicht allein mehr den an sich unverständlichen Ablauf der

² NW III, 293.

³ Ebd. 292.

⁴ Ebd. 293.

⁵ Ebd. 297.

⁶ Ebd.

Schatten und Bilder, er glaubte nun die Gegenstände selbst zu sehen, und was noch viel mehr ist, er verstand plötzlich das ganze Zusammenspiel aus Einem heraus. Schopenhauer hatte ihn aus dem entsetzlichen Bereich des Zufalls in den der Ordnung und Notwendigkeit gehoben.

Und Schopenhauer war die letzte jener seltenen philosophischen Erscheinungen gewesen, denen Kraft und Umfang zu einer solchen Einwirkung zur Verfügung standen. Wer wußte nach ihm noch alle die uralten Quellen des europäischen Geistes zum Fließen zu bringen, wer brachte es nach ihm noch fertig, aus allen nur lebendige Kraft und wahre Erfrischung, aus keiner Gift und Verhängnis zu trinken? Er übersah die geistige Gesamtradition wie ein wahrer Fürst sein Reich, er beherrschte die unvergänglichen Güter wie ein Meister sein Instrument; in dieser Hinsicht ist auch Nietzsche neben ihm nur wie ein Einarmiger am Klavier: sind doch seine Gedanken über die Natur z. B. nie über einige Ansätze hinausgekommen. Dieser Vollständigkeit seines Rundblickes und der geistigen Lebenskraft, die alle Denkgebiete bis an die äußersten Enden durchblutet, entstammt jene klassische Atmosphäre, die Nietzsche zutiefst ergriff und die jeden noch heute ergreift, der auch nur eine Seite Schopenhauer liest. In dieser Beziehung ist Schopenhauer unter seinen Zeitgenossen nur von einem übertroffen worden, von Goethe, und in dieser Beziehung hatte es vor ihm lange nichts Ähnliches gegeben — man vergleiche z. B. Kants und Schopenhauers Aesthetik — und hier waren alle Späteren von ihm durch einen unüberbrückten Abgrund getrennt.

Wie mit einem Zauberstabe hatte Schopenhauer Nietzsche berührt, und dieser glaubte nun die Sprache der Welt und die Sprache der Natur zu verstehen.^{6a}

II.

Diese Wirkung Schopenhauers findet ihren Ausdruck vor allem in Nietzsches Briefen an die Freunde: an Deussen,

^{6a} Noch in der Basler Zeit (11. 4. 1869) wird Schopenhauer „der große Mystagoge“ genannt: NBr II, 310 (an C. v. Gersdorff).

Gersdorff, Mushacke⁷ und Rohde. Ihnen allen wird Schopenhauer durch den Erlösten zum Erlöser, ihnen allen wird er zum untrüglichen Leitstern im Dunkel der Lebenswanderung⁸.

Anderes tritt uns aus Nietzsches Briefen an die Mutter und an die Schwester entgegen⁹. Sind diese Schreiben an sich schon ungeduldiger und zuweilen auch für den Leser von einer etwas beklemmenden Schärfe, so ist nicht zu verkennen, daß darüber hinaus auch Schopenhauers Urteil über die „Weiber“ mitbestimmend gewesen ist. Das schon bestehende, wenn auch einigermaßen temperierte innere Mißverhältnis zu den Verwandten wurde auf diese Weise objektiviert und ins Allgemeine gehoben. Wieweit Schopenhauers eigene Beziehungen zu Mutter und Schwester als vorbildlich empfunden wurden, wird aus damaligen Niederschriften nicht deutlich. Zu vergessen ist nur nicht, daß sowohl Nietzsches Mutter als auch seine Schwester den nach großen Verhältnissen und Anschauungen leidenschaftlich strebenden Jüngling gerade in ihren Briefen mancher harten Probe aussetzten.

Am 5. November 1865 z. B. schreibt Nietzsche an beide¹⁰:

Wir sind wieder in das Gleis der gewöhnlichen Arbeiten, Gedanken, Plackereien, Erholungen gerathen; wie wichtig ist mir jetzt der Tag, und vieles entscheidet sich oder muß sich entscheiden in den engen Hirnkammern? Tragt Ihr es nur wirklich so leicht, dieses ganze widerspruchsvolle Dasein, wo nichts klar ist als daß es unklar ist? Mir ist es immer, als ob Ihr im Scherze darüber hinwegkämt. Oder täusche ich mich? Wie glücklich müßt Ihr sein, wenn ich richtig sehe.

Oder höre ich auch hierauf wieder Euren Witz: der Koffer ists, nur der Koffer ists, der ihn so verstimmt. Wie naiv! Unnachahmlich! Aber wie wenig verstünden wir uns!

„Thue Deine Pflicht!“ Gut, meine Verehrten, ich thue sie oder strebe darnach sie zu thun, aber wo endet sie? Woher weiß ich denn das alles, was mir zu erfüllen Pflicht ist? Und setzen wir den Fall, ich lebte

⁷ Siehe NBr II.

⁸ Das ergreifendste Beispiel dieser Freundesgefolgschaft bietet C. v. Gersdorff in seinen Briefen an Nietzsche; vgl. bes.: Die Briefe des Freiherrn Carl von Gersdorff an Friedrich Nietzsche I (hgb. v. Karl Schlechta, Weimar 1934) 27—29, 57, 68 f., 83 f., 86—89, 96 f.

⁹ Siehe NBr II.

¹⁰ Ebd. 18 f.

nach der Pflicht zur Genüge, ist denn das Lastthier mehr als der Mensch, wenn es genauer als dieser das erfüllt, was man von ihm fordert? Hat man damit seiner Menschheit genug gethan, wenn man die Forderungen der Verhältnisse, in die hinein wir geboren sind, befriedigt? Wer heißt uns denn uns von den Verhältnissen bestimmen zu lassen?

Aber wenn wir dies nun nicht wollten, wenn wir uns entschlössen, nur auf uns zu achten und die Menschen zu zwingen uns wie wir nun sind anzuerkennen, was dann? Was wollen wir denn dann? Gilt es, ein möglichst erträgliches Dasein sich zu zimmern? Zwei Wege, meine Lieben: man bemüht sich und gewöhnt sich daran so beschränkt wie möglich zu sein und hat man dann seinen Geistesdocht so niedrig wie möglich geschraubt, so sucht man sich Reichthümer und lebt mit den Vergnügungen der Welt. Oder: man weiß daß das Leben elend ist, man weiß, daß wir die Sklaven des Lebens sind, je mehr wir es genießen wollen, also man entäußert sich der Güter des Lebens, man übt sich in der Enthaltbarkeit, man ist karg gegen sich und liebevoll gegen alle Anderen — deshalb weil wir mitleidig gegen die Genossen des Elends sind — kurz, man lebt nach den strengen Forderungen des ursprünglichen Christenthums, nicht des jetzigen, süßlichen, verschwommenen. Das Christenthum läßt sich nicht „mitmachen“ so *en passant* oder weil es Mode ist.

Und ist denn nun das Leben erträglich? Ja wohl, weil seine Last immer geringer wird und uns keine Bande an dasselbe mehr fesseln. Es ist erträglich, weil es dann ohne Schmerz abgeworfen werden kann.

Lebt wohl, meine Lieben

Fritz.

Freund MUSHACKE empfiehlt sich Euch

Das Stipendium will ich nicht, meine Gründe kennt Ihr. Ich bekäme es auch nicht, da es nur für preußische Universitäten gültig ist. Macht Euch doch um solche Dinge keine Mühe. Komme ich nicht aus, so gebe ich Stunden.

Die Mutter antwortet am 12. November ¹¹:

Dein lieber Brief ist mir wie immer auch diesmal eine besondere Freude gewesen, obwohl ich derartige Ansichten Entwicklungen weit weniger liebe, als ein richtiges Briefschwätzchen. Ich bin der Überzeugung daß ein Jeder Mensch und vor Allen Christ derartiges durchzumachen und durchzukämpfen hat und zwar täglich und stündlich, bis er dahin durchgedrungen ist, das Leben als eine Gabe Gottes zu betrachten und die Zeit die uns dazu verliehen ist, so würdig und christlich als es uns armen Menschen möglich ist, auszukaufen, bis wir nach dieser Vorbereitungszeit in die ewige Heimath durch unsers Herren Gnade eingehen werden, und dazu wolle uns Allen der treue liebe Gott durch seinen Sohn und den heiligen Geist helfen.

¹¹ Ebd. 402--404.

Hoffentlich bist du ganz wohl mein lieber guter Fritz, denn schreibst du so wie das Letztmal, so habe ich immer meine Sorge um Dich, da es immer auf eine innerliche Zerissenheit und Unzufriedenheit schließen läßt. Ergieb Dein Herz recht dem treuen lieben Gott und Herrn und alle Weltweißheit die Du vielleicht in dicken Bänden finden wirst, wird mit solchen Herzen und Augen angesehen, zu Schanden werden. Hast du doch vor Allen rechte Ursache zur Zufriedenheit, wie der gute Gott nach so schweren Verlust, noch Alles so gnädig mit dir und uns Allen geleitet und geführt hat und muß nicht vor Allen die Jugend dafür recht empfänglich und dankbar sein? Du bist gesund, Gott sei es gedankt, an Leib und an der Seele, bist mit mancherlei Gaben ausgerüstet und hast die Lebensaufgabe, später Deiner Mutter eine gute Stütze zu sein, vielleicht auch Deiner Schwester mein guter Fritz, also strebe darnach diese Deine Aufgaben fürs Leben recht treu zu lösen und du wirst ein glücklicher guter Mensch sein dem es hier und dort wohlgeht.

Eben war Schenk zu unsrer Freude wieder da, hat Kaffee und Kuchen genossen und erzählte mir beiläufig, daß ihm sein Vater eben gestern geschrieben hätte: doch öfter in Familien, so zur Freundin Nietzsche und Born zu gehen, und so freute es mich doppelt, daß er dem gleich nachgekommen war. Er scheint sich jetzt allemal ganz behaglich hier zu fühlen, was mir Freude macht. Prof. Steinhard soll jetzt ganz ernstlich damit umgehen, seine Entlassung einzureichen, Siegfried genösse viel Liebe und Achtung, an Nieses Stelle käme ein Seminarlehrer. Hasse (geb. Weisenfelder) und am Martinstage hätten sie Gänsebraten gegessen (ganz neu). Er holte sich die Adresse mit v. Dir und wollte nächstens schreiben, läßt aber einstweilen grüßen. Heute ist Almricksche Kirmeß, wohin wir Dienstag mit Liebalds auch wollen, sonst sitzen wir und warten und warten. Was aber, hast du uns für eine Reiseruthe gemacht, nach Gorenzen, über Leipzig zu kommen? «Das wird sich nun wohl nicht machen», sagt unten der kl. Bruno, den Lieschen diesen Nachm. eine kl. Winterlandschaft auf Pellepapier reizend vervollständigt hat. Wer weiß, ob wir nicht ähnliche Bilder bald in der Wirklichkeit vor uns haben, wie gern machten wir trotzdem zu Eurem Bußtag, oder v. Halle aus, einen solchen kl. Ausflug zu Dir, denn unsre Herzen sind so viel bei Dir mein lieber guter Fritz, wenn wir nur erst wüßten wann das Kleine das Licht zu erblicken geneigt wäre, so reisten wir ein paar Tage früher weg und kämen zu dir. Hast Du denn Besuche bei Nietzschen und Auerbachs (Melanie) gemacht? Wie hübsch auch, wenn Du einmal an einem Sonnabend nach Eilenburg führest, die Post geht Mittag 12 Uhr, so viel ich weiß bist gegen 3 dort und fändest gewiß sehr freundliche Aufnahme, bitte suche doch Eingang in Familien zu gewinnen! Weg. des Stipendiums thue nicht so stolz mein Sohn, ich habe deßhalb an Caro geschrieben, ob es für L. gegeben würde, habe aber noch keine Nachricht. Diese Stipendien kommen ja halb und halb Stift Merseburgischen Kindern v. selbst zu. Deinen lieben Freund Herrn Mushacke grüße recht

herzlich Hast du denn mit ihm oder allein den Kuchen verzehrt. Du hast kein Wort davon erwähnt, auch was H. M. über uns gesagt u. s. w. Nun lebe recht wohl mein Fritz, wir wollen jetzt noch Kartoffeln mit gebratnen Hering essen und dann in d. Abendandacht gehen. L. will noch selbst vorher ein paar Worte an Dich schreiben und nehmen dann gleich d. Brief mit zur Post. Gott befohlen! Deine Mutter.“

[Am Rand S. 4 Zusatz der Schwester:]

„Herzliche Küsse und Grüße kann ich Dir nur senden da d. Hering uns zu lange aufgehalten hat, aber d. nächste Mal einen ellenlangen Brief. D. Elisabeth.“

III.

Dokumente der geschilderten Einwirkung Schopenhauers auf Nietzsche sind in erster Linie die Briefe¹², in zweiter der in der Zeit von September 1867 bis April 1868 niedergeschriebene und schon mehrmals zitierte Aufsatz „Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre“¹³.

Was das Werk Schopenhauers aber im einzelnen betrifft, so sind uns hierüber nur verhältnismäßig wenig Materialien von seiten Nietzsches als losgelöste Notizen überliefert. In der Hauptsache gelten diese im Zeitraum von Herbst 1867 bis Frühjahr 1868 Schopenhauers Metaphysik und Naturphilosophie, von Frühjahr bis Herbst 1868 dem Probleme des Stils des verehrten Philosophen und von Herbst 1868 bis Frühjahr 1869 der Ethik und Aesthetik.

Aus den Niederschriften der ersten Epoche ersehen wir z. B., daß Schopenhauersche Vorstellungen Nietzsches damalige, sehr umfangreiche Demokritstudien beleben¹⁴ und daß sie neben Gedanken von Friedrich Albert Lange und Kuno Fischer die eigentliche Grundlage für die geplante philosophische Dissertation „Die Teleologie seit Kant“ bilden¹⁵. Als wichtigstes Zeugnis aber ist uns aus dieser Zeit

¹² Mehr verraten zwei Briefe an Paul Deussen vom Herbst 1867 und 1868: NBr II, Nr. 344 und 388 (S. 153 f. und 255 f.). — Ebd. S. 405 findet sich auch ein Schopenhauer-Bücherzettel abgedruckt.

¹³ NW III, 291—315. Die ebd. 298 erwähnten „unruhigen, schwer-müthigen Tagebuchblätter jener Zeit“ sind nicht erhalten geblieben.

¹⁴ Z. B. NW III, 332.

¹⁵ NW III, 371—394; bes. 371—373, 380, 393; s. ferner meinen „Nachbericht zu den Philosophischen Notizen“, ebd., vor allem S. 438 bis

die einigermaßen geschlossene Notizensammlung „Zu Schopenhauer“ erhalten¹⁶. In ihr haben wir die ausführlichste kritische Stellungnahme des jungen Nietzsche zur gedanklichen Grundlage des Schopenhauerschen Systems vor uns¹⁷.

Die Studie ist wie folgt aufgebaut: in einer kurzen einleitenden Übersicht (352, 2—13) ist die Hauptintention Schopenhauers (2—5) und die eigentliche Ursache ihres Scheiterns (9—11) angedeutet. Dieser Einleitung folgt eine nochmalige, noch kürzere Zusammenfassung der beiden Momente (14—16). Die nunmehr sich anschließenden Abschnitte I (352—354), II (354 f.), 3 (355—358) und 4 (358—361) gelten der eingehenderen Durchführung der beschriebenen Disposition, indem I Schopenhauers Hauptgedanken, II eine Kritik derselben in vier Punkten mehr aus dem System selbst, 3 die oben erwähnte allgemeine Ursache theoretisch und 4 sie praktisch darstellt. Eine gewisse Verwicklung tritt insofern ein, als Abschnitt 3 und 4, wie Nietzsche selbst zugibt¹⁸, im Grunde schon aus Punkt 3 des Abschnittes II hervorgehen¹⁹.

Abschnitt I: als Eckstein des Schopenhauerschen Systems gilt Nietzschen der Satz: „Der grundlose erkenntnißlose Wille offenbart sich, unter einen Vorstellungsapparat gebracht, als Welt“²⁰.

Abschnitt II: gegen den soeben genannten Satz glaubt Nietzsche von vier Seiten aus „erfolgreiche Angriffe“²¹ machen zu können:

1. Schopenhauers Willensvorstellung als Begriff eines

443. — Von dem genannten großen Interessengebiet abweichende kleine Aufzeichnungen finden sich NW III, 331, 395 und 456.

¹⁶ NW III, 352—361.

¹⁷ Eine etwas ungenaue Übersicht über: „Zu Schopenhauer“ bringt Fritz Sprengel in seiner Diss. „Nietzsche und das Ding an sich“, Königsberg/Pr. 1933, S. 7 f.; den gedanklichen Gehalt faßt prägnant zusammen Charles Andler in „Nietzsche, sa vie et sa pensée“: „Les précurseurs de Nietzsche“, Paris 1920, S. 121 f.; vgl. auch ebd. 142.

¹⁸ 356, 5—7.

¹⁹ 360, 25—28 darf als kaum zu interpretieren wohl ausscheiden.

²⁰ 353, 1 f.

²¹ 354, 9.

Dinges an sich ist als solcher „nur eine versteckte Kategorie“²²;

2. Schopenhauers Ding an sich ist „nur mit Hülfe einer poetischen Intuition erzeugt, während die versuchten logischen Beweise weder Schopenhauer noch uns nützen können“²³;

3. die Prädikate, mit welchen Schopenhauer seinen „Willen“ ausstattet, sind „durchweg aus dem Gegensatz zur Vorstellungswelt gewonnen“, „während zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung nicht einmal der Begriff des Gegensatzes eine Bedeutung hat“²⁴;

4. die dreistufige Möglichkeit, daß es ein Ding an sich gebe, da „auf dem Gebiete der Transscendenz eben alles möglich ist“²⁵, daß dieses mögliche Ding an sich der Wille sein könne, und „daß selbst die Prädikate des Willens, die Schopenhauer annahm ihm zukommen können: eben weil zwischen Ding an sich und Erscheinung ein Gegensatz zwar unerweislich ist, aber doch gedacht werden kann“²⁶, bedeutet für „jedes sittliche Denken“²⁷ die praktische Unmöglichkeit.

Abschnitt 3: auch scheitert Schopenhauers letzter und grundlegender Gedanke nach Nietzsche an den „Grenzen der Individuation“²⁸, insofern Schopenhauer von sich und uns verlangen muß, „daß etwas, was nie Objekt sein kann (das Ding an sich, der Wille), dennoch objektiv gedacht werden soll“²⁹; selbst die drei Prädikate der Einheit, Ewigkeit und Grundlosigkeit seien „sammt und sonders unzertrennlich mit unserer Organisation verknüpft“³⁰.

Abschnitt 4: Nietzsche versucht zu beweisen, daß sich über das in Abschnitt 3 schon Gesagte hinaus das *principium individuationis* als die *Crua* von Schopenhauers Grund-

²² Nietzsche notiert außerdem (354, 14): „um mit Überweg zu reden“; dieser Passus und die Wendung von der „versteckten Kategorie“ findet sich bei Fr. A. Lange, Geschichte des Materialismus, 1. Aufl., S. 267 f.

²³ 354, 18—21. — ²⁴ 354, 26—29. — ²⁵ 354, 34—355, 1.

²⁶ 355, 9—12. — ²⁷ 355, 14. — ²⁸ 356, 6.

²⁹ 357, 1 f. — ³⁰ 358, 6 f.

anschauungen auch in der Frage nach dem Verhältnis des Intellectes zum Willen erweist. Da nämlich der Intellect nach Schopenhauer eine Art „*μηχανή* des Willens“³¹ sei und so im allgemeinen Werdensprozeß hervortreten müsse, müssen wir das Gesetz der Kausalität schon vor seiner Erscheinung in Wirksamkeit annehmen, was wiederum — im Rahmen des Systems — nur möglich ist, wenn der Intellect selbst Ding an sich, d. h. Wille ist. — „Das Schopenh. Ding an sich würde also zugleich *princip. indiv.* sein und Grund der Necessitation sein: mit anderen Worten: die vorhandene Welt. Sch. wollte das x einer Gleichung finden: und es ergibt sich aus seiner Rechnung daß es $= x$ ist d. h. daß er es nicht gefunden hat“³². —

Daß diese soeben kurz skizzierte Kritik in die Zeit von Nietzsches leidenschaftlichster Schopenhauerverehrung fällt, ist öfter bemerkt und immer nach Äußerungen des älteren Nietzsche über die letzten Gründe seiner jugendlichen Begeisterung erklärt worden. Eine solche Interpretation aber der an sich gewiß merkwürdigen Tatsache ist, wie insbesondere die oben anmerkungsweise erwähnten Briefe an Paul Deussen beweisen, gar nicht nötig: der junge Nietzsche schon verlangt von dem Philosophen keine Lösung, sondern eine verdichtete Darstellung des Rätsels der Welt, und tritt damit bereits aus einem geistigen Raume heraus, in dem der von ihm geliebte Meister selbst noch atmete. —

Schon aus dem Winterhalbjahr 1867/68 ist uns unter „Plänen und Absichten“³³ das Thema „Über Schopenhauer als Schriftsteller“³⁴ überliefert; es kehrt wieder im Sommersemester 1868 als Vortrag b³⁵ unter „Augenblicklichen Absichten und Vorsätzen“³⁶, ferner als eine Nummer³⁷ unter

³¹ 358, 29; vgl. Die Welt als Wille und Vorstellung I (Frauenst. Ausg.), S. 179, 181 und 208.

³² 360, 20—24.

³³ NW III, 315, 18.

³⁴ Ebd. 20 f.

³⁵ NW IV, 120, 4.

³⁶ Ebd. 119.

³⁷ Ebd. 120, 23.

geplanten „Essays“³⁸. Als Niederschlag aber dieser Intentionen haben wir nur drei kleine Gruppen von Aufzeichnungen vor uns³⁹. Schon die erste beweist, daß wir die eigentliche Bedeutung Schopenhauers für den jungen Nietzsche erkannt haben, insofern die Stilfrage mit dem Moment der „Erbauung“ — im Gegensatz zur bloß „wissenschaftlichen Erkenntnis“ — ganz wesentlich verknüpft wird: „Es kommt bei der Beurteilung der Stilfrage darauf an, was man von dem Philosophen verlangt.“ Ernst, Gesundheit, Einfachheit, Naivität, Schwung, Ursprünglichkeit, Classizität, Nüchternheit, Schönheit, Idealität sind Nietzsche die letzten Gründe dafür, daß Schopenhauer überhaupt einen Stil hat, und wiederum Ausfluß der Tatsache, daß ihm Philosophie „ein ungestümer Trieb“ ist. „Es ist der wahrste Philosoph: der kräftigste Brustsänger⁴⁰ aus den Philosophen“, heißt es zusammenfassend und durch das Wort „Sänger“ unmißverständlich offenbarend, was gemeint ist. —

Aus dem Winterhalbjahre 1868/69 sind uns zu Schopenhauer nur die Texte NW IV, 177 f. und ebd. 206, 1—27 erhalten: die ersten Notizen beziehen sich auf ethische, die zweiten auf aesthetische Fragen. 177 f. geht von dem Vorwurfe aus, der so oft der Schopenhauerschen Ethik gemacht wird, „daß sie keine imperative Form habe“, wendet sich aber — über eine Widerlegung solcher Angriffe — gegen Schopenhauer selbst, insofern gezeigt wird, daß sich die Schopenhauersche Ethik konsequenterweise auf die Seite der von ihr verneinten Kräfte schlagen müsse. Die dogmatisch pessimistische Moral findet sich nach Nietzsche in einer komischen Situation: sie bleibt theoretisch, d. h. doppelt komisch.

³⁸ Ebd. 20; es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß jenes in den letzten beiden Fällen darüber (120, 3) oder darunter (ebd. 24) verzeichnete Thema: „Pessimismus im Alterthum“ in der Durchführung auch Schopenhauersche Züge aufgewiesen hätte.

³⁹ NW IV, 213.

⁴⁰ Die Handschrift (B I 5, 77) zeigt bestimmt „Brustsänger“ und nicht „Brustsauger“, wie E. von der Hellen oder Fritz Kögel entziffert und Elisabeth Förster-Nietzsche hat abdrucken lassen (s. Das Leben Friedrich Nietzsches I, 351).

Die „Aesthetischen Grundanschauungen“ (206) zeigen, daß auf diesem Gebiete für den jungen Nietzsche in voller Geltung steht, was „der Philosoph sagt: das Wesen aller Kunst liegt im Unbewußten: am deutlichsten redet die Musik.“ Hier ist auch unter allen Disziplinen der Boden, der sich noch in der nächsten Zukunft für eine Nachfolge als begehbar erweisen soll.

BIOGRAPHISCH-
HISTORISCHE
ABTEILUNG.

UNBEKANNTE GESPRÄCHE MIT SCHOPENHAUER.

Mitgeteilt von

ARTHUR HÜBSCHER (München).

„Meine Herrin“, sagt Makariens Helferin in den „Wanderjahren“, „ist von der Wichtigkeit des augenblicklichen Gesprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, was kein Buch enthält; und doch wieder das Beste, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte sie mir's zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze hervorspringen. «Ist man treu», sagt sie, «das Gegenwärtige festzuhalten, so wird man erst Freude an der Überlieferung haben, indem wir den besten Gedanken schon ausgesprochen, das lebenswürdigste Gefühl schon ausgedrückt finden. Hierdurch kommen wir zum Anschauen jener Übereinstimmung, wozu der Mensch berufen ist, wozu er sich nicht oft wider seinen Willen finden muß, da er sich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an.»“ Aus solchen Überlegungen ist Makariens Archiv entstanden, aus dessen Blättern Angela in schlaflosen Nächten ihrer Herrin vorzulesen pflegte, bei welcher Gelegenheit dann wieder auf merkwürdige Weise tausend Einzelheiten hervorsprangen, eben als wenn eine Masse Quecksilber fällt und sich nach allen Seiten hin in die vielfältigsten Kügelchen zerteilt.

Wollen wir, in verwandter Gesinnung, aus den Gesprächen großer Männer den bleibenden Nutzen für uns abnehmen, so sind wir freilich nicht in der Lage, die strengen Prinzipien von Makariens Archiv durchzuführen: Wir können nicht weglassen, was uns unbeträchtlich, herausheben, was uns wesentlich erscheint. Wir wissen, daß schon die überkommenen Berichte manche und mannigfache Abweichung von den Tatsachen bringen; wie oft mag der Gesprächspartner gehört haben, was nicht gesagt wurde, was er nur selbst im Herzen trägt! Aber wir wissen auch, daß die nachträgliche Auswahl eines Herausgebers aus der Menge der vorliegenden Zeugnisse nur noch weiter fortleiten würde zu einem Gegenbilde seines eigenen Herzens.

Die Überlieferung, getreu erhalten und bewahrt, wird immer vieles Belanglose in sich schließen; aber schließlich liefert sie doch nur in ihrer Gänze die Züge eines Gesamtbildes, das auch das Bild einer unvergänglichen Wirkung ist.

So hat unsere Ausgabe von „Arthur Schopenhauers Gesprächen“ im XX. Jahrb. 1933 grundsätzlich eine vollständige Erfassung des gesamten erreichbaren Materials angestrebt. Hatte die frühere Sammlung E. Grisebachs „Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche“ in der 1. Auflage 19, in der 2. Auflage 22 Gesprächspartner erfaßt, so konnte unsere Aus-

gabe im ganzen 95 Gesprächspartner vorstellen und damit das erreichbare Material wohl in allem Wesentlichen erschöpfen. Daß aus unbekanntem und verschollenen Quellen noch weiterhin einzelne Nachträge zutage treten würden, war von vornherein anzunehmen. Zufall und systematische Nachforschung haben denn auch in den sechs seither vergangenen Jahren einer ununterbrochenen Beschäftigung mit der Werk- und Lebenswelt Schopenhauers manches an Ergänzungen für unsere Ausgabe herangetragen, auf manches andere haben uneigennützig Helfer am Werk aufmerksam gemacht. Für wertvolle Hinweise hat der Herausgeber vor allem den Herren Rudolf Borch (Braunschweig), Karl Jahn (Frankfurt a. Main) und Dr. Franz Riedinger (Jena) zu danken. Heute aber scheint es an der Zeit, an eine systematische Zusammenfassung dieser Ergänzungen und Nachträge zu denken. Wir wollen sie im folgenden geben.

Unter I bringen wir Gespräche mit neuen, bisher noch nicht verzeichneten, oder nur im Anhang (Verzeichnis der sonst noch bezeugten Gespräche), S. 399—410 vertretenen Gesprächspartnern; unter II einzelne neue Gespräche mit den schon bekannten Gesprächspartnern. Am Rande fügen wir in [] die Seiten- und Zeilenzahl unserer Ausgabe an. Unter III geben wir anhangsweise noch einige ergänzende Anmerkungen zum Text und Apparat der Gespräche.

I. Neue Gesprächspartner.

(12, 1) Mit Anthime Grégoire de Blésimaire.
1799.

Ich habe mich an das erinnert, was du mir einige male von der großen Tapferkeit und von der guten Haltung der Hamburger Soldaten erzählt hast.

Grégoire an Schopenhauer, 16. Mai 1801¹.

(41, 23) Mit Dr. *Wilhelmi*.
6./8. Juni 1822.

Dr. Wilhelmi, der tägl im Baierschen Hofe zu Nürnberg u. soupirt, sagte mir, er brauche für seine Person 1000 f jährl; allein eine Familie von 4 Personen, die 2 weibliche Dienstbothen halte, könne mit 2000 f sehr bequem leben u. in jeder Art gar nichts entbehren.

Quelle: Schopenhauers Briefftasche, 1822—1823 (Faksimiledruck Trowitzsch & Sohn, Berlin [1923], S. 4 von hinten).

¹ Unveröffentlichter Brief im Besitz des Schopenhauer-Archivs in Frankfurt a. M.

Mit einem Berliner Tischgenossen.

(47, 7)

September 1828.

Von den Gelehrten, welche wir kennen lernten, hinterließ nur Dr. Schopenhauer, mit dem wir gleich am ersten Tage an der Mittagstafel in unserem Gasthofs zusammentrafen, durch die rücksichtslosen Urtheile, welche er nach allen Richtungen hin ausspruhte, einen nachhaltig abstoßenden Eindruck. Als einer der jüngeren Tischgenossen sein Bedauern über den jüngst erfolgten Tod des Professor Bouterweck in Göttingen äußerte und dabei dessen Gelehrsamkeit rühmte, sprach Schopenhauer von einem wahren „Viehsterben“, welches unter den Göttinger Professoren ausgebrochen sei, und kränkte den pietätvollen jungen Mann, indem er speciell dem Professor Bouterweck eine gleichfalls dem Thierreich entnommene derbe Bezeichnung gab.

Quelle: Julius Wiggers, „Aus meinem Leben“, Leipzig 1901, S. 16.

Julius Wiggers (1811—1901), 1848 Professor der Theologie in Rostock, 1852 abgesetzt, 1853 in den Rostocker Hochverratsprozeß verwickelt, 44 Monate in Untersuchungshaft, 1 Jahr auf Festung, seither Privatgelehrter; 1867—1874 und 1877—1881 im Reichstag (national-liberal). — Die Stelle bezieht sich auf einen vorübergehenden Aufenthalt in Berlin vom 10. bis 19. September 1828.

Mit dem Metzgermeister M.

(162, 11)

Nach 1850.

In der göttlichen Grobheit wurde Schopenhauer . . . eines Tages von dem biedereren Metzgermeister M. übertrumpft, der an des Philosophen Parterre-Wohnung an der „Schönen Aussicht“ vorüberging. Der Pudel Schopenhauers . . . sprang mit lautem Gebell hinter dem Metzgermeister her; er machte sogar einen nicht undeutlichen Versuch, unseren Borjer in die Wade zu beißen. Der aber war nicht faul, und jagte den heulenden Pudel mit einem derben Tritt nach Haus, was zum Unglück Schopenhauer aus seinem Parterrefenster mit ansehen mußte. „Er unverschämter Mensch, er!“ schallte es aus des Philosophen Munde. „Er unverschämter Aff“, er“, replizierte der Metzgermeister, „wenn Er nicht gleich aufhört, zu schimpfen, so kann Er

auch einen Tritt abkriegen!“ — Arthur Schopenhauer fühlte sich, was ihm selten passirte, besiegt und schloß das Fenster.

Quelle: Frankfurter Beobachter, 19. Jahrg. Nr. 210, 8. Sept. 1886 (Anmerkung des Beobachters zu der „Erinnerung an Schopenhauer“).

Der Name von Metzgermeister M. war nicht festzustellen. Das Frankfurter Adreßbuch weist eine ganze Reihe von Namen auf, die in Betracht kommen. Auch die genauere Datierung des „Gesprächs“ ist unmöglich. Es gehört zweifellos in das letzte Jahrzehnt von Schopenhauers Leben und mag sich den Gesprächen mit dem Schuster Johann Hartmann Hieronymus und seinem Lehrling Heinrich Lerch anreihen.

{306, 1}

Mit Ferdinand Ludwig Neubürger.

Sommer 1857.

Diesen Sommer hat in Bonn Prof. *Knoodt* 3 Mal wöchentl. *de philosophia Schopenhaueriana publice* gelesen u. hat das Publikum zum allergrößten Theil aus katholischen Studenten der Theologie bestanden (auch *Knoodt* ist katholisch): — dies hat mir ein sehr intelligenter Student, *Neuburger*, der es selbst mitgehört, berichtet. —

Schopenhauer an G. W. Körber, 3. Oktober 1857, D XV, 587.

Ich gedenke nächstens einige Gespräche mit dem eben Verstorbenen mitzutheilen und bin überzeugt, daß sie interessiren werden, da Schopenhauer eminent witzig und boshaft war^{1a}. Freilich geht bei der Wiedererzählung viel verloren, indem seine wirklich Erstaunen erregende Lebendigkeit in Gestikulation und Sprache seinen Worten etwas ganz Eigenthümliches verlieh. Sein Auge war ungemein lebendig, seine Stirne hoch und gewölbt, um seinen Mund schlängelten sich zwei böse Falten, sein weißes Haar stand steilrecht in die Höhe. Wie sein Zimmer, so war auch er höchst eigenthümlich; sein Gang war schleichend, katzenartig. Ich lasse hier eine indische Sage folgen, die er mir erzählte².

^{1a} Neubürger scheint dieses Versprechen nicht erfüllt zu haben.

² Vgl. die ähnliche, aber in den Einzelheiten der Wiedergabe zweifellos genauere Erzählung im Gespräch mit C. G. Bähr, XX. Jahrb. 1933, 231 f.

Der junge Königssohn lebte einsam und abgeschlossen bei seiner Mutter, die ihn nicht von sich ließ. Er sollte den Schmerz nicht kennen lernen, ihr Kind sollte niemals weinen. Das Leben lag geheimnisvoll vor ihm ausgebreitet, wie das unendliche Meer vor dem staunenden Landbewohner, den es mit Furcht und Sehnsucht erfüllt in die blaue, ewig bewegte Ferne zu gelangen. Wie die Welt war die Sorge ihm noch unbekannt. Das Geklirr der Waffen scheucht sie nicht; das süße Flüstern der Musik lullt sie nicht ein, du findest sie in der unbewegten Einsamkeit des Waldes, im tosenden Treiben der Städte, und gespenstisch heftet sie sich an deine Ferse, wohin du immer eilest, nur einen Ort betritt die Sorge nie. Wo die Mutter ihr Kind in den Armen hält und es anlächelt und es liebkost, da halten Engel Wache und lassen sie nicht zu. Lange birgt dich ihre treue Liebe vor den bösen Geistern, die Macht über dich gewinnen bei deiner Geburt; sie kann ihr Kind nicht immer wahren. Du verfällst ihnen, sobald du das erstemal geweint hast, und du weinst, sobald du die Thore dieser Welt betrittst. —

Die Mutter des jungen Prinzen widerstand seinen Biten nicht länger, sie erlaubte ihm den Palast zu verlassen, um die noch unbekannte Welt und das geheimnisvolle Treiben der Menschen kennen zu lernen. Sein Erzieher begleitete ihn bei seinem ersten Ausgange. Sie betraten die volkreichen Straßen, und der Prinz freute sich an den bunten Trachten und dem geschäftigen Eifer der hin und wieder eilenden Menschen. Er bewunderte die Tempel der Götter und die Paläste der Mächtigen und Reichen, der gewaltigen Götter dieser Welt. Während er die wunderbaren Säulengänge eines derselben betrachtete, trat eine in Lumpen gehüllte, bleiche, abgehärmte Bettlerin zu ihm und streckte flehend die Hände nach ihm aus.

„Was ist dies?“ frug der Prinz seinen Erzieher, indem ein banges Gefühl des Mitleids seine Brust einschnürte.

„Die Armuth“, erwiderte sein Begleiter.

„Die Armuth? Kann auch ich arm werden?“ Der Erzieher zuckte mit den Schultern.

„Der Sterbliche steht in der Hand des Schicksals, es ist

mächtig über die Könige und spielt mit ihren Kronen. Selten naht die Armuth dem Herrscher, aber Könige haben umsonst ein Almosen erfleht von denen, die einst vor ihnen knieten.“

Der Prinz seufzte. — „So bin ich König in dieser Welt, in der die Armuth herrscht.“ Nachdenklich ging er weiter; das Jubeln des Volkes, das seinen einstigen Herrscher freudig begrüßte, scheuchte seine Träume nicht. Er zog seinen Begleiter in einsamere Straßen, in jene Stadttheile, die das Laster in geheimen Stunden aufsucht.

Eine jugendliche, reizendschöne Cymbalschlägerin stand vor der Thür eines Hauses und winkte lächelnd dem Prinzen.

„Eilt euch, Prinz! Wendet die Augen weg, eilt euch, Prinz!“ rief der Erzieher.

Der Prinz sah sinnend auf die Buhlerin, und als sein großes schwermüthiges Auge und sein Antlitz, auf dem die Unschuld und die Hoheit thronte, wie das eines Seraphs auf sie gerichtet war, so fühlte sie, daß sie auf ewig von der Reinheit und dem Glück geschieden sei, und barg ihr schönes Antlitz in ihre Hände und weinte.

„Was ist dies?“ frug der Prinz seinen Erzieher. — „Es ist die Sünde.“

„Hat die Sünde nur diese in ihrer Gewalt? Hat sie auch Gewalt über mich?“ — Der Erzieher schwieg. Der Prinz frug nochmals.

„Viele Herrscher entgingen der Armuth, aber noch keiner entging der Sünde. Das Netz der Spinne verstrickt nur das schwache Insekt, und der Starke zerreißt es, aber das Netz der Sünde verstrickt den Adler wie die Taube.“

Der Königsson schaute nochmals auf die weinende Bajadere.

„Wehe mir! Ich bin König, und Armuth und Sünde herrschen auf dieser Erde.“ Er seufzte und ging weiter.

Bald gelangten sie wieder in belebte Gegenden. Sie kamen zum Bazar, wo die Kaufleute die Erzeugnisse des Erdkreises ausstellten. Bunte Vögel, deren wunderbares Gefieder mit den prächtigen Farben des Regenbogens wetteiferte, strahlende Juwelen, glitzernde Geschmeide, Indiens

Shawle, Arabiens Wohlgerüche, Kaukasiens Sklavinnen; — es war ein wunderbarer Anblick. Die Massen drängten sich kauflustig heran, der Reiche kaufte, der Arme betrachtete Alles mit bewundernder Sehnsucht. Auf einmal tönte ein furchtbar gellender Schrei aus der dichten Gruppe; das Volk stob ängstlich zur Seite, und der Prinz sah einen Menschen auf der Erde ausgestreckt, die Hände krampfhaft zusammengezogen, das Gesicht von wilden Schmerzen zerrissen. Er war bleich und verstörten Blickes, und seine Lippen waren blau. „Fliehet! fliehet!“ tönte es von allen Seiten. „Fliehet! fliehet! die Pest ist ausgebrochen.“

Der Erzieher riß den Prinzen mit sich, obschon dieser zu dem Kranken eilen wollte. In athemloser Hast zog er ihn fort, und erst auf einer fernen Straße hielt er ein.

„Was habe ich gesehen?“ frug der Prinz den verstörten Erzieher.

„Die Krankheit, Prinz!“

„Kann die Krankheit auch mich treffen?“

„Euch und uns Alle. Wehe uns! die Pest!“

„Sünde und Armuth und Krankheit herrscht in dieser Welt, und ich bin König.“

„Laßt uns eilen“, rief der Erzieher. „Gehen wir zum Palaste, dort sind wir am sichersten.“

Aber schon am nächsten Thore stießen sie auf eine Bahre, der Todesengel schlug seine rauschenden Fittige um die Stadt, und die Menschen starben.

„Was ist dies? was ist dies?“ frug der Prinz, indem er auf die bleiche, regungslose Gestalt sah, die an ihm vorübergetragen wurde. „Weshalb schreien diese Frauen? weshalb stöhnen sie und raufen ihr Haar aus und weinen?“

„Das ist der Tod, Prinz.“

„Wird der Tod auch mich greifen?“

„Der Tod ist der König der Könige. Alles ist ihm un-terthan; der Purpur des Herrschers und die Lumpen des Bettlers werden auf die gleiche Weise mit dem Leichentuche vertauscht. Fliehet, Prinz! zum Palaste! zum Palaste!“

„Tod und Krankheit und Armuth und Sünde herrschen über diese Welt, und ich will König sein? Wehe mir und

meiner Krone! Was ist der Herrscherschmuck, als das bunte Kleid, in das man einen Bettler hüllte, um ihn zu verspotten? Bewahrt er mich vor der lockenden Sünde und dem furchtbaren Tode?“

Der Prinz kehrte zu seinem Palaste und verschloß sich in das einsamste Zimmer. Tief und lange dachte er dort und ließ Niemanden zu sich. Als es aber Nacht geworden, trat er an das Schlafzimmer seiner Mutter und lauschte, ob ihr Athem ruhig sei, und ob sie sanft schlafe. Darauf rief er seinen treuesten Diener und ließ sein Pferd satteln. Er bestieg es und jagte zur Einöde; seine Kleidung tauschte er gegen die eines Bettlers, dem er auf seinem Ritt begegnete. Als er zur Wüste gekommen war, entließ er sein Pferd und gab ihm die Freiheit. Er selbst aber, ein Königssohn in Bettlertracht, lebte in der Wüste und betete für die Erlösung der Menschheit.

Quelle: Ferdinand Ludwig Neubürger, „Erinnerungen an Schopenhauer“, in „Gesammelte Werke“, Dresden und Leipzig 1897; 2. Bd., S. 62 ff.

Ferdinand Ludwig Neubürger (1836—1859), zunächst Lehrer, dann freier Schriftsteller in Frankfurt a. M. (vgl. Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts“, 5. Bd., S. 116). Seine „Erinnerungen an Schopenhauer“, die auch eine genaue Beschreibung von Schopenhauers Wohnung enthalten, hat zuerst Walther Rauschenberger wieder an's Licht gezogen und im XXV. Jahrb. 1938, S. 299 ff., vollständig abgedruckt.

(306, 1)

Mit einem Gießener Studenten.

Spätsommer 1857.

Es war ein freundlicher Spätsommertag des Jahres 1857, als ein von Gießen in die Ferien reisender Jünger der Musen gegen Mittag am Mainquai zu Frankfurt a. M. die Häuserreihe der sogenannten schönen Aussicht entlang musterte, um endlich in das Haus einzutreten, wo er sich hatte sagen lassen, daß der sonderbare Frankfurter Weise, der Sohn der berühmten Romanschreiberin Johanna Schopenhauer, wohne. Der rüstige Greis war eben mit dem Ankleiden für den Ausgang in sein Gasthaus zur *table d'hôte*

fertig geworden und im Begriffe, noch eine halbe Stunde auf seiner Flöte zu spielen, als der jugendliche Besucher bei ihm eintrat. Der junge Mann hatte sich als Verehrer des Verfassers der „Welt als Wille und Vorstellung“ und der „Parerga und Paralipomena“ eingeführt und war im Gespräch mit demselben auf dem Sopha bereits bis zur Menschenverachtung und Weiberfeindschaft gekommen. Während sich über dieses sein Lieblingsthema der Philosoph von der schönen Aussicht in vollem Redestrom ergoß, ließ der Bruder Studio mit verstohlener Neugier seine Blicke aufmerksam auf die Umgebung des Mannes schweifen, an dessen Seite er saß und von welchem er das Bild eines *quasi* modernen Stoikers mit sich herumtrug. Und auch ihm galten die Grundsätze der Stoa als das Aeüßerste von wahrer Lebensweisheit. Zur Büste Kant's auf dem Schreibpult und zum Oelbilde Goethe's überm Sopha wollten ihm freilich die zahlreichen Hundestücke, die unter anderen Porträts an den Wänden hingen, nicht recht passen. Aber noch viel weniger wußte er sich eine vergoldete sitzende Figur zurechtzulegen, die mit untergeschlagenen Beinen und verschlungenen Armen, einen Oelzweig haltend, auf einem Marmorkonsol stand. Ja, mein junger Herr, dieser da hatte in Wahrheit in Sansara, der Welt des farbigen Scheines, der weltverachtenden Weisheit Gipfel erstiegen und mit vollständig durchgeführter Verneinung des Willens zum Leben das große Nirwana der Heiligen erreicht, dieser Buddha, dessen ächte Statur Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen scheint! Mit diesen Worten hatte der greise Weise mit leuchtenden Augen dem jugendlichen Stoiker das Räthsel gelöst, als es an der Thüre pochte. Aber dem etwas harthörigen Alten entging das Klopfen. Er begann begeistert über die Wohlthat des absoluten Nichts sich zu verbreiten, als auf wiederholtes und stärkeres Pochen der auf schwarzem Bärenfell neben dem Sopha liegende Pudel bellend auf die sich öffnende Thüre stürzte, durch welche unter höflichen Verbeugungen ein Fremder mit den Worten eintrat: „Entschuldigen Sie gütigst, habe ich die Ehre — —.“ Aber schon war der Alte hastig vom Sopha aufgesprungen und

hatte mit den Worten: „Wer hat Sie geheißen zu mir herinzutreten?“ den Fremden am Arm gefaßt und etwas unsanft zur Thüre hinausgeschoben.

Dem jungen Stoiker, der mittlerweile sich erhoben und seine Mütze ergriffen hatte, mochte der Frankfurter Weise einige Verwunderung über solchen kurzen Prozeß in den Augen und vielleicht einen spöttischen Zug um die Lippen ansehen und gab dem sich Empfehlenden als *alimenta misanthropiae* den Rath mit auf den Weg: „*Homo homini lupus!* Hüten Sie sich vor diesen fatalen *bipedes*, von denen fünf Sechstheile Narren oder Schurken oder Dummköpfe sind! Machen Sie's nur immer, wie ich, und setzen Sie der praktischen Selbstgenüge des gemeinen Menschenverstandes allewege Grobheit entgegen! Mir gehört mit Kant die Höflichkeit nur unter die überflüssigen Bei- und Außenwerke!“

Es war bereits Mittag vorüber, und über die von seinem Besuche des sonderbaren Weisen erhaltenen Eindrücke nachdenkend, schlenderte der stoische Musenjünger nach dem Gasthofe, wo er gehört hatte, daß der Philosoph von der schönen Aussicht zu Mittag aß. Man sieht, dachte er auf dem Wege, daß der Alte aus den Tagen der Naturphilosophen stammt, die der Grobheit als einer bis dahin unbekanntem Gottheit Altäre errichteten, und statt des heutzutage üblichen „Erlauben Sie gütigst!“ dem Andern kurzweg hinter die Ohren schlugen. An der *table d'hôte* war die Suppe eben aufgetragen, als im schwarzen Frack, weißer Halsbinde und Schuhen der menschenverachtende Weise mit seinem treuen „Putz“ eintrat und ohne die Anwesenheit des jungen Mannes, der ihn kurz vorher erst verlassen hatte, zu bemerken, in der Nähe desselben seinen Platz einnahm. Seinen großen Vorbildern Kant und Goethe getreu einen starken Appetit entwickelnd und auch seinen „Putz“ bei der Tafel nicht vergessend, verhielt sich über dem wichtigen Geschäfte der „Bejahung des Willens zum Leben“ der moderne Buddhist bis zu Ende der Tafel schweigend. Erst während des Nachtschickes, beim letzten Glase Wein, demonstirte er, die Unterhaltung der in seiner Nähe sitzenden Offiziere über Pferde, Hunde und Frauen gründlich ver-

achtend, einem gegenüberstehenden Herrn mit Feuereifer das logische Gesetz der Identität und des Widerspruchs, und der Bruder Studio war froh, daß er aus seinem kaum gehörten *collegium logicum* noch die Bedeutung von $a = a$ in frischem Gedächtniß hatte. Endlich zogen sich Doktor Schopenhauer und sein „Putz“ von der Tafel und aus der Gesellschaft der Zweifüßler zur Siesta nach der schönen Aussicht am Mainquai zurück. „Putz“ schnarcht und der „Frankfurter Weise“ schlürft bei einer leichten Lektüre seinen Java oder Mocca. Aus dem fünf Fuß langen Weichselrohre seiner Pfeife kräuselige Wölkchen blasend, tritt er an's offene Fenster und freut sich, beim Blick auf das gegenüberliegende ehemalige Deutschherrnhaus dem Verfasser des „seltenen, uralten, geistreichen Büchleins: die deutsche Theologie“, der einst dort als Ordensbruder gewohnt hatte, als einem, in „gänzlicher Gelassenheit“ die Wahrheit der Verneinung des Willens zum Leben verkündigenden verwandten Genius über ein halbes Jahrtausend hinweg im Geiste die Hand zu reichen.

Aber zum dritten Male an diesem Tage hatte der stoische Musenjünger von der Lahn das Glück, den „Frankfurter Weisen“ zu sehen, welcher Byron's *solitude of king's*, das Fremdgefühl unter den *Bipedes* mit soviel Würde trug und sich jeden Tag einige Mal vorsagte, daß er unter den Menschen seiner Zeit nicht unter Wesen seines Gleichen und nicht in seiner Heimath lebe. Bevor er sich mit „Putz“ an der Seite, mit seinem kurzen dicken Bambusrohre in der Hand und der Cigarre im Munde auf seinem Abendspaziergang ins Freie begab, mußte noch der „muthmaßliche Stammvater unseres Geschlechts“ besucht werden, der zur Herbstmesse 1857 zu Frankfurt in Gestalt eines lebenden jungen Orang-Utang gezeigt wurde. Bis zu seinem siebenzigsten Jahre hatte der Apostel der „Verneinung des Willens zum Leben“ vergebens auf die Bekanntschaft mit diesem fünf Fuß hohen rothbraunen Waldmenschen gewartet. Dafür ließ er sich's jetzt auch nicht nehmen, ihn täglich zur Zeit der Fütterung, als der allgemein thierischen Bejahung des Willens zum Leben, zu besuchen. Und dort bei

den Thieren traf der Musensohn abermals mit dem wunderlichen Manne zusammen, der damals die Gesellschaft der Zweifüßler in der unwankenden Ueberzeugung verließ, in diesem von Jugend auf melancholischen Vierhänder die Sehnsucht des Willens in der Natur nach der Erkenntniß personifizirt zu sehen und aus seinem Anblicke für sein eigenes melancholisches Gemüth ein wirksames *alimentum misanthropiae* zu finden, das er auf seinem einsamen Feldwege *con amore* verarbeiten konnte.

Quelle: Ludwig Noack, „Aus Sansara nach Nirwana“, Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur, 5. Bd., 1. Heft (Oktober 1862), Berlin, Verlag von I. Guttentag 1862, S. 72 ff.

Der Bericht nimmt sich beim ersten Zusehen so aus, als ob der Verfasser selbst der Besucher wäre. Aber der Gießener Philosophieprofessor Ludwig Noack (1819—1885), der Autor der „Propädeutik der Philosophie“ von 1854 (vgl. „Aus Sansara nach Nirwana“, 5. Bd., 3. Heft, S. 486), der in Schopenhauers Briefwechsel häufig erwähnt wird, war im Jahre 1857 kein „Jünger der Muse“ mehr, kein unbekannter „junger Herr“ und „Bruder Studio“, der „aus seinem kaum gehörten *collegium logicum* noch die Bedeutung von $a = a$ in frischem Gedächtnis hatte“. Erinnern wir uns nun, daß schon im Dezember 1851 ein Student aus Gießen Schopenhauer aufsuchte (vgl. Schopenhauer an Frauenstädt, 2. Januar 1852; D XV, 82), daß im Herbst 1852 und nochmals im März 1853 wieder ein Student aus Gießen kam, und zwar eigenartigerweise Noacks Neffe (vgl. Briefe an Frauenstädt, 12. Sept. 1852; D XV, 164, und 30. März 1853; D XV, 190) und daß schließlich auch der Mai 1856 einen Besucher aus Gießen sah: Beckers Neffen, den stud. jur. Adolf Merkel (vgl. Briefe von Becker an Schopenhauer vom 15. Mai 1856, D XV, 487, und von Schopenhauer an Frauenstädt vom 6. Juni 1856, D XV, 493), so möchte man auch für den Spätsommer 1857 an einen Gießener Studenten denken, der in Schopenhauers Briefwechsel allerdings nicht erwähnt wird. Der Besucher mag Noack später von seinen Eindrücken berichtet haben, und dieser Bericht, abgewandelt und vielfach ausgeschmückt mit Zügen aus der Gwinnerschen Biographie, konnte eine zwanglose Einführung in die Problematik des Noackschen Aufsatzes abgeben, der seiner ursprünglichen Absicht nach eine Besprechung der Frauenstädtischen „Lichtstrahlen“ (1862) und der ersten Auflage des Gwinnerschen Werkes (1862) ist. Mit der Zuverlässigkeit sieht es schlimm genug aus: Die Schilderung des Arbeitszimmers — das Zitat: *Homo homini lupus!* — die *bipedes*, von denen fünf Sechstheile Narren oder Schurken oder Dummköpfe sind! — die Demonstration des Gesetzes von Identität und Widerspruch — der Orang-Utan auf der Herbstmesse: das alles sind Einzelheiten, die aus Gwinners Buch stammen. Der Nach-

weis, daß Gwinner hier als Quelle gedient hat, läßt sich sogar ganz exakt führen: Nur die 1. Aufl. der Gwinnerschen Biographie nennt das Jahr 1857 für die Herbstmesse, auf welcher der Orang-Utan gezeigt wurde (S. 97); die 2. Aufl. (S. 536) und die 3. Aufl. (S. 332) nennt das Jahr 1854. Nach den Aufzeichnungen C. G. Bährs (vgl. Gespräche, S. 248 f.) handelt es sich um die Michaelismesse 1856. Was Noack sonst an Aussprüchen Schopenhauers anführt: die Lobpreisung des „absoluten Nichts“ (Schopenhauer kannte nur ein „relatives“ Nichts), die Verwerfung der Höflichkeit als eines überflüssigen Bei- und Außenwerkes usw., das macht einen so bedenklichen Eindruck, daß man geneigt sein möchte, das Gespräch überhaupt in den Bereich freier Erfindung zu verweisen.

Mit Johann Nepomuk Bachmayr.

(332, 30)

Juni 1858.

Aus . . . den Fünfziger Jahren haben wir über Bachmayr wenige, aber sehr bezeichnende Nachrichten. K. v. Thaler begegnete ihm im Frühjahr 1858 an dem Mittagstisch des „Württembergers Hofes“ in Frankfurt a. M. und fand den Landsmann bald gesprächig. Bachmayr erzählte von Schopenhauer, den er damals fleißig studirte und bei dem er als begeisterter Anhänger gute Aufnahme gefunden hatte.

Quelle: J. Minor, „J. N. Bachmayr, Documente zur Literatur des Nachmärzes“, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, X. Jahrg. 1900, S. 157.

Ein Herr *Dr.* B[achmayr] erzählte einem meiner Bekannten, Schopenhauer habe sich in Frankfurt, wo er den Philosophen einmal gesprochen, über Hebbel dahin geäußert: es werde nichts von allem, was H. gedichtet, dauernd sein, es fehle ihm der naive Zug, ohne den kein Kunstwerk bleibenden Werth habe. Dieser B. ist aber kein unverfänglicher Gewährsmann, da er die wegwerfenden Urtheile H.s über seine Schriften erfahren und keine Gelegenheit versäumt hatte, den Dichter der Judith in den Augen der Leute zu verkleinern.

Emil Kuh an Wilhelm Jordan, 5. September 1866 (zitiert bei Wilhelm Jordan: „Hebbel bei Schopenhauer“, Beilage zur Allgemeinen

Zeitung Nr. 203 (168) vom 24. Juli 1893; wiederholt, jedoch noch ohne Identifizierung des Dr. B., XX. Jahrb. 1933, S. 304, Anm.).

Schopenhauer erwähnt den Besuch in seinen Briefen an Asher vom 24. Juni 1858 (D XV, 647): „Besucht haben mich kürzlich ein Doktor aus Wien, . . .“, und vom 2. Juli 1858 (D XV, 650): „Ein Wiener *Dr. jur.*, der mich neuerlich besucht hat, meinte, der Artikel [über Schopenhauers Philosophie in der „Wiener Zeitung“, 8. Mai 1858] sei von *Dr. Barrach* in Wien“ (vgl. XX. Jahrb. 1933, S. 409). Diese Erwähnungen ermöglichen auch die Datierung des Besuchs.

Johann Nepomuk Bachmayr (1819—1864), geb. in Neusiedl an der Zaya (Niederösterreich), studierte in Wien die Rechte, 1842—1844 Magistratsbeamter, die nächsten fünf Jahre über freier Schriftsteller, ohne die Möglichkeit sich durchzusetzen (Lyriker und Dramatiker: „König Alfonso“, 1842; „König O'Connor“, 1845; „Der Trank der Vergessenheit“, 1849), schließlich 13 Jahre lang Advocaturscopient, endigte durch Selbstmord (vgl. Minor, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, X. Jahrg. 1900, S. 157; Alfred Schaer, „J. N. Bachmayrs Briefe an Gottfried Keller“, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, XVIII. Jahrg., S. 279 ff.).

(368, 23)

Mit Jessie Taylor.

Um 1859.

Jessie Taylor († 1905), später Gattin des Essayisten Karl Hillebrand, die Übersetzerin der „Vierfachen Wurzel“ und des „Willens in der Natur“ ins Englische (George Bell, London 1889), hat Schopenhauer einmal in Frankfurt besucht. Sie sagte ihm, daß sie sein Hauptwerk zu breit finde. Schopenhauer erwiderte heftig: Kein Wort zu viel!

Quelle: Mitteilung von Justizrat L. Wurzman, Frankfurt a. M.

(368, 23)

Mit einer Freundin von Malwida v. Meyenbug.

Um 1860.

Eine Freundin, die ich erst viel später kennen lernte, hatte das Glück, bei ihm [Schopenhauer] gewesen zu sein und hatte ihm Vorwürfe gemacht wegen seiner Ansicht der Frauen. Darauf hatte er erwidert: „Oh, ich habe mein letztes Wort über die Frauen noch nicht gesagt.“ Leider war dies kurz vor seinem Tode.

Malwida von Meysenbug an Ludwig Schemann, 13. Mai 1889 („Die Frau“, herausgegeben von Gertrud Bäumer und Frances Magnus-von Hausen, Berlin, 44. Jahrg., Heft 5, Februar 1937, S. 286).

II. Neue Gespräche mit bekannten Gesprächspartnern.

Mit Goethe.

(27, 10)

Der hier gefaßte Gesichtspunkt³ entspricht im Grunde dem Geist, in welchem Goethe die Naturwissenschaften trieb und liebte; wiewohl er sich der Sache nicht *in abstracto* bewußt war. Mehr noch, als dies aus seinen Schriften hervorgeht, ist es mir aus seinen persönlichen Äußerungen bewußt.

Quelle: Die Welt als Wille und Vorstellung II, D II, 338.

Mit J. A. Becker.

(67, 20)

Wegen manchfacher Berufsgeschäfte konnte ich nicht sogleich die nöthige Muße finden, um den neulich besprochenen *casum juridicum*⁴ reiflicher zu überlegen. Sie erhalten daher mein Gutachten etwas spät . . . Zugleich beehre ich mich die beiden Briefe des Apostels Johannes⁵ zu remittiren . . .

Becker an Schopenhauer, 9. Okt. 1853, D XV, 257.

. . . Schopenhauer habe u. a. Ihnen gegenüber aus- (74, 8)
gesprochen, daß er das fragl. Heft [das εἰς ἑαυτόν] vor seinem Tode selbst vernichten wolle, wie Sie mir selbst schrieben.

Gwinner an Becker, 3. Mai 1863⁶.

Mit Adam Ludwig von Doß.

(134, 26)

Aus dem Reisenotizbuch, das Adam Ludwig von Doß auf seiner Frankfurter Reise im April 1849 begleitete, konnten wir im XX. Jahrb., S. 134, nur die einleitende Notiz mittheilen. Der vollständige Abdruck rechtfertigt sich schon deshalb, weil die knappen Andeutungen und Hin-

³ Es handelt sich um die Objektivation des Willens in der erkenntnislosen Natur.

⁴ Die Danziger Erbpachtangelegenheit, über die Schopenhauer damals mit Sibylle Mertens korrespondierte und in welcher er wiederholt Becker zu Rate zog.

⁵ Briefe von Adam von Doß vom 25. Juli und 2. Sept. 1853, die Becker bei seinem Besuch mitgenommen hatte. Dieser Besuch fand also nach dem 2. Sept. 1853 statt.

⁶ Bisher unveröffentlicht; Original in der Sammlung Gruber.

weise, die es enthält, doch einen Überblick über den weiten Umkreis der in Schopenhauers Gesprächen mit dem Apostel Johannes behandelten Themen geben. Einzelne dieser Themen sind, wie unsere Anmerkungen nachweisen, auch anderweitig belegt. Das Tagebuch gibt in strenger zeitlicher Reihenfolge zuerst die Notizen über den Besuch im April 1849, dann, beginnend mit der Aufzeichnung über Belgien, die Notizen über die beiden Besuche 1850. Der letzte Besuch vom Juli 1857 hat keinen Niederschlag mehr darin gefunden.

[1] *Schop.* erzählen, in welcher empfänglich pessimistischer Stimmung ich an seine Werke kam, wie dürres Land für den Regen am empfänglichsten [ist].

Napoleon. — Laster der Trunkenheit, Wollust, übsp. Genußsünden. Mangel an Ehrgefühl. Duell.

Napoleons Tyrannei gegen den Despotismus.

Dr. Becker, Adv. in Alzei.

Grausamkeit in *Algier.* Tortur. Pfählen.

[2] *Schopenhauern* auf den jungen Karl v. Hohenhausen als einen merkwürdigen jugendlichen Pessimisten u. unbewußten Bekenner seiner Philosophie aufmerksam machen.^{6a} Freilich auch hier wieder wie bei *Leopardi* der Einwand: Aller Pessimismus sei rein subjektiv weil das Individuum eben leide z. B. krank, schwächlich, arm sei, bittere Lebenserfahrungen gemacht habe, gefehlt, [zwei Seiten übersprungen:] [5] gefrevelt habe.

[3] Wie viel hängt nicht ab davon von welchen Eltern u. in welcher Lebensperiode derselben ein Individuum gezeugt ist. Sein Intellekt, sein Charakter, sein ganzes Lebensschicksal! Bei der Determination des Charakters u. seiner Unveränderlichkeit, ist es schon als Strafe (oft) zu betrachten, daß ein Mensch gerade von diesen Eltern, Vorfahren abstammt. —

^{6a} Karl von Hohenhausen endete als Student in Bonn im Alter von 18 Jahren durch Selbstmord. Seine Tagebücher wurden von seiner Mutter, Elisabeth von Hohenhausen, veröffentlicht (Braunschweig 1837).

[4] Was das Ende der Dinge; *Nirvana?* —

Plötzliche Willensumkehr? Gnadenartig. Rein magisch.
Durch keinen Vorsatz erreichbar. δευτερος πλους.

Spinozas Determinismus. Briefe.

Über den Primat des Willens zu sprechen. Daß der Intellekt secundär sein soll, weiß [?] *Schopenh.* Im Eingang [hier Schluß der zwei übersprungenen Seiten]

[5] gefrevelt habe.

Schopenh. Ausspruch, daß jedem ein gewisses Maß von Leiden für das Leben zugemessen sei, an mir bewahrheitet. Jener alte Druck auf dem Gemüthe, den ich von Kindesbeinen an spüre, dauert auch seit meiner Liebe fort. Und doch möchte man meinen, eine solche Leidenschaft möchte dieß völlig ändern.

[6] Zu sprechen über Charlotte *Stieglitz*. Überhaupt tiefer einzugehen auf Selbstmord u Wahnsinn als zwei merkwürdige Krankheitsformen des psychischen Lebens.

Lauvergne: Der Tod u die letzten Stunden in allen Klassen der menschl Gesellschaft.

Pessimistisches in *Jean Paul*. Tritt besonders hervor im Siebenkäs.

Die Vorstellung, daß *Buddha* selbst früher [7] in Laster u Verbrechen versunken gewesen dogmatisch. — Rühr. Parabel vom Komödianten u der Hure! —⁷

Verschaffe Dir das Büchlein des Pastors Rätze über Schopenhauers *W. a. W. u. V.* 1. Aufl damit die in den Noten der Einleitung aufgeworfenen Bedenken durchgesprochen werden können⁸.

⁷ Diese Parabel hat Schopenhauer Adam von Doß wohl schon bei dem Besuch 1849 erzählt; vgl. XX. Jahrb., 138, 10 ff.

⁸ Über Rätze wurde ebenfalls bei dem Besuch von 1849 gesprochen; vgl. XX. Jahrb., 139, 18.

Beobachtg in *Belgien*, wie das metaphys. Be- [8] dürf-
niß trotz des Versunkenseins in materielle Intereßen sich
durch bigotten Katholizismus Luft macht. Freilich zum
Denken keine Zeit⁹.

Wiederholte Bitte betreffs der Briefe¹⁰. — Titel einiger
Bücher abzuschreiben. *Grazians* Lebensbüchlein.

Gervinus über *Shakespeare*. Maaß für Maaß Act III
Scene I Monolog des Herzogs — Timon

Dr. Strauß *Leben Jesu*. Hölderlin. Lenau.

Perner: Abhdlg über das Mitleid¹¹.

Schopenhauer: *Schöne Aussicht N 17 parterre*.

[9] *Lorenzo* (eigentlich *Balthasar*) *Grazian's l'homme
de cour*. (Zusammenstellung aus seinen Werken.)

Leiden des Abschiednehmens.

Refranes de la lengua castellana, Barcelona 1815.

Über Schopenhauers Geschichtsansicht zu sprechen.

Esprit de Voltaire, de Rousseau cc

Mouches volantes.

[S. 10 ff. folgen Notizen über Ausgaben u. s. w., u. a.
noch eine Notiz:]

⁹ Die Reise nach *Belgien* fällt bereits in den Sommer 1850; vgl.
XX. Jahrb., 140, 4 f. Es scheint also, daß das Notizbuch mit dieser Auf-
zeichnung zu den Themen des zweiten Besuchs von 1850 überleitet.

¹⁰ Gemeint ist die Korrespondenz Schopenhauers mit Becker, um
deren Mitteilung v. Doß zuerst bei seinem Besuch 1849 gebeten hatte;
die endgültige Bitte brachte er dann im April 1852 schriftlich bei
Schopenhauer und gleichzeitig bei Becker vor; vgl. XX. Jahrb. 138, 1 ff.

¹¹ Bei seinem zweiten Besuch 1850 nahm v. Doß ein Exemplar
der „*Ethik*“ für Hofrat Ignaz Perner, den Begründer des Münchner Ver-
eins gegen Tierquälerei, nach München mit.

In Frankfurt am Mittwoch den . . . Mai, also am Morgen nach der Ankunft — in runder Summe noch . . . 55 f.¹².

Mit Dr. A. Mayer.

(147, 27)

[Nach einigen Darlegungen über seine Rechtfertigung gegenüber Schopenhauers Ausstellungen an der Schrift „Über die Unzulässigkeit der Spinal-Irritation“ schreibt Dr. A. Mayer:]

Als ich später *Sch.* besuchte, sprach er nicht mehr davon, sondern sagte nur, daß er eine günstige Beurtheilung meines Werkes gelesen . . . Später habe ich *Sch.* noch oft besucht; Aufklärungen über einige Punkte seiner Philosophie zu geben lehnte er mit der Bemerkung ab, es sei ihm unmöglich sich deutlicher auszudrücken, als er in seinen Schriften gethan; überdies besitze ich selbst einen Brief von ihm.

Dr. A. Mayer an J. C. Becker, 20. Sept. 1882¹³.

Mit E. O. Lindner.

(156, 7)

. . . der Mann, der wie er selbst mir erzählte, in einem Hause, welches größtentheils von Soldaten besetzt war, umgeben von Kriegsgetümmel, die „vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde“ schrieb, . . .

Quelle: Lindner-Frauenstädt: Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn. Berlin 1863, S. 23.

. . . die Erbitterung, welche die bodenlose Rohheit des Frankfurter Pöbels, die Ermordung Auerswald's und Lichnowski's in ihm, wie er mir einst mit sprühenden Augen schilderte, hervorgerufen hatten, . . .

Quelle: Lindner-Frauenstädt, 30.

Nebenbei sei bemerkt, daß Schopenhauer's musikalische Kenntnisse theoretisch auf dem Handbuch von Logier¹⁴

¹² Auch diese abschließende Notiz bezieht sich auf das Jahr 1850. Im Jahre 1849 war v. Doß im April, im Jahre 1857 im Juli in Frankfurt a. M.

¹³ Bisher ungedruckt; Original Sammlung Gruber.

¹⁴ Johann Bernhard Logier, „System der Musikwissenschaft und der musikalischen Composition“, 1827.

beruhten; „weiter bin ich nicht gekommen“ sagte er mir einmal . . . Auf seinem Notenpulte (im Schlafzimmer) lagen lauter ältere Sachen: ein Concert von Pleyel, Rossini's *di tanti palpiti*, der Marsch aus Titus u. s. w. Auf letztern hielt er große Stücke und spielte ihn häufig.

Quelle: Lindner-Frauenstädt, 115 f.

(163, 31)

Mit Margarethe Schnepf.

Die langjährige Wirtschafterin Arthur Schopenhauers wollte einmal für eine Woche aufs Land reisen. Da sie die Empfindlichkeit ihres Herrn — der den Kutschern vor seinem Hause einst für unnötiges Schreien und Peitschenknallen Stockhiebe angedroht hatte — kannte, hatte sie alles genau vorbereitet, damit der Philosoph während ihrer Abwesenheit keine Störung in seinen Lebensgewohnheiten verspüren sollte. Endlich brachte sie ihr Anliegen vor.

Schopenhauer nickte nur zustimmend mit dem Kopfe, als die Haushälterin ihm die Notwendigkeit ihres Verwandtenbesuches darzustellen suchte.

„. . . und damit der Herr Doktor alles zur richtigen Zeit bekommt und die Sachen immer auf dem Platz liegen, wo sie hingehören, und überhaupt Ordnung nicht mangelt, habe ich der Nachbarin genau erzählt, wie Sie alles gerne haben wollen, so daß über nichts zu klagen sein wird.“

„Ja natürlich!“ brauste Schopenhauer, der bis jetzt geduldig gewesen war, auf. „Das gerade fehlt mir hier noch! Daß mir die ungebildete Frauensperson zur Unzeit mit ihren Putzlappen überall im Hause herumfährt und mit ihrem Getrappel einem denkenden Menschen — das Leben unmöglich macht!“

„Aber nein, Herr Doktor“, versuchte die Wirtschafterin ihren Herrn zu beschwichtigen, „die Frau wird alles genau zu derselben Zeit besorgen wie ich, und gewiß werden Sie sie ebensowenig hören wie mich.“

„Was?“ schrie da der Philosoph, bis zum Äußersten gebracht, „ich soll jemanden nicht hören? Ich werde ihr schon auflauern!“

Quelle: Die Einkehr, Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, 10. März 1935.

Dem Berichterstatter E. Z. (Eduard Zak) wurde diese Anekdote von seinem Großvater mütterlicherseits, dem verstorbenen Oberlandesgerichtsrat Julius Stifter, Linz a. d. Donau, erzählt, der sie, wie er sagte, selbst von seinem Vetter Adalbert Stifter gehört hatte. Damit ist sie zwar nicht in den Umkreis von Schopenhauers Leben, aber doch in den Umkreis seiner Zeit zurückgeführt.

Mit Friedrich Emil Suchsland.

(172, 26)

In jungen Jahren war ich längere Zeit in der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt, in der sehr viele der bedeutendsten Männer Frankfurts verkehrten, thätig und hatte da oft das Glück, mit dem großen Philosophen in Berührung zu kommen . . . Der damalige Besitzer der Buchhandlung — es war gegen Ende der 40er Jahre —, welcher die fesselndste Liebenswürdigkeit den Besuchern der Buchhandlung gegenüber entwickelte, aber auch zugleich die feine Gabe besaß, sie zum Sprechen zu bringen, gab oft Veranlassung, daß Schopenhauer, der unzählige Male die Buchhandlung besuchte, sich dann über Personen und Gegenstände bedeutender Art in höchst geistreicher und oft auch drastischer Weise vernehmen ließ. Der große Philosoph brauchte nur auf Personen gebracht zu werden, gegen die er eine besondere Abneigung empfand, so brach sein ganzer Zorn in hellen Flammen aus. Dahin gehörten vor allem Schlegel und Tieck als Übersetzer der Werke des großen Britten. Mit einer Fluth von Schimpfworten, immer sich in die Hitze Hineinarbeitend, suchte er die angebliche Erbärmlichkeit ihrer Arbeit darzuthun, wie sie sich auf die schändlichste Art an dem größten Geiste versündigt, ja ihn geradezu entstellt hätten, eine ewige Schmach für sie. Da wurde gewöhnlich der Oberkellner des nahe gelegenen Russischen Hofes citirt, der seine Sache weit besser gemacht haben würde, als die „Ignoranten“ und „Schuhputzer“ (sein Lieblingsausdruck), wie er sie nannte. Lange, gleichzeitig mit Schopenhauer, lebte auch Karl Gutzkow in Frankfurt. Er war auch einer von den Schriftstellern, die des Philosophen ganzen Haß auf sich geladen. Seine Werke kritisirte er mit

unerbittlicher Schärfe. Wie oft hatte man ihn zu veranlassen gesucht, im Theater sich eines der damals Epoche machenden Dramen von Gutzkow anzusehen. Er war nicht dazu zu bringen. Da, ein Wunder fast zu nennen, eines schönen Abends war es doch gelungen. Noch sehe ich ihn folgenden Tages zu uns hereinkommen, aus seinen Mienen lesend, daß ein Gewitter losbrechen würde. „Uriel Acosta“ hatte er bis zum Schlusse beigewohnt¹⁵.

Mit einer wahren Wuth, manchmal hellauflachend, den ganzen Hohn kundzugeben, zerfetzte er das Schauspiel. Aber gipfeln sollte seine Auslassung am Schluß: „Denken Sie“, rief er, „nach all dem Blödsinn schießt sich der Hanswurst auch noch todt. Unsinn, Tollheit das Drama!“

In jener Zeit waren seine Werke „Parerga und Paralipomena“ (Berlin [1851]) und „Die vierfache Wurzel [des Satzes] vom zureichenden Grunde“ (Frankfurt, neue Aufl. [1847]) gedruckt worden. Wie geißelte er die „gebildete Welt“, welche nicht einmal den Titel, viel weniger die Werke selbst verstände. Meinte er doch, eine elendere Zeitgenossenschaft könne keiner gehabt haben. Der Pessimist erschien dann in seiner ganzen Glorie, aus der Aufregung kam er garnicht mehr heraus.

Quelle: „Erinnerung an Schopenhauer“, Frankfurter Beobachter, 19. Jahrg., Nr. 210, 8. Sept. 1886 (ohne Angabe des Verfassers, eingeleitet mit dem Satz: „In der «Elberfelder Zeitung» lesen wir:“).

(187, 14)

Mit Franz Arnold Wille.

Schopenhauer hat auf die Sendung des „Rings“ nicht geantwortet. Er hat aber bestimmt gesagt, das sei ein Dichter, und es sei ihm unbegreiflich, wie uns so fernstehende Gestalten wie die germanischen Götter uns in solcher Deutlichkeit hätten nahe gebracht werden können. So viel weiß ich bestimmt, nach dem Uebrigen habe ich nicht gefragt.

Cosima Wagner an Ludwig Schemann, 8. Jan. 1888¹⁶.

¹⁵ Die Frankfurter Erstaufführung des „Uriel Acosta“ fand am 30. März 1847 statt.

¹⁶ Cosima Wagner, Briefe an Ludwig Schemann, herausgegeben von Berta Schemann, G. Bosse, Regensburg 1937, S. 42.

Diese Briefstelle mag die eigene Mitteilung Richard Wagners in der „Autobiographie“ (vgl. Gespräche 187, 10–13) ergänzen. Die beiden Äußerungen aus dem Wagnerkreis stehen in auffallendem Gegensatz zu den Äußerungen Willes und seiner Frau (vgl. Gespräche 187, 16–23 und Anm. 186).

Mit Friedrich Hebbel.

(304, 16)

Den beiden Berichten Wilhelm Jordans über seinen gemeinsamen Besuch mit Hebbel bei Schopenhauer können wir noch einen dritten, in Einzelheiten abweichenden, beifügen. Alfred Friedmann berichtet über einen Abend bei S. Tauber, Wien, mit Bodenstedt, W. Jordan und dem Maler Panther, Anfang April 1878:

W. Jordan erzählte unter Anderem von seiner Bekanntschaft mit Schopenhauer und zwar sehr interessant. Der sei ein ungeheurer Kopf auf einem Strunk von Körper gewesen. Er habe geglaubt, alle Weiber müßten diesen Kopf lieben. Die Weiber gäben aber nicht viel auf den Kopf, und so sei Schopenhauer Pessimist geworden. Zu Jordan habe er einmal gesagt: „Menschen? was heißt das? Wenn Sie einmal einem Menschen begegnen, so bringen Sie ihn mir.“ Nun sei Hebbel nach Frankfurt gekommen, und den habe er, Jordan, zu Schopenhauer gebracht, sprechend — da haben Sie einen Menschen! Hebbel sei darauf eingegangen und habe zu Schopenhauer gemeint, es sei doch schön und erhebend, daß dieser noch am Abend seines Lebens seine Anerkennung als Philosoph und Denker erlebe. Der große Verneiner entgegnete: „Ich komme mir sonderbar vor mit meinem jetzigen Ruhme. Sie haben gewiß schon gesehen, wie vor einer Vorstellung, als das Theater dunkel wird und der Vorhang aufgeht, ein vereinzelter Lampenanzünder noch bei der Rampe beschäftigt, dasteht und sich dann eiligst in die Kulissen flüchtet — und grade geht der Vorhang in die Höhe. So komme ich mir vor; ein Verspäteter, Ubriggebliebener, während die Komödie meines Ruhmes anhebt.“

Quelle: Alfred Friedmann, Erinnerungen an Friedrich von Bodenstedt, Der Zeitgeist, Beilage zum Berliner Tageblatt, Nr. 18, 2. Mai 1892.

Der Bericht ordnet sich in die nunmehr bekannten Erzählungen Jordans über den Besuch folgendermaßen ein:

Erzählung Jordans		Gedruckt
Bericht an Emil Kuh	vor 1869	Emil Kuh, 17. November 1869
Bericht bei S. Tauber	April 1878	Alfred Friedmann, 2. Mai 1892
Vortrag Jordans	30. März 1884	Auszug 1883/84, vollständig 1891.

Bemerkenswert ist, daß der erste dieser Berichte ein ganz anderes Thema (Maria Magdalena) behandelt als die beiden anderen (Komödie des Ruhmes), die ihrerseits jedoch eine Bestätigung in Hebbels Brief vom 6. Mai 1857 erhalten.

[380, 22]

Mit Wilhelm Gwinner.

Fernow's Gutachten trat als ein solches Ereigniß in ihres Sohnes Leben, daß dieser, wie er noch im Alter gern erzählte, den Brief seiner Mutter, dem es beigefügt war, in den Händen haltend, eine Erschütterung seines innersten Wesens wie niemals wieder empfand und in einen Strom von Thränen ausbrach.

Gwinner, 2. Aufl., 55; 3. Aufl., 43.

[380, 22]

Aus Schopenhauer's gelegentlichen Äußerungen [über seine Göttinger Zeit] erinnere ich mich nur, daß er an dem eigentlichen Studentenleben keinen Antheil genommen, sondern seinen Umgang auf einen kleinen Kreis von Tischgenossen beschränkte. Außer mit Bunsen verkehrte er besonders intim mit einem Amerikaner [William Backhouse Astor], der sich der Sprache halber ihm genähert und nachmals dadurch merkwürdig wurde, daß er zu enormem Reichthum gelangte.

Gwinner, 1. Aufl., 29.

[385, 9]

Sch. [hat sich] mir gegenüber nur dahin geäußert, daß er, mit geringen Ausnahmen, in seinen Briefen nichts von Belang niedergelegt habe. Ein Verbot [der Veröffentlichung] hat er bei mir nicht ausgesprochen.

Quelle: Nicht erhaltener Brief Gwinners an Frauenstädt (Anfang Nov. 1860), zitiert in einem Brief Frauenstädt's an Becker, 15. Nov. 1860.

III. Ergänzungen zu den Anmerkungen.

30, 2 [den Gedanken vom Stammbaum und der Säge . . .] Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, D I, 285.

34 [Die Dresdener Hauswirtin.] Vermutlich die Besitzerin des Hauses Ostra-Allee Nr. 897 (später Nr. 8), das im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts dem Arzte Dr. Mittermaier gehörte, dann an seine Witwe überging. Vgl. Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens, 25. Heft, Dresden 1918, S. 176; ferner den Aufsatz Carl Bährs im Dresdener Anzeiger vom 4. Februar 1888.

37, 37 [der Bildhauer Eberhard . . .] Eine Vermutung, die kaum zutrifft. Der Bildhauer und Maler Konrad Eberhard (1768—1859) war, soweit wir unterrichtet sind, erst seit 1821 in Rom.

41, 25 [Nach dem Bericht Lindners stand Schopenhauer seit 1823 in freundschaftlichem Verkehr mit dem Baron v. Lowtzow. — Diese Beziehung kann aber erst mit der Rückkehr Schopenhauers nach Berlin 1825 begonnen haben.]

68, Anm. 52. [Bei diesem Besuch gab Schopenhauer Becker das Buch von Weigelt mit (vgl. seinen Brief vom 13. Mai 1854: „da Sie es seit 4 Wochen haben . . .“).]

82, 19 [Zum letzten Male sah ich ihn gegen Ende Dezember 1847.] Das ist nach Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 5. Jan. 1848 nicht richtig: „So sehr ich auch bedaure, Sie um Weihnachten nicht hier gesehen zu haben, . . . so ist es mir doch lieb, daß Sie nach Paris gegangen sind, . . .“

108, 2 [mich für seinen Reinhold zu halten.] Vgl. Schopenhauers Brief an Frauenstädt vom 19. Sept. 1853 (D XV, 254).

110, 4 [was Jean Paul ein passives Genie nennt.] Vom „passiven Genie“ handelt Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik, 2. Aufl., § 10.

129, Anm. 125 [Der Verfasser des Aufsatzes über „Farbenblindheit während der Schwangerschaft“ ist Dr. Theodor Clemens. Der letzte Satz der Anmerkung ist demnach zu streichen.]

141, 14 [heiraten überhaupt heißt, mit verbundenen Augen in einen Sack greifen und hoffen, daß man einen Aal aus einem Haufen Schlangen herausfinde.] Der Vergleich stammt von Thomas Morus.

219, Anm. 233 [Dr. med. Carl Christian Friedrich Mettenheimer (1824—1898), prakt. Arzt, hat nach dem Staats- und Adreßhandbuch der Freien Stadt Frankfurt a. M. 1850 Markt 28, 1852 Domplatz 12, 1857 im Kaiserschen Hause Fahrgasse 2 gewohnt; er praktizierte von 1849—1861 in Frankfurt a. M. Vgl. den Beitrag „Schopenhauer in ärztlicher Behandlung“ von Walther Rauschenberger, S. 330 ff. dieses Jahrbuchs.]

262, 22 [Schopenhauer, der fünf Jahre in Dresden gelebt.] Vgl. hierzu noch eine beiläufige Mitteilung Bährs: „Er bewohnte damals, wie er mir mündlich mitgeteilt, ein freundliches, fernab vom Straßenlärm gelegenes Gartenhaus an der Ostra-Allee und schrieb, als er sein Werk

vollendet hatte, zur Erinnerung in eine Fensterscheibe seines Arbeitszimmers in lateinischer Sprache die Worte ein: «Hier wohnte Schopenhauer von 1816 bis 1819 und schrieb seine vier Bücher von der Welt.» (Dresdener Anzeiger, 4. Febr. 1883). Vgl. dazu den Beitrag W. Rauschenbergers, „Schopenhauers Wohnungen“, S. 000 dieses Jahrbuchs.

265, 31 Ich möchte bei Roeder ein Glas Eis nehmen.] Mit solchen Besuchen in der Konditorei Röder (Goetheplatz) endeten nach Frankfurter Überlieferung auch manche Spaziergänge Schopenhauers mit dem Bankier Hirsch Weiler.

267, 1 Julius Hamel] Vgl. auch Rauschenbergers Aufsatz, S. 333 dieses Jahrbuchs.

288, 7 Zu der Quellenangabe: Wilhelm Jordan, Episteln und Vorträge, Frankfurt a. M., 1891, 1 ff., wäre anmerkungsweise zu vermerken, daß ein Auszug aus dem Vortrag, den Jordan am 30. März 1884 hielt, bereits in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes, Frankfurt a. M., Jahrg. 1883/84, S. 89—92, erschienen ist.

295, 4 Crüger hat ihn, wie ich höre, schlecht bezahlt.] Crüger hat das Bild nicht abgenommen, kann also dafür auch nicht bezahlt haben.

298, Anm. 293. Vgl. auch Friedrich Hebbels Persönlichkeit. Gespräche, Urteile, Erinnerungen, gesammelt von Paul Bornstein. Berlin 1924, I, 434 f.

302, 33 Episteln und Vorträge, Frankfurt a. M. 1891, 25 ff.] Wiederholt Bornstein, I, 435 ff.

303, 4 Er entsann sich des Zuges in Maria Magdalena, wo der Bruder auf einen Griff den Schlüssel auf der alten Stelle findet, . . .] Vgl. Maria Magdalena, III. Akt, 7. Szene.

304, 15 Emil Kuh, Friedrich Hebbel, Wien 1877, Bd. II, 586 ff.] Auch Bornstein, I, 439 ff.

347, 3 Zu den Briefen, in denen der Besuch Elisabeth Neys erwähnt ist, gehört auch der Brief vom 10. Okt. 1859 an Brockhaus; danach war Elisabeth Ney „schon 8 Tage“ an der Arbeit.

†01 Nach E. A. Lewald kann ein weiterer Gesprächspartner eingereiht werden: Ferdinand August Hartmann. Datum: um 1819/20 (Aufenthalt Schopenhauers in Dresden); vgl.: „Es war mir . . . um zwei Dinge zu thun, . . . Hartmann kennen zu lernen . . . durch meinen armen Arthur hatte er mich so oft nennen, loben hören!“ (Adele Schopenhauer, Tagebuchaufzeichnung, Dresden, 30. [Aug. 1821], Tagebücher der Adele Schopenhauer, Leipzig 1909, 2. Bd., S. 100). Ferdinand August Hartmann (1774—1842), Maler, seit 1807 in Dresden, 1810 Professor, 1824 Direktor der Kunstakademie. Die Gespräche Schopenhauers mit ihm könnten natürlich auch beim ersten Dresdener Aufenthalt 1814—1818 stattgefunden haben; die Notiz Adeles läßt aber eher an den zeitlich näheren zweiten Aufenthalt denken.

404 Nach dem Klaviermeister Hoffmann kann als Gesprächspartner eingereiht werden: „Jemand“, der Schopenhauer „mündlich aus eigenem

Erfahrung“ einen Fall vom Instinkttrieb des Totengräbers mitteilte. Das Gespräch ist „vor 1843“ anzusetzen, da es schon in der 2. Aufl. der „Welt als Wille und Vorstellung“ (D II, 395) erwähnt wird (Fertigstellung der Handschrift 1843).

407 Beckers . . . Neffe Adolf Merkel.] Adolf Merkel (1836—1896), Strafrechtslehrer, seit 1874 Professor in Straßburg, vertrat einen zwischen der klassischen Strafrechtsschule (Binding, Birkmeyer) und der modernen Richtung (v. Liszt) vermittelnden Standpunkt (dritte Schule), indem er den Determinismus mit dem Vergeltungsgedanken verband. Schriften: Lehrbuch des deutschen Strafrechts (1889), Gesammelte Abhandlungen (2 Bände, herausgegeben von Rudolf Merkel, 1899), Die Lehre von Verbrechen und Strafe (herausgegeben von Liepmann, 1912).

408, 1. Sp. Z. 3 v. u. 2 Schweden (1 aus Upsala, 1 kgl. Gesandter und Reichsgraf.] In seinem Übersetzungsbande „*Om lidandet i världen*“, 1929, macht C. V. E. Carly es wahrscheinlich, daß der Schwede aus Upsala Carl Palmstedt gewesen ist.

409 Nach den beiden Damen kann als weiterer Gesprächspartner Dr. Otto Volger, 1857 [?], eingereicht werden. Volger war in Zürich durch Herwegh für Schopenhauer gewonnen worden; er hat Schopenhauer „später“ besucht und ihm von Herweghs Werbetätigkeit erzählt (vgl. Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut, Stuttgart 1906, S. 227). Vielleicht hat Schopenhauer bei diesem Besuch Volger das Exemplar der 2. Aufl. seiner „Farbenlehre“ (erschieden Dezember 1854) geschenkt, das Anlaß zu Volgers Sendschreiben an Schopenhauer (D XV, Nr. 671) geworden ist.

410 Das Gespräch mit Viktor Hehn kann nach einem Briefe Hehns an seinen Bruder Richard, Zürich, 5. Juli 1860, mit ziemlicher Sicherheit auf den Monat Juni 1860 datiert werden; vgl.: „Ich bin von Berlin ohne Aufenthalt nach Köln gereist und dann in kurzen Tagereisen von Stadt zu Stadt den Rhein hinauf . . . Von Frankfurt, wo sich der Buchhändler Bär meiner freundlich annahm, machte ich einen Abstecher zu meinem immer gütigen Chef, dem Baron Korff, und zu seiner Familie. In Heidelberg, wie schon in Berlin, Frankfurt und später hier in Zürich, lernte ich mehrere bedeutende Männer kennen und habe viel aus deren Munde erfahren und gelernt . . . Da ich den 12. Mai alten Stils abgereist bin, so muß ich den 12. September alten Stils wieder in Petersburg sein . . .“ (Theodor Schiemann, Viktor Hehn, Stuttgart 1894, S. 257 ff.).

Schließlich benutzen wir die Gelegenheit, noch ein paar Druckversehen in den „Gesprächen“ zu berichtigen. Es ist zu lesen: 13, 3 v. u.: S. 124. — 21, 4: D XIV, Nr. 89. — 21, 10: D XIV, Nr. 90. — 94, 21: diese (*statt* die). — 129, 6 v. u.: physiologische. — 274, 14 v. u.: Wie Moritz Werner. — 295, 7 v. u.: *Barth*. — 298, 5: richtete. — 353, 3: *prominulum*. — 401, 2. Sp., Z. 1: Juli 1819. — 401, Anm. 392, Z. 2: Juli 1819. — 412, 1. Sp., Z. 4: Clemens, Theodor.

SCHOPENHAUER IN ÄRZTLICHER BEHANDLUNG.

Von

WALTHER RAUSCHENBERGER (Frankfurt a. M.)

In Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften¹ sind „Erlebnisse eines alten Arztes“ aus dem Nachlaß des Dr. med. Carl v. Mettenheimer erschienen², in denen auch eine „Begegnung mit Arthur Schopenhauer“ enthalten ist. Wir entnehmen daraus das Folgende. Dr. med. Carl Mettenheimer, später Geh. Medizinalrat und Leibarzt des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin (von diesem geadelt), war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts prakt. Arzt in Frankfurt a. M. und wohnte 1857 in nächster Nähe Schopenhauers, im übernächsten Hause um die Ecke, im sog. Kaiserschen Hause, Fahrgasse 2³. Er schreibt in seinem Tagebuch:

„Ende Januar 1857 ließ mich Dr. Schopenhauer zu sich rufen, um eine Stirnwunde zu heilen, die er sich durch einen Fall zugezogen. Ein herrlicher Geist und zugleich ein ganz abscheulicher Mensch. Sein Geist blitzt wie ein echter Diamant; aber er glaubt statt an Gott nur an sich, und ist in einer wahnsinnigen Selbstüberschätzung alt und grau geworden. Die Behandlung, die er seiner alten Dienstmagd angedeihen läßt⁴, ist wahrhaft empörend; bei dem geringsten Anlaß gerät er in maniakalischen Zorn und überhäuft sie mit Schimpfworten: Tier, Biest etc. Charakteristisch ist sein Zimmer: in der einen Ecke ein vergoldetes Götzenbild (Buddha) aus Tibet; an den Wänden Portraits berühmter Hunde und Philosophen, und 12—15mal seine eigene Photographie in den verschiedensten Stellungen. Viel Geist, wenig Gemüt, viel Phantasie, große Genußsucht, keine Zucht und Religion.“

Diese Auslassung, die nicht von einem sehr großen Verständnis für die Persönlichkeit Schopenhauers und seiner Philosophie zeugt, entbehrt in ihrer lapidaren Kürze nicht eines humoristischen Beigeschmacks, besonders in der Wendung „Portraits berühmter Hunde und Philo-

¹ Bd. 31 (1938), S. 247—253.

² Veröffentlicht von seinem Sohne Prof. Dr. med. H. v. Mettenheim, Frankfurt a. M.

³ Vgl. Allg. Adreß-Handbuch von Frankfurt a. M. 1857. Dasselbst ist auch aufgeführt: „Schopenhauer, Arthur, Dr. phil. Schöne Aussicht 17.“

⁴ Über das Verhalten Schopenhauers gegenüber seiner Dienstmagd Marg. Schnepf vgl. deren Äußerung: „Er schreit mich manchmal fürchterlich an, aber er meint es nicht böse“ (XX. Jahrb. 1933, S. 164).

sophen“, der Bezeichnung einer Buddhastatue als eines „Götzenbildes“ und in der Behauptung, daß ein so tief religiöser Geist wie Schopenhauer „keine Religion“ besessen habe. Die Ausführungen Mettenheimers erklären sich aus einer weitgehenden Verschiedenheit beider Persönlichkeiten; sie zeigen, wie sich Schopenhauer und seine Philosophie in den Augen eines in christlich-theistischer Weltanschauung erzogenen und in ihr lebenden Menschen darstellen konnte. Sie zeugen aber auch von einem gewissen Mangel an Verständnis für das Genie. Denn der „maniakalische Zorn“ und die „wahnsinnige Selbstüberschätzung“ sind ebenso wie die bekannten Angstzustände Schopenhauers mindestens zum Teil pathologischer Natur. Solche und ähnliche Erscheinungen sind beim Genie häufig⁵. Es muß allerdings gesagt werden, daß die Reizbarkeit (Irritabilität und Sensibilität) Schopenhauers — verglichen mit anderen Genies — außergewöhnlich war, eine abnorme Höhe erreichte. Sie mochte in vorliegendem Fall infolge des Unfalls gesteigert sein, und Schopenhauer war sicherlich kein leicht zu behandelnder Kranker.

Von der vorliegenden Verletzung berichtet das „Frankfurter Museum“ vom 31. Januar 1857: „Der hier lebende Philosoph Schopenhauer hat sich durch einen Fall nicht unbedeutend an der Stirn verletzt; doch wird er (wie wir auf Anfragen bemerken) sicherlich in kurzer Frist hergestellt sein“⁶.

An diese Verletzung haben sich merkwürdigerweise zwei verschiedene Darstellungen geknüpft. Nach Robert von Hornstein hat sich Schopenhauer die Verletzung durch einen Sturz bei Glatteis zugezogen⁷, während es sich nach Gwinner, 3. Aufl., 390, um einen Ohnmachtsanfall bei Tisch handelte⁸. Man hat diesen angeblichen Ohnmachtsanfall mit seinen Anfällen kurz vor seinem Tode in Verbindung gebracht und daraus geschlossen, daß Schopenhauer schon im Jahre 1857 an Herzschwäche litt⁹. Meines Erachtens mit Unrecht. Schopenhauer

⁵ Vgl. Lange-Eichbaum, Wilhelm: Genie — Irrsinn und Ruhm, München 1908. Vgl. Schopenhauers eigene Äußerung: „Eben diese große und gewaltsame Konzentration, die zu den Privilegien des Genies gehört, tritt nun für dasselbe bisweilen auch bei den Gegenständen der Wirklichkeit und den Angelegenheiten des täglichen Lebens ein, welche alsdann unter einen solchen Fokus gebracht, eine so monströse Vergrößerung erhalten, daß sie sich darstellen wie der im Sonnenmikroskop die Statur des Elephanten annehmende Floh.“ (Vom Genie, W. a. W. II, D II, 441.)

⁶ Arthur Schopenhauers Gespräche, herausg. von Arthur Hübscher, XX. Jahrb. 1933, S. 69.

⁷ Ebenda, S. 69, 209.

⁸ Ebenso Grisebach: Schopenhauer, Berlin 1897, S. 240, der den Vorfall irrigerweise in den März 1857 verlegt.

⁹ Vgl. Kuno Fischer: Arthur Schopenhauer (Geschichte der neueren Philosophie, Bd. 8), S. 119.

kann schwerlich schon im Jahre 1857 an Herzschwäche gelitten haben, sonst hätte ihm der Arzt das kalte Baden im Main bis in den Spätherbst hinein, das Schopenhauer bis zuletzt beibehielt, zweifellos verboten. Auch das schnelle Gehen auf der Straße, das er erst im Sommer 1860 mäßigen mußte, und ebenso seine außerordentliche Geistesfrische, deren er sich bis zuletzt erfreute, wären unmöglich gewesen, wenn Schopenhauer schon im Jahre 1857 mit Herzschwäche zu kämpfen gehabt hätte.

Im vorliegenden Fall kann es sich aber gar nicht um eine Ohnmacht und einen Fall bei Tisch gehandelt haben. Es geht dies aus einer Reihe von Tatsachen hervor. Die Wunde war „nicht unbedeutend“ (Frankfurter Museum); schon die Tatsache, daß die Nachricht in die Zeitung kam, spricht für eine erhebliche Verletzung. Der behandelnde Arzt, Dr. Mettenheimer, vermerkt unter seinen Einnahmen am 5. März 1857: „Dr. Schopenhauer 6 Gulden.“ Er muß also Schopenhauer, wenn man den damaligen Wert des Geldes berücksichtigt, mindestens fünf- bis sechsmal besucht haben. Denn der einzelne Besuch wurde damals zu höchstens einem Gulden berechnet. Hätte sich Schopenhauer die Stirnwunde im „Englischen Hof“ bei Tische zugezogen, so hätte man zweifellos einen Arzt aus der Nähe und nicht aus der weit entfernten Fahrgasse geholt. Alle Umstände sprechen vielmehr dafür, daß sich Schopenhauer die Verletzung (wahrscheinlich abends) in der Nähe seiner Wohnung zugezogen hat. Da die Verletzung erheblich war, so wurde schnell ein benachbarter Arzt zu Hilfe gerufen. Andernfalls hätte Schopenhauer bei seiner konservativen Veranlagung zweifellos den ihn sonst behandelnden „alten“ Dr. Stiebel rufen lassen. Eine Wunde von der Stärke, wie sie hier vorlag, kann außerdem nur durch einen Fall auf Stein auf der Straße, nicht durch einen Fall auf Holz (im geschlossenen Raum) und aus sitzender Stellung entstanden sein.

Die Annahme Kuno Fischers, daß es sich bei dem Fall um eine Herzschwäche gehandelt habe, kann als ausgeschlossen gelten. Es handelte sich nicht um einen Anfall, sondern um einen Unfall. Diese Feststellungen sind von Wichtigkeit für die Beurteilung von Schopenhauers Gesundheit um 1857.

In späteren Jahren, als Mettenheimer älter geworden war — das sei hier abschließend erwähnt —, dachte er milder über Schopenhauer und erinnerte sich gerne der anregenden Gespräche, die er mit dem Philosophen zu führen Gelegenheit gehabt hatte. Er erwähnte lächelnd einen Ausspruch, in dem der Weltweise sein Urteil über ihn zusammenfaßte, und der sehr charakteristisch für Schopenhauer selbst ist. Er lautete: „Aus Ihnen hätte etwas werden können, wenn Sie nicht geheiratet hätten ¹⁰.“

¹⁰ Vgl. Carl von Mettenheimer: Ein Lebensbild, Schwerin 1898; Arthur Schopenhauers Gespräche, herausg. von Arthur Hübscher, XX. Jahrb. 1933, S. 219, Anm. 233.

SCHOPENHAUER UND DAS HAMELSCHE GEMÄLDE.

Von

WALTHER RAUSCHENBERGER (Frankfurt a. M.).

Die Geschichte des Hamelschen Gemäldes ist bekannt¹. Es leben noch mehrere Personen, die Julius Hamel persönlich gut gekannt haben. Zu diesen Bekannten Hamels zählte auch das 1937 verstorbene Fräulein Berta Bertholdt (vgl. XXIV. Jahrb. 1937, S. 144 ff.), dem Hamel Folgendes mitgeteilt hat:

Hamel fand sich mit schüchternen Spannung in der Schönen Aussicht 17 ein. Die blitzenden Augen des grollenden Philosophen ermutigten ihn nicht sehr; zaghaft stellte er sein Gerät zurecht.² Schopenhauer sprach nach der notwendigen Einleitung kein Wort weiter und saß wie eine Mauer. Stumm begann der Jüngling sein Werk. Plötzlich vernahm er vom Sessel des Meisters ein dumpfes Murmeln, und endlich verstand er die immer wiederholten Worte: „Er kann nichts — er kann nichts.“ Diese nicht gerade ermunternden Worte brachten aber den resoluten jungen Mann ins Feuer; er arbeitete energisch, den mächtigen Kopf zu gestalten. — Wieder trat Stille ein, doch jäh unterbrach sie die brüske Frage des Philosophen: „Was verdienen Sie mit Ihrer Kunst?“ Hamel erwiderte: die Ausbildung seiner Fähigkeiten müsse ihm einstweilen genügen. „Falsch, ganz falsch!“, unterbrach ihn Schopenhauer und begann einen langen Vortrag über das, was er zu fordern habe. Doch kam er darüber in gute Laune, und diese erste Sitzung schloß zu gegenseitiger Befriedigung.

Diese Erzählung weicht von den bisher vorliegenden (im XX. Jahrb. 1933, S. 267 ff. wiedergegebenen) Berichten über Schopenhauers damaliges Verhalten ein wenig ab³. Auf alle Fälle geht aber aus dem Bericht hervor, daß Schopenhauer nur mit Widerwillen und in schlechter Laune an die Sitzungen herantrat, und diese Tatsache wieder macht es sehr glaubhaft, daß er damals vorübergehend mit Lunteschütz nicht gut stand und dem Ersuchen des Geheimrats Eduard Crüger, der ihm Hamel vorschlug, nicht einen ihm vertrauten Maler in Gestalt von Lunteschütz entgegenstellen konnte.

¹ Vgl. Arthur Hübscher: Arthur Schopenhauers Gespräche. XX. Jahrb. der Schopenhauer-Gesellschaft 1933, S. 267 ff.

² Die Sitzungen fanden in Wirklichkeit im Städelschen Institut, Neue Mainzer Straße 49, statt. Vgl. unten.

³ Die Worte Schopenhauers: „Er kann nichts — er kann nichts“, waren bisher unbekannt. Es ist aber durchaus möglich, daß Hamel diese Worte anderen Personen, in deren Augen sie keine Empfehlung waren, nicht mitgeteilt hat.

Daß Schopenhauer beim Empfang Hamels nicht gerade in rosiger Laune war, geht auch aus einem Bericht von Hamels Schwager, Herrn Paul Hessemer, hervor, der noch heute, 86 Jahre alt, in geistiger Frische in Darmstadt lebt und mir seine Erinnerungen zur Verfügung gestellt hat⁴. Nach seiner Mitteilung war die Art, wie Schopenhauer Hamel zum erstenmal entgegnetrat, äußerst charakteristisch. Als Hamel in die Wohnung des Philosophen kam, um mit ihm die erste Sitzung zu verabreden, bot Schopenhauer ihm keinen Stuhl an. Das Auftreten des noch sehr jungen (22jährigen) Künstlers erschien ihm anscheinend zu unbedeutend, als daß er diese selbstverständliche Forderung der Höflichkeit für notwendig gehalten hätte. Die Sitzungen selbst fanden dann im Städelschen Kunstinstitut statt, das damals im Gebäude des heutigen Kunstgewerbemuseums, Neue Mainzer Straße 49, sich befand.

Nach der Mitteilung von Herrn Hessemer lehnte Schopenhauer das Bild ab, als es nach einigen Sitzungen fertig war, weil er sich zu natürlich aufgefaßt und nicht schön genug fand. Auch diese Mitteilung hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Es steht fest, daß Hamels Bild nicht zur Ablieferung an Geheimrat Crüger gelangt ist. Hamel nahm das Bild zurück, stellte es in seinem Atelier auf und gab es nach Mitteilung von Herrn Hessemer nach einigen Jahren an die Frankfurter Künstlergesellschaft als Gegenleistung für Stundung des einige Jahre nicht gezahlten Mitgliedsbeitrags. Im Besitz dieser Gesellschaft befand sich das Bild viele Jahre hindurch.

Die Behauptung Schopenhauers, daß Hamel nicht gewagt habe, das Bild auszustellen (Brief an Frauenstädt vom 14. August 1856), ist bei einem mittellosen, auf Verdienst angewiesenen Künstler wenig wahrscheinlich, um so unwahrscheinlicher, als der Besteller, Geheimrat Crüger, nach Schopenhauers eigener Mitteilung es „vortrefflich“ fand (Brief an Frauenstädt vom 11. Juli 1856). Die genannte Behauptung steht auch im Widerspruch mit der angeblichen Äußerung Schopenhauers zu Beck, daß Crüger den Maler schlecht bezahlt habe⁵. Es steht fest, daß die Frankfurter Künstlergesellschaft Eigentümerin des Bildes wurde. Also kann Crüger Hamel nicht bezahlt haben für ein Bild, das er gar nicht erhielt. Die Sache kann sich vielmehr nur so verhalten haben, daß Schopenhauer die Annahme, besser gesagt die Anerkennung, des Bildes verweigert hat, was durch die obige Mitteilung von Herrn Paul Hessemer bestätigt wird. Erst daraufhin verzichtete auch der Besteller, Geheimrat Crüger,

⁴ Herr Paul Hessemer ist ein jüngerer Bruder von Hamels Frau, geb. Hessemer. Er ist fast 19 Jahre jünger als Hamel. Nur so erklärt es sich, daß der Schwager eines Mannes, der vor mehr als 100 Jahren geboren ist und Schopenhauer vor 82 Jahren gemalt hat, noch heute lebt! — Hessemer ist der Sohn des ehemaligen Lehrers der Architektur am Städelschen Kunstinstitut, F. M. Hessemer.

⁵ Vgl. XX. Jahrb. 1933, S. 295.

auf das Bild⁶. Die eigentliche Ursache dieses Verzichts war aber das Verhalten Schopenhauers.

Wie kam Schopenhauer zu dieser schroffen Ablehnung des Bildes? Hier ist zunächst zu sagen, daß der Philosoph mit allen Ölgemälden, die von ihm angefertigt wurden, innerlich nicht ganz zufrieden war. Ganz besonders galt dies vom Bilde Göbels, auf dem er nach seiner Meinung wie ein „Frosch“ aussieht. Von dem ersten Gemälde von Lunteschütz sagt er, daß es allen gefalle, nur ihm und seinen nächsten Freunden nicht⁷. Schopenhauer war also nicht leicht zufriedenzustellen. Bei den Gemälden von Lunteschütz und Göbel erhob er aber keinen offenen Widerspruch, offenbar deshalb, weil er es mit ihnen nicht verderben wollte. Auch war Göbel ein sehr bekannter Maler. Anders bei Hamel! Gegenüber diesem jungen, noch unbekanntem Künstler, mit dem er auch gesellschaftlich nicht verkehrte, legte er sich keine Zurückhaltung auf, sondern sprach seine Ansicht offen aus. Gerade hier aber traf sie die Wirklichkeit nicht, gerade hier war die Kritik unberechtigt! Was Schopenhauer gegen das Gemälde vorbringt, ist bei näherer Betrachtung nicht haltbar. Er sagt selbst: „Das Bild ist erschreckend ähnlich, ist trefflich gemalt; — aber ich bin es nicht. Das ist ein beschränkter Dorfschulze.“

Kann man von einem Bilde mehr verlangen, als daß es ähnlich und trefflich gemalt ist? Das Auge ist nicht nur ähnlich, sondern auch geistvoll und außerdem schön und gütig, während auf den aus derselben Zeit erhaltenen Photographien die Augen Schopenhauers etwas Grelles zeigen⁸. Die prachttvolle Stirne ist wunderbar herausgearbeitet; die Nase ist fein, ebenso der Mund. Das Bild soll einen beschränkten Dorfschulzen darstellen? Fast alle Dorfschulzen könnten sich sehr gratulieren, wenn sie so aussehen würden! Das Bild ist vielmehr die treue, unvoreingenommene, ich möchte fast sagen naive Wiedergabe des Gesehenen durch ein junges, unverdorbenes Gemüt. Gerade diese uninteressierte Wiedergabe macht das Bild so wertvoll. Es vermeidet jede Pose (was man von den Bildern von Lunteschütz nicht restlos sagen kann). Schopenhauer aber liebte gerade an einem Bilde das Repräsentative und Statuarische, wie es in den Bildern von Lunteschütz, aber nicht in dem von Hamel sichtbar ist. (Dieser Zug kommt auch in der Schreibweise Schopenhauers stark zum Ausdruck und zeigte sich auch bei Schopenhauers Vorschlägen zu dem Frankfurter Goethe-Denkmal.) Lunteschütz wußte dies genau und malte Schopenhauer in entsprechender Stellung und stets schöner, als er in Wirklichkeit war, wobei er nie vergaß, Schopenhauers Hand und Lorgnon wiederzugeben. An all dies erinnert sich Frl. Bertholdt genau.

Unter diesen Umständen konnte die Darstellung einer zufälligen

⁶ Vgl. auch XX. Jahrb. 1933, S. 183.

⁷ Vgl. Briefe an Frauenstädt, 7. September 1855 und 23. Dezember 1855; ferner XX. Jahrb. 1933, S. 191.

⁸ Vgl. z. B. die photographische Aufnahme vom 17. August 1852.

Situation Schopenhauer nicht gefallen, zumal die Stellung seiner Person auf dem Bilde ihn auch noch an seine Schwerhörigkeit erinnerte (das Bild gibt den Philosophen im Halbprofil wieder, wie er das schwerhörige Ohr lauschend dem Beschauer zukehrt und ihn dabei mit dem Auge fixiert).

Es muß aber bei der schroffen Ablehnung des Bildes durch Schopenhauer noch ein weiterer Umstand mitgewirkt haben, der diesem vielleicht selbst nicht voll zum Bewußtsein kam. Es lebt in Frankfurt eine Tochter Hamels, Frl. Maria Hamel, und diese hat dem Verfasser ein Bild des jugendlichen Hamel zur Verfügung gestellt, das in der Zeit entstand, als Hamel Schopenhauer malte (um 1856)⁹. Erst wenn wir dieses Bild sehen, sind wir voll „im Bilde“. Nach Mitteilung von Frl. Hamel ist es sehr ähnlich. Es stellt einen jugendlichen, idealistisch gesinnten, nur seiner Kunst lebenden Künstler dar, der er nach der Darstellung der Tochter in Wirklichkeit auch war¹⁰. Schopenhauer sah während der Sitzungen den Maler an und fixierte ihn. Was sah sein Auge? Einen weltunerfahrenen, idealen Jüngling, der seinen Vorteil nicht wahrzunehmen wußte. Und wie reagierte Schopenhauer darauf? Mit dem Sarkasmus und der Ironie des welt erfahrenen Mannes, der dem Jüngling wegen seines Verhaltens eine tüchtige Lektion erteilt¹¹.

Etwas von den Gedanken und von der Stimmung, die Schopenhauer erfüllten, ist auf dem Bilde sichtbar geworden. Zwar liegt im Auge etwas Gütiges, aber die Falten um den Mund und der schwach geöffnete Mund selbst sprechen unverhohlene Ironie und Sarkasmus aus, die Schopenhauer nach Mitteilung seines Biographen Gwinner und anderer sehr leicht zu Gebote standen. Er sah dann Voltaire ähnlich. Die hier vertretene Ansicht wird auch rückhaltlos von der Tochter des Malers geteilt. Nach ihrer Ansicht hält das Bild die Ironie über den weltunerfahrenen Jüngling fest, den Schopenhauer vor sich hatte. Es ist kein Zweifel, daß wir das Gemälde unter diesem Gesichtspunkt betrachten müssen. Gerade dieser

⁹ Es ist von dem bekannten Zeichner und Maler Albert Hendschel gemalt. Das Original befindet sich jetzt im Besitz von Dr. Delosea, Frankfurt a. M.

¹⁰ Hamel, Sohn eines Handwerkers in Dillenburg, entfloß mit 15 Jahren dem elterlichen Hause, weil der Vater dem unstillbaren Drange des Sohnes zur Kunst nicht stattgeben wollte. Er kam völlig mittellos in Frankfurt an und wohnte jahrelang in einer Dachkammer in der Nähe des Domes (Mitteilung von Frl. Hamel).

¹¹ Aus den Aufzeichnungen ihrer Eltern hat mir Fräulein Hamel noch folgenden Ausspruch Schopenhauers mitgeteilt: „Höflichkeit ist eine anerkannt falsche Münze, mit welcher sparsam zu sein Dummheit verrät.“ Schopenhauer soll diesen Ausspruch, der in ähnlicher Form in seinem Manuskript εις εαυτον niedergelegt war und dann in die 1. Aufl. der Parerga (vgl. DIV, 511) übernommen wurde, wiederholt, auch in Gegenwart des Malers Hamel, getan haben.

Ausdruck des Gesichtes aber mußte Schopenhauer mißfallen. Denn er wollte etwas anderes sein und als etwas anderes gelten, als er hier dargestellt war. Er wollte als der zeitlos geltende und wirksame Weltweise dargestellt und der Welt erhalten bleiben, nicht in einer zufälligen Situation. in der einzelne Züge seines Charakters über Bedeutung sichtbar wurden.

Uns aber ist das Bild gerade deshalb so wertvoll, weil es so wahr ist, weil es gänzlich ohne Pose, weil es ganz unpathetisch ist. Die Bedeutung des Denkers kommt trotzdem in der mächtigen Stirne und im Auge zum vollen Ausdruck, sogar mehr als auf allen anderen Bildern. Das Bild ist auch nach anderer Richtung sehr wertvoll. Es ist das einzige Bild, das die Farben des Schopenhauerschen Gesichtes richtig wiedergibt. Schopenhauer hatte blaue¹² Augen und eine rosige Gesichtsfarbe (nicht graugelbliche Augen und blasse Gesichtsfarbe, wie sie Luntenschütz malt). Das Bild Hamels hat deshalb auch eine nicht zu unterschätzende anthropologische Bedeutung. Es bringt die nordischen Seiten von Schopenhauers Äußerem allein zum Ausdruck. So besitzen wir in diesem Bilde das beste und ähnlichste und außerdem das anthropologisch allein wertvolle Bild der Persönlichkeit des Philosophen.

¹² Daß Schopenhauer blaue Augen hatte, geht schon daraus hervor, daß er blaue Augen schön fand (vgl. XX. Jahrb. 1933, S. 177: „Schade, daß Sie keine blauen Augen haben, blaue Augen sind sehr schön. Wenn Sie blaue Augen gehabt hätten, würde ich Sie in meinem Testament mit einem Legat bedacht haben“).

SCHOPENHAUER UND SCHWEDEN.

Von

ERICH FURREG (Stockholm).

Von den drei nordischen Ländern Schweden, Norwegen und Dänemark hat Schweden in der Geschichte des Schopenhauerschen Werkes und Lebens bisher nur einen bescheidenen Platz eingenommen. Aus Norwegen wurde Schopenhauer die erste und einzige Anerkennung seitens einer Gesellschaft der Wissenschaften zuteil: seine Preisschrift „Über die Freiheit des menschlichen Willens“ wurde 1839 in Drontheim gekrönt und in der Schriftenreihe der Gesellschaft zum erstenmal gedruckt. Dänemark hatte ihm zwar im gleichen Fall den Lorbeer verweigert, kam aber trotzdem zu ähnlichem Ruhm wie Norwegen, nämlich dem, auf dem Titelblatt einer Abhandlung Schopenhauers zu stehen. Im Vorwort zu den „Grundproblemen der Ethik“ wird die Dänische Akademie dann noch reichlich mit Schopenhauerscher Galle bedacht. Dänemarks Verhältnis zu Schopenhauer kann auch sonst nicht als glücklich bezeichnet werden. Der kgl. dänische Leibarzt J. D. Brandis wird beschuldigt, sich Schopenhauers Gedanken stillschweigend angeeignet zu haben, und zu H. C. Ørstedts „Geist in der Natur“ bemerkt Schopenhauer, beim Titel habe sein „Wille in der Natur“ Gevatter stehen müssen. Über die Beziehungen Schwedens zu Schopenhauer war bisher nur bekannt, daß solche persönlicher Art bestanden. Im Sommer 1856 fand sich Dr. A. L. Nordwall aus Uppsala in Frankfurt ein, und im folgenden Jahre erwähnt Schopenhauer in einem Brief an Asher, daß ihn während des Sommers zwei Schweden besucht hätten.

In seiner Arbeit „Schopenhauer und Dänemark“ hat F. Mockrauer im XXII. Jahrb. 1935 die Geschichte der dänischen Preisaufgabe ausführlich behandelt. Dem kann schwerlich etwas hinzugefügt werden. Damit ist aber das Kapitel „Schopenhauer und Dänemark“ nicht erschöpft. Es fehlt noch eine eingehende Darstellung der geistesgeschichtlich überaus interessanten Beziehung eines der größten nordischen Denker, Sören Kierkegaards, zum Werk Schopenhauers. Ein Jahr vor seinem tragischen Ende hatte nämlich Kierkegaard die literarische Bekanntschaft Schopenhauers gemacht und sich mit den Eindrücken auseinandergesetzt. Ich beabsichtige, darüber später, nach Abschluß meiner einschlägigen Studien, zu berichten.

Im folgenden lege ich das im Laufe vieler Jahre gesammelte Material über das Verhältnis „Schopenhauer und Schweden“ vor. Daraus ergibt sich, daß die Rolle Schwedens in der Geschichte Schopenhauers keineswegs bescheiden ist, wie es nach dem oben Gesagten den Anschein hat. Ich will hier das hauptsächlichste Ergebnis vorwegnehmen: In Schweden fand die Philosophie Schopenhauers zum erstenmal, und zwar schon im Jahre 1827, im Rahmen

eines großen mehrbändigen Werkes über die Geschichte der Philosophie, dessen Verfasser Lorenzo Hammarsköld war, eine ausführliche Darstellung. Schopenhauer hat diese Tatsache nie erfahren, obgleich es naheliegend wäre, anzunehmen, daß einer der schwedischen Besucher davon hätte sprechen können. Doch verhielt es sich mit diesem Werk ähnlich wie mit den Werken Schopenhauers, es wurde, wenigstens in Universitätskreisen, so gut wie totgeschwiegen und war darum wohl keinem der Besucher aus Schweden bekannt.

Die bisherigen Veröffentlichungen, die sich mit den Spuren Schopenhauers in der schwedischen Literatur oder mit jenen der schwedischen Besucher beschäftigen, sind nicht zahlreich und seien deshalb kurz erwähnt. Im XIV. Jahrb. 1927 publizierte R. Borch einen Aufsatz: „Schopenhauers erster schwedischer Anhänger“, worin einige Daten über A. L. Nordwall und dessen späteres Wirken im Geiste des Philosophen gegeben wurden. — 1929 brachte C. V. E. Carly, der verdienstvolle und noch immer unermüdete schwedische Schopenhauer-Übersetzer, im Vorwort des Übersetzungsbandes „*Om lidandet i världen*“ (Über das Leiden in der Welt) weiteres Material über Nordwall bei, stellte ferner Mutmaßungen über einen der beiden Besucher vom Sommer 1857 an, und besprach schließlich spätere schwedische Literatur über Schopenhauer. Carly gelang es auch, die einzige bisher bekannte Nachricht vom Tode Schopenhauers in der schwedischen Presse aufzufinden. Diese Arbeit Carlys bedeutet den ersten Versuch, den Spuren Schopenhauers im schwedischen Schrifttum nachzugehen. Sie wurde im XVIII. Jahrb. 1931 von D. Rydsjö („Eine schwedische Schopenhauer-Übersetzung“) besprochen. — Zum 75. Todestag Schopenhauers veröffentlichte A. Nyman in „Svenska Dagbladet“ vom 21. September 1935 einen Aufsatz: „*Arthur Schopenhauer och Ultima Thule*“, der, was Schweden betrifft, im wesentlichen die Funde Carlys wiedergibt, jedoch auch wertvolle Angaben über den Einfluß Schopenhauers auf den Dichterphilosophen Viktor Rydberg enthält. — In einem Aufsatz: „*Den ensamma Schopenhauer*“ (Der einsame Schopenhauer), den ich anlässlich des 150. Geburtstages des Philosophen in Stockholms-Tidningen vom 21. September 1938 publizierte, erwähnte ich die „aus der Schule geschwätzte“ Bemerkung E. A. Carlstens (siehe unten). — Schließlich ist anzuführen, daß C. V. E. Carly im Vorwort seiner soeben herausgekommenen Übersetzung des „Willens in der Natur“ (1938) meine Feststellung bezüglich des großen Referates Hammarskölds (1827) bespricht und im Anschluß daran den Erfolg seines eigenen Suchens, die erstmalige Nennung des Namens Schopenhauer durch Hammarsköld (1821), eingehend behandelt. — Ich komme auf alle diese Hinweise im gegebenen Zusammenhang zurück.

Die vorliegende Untersuchung begrenzte ich in der Hauptsache mit der Lebenszeit Schopenhauers, führte sie also nur bis etwa zum Jahre 1860. Sie soll das literarische Schicksal Schopenhauers unter seinen Zeit-

genossen in Schweden zur Darstellung bringen. (Ich füge ein, daß ich hier den Begriff Schweden ethnographisch fasse, also auch die schwedischen Teile Finnlands einbeziehe.) Mit Ausnahme der Anführung bei Nordwall 1851, auf die dieser gelegentlich seines Besuches hingewiesen haben dürfte, ist kaum eine der im folgenden wiedergegebenen Stellen zu Schopenhauers Kenntnis gelangt. Das schwedische Schrifttum blieb ihm sprachlich verschlossen und kam außerdem wohl nur selten in deutsche Bibliotheken. Darüber Betrachtungen anzustellen, was Schopenhauer zu den einzelnen Erwähnungen, Kritiken usw. gesagt hätte, wenn sie ihm bekannt geworden wären, unterlasse ich. Ebenso wenig fühle ich mich veranlaßt, Berichtigungen oder gar Antikritiken zu liefern.

Wieviel Jahre hindurch ich auch meine Muße an das Zusammentragen des hier vorgelegten Materials wendete, kann ich doch nicht behaupten, daß es nun lückenlos gesammelt sei. Es kann mir manches, wenn auch nicht gerade Wichtiges, entgangen sein. Ich las oder blätterte immerhin in mehr als tausend Bänden, und wer die philosophische Literatur der Jahre zwischen 1810 und 1860 kennt, kann ermessen, wieviel davon als genußreiche Lektüre zu bezeichnen war. Vielleicht aber ist in Briefsammlungen und Akten noch Interessantes zu finden. Besonders erfreulich wäre es, wenn doch noch einmal festgestellt werden könnte, wer die beiden Schweden waren, die Schopenhauer im Jahre 1857 besuchten, in welcher Hinsicht ich hier nur Vermutungen äußern kann. Will jemand diese Nachforschungen fortsetzen, so stehe ich mit meinen Aufzeichnungen und mit Ratschlägen gerne zur Verfügung, da ich selbst kaum nochmals Gelegenheit zu längerem Aufenthalt in Schweden haben werde.

Die schwedischen Texte übersetze ich wortgetreu ins Deutsche, nur die Titel der einzelnen Arbeiten führe ich meist auch schwedisch an. Wenn die Zitate bisweilen holperig und unklar anmuten, so fällt das nicht der Übersetzung zur Last, sondern dem Autor des Originaltextes. Das Material ist nach den Verfassern geordnet, deren Reihenfolge durch die Jahreszahl ihrer jeweils ersten zitierten Veröffentlichung bestimmt wird.

I.

Um beurteilen zu können, welche Möglichkeiten die Philosophie Schopenhauers hatte, in Schweden einzudringen und gehört zu werden, müssen wir einen kurzen Blick auf den Zustand der schwedischen Philosophie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts werfen. Im allgemeinen darf man sagen, daß für Schopenhauer in Schweden die gleichen Voraussetzungen bestanden wie in Deutschland, sowohl im positiven als vor allem auch im negativen Sinne. Die schwedische Philosophie war nach Deutschland orientiert. Was dort Mode war, wurde etwas später auch in Schweden Mode; was in Deutschland Schwierigkeiten begegnete, fand dieselben Schwierigkeiten auch in Schweden vor. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren, wie in Deutschland, Kantianer auf den Lehrstühlen, und

anschließend, auch wieder wie in Deutschland, die Anhänger Schellings, Fichtes, Hegels, Herbarts usw. Nur daß sich alles in kleinerem Rahmen, hauptsächlich an den beiden Universitäten Uppsala und Lund, abspielte. Die Aufnahmemöglichkeit für ein deutsches Werk war in diesen Jahrzehnten dank dem Umstand, daß alle Gebildeten in Schweden die deutsche Sprache gut lesen konnten, etwa die gleiche wie in Deutschland. Diese deutsche Orientierung Schwedens erklärt es, warum wir hier die gleichen Widerstände gegen Schopenhauer antreffen wie in seiner Heimat — und die gleiche Taktik des Verschweigens an den Hohen Schulen. Nur kommen noch zwei Umstände hinzu, die den Widerstand steigerten. Erstens der, daß die Philosophie in Schweden noch gründlicher und länger zu einer *ancilla theologiae* herabgewürdigt war. Zweitens der Umstand, daß zur Zeit, als Schopenhauer in Deutschland bereits Boden gewonnen hatte und das „Morgenrot seines Ruhmes“ sah, in Uppsala ein Mann als Professor der Philosophie wirkte, der als „erster selbständiger Denker Schwedens“, als „Schwedens Plato“ gepriesen war und eine Schule um sich versammelt hatte: Christopher Jacob Boström, der „Persönlichkeitsphilosoph“ (geb. 1797, Professor in Uppsala seit 1842, gest. 1866). Es würde zu weit führen, hier auf seine Lehre einzugehen oder sie gar zu kritisieren. Es lebt heute keines seiner Worte mehr, es sei denn in der „gewerblichen“ Fachliteratur. Für uns ist in diesem Zusammenhang nur die Feststellung von Bedeutung, daß er und seine Schule großen Einfluß besaßen.

Zweifellos kannte Boström den Namen Schopenhauer, denn aus mehreren seiner Briefe geht hervor, daß er zahlreiche Arbeiten gelesen hatte, in denen Schopenhauer nicht nur genannt, sondern sogar ausführlicher besprochen wird (z. B. Claëson 1857 und Widmark 1859). Dennoch seufzt Boström in einem Brief vom 20. Januar 1858 an Nybläus, „daß die Philosophie in Deutschland nun in einem bedeutenden Abstieg oder einem Retrogradieren ist“. Menschlich gesehen — und das Problem der Bereitschaft zur Aufnahme und Anerkennung liegt ja menschlich — gehörte Boström anscheinend zu den Ignoranten aus Selbstüberheblichkeit. Oder wie anders sollte man eine Briefstelle (4. August 1861, an Nybläus) deuten, in der er sagt: „Meine Philosophie ist neu, und was sie enthält, hat noch Keiner erdacht. Ich fürchte, daß sie mit mir und meinen nächsten Schülern ausstirbt. Sie stellt so große Forderungen an das Denkvermögen und die geistige Entwicklung des Menschen, daß nur Wenige sie sich aneignen können. Deshalb werde ich auch von der Menge als halb wahnsinnig angesehen . . .“¹

¹ Hier kann eine witzige Bemerkung über S. Ribbing, den Schüler und Freund Boströms (geb. 1816, Professor der Philosophie in Uppsala seit 1850, gest. 1899), angeführt werden, die ich in einer Zeitschrift aus den 80er Jahren fand. Es heißt dort: „Ribbing genießt die Ehre, Boströms an sich schon verwickelte Philosophie auf eine Höhe geführt zu haben, wo sie nahezu aufhört, Gegenstand menschlichen Denkens zu sein.“ — Von Ribbing erzählte man sich auch die nette Anekdote, er habe nach Erscheinen seiner

Berücksichtigt man die hier kurz geschilderten Verhältnisse, so überrascht es nicht, wenn man feststellen muß, daß Schopenhauer unter seinen Zeitgenossen in Schweden keinen „Evangelisten“ oder „Apostel“ fand. Sofern man nicht Hammarsköld mit einem dieser Titel bedenken will, was aber wohl eine Übertreibung wäre. Der einzige überragend geniale Kopf Schwedens im 19. Jahrhundert, Esaias Tegnér (1782—1846), hat Schopenhauer, so viel ich sehen konnte, nicht gekannt.

Die ersten Erwähnungen.

Der Name Schopenhauer erscheint zum erstenmal in der schwedischen Presse im „*Bihang till Mnemosyne*“ (Anhang zur *Mnemosyne*), Nr. 8, August 1820, Åbo. Allerdings nicht im Rahmen eines literarischen Beitrages, sondern in einem Verzeichnis neu herausgekommener Bücher, die der deutsche Lektor und Universitätsbuchhändler F. A. Meyer in Åbo (Finnland) als in seiner Buchhandlung vorrätig anzeigt. Auf S. 32 findet man: „Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung. gr. 8:0. 1819, 3 Thlr.“

Die Zeitschrift „*Mnemosyne*“ wurde 1819 in Åbo (damals Stätte einer schwedischen Universität) gegründet, ging jedoch bereits 1823 ein. In den Jahren 1819 und 1820 erschien sie mit etwa 100 Heften jährlich, ab 1821 als Monatsschrift. Ihre Herausgeber waren Bergbom (siehe unten) und Linsén.

Im Jahrgang 1821, und zwar im „*Intelligens-blad till Mnemosyne*“ (wie der „*Bihang*“ nun genannt ist) Nr. 1, Januar, ist wiederum eine Ankündigung des Buchhändlers Meyer abgedruckt, in der als letztes Werk in der Reihe (auf S. 4) verzeichnet steht: „Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung, 4 Bücher nebst einem Anhang, der die Kritik der Kantschen Philosophie enthält. gr. 8. 1819. 3 Thl.“

Fredrik Bergbom ist am 10. Juli 1785 im Kirchspiel Kemi (Finnland) geboren, promoviert 1810 in Åbo mit einer Abhandlung über Kant, wird Dozent der theor. Philosophie 1811, Adjunkt der theor. und prakt. Philosophie 1813—1823, Professor der theor. Philosophie 1823, Rektor der Universität 1825—1826. Er ist gestorben am 10. Januar 1830.

Im Jahre 1822 ließ Bergbom eine Dissertation „*De ortu et indole idealismi Fichtii*“ erscheinen, die er am 5. Juni 1822 öffentlich verteidigte. In dieser Disputationsschrift, die, wie üblich, nur einen Druckbogen füllt, mitten in einem Satz abbricht und nicht fortgesetzt wurde, werden auf S. 2 etwa 20 Philosophen genannt, von denen einige kurz charakterisiert, andere lediglich aufgezählt werden. In der Reihe der „Grundlinien der Geschichte der Philosophie“ (ein völlig unlesbarer Gallimathias!) mit Stolz geäußert: „Es gibt nur zwei, die den Inhalt dieses Buches verstehen: unser Herrgott und ich.“ Nach Verlauf zweier Jahre mußte er bekennen: „Jetzt versteht die Grundlinien nur mehr unser Herrgott, denn ich selbst verstehe sie nicht mehr.“

Letzteren kommt auch, zwischen Fries und Beneke, der Name „Schopenhauer“ (sic!) vor.

Bergbom war Schellingianer. Seine verschiedenen Disputationsschriften behandeln Stoffe aus der damaligen deutschen philosophischen Literatur. Auf das Vorkommen des Namens Schopenhauer in der angeführten Abhandlung hat Th. Rein in einer historischen Darstellung der philosophischen Wissenschaft an der Universität Åbo, Helsingfors 1908, erstmals hingewiesen. — Wenn nicht eingehender auf anderem Wege, muß Bergbom die Bekanntschaft wenigstens mit dem Namen Schopenhauer und dem Titel des Hauptwerkes durch die oben erwähnte Anzeige in der Zeitschrift „Mnemosyne“ gemacht haben, deren Mitherausgeber er ja war. In Bergboms übrigen Veröffentlichungen wird Schopenhauer nicht genannt. Als Respondent bei der Disputation der zitierten Arbeit ist ein junger Student, Johan Jacob Nervander, ein Neffe Bergboms, angegeben. Nervander (geb. 1805, gest. 1848 als Professor der Physik in Helsingfors) war nachmals ein bedeutender Physiker und auch als Lyriker bekannt. In seinen Schriften konnte ich nichts finden, das eine nähere Bekanntschaft mit Schopenhauers Philosophie vermuten ließe.

Lorenzo Hammarsköld.

Lars Hammarsköld (oder Lorenzo, wie er sich selbst nannte) wurde als Sohn eines ehemaligen Offiziers am 7. April 1785 auf dem Gut seines Vaters in Tuna, Provinz Småland, geboren. Schon mit 16 Jahren bezog er die Universität Uppsala, wo er 1806 mit einer Arbeit über die Geschichte des Pietismus in Schweden die Magisterwürde der Philosophie errang (promoviert wurde er allerdings erst sechs Jahre später). Noch im selben Jahre trat er als Amanuens in den Dienst der Königl. Bibliothek in Stockholm, in welchem er 1826 in den Rang eines kgl. Bibliothekars aufrückte. Lorenzo Hammarsköld starb, erst 42 Jahre alt, am 15. Oktober 1827 an einem epidemischen Fieber.

Diese dürftigen Daten schließen ein Leben von geradezu unwahrscheinlicher Produktivität ein. Wäre Hammarsköld ein längeres Leben vergönnt gewesen, so hätte er sicherlich seinen scherzhaft geäußerten Vorsatz verwirklicht, so viel zu schreiben wie Voltaire. Allerdings sind bei Hammarsköld Menge und Vielseitigkeit der Produktion nicht Ausdruck eines genialen, unbändigen Feuergeistes. Er ist wohl eher ein „Tagelöhner der Literatur“, als den er sich selbst einmal bezeichnet, ein Vielschreiber und Alleschreiber, mit allen guten Eigenschaften, aber auch vielen Mängeln eines solchen. Er ist begabt mit den Vorzügen der Aufgeschlossenheit, der Behendigkeit und des Fleißes, aber er ist auch zersplittert, voreilig und flüchtig. Er blättert, liest und schreibt unermüdet, denkt schreibend, möchte ich sagen, statt denkend zu schreiben, sein Leben heißt Verfassen.

Schon in frühester Jugend schreibt er Artikel, ja sogar Bücher.

Hammarsköld wendet sich gegen die in der damaligen schwedischen Literatur herrschende Gallomanie, er weist auf Tieck und Novalis hin, schreibt ein Buch über Schiller als Dichter, Historiker und Philosoph und führt mit einer Schar Gleichgesinnter einen polemischen Krieg gegen die Vertreter der „alten Schule“. Hammarsköld war ein Bannerträger der „Phosphoristen“, wie diese Romantiker nach ihrer Zeitschrift „Phosphorus“ genannt werden, und wohl deren streitbarster Rezensent. Seine Angriffslust brachte ihn in hitzige literarische Gefechte, bei denen auf beiden Seiten nicht mit dem Pulver gespart wurde. Daß Hammarskölds Bedeutung für die schwedische Literatur lange Zeit verkannt wurde, daß auch seine im Sprachenkreis der nordischen Länder erstmaligen Arbeiten — u. a. eine Geschichte der schwedischen Literatur, eine Geschichte des philosophischen Studiums in Schweden und schließlich eine mehr als 2000 Druckseiten umfassende Geschichte der Philosophie — nicht jene Verbreitung, vor allem aber nicht jene Anerkennung fanden, die ihnen gebührt, ist auf den Nachhall jener Streitigkeiten zurückzuführen. Besonders ein Angriff auf Tegnér, den dieser mit einem Blitzschlag von seinem Olymp herab beantwortete und in der Folge mit unversöhnlicher Geringschätzung vergalt, schadete Hammarskölds Ansehen nicht nur unter den Zeitgenossen, sondern auch noch lange, nachdem sich das Grab über ihm geschlossen hatte.

Auf welchem Wege Hammarsköld mit Schopenhauers bis dahin erschienenen Werken bekannt wurde, ist nicht schwer zu erraten. In seiner Stellung an der Königl. Bibliothek in Stockholm erhielt er wohl laufend Ankündigungen und Bücherlisten von Verlegern und Buchhändlern, die er von Amts wegen durchsehen mußte. In Hammarskölds Papieren, die, wie viele seiner Manuskripte und Notizhefte², in der Königl. Bibliothek in Stockholm verwahrt sind, fand ich einen Brief von F. A. Brockhaus (19. September 1822) an ihn, der von einem Aufsatz Hammarskölds in der Zeitschrift „Hermes“ handelt; gleichzeitig erwähnt Brockhaus, daß er dem Schreiben ein Neuigkeitsverzeichnis beilege. Es ist also nicht aus-

² Ich möchte hier zwei Aufzeichnungen Hammarskölds festhalten, auf die ich bei der Durchsicht eines Notizheftes stieß. Sie haben zwar mit unserem Thema nicht direkt zu tun, können hingegen als Mitteilungen aus zweiter und verlässlicher Hand für die Goethe-Forschung von Interesse sein. Hammarsköld notierte: „Goethe (Joh. Wolfgang) — Als ihn Rektor Brooeman im Jahre 1805 besuchte und in seiner Begrüßungsrede das Lob erwähnte, das ihm von den jüngeren deutschen Verfassern und besonders von den Brüdern Schlegel gespendet wurde, antwortete Goethe, wie mir Brooeman selbst erzählte: Ja, sie lassen sich's sauer werden, mich zu erheben. — Zur Zeit, da Napoleon in Weimar war, wohnte Graf Baudissin (im Jahre 1812 dänischer Geschäftsträger in Stockholm) in Goethes Haus. Er erzählte mir, daß er, als Goethe von Napoleon zurückkehrte, ihn fragte, was der Kaiser gesagt habe, und zur Antwort bekam: Er sprach mit mir über Werther.“

geschlossen, daß Hammarsköld auf diese Weise auch eine Anzeige des Erscheinens der „Welt als Wille und Vorstellung“ erhalten hatte, sofern bereits vor dem Jahre 1821 ein Briefwechsel mit Brockhaus bestand. — Es sei übrigens erwähnt, daß Hammarsköld kurz vor seinem Tode (1827) eine Reihe von Artikeln als Berichtigungen und Ergänzungen des „Conversations-Lexicons“ an Brockhaus schickte.

Im Jahre 1821 gab Hammarsköld ein Werk heraus, das den Titel trägt: „*Historiska Anteckningar, rörande Fortgången och Utvecklingen af det Filosofiska Studium i Sverige, från de äldre till nyare tider.*“ (Historische Aufzeichnungen betreffend den Fortgang und die Entwicklung des philosophischen Studiums in Schweden von den älteren zu neueren Zeiten) Stockholm, bei Zacharias Haeggström, 1821. Im Text ist natürlich, dem Thema gemäß, nichts über Schopenhauer enthalten. Doch ist dem Buch nach S. 538 eine Tafel „Klassifiziertes chronologisches Namen-Verzeichnis“ beigegeben, die in zwei Spalten „Gleichzeitige Ausländer“ und „Schwedische Verfasser“ gegenüberstellt. In der letzten Zeile werden hier unter den Ausländern aufgeführt: „Schelling. Görres. Kanne. Schopenhauer.“, in der anderen Spalte steht, unter der Bezeichnung „Material-Pantheist“ der Name „C. M. Schoerbing“ und der Hinweis auf S. 537 des Buches. Dort erwähnt Hammarsköld das Werk: „*De äldsta Folkslagens Religionsurkunder*“ (Die Religionsurkunden der ältesten Völkerschaften), Teil 1, 2, Stockholm 1820. Herausgegeben von C. M. Schoerbing. — C. V. E. Carly, der diese Feststellung machte, nachdem er durch mich erfahren hatte, daß Hammarsköld in seinem späteren Werk (siehe unten) so eingehend über Schopenhauer berichtete, teilt im Vorwort seiner Übersetzung des „Willens in der Natur“ (Stockholm 1938), S. 7 f., mit, daß im zitierten Werk von Carl Magnus Schoerbing (übrigens der einzigen Publikation philosophischen Inhalts dieses Verfassers) keinerlei direkte Bezugnahme auf Schopenhauer zu finden ist, was ich bestätigen kann. Die Gegenüberstellung der Verfasser auf der Tafel erfolgte somit wohl tatsächlich nur auf Grund der Gleichzeitigkeit.

Im Jahre 1825 erschienen die erste und zweite Abteilung von L. Hammarsköld „*Grunddragen af Philosophiens Historia, från de äldsta till närvarande Tider*“ (Grundzüge der Geschichte der Philosophie von den ältesten zu gegenwärtigen Zeiten), Stockholm, gedruckt bei C. G. Holm, denen 1826 bzw. 1827 die dritte Abteilung in zwei Bänden folgte (diese sind bei C. M. Carlson gedruckt). Im Vorwort zum zweiten Band der dritten Abteilung erwähnt Hammarsköld, daß er acht Jahre mit der Sammlung des Materials beschäftigt gewesen sei, und die Ausarbeitung des Werkes fünf Jahre in Anspruch genommen habe. Bescheiden meint er, wenn er auch selbst nichts für die Ewigkeit habe schaffen können, so habe er doch mit dieser Arbeit „*fermenta cognitionis et operationis*“ ausgestreut. — Hammarsköld starb im selben Jahre.

In diesem zweiten Band der dritten Abteilung des Werkes widmet Hammarsköld nicht weniger als etwa 16 Seiten der Darstellung der

Philosophie Schopenhauers. Diese Abschnitte zitiere ich anschließend *in extenso*. Vorher aber möchte ich noch ein Wort über den Stil dieser Stellen sagen. Man hat Hammarsköld, nicht nur im Hinblick auf die „Geschichte der Philosophie“, eine oberflächliche und ungepflegte Ausdrucksweise nachgesagt, und dies nicht ganz mit Unrecht. Wenn aber Prof. E. A. Schröder (1796—1849) in der Einleitung seines eigenen „Handbuchs der Geschichte der Philosophie I.“ (1846) in bezug auf Hammarskölds Werk sagt (S. 20), „die Weitschweifigkeit, in Vereinigung mit einer nachlässigen, durch einen schwerfälligen, oft barbarischen Stil abschreckenden Darstellung dieses Werkes, scheint seiner allgemeinen Benutzung im Wege gestanden zu sein“, so gibt er damit vor allem ein Beispiel dafür, wie man vom Katheder herab nicht approbierte Arbeiten behandelte. Allerdings ist gerade der letzte Band des Hammarsköldschen Werkes mit außergewöhnlicher Flüchtigkeit geschrieben, weist zahllose Druckfehler auf, Wörter sind ausgelassen usw. Aber man muß bedenken, daß der Verfasser das Manuskript dieses Bandes sozusagen Seite für Seite noch feucht dem Drucker übergeben haben dürfte. Denn in diesem Jahre 1827 kam nicht nur der 950 Seiten starke Abschlußband heraus, sondern außerdem ein Lehrbuch der Logik für Gymnasien und eine Sammlung philosophischer Abhandlungen aus früherer Zeit. Das Erscheinen der erwähnten anderen beiden Bücher hat Hammarsköld nicht mehr erlebt.

Für die Beurteilung Hammarskölds als Vermittler zwischen Schopenhauers Werk und Schweden ist, entsprechend der Zweiseitigkeit dieser Rolle, die Beantwortung zweier Fragen von Gewicht: Wie erlebte Hammarsköld Schopenhauer? und: Was konnte er für Schopenhauer tun? Die Antworten können wir vielleicht in folgende Charakterisierung zusammendrängen: Hammarsköld, selbst Anhänger Schellings, war ein gewissenhafter Bibliothekar, der die literarische Bekanntschaft mit Schopenhauer genau registrierte, aber keinen tieferen Eindruck davontrug; bei der Wiedergabe fehlte seiner Stimme die Überzeugungskraft, aber vor allem die Stärke, die sie etwa von einer Lehrkanzel herab gewonnen haben würde. Hammarsköld war ein Outsider des „philosophischen Gewerbes“. Seine Unvoreingenommenheit und Redlichkeit aber haben ihm einen Platz in der Schopenhauer-Bibliographie erworben.

Die Stellen über Schopenhauer lauten in deutscher Übersetzung:

Siebzehntes Kapitel.

Einige mit Kant, Jacobi, Fichte oder Schelling
gleichzeitige Denker, die auf eigene Hand ver-
suchten, eigene, mehr oder weniger von jenen
abweichende Systeme aufzustellen.

§ 1 (S. 681—682).

Hiermit wäre unsere Schilderung des Entwicklungsganges der Philosophie abgeschlossen, da diese, während ihrer dritten Lebensperiode,

mit der Entstehung einer Art Glaubens-Philosophie, ungefähr an einen solchen Punkt gelangte, wo sie, mit ihrem in der Periode bestimmten Charakter, aufhörte, um sich künftig in einer neuen Gestalt zu entwickeln; wenn wir nicht noch einen Rückblick auf eine nicht geringe Anzahl Denker zu werfen hätten, die zwar von den philosophischen Helden des Tages zur Spekulation geweckt wurden und von diesen die Richtung ihrer Forschung erhielten, aber allzu selbständig und originell waren, um im eigentlichen Sinne zur Anzahl der Anhänger eines derselben zu treten. Abgesehen von den wichtigen Diensten, die diese, mittels ihrer eigentümlichen Bemühungen, der Erkenntnis des Wissens im Allgemeinen leisteten, wodurch sie eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, wäre eine Schilderung der Geschichte der Philosophie nicht vollständig, wollte man an ihnen vorbeigehen, da sie sprechende Monumente des allgemein verbreiteten Interesses für tief sinniges Denken während einer bestimmten Zeit im nördlichen Europa sind, woher sie alle stammen. Und wenn man sie und ihre Lehrsätze mit den von den jüngeren englischen und französischen Denkern geäußerten vergleicht — über welche wir hier vorher berichteten —, leuchtet einem nicht nur die verschiedene Sinnesrichtung der einzelnen Völkerstämme ein, sondern auch die sehr unterschiedliche Wirkung auf einen in das allgemeine Denken aufgenommenen materialistischen oder idealistischen Gesichtspunkt. Vergleicht man hingegen diese spekulativen Forscher untereinander, so wird die Verschiedenheit zwischen ihnen sichtbar, je nachdem sie sich näher an Kant, an Fichte und Schelling oder an Jacobi anschlossen: ein Unterschied, der sich nicht nur im innersten Kern offenbart, sondern auch in der äußeren Form ihrer Lehrgebäude.

(In den folgenden § 2—11, S. 682—768, werden nacheinander besprochen: Nils Treschow, Thomas Thorild, Christopher Gottfried Bardili, Benjamin Carl Henrik Høijer, Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Wilhelm Traugott Krug, Gottlob Ernst Schulze, Johann Friedrich Herbart, Johann Jacob Wagner, Frederik Christian Sibbern.)

§ 12 (S. 769—782).

Arthur Schopenhauer (sic!), Privat-Dozent in Berlin, ist, soweit wir erfahren konnten, derjenige, der in jüngster Zeit eine selbständige Systematik der Philosophie versuchte, dabei hauptsächlich von Kants Ansicht ausgehend, die er zu einem allseitigen und durchwegs dogmatisierenden Idealismus weiterführen will.

Die Welt — sagt Schopenhauer — ist meine Vorstellung, weil alles, was für meine Erkenntnis besteht, nur Objekt im Verhältnis zu einem Subjekt ist: eine Anschauung des Anschauenden, d. i. Vorstellung. Diese Wahrheit ist eine Aussage jener Erkenntnis, die allgemeiner als jede andere ist, somit auch als die von Zeit, Raum und Kausalität, da diese notwendig die Vorstellung voraussetzen. Die stets vorausgesetzte Bedingung alles Objektiven ist ein alles erkennendes, aber von keinem anderen erkanntes Subjekt. Das unmittelbarste Objekt desselben ist sein eigener Körper,

der, wie alle anderen Anschauungsobjekte, innerhalb der Grenzen aller Erkenntnisformen oder Zeit und Raum liegt, kraft welcher die Mannigfaltigkeit gegeben ist. Dagegen liegt das Subjekt nicht in Zeit und Raum, ist somit weder Mannigfaltigkeit noch Einheit, sondern ganz und ungeteilt, das in einem Jeden vorstellende Wesen, von welchem also die allgemeinen Formen des Objekts: Zeit, Raum und Kausalität, auch ohne Erkenntnis desselben, vollständig erkannt werden können, da sie a priori in unserem Bewußtsein liegen. Der gemeinsame Ausdruck für diese apriorisch gewußten Formen ist der Satz vom zureichenden Grunde. Seine offenbarenden Gestalten sind Zeit und Raum, welche zeigen, daß alles, was in Folge von Ursachen und Motiven auftritt, nur eine relative Existenz hat, oder nur für ein anderes Gleichartiges besteht. Dies gilt auch von der Materie, die den Inhalt der beiden Formen: Zeit und Raum bildet, ohne welche sie nicht vorstellbar wäre, da die Form, die von der Materie untrennbar ist, den Raum voraussetzt, und da ihre Wirkung immer eine Veränderung bezweckt, somit eine Bestimmung der Zeit infolge von Kausalgesetzen ist. Das Wesen der Materie besteht also in einer Vereinigung von Zeit und Raum, die die konsistenzlose Flucht der Zeit mit der unveränderlichen Beständigkeit des Raumes verknüpft, wodurch Koexistenz und Duration, Bestand und Substanz innerhalb der Veränderung der Umstände entstehen. Die Materie ist nämlich nichts anderes als Kausalität, ihr Sein ist ein Wirken, womit sie Zeit und Raum erfüllt, und deshalb ist der Inbegriff alles Materiellen das Wirkliche. Das subjektive Korrelat der Materie oder der Kausalität ist der Verstand, dessen einzige Funktion es ist, die Kausalität zu erkennen, die die Anschauung der wirklichen Welt ermöglicht, und diese Anschauung ist die erste und einfachste Äußerung des Verstandes. Diese aus der Wirkung abgeleitete Erkenntnis der Ursache wird am unmittelbarsten durch die Einwirkung auf das tierische Leben erkannt, das deshalb das unmittelbare Objekt des Subjekts ist und die Anschauung aller anderen Objekte vermittelt. Die Erkenntnis des reinen Verstandes, von den durch die äußeren Sinne gelieferten Daten gebildet, setzt also das Kausalitätsgesetz voraus. Hieraus folgt aber nicht, daß zwischen Subjekt und Objekt das Verhältnis von Ursache und Wirkung herrscht, da dieses nur zwischen unmittelbaren und mittelbaren Objekten statthaben kann, wogegen Subjekt und Objekt, als Gegensätze, die erste Bedingung aller Erkenntnis sind und somit der Erkenntnis vorhergehen, sogar auch dem zureichenden Grunde, weil dieser nur die Form des Objekts ausspricht, das Objekt aber notwendig das Subjekt voraussetzt. Da nun, wie gesagt, die Verstandeserkenntnis mit den sinnlichen Eindrücken beginnt sowie mit dem unmittelbaren Bewußtsein von Veränderungen im Körper, wodurch die tierischen Körper die Anfangspunkte der Anschauung der Welt durch das wissende Subjekt bilden, so kann angenommen werden, daß der Charakter der Tierheit eigentlich in einer durch eine solche Anschauung bedingten Bewegung infolge von Motiven besteht. Von dieser anschaulichen un-

mittelbaren Vorstellung geht aber der Mensch zu diskursiven und abstrakten Begriffen über, die vom höher potenzierten Bewußtsein oder der Reflexion gebildet werden. Der Verstand hat die Funktion, das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung unmittelbar einzusehen. Die Vernunft hingegen hat die Aufgabe, die Begriffe zu bilden, die ganz und gar von den anschaulichen Vorstellungen verschieden sind, obwohl sie ohne Beziehung zu diesen nicht bestehen würden. Die abstrakte Erkenntnis der Vernunft ist Wissen, dessen eigentlicher Gegensatz Gefühl heißt. Aus der Aufgabe, von einem Gegenstand eine vollständige abstrakte Erkenntnis zu gewinnen, entsteht die Wissenschaft, die zu lehren die Kenntnis ihrer obersten Grundsätze erfordert, unter welche alle übrigen Sätze soviel als möglich subordiniert und so wenig als möglich koordiniert werden müssen, wenn die Wissenschaft vollkommen sein soll. Der Inhalt jeder Wissenschaft ist das Verhältnis der weltlichen Erscheinungen untereinander nach dem *Principium rationis*, und der Nachweis dieses Verhältnisses heißt Erklärung. Was jede Wissenschaft als ihre Erklärungen begründend voraussetzt, nämlich Zeit und Raum, ist das eigentliche Problem der Philosophie, die dort beginnt, wo die anderen Wissenschaften aufhören. Die Philosophie ist also ein Spiegelbild der Welt in abstrakten Begriffen, sowohl in ihrer Gesamtheit als auch in ihren einzelnen Teilen.

Die Welt, als Vorstellung, stellt jedoch nur die eine äußere Seite der Welt dar, im Gegensatz zu welcher es eine andere gibt, die gleichsam das innerste Wesen der Welt, ihren Kern, bildet: das Ding an sich. Dieses findet der Mensch in sich selbst, indem er nicht nur ein rein erkennendes Subjekt, sondern, als Individuum, auch in der äußeren Welt ist, mittels seines Körpers, der teils in der Anschauung als Vorstellung gegeben ist, teils als Wille. Die Aktionen des Körpers sind nämlich nichts anderes als der objektivierte Wille, und die einzelnen Teile oder Glieder des Körpers entsprechen völlig den Grundbegierden, in welchen sich die Willensakte in der Anschauung kundgeben. Nach Analogie unseres Körpers beurteilen wir die Objekte, die sich außerhalb desselben befinden, und nehmen an, daß diese so wie sie einerseits Vorstellungen sind, andererseits und in ihrem eigentlichen Wesen Wille sind, und so wie mein Körper nichts anderes ist als mein sichtbar gewordener Wille, sind diese Objekte auch sichtbare Willen. Die fortgesetzte Reflexion führt uns nämlich zur Einsicht, daß die Kraft, die in der Pflanze vegetiert, die sich im Magnet zum Nordpol wendet, wie auch die Schwere, die den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht, ihrem innersten Wesen nach nichts anderes als Wille ist. Die Erscheinung als Vorstellung steht somit im reinen Gegensatz zum Willen: dem Ding an sich, das in aller Vorstellung, in allem Objektiven sich sichtbar macht; weshalb dieser Wille nicht selbst Vorstellung, sondern von allen Erscheinungsformen frei ist, in die er erst, indem er sich objektiviert, eingeht. Der Wille an sich ist somit völlig grundlos, er liegt außerhalb des Gebie-

tes des Grundprinzips. Ferner ist er frei von aller Mannigfaltigkeit, obwohl seine Offenbarungen in Zeit und Raum zahllos sind; er ist deshalb auch unteilbar und unerklärlich. Die Grade der Objektivierung des Willens, die sich in unzähligen Individuen ausdrücken, sind aber unerreichbare Muster oder ewige Formen der Dinge: Platons Ideen. Den niedrigsten Grad stellen die allgemeinsten Kräfte der Natur dar, die sich unmittelbar nicht erkennen lassen. Deutlicher objektiviert sich der Wille im Pflanzenreich und in den vegetativen Teilen des tierischen Körpers, in welchen nicht mehr eigentliche Ursachen, sondern Reize die Erscheinung bestimmen. Im oberen Grad der Objektivität des Willens treten dagegen Verschiedenheiten individueller Charaktere oder Persönlichkeiten hervor. Wie jede natürliche Ursache nur Zufälligkeitsursache ist, so bestimmen auch die Motive nicht den Charakter des Menschen, sondern nur die Erscheinung dieses Charakters oder das Handeln. Das, was durch notwendige Entwicklung in der Zeit als der empirische Charakter des Menschen erscheint, ist, bei Abstraktion der zeitlichen Form dieser Erscheinung, der intelligible Charakter, der mit dem ursprünglichen Willensakt identisch ist, so daß der empirische Charakter jedes Menschen und jeder Tierart nichts anderes ist als die Repräsentation eines intelligiblen Charakters: eines außerzeitlichen, unteilbaren Willensaktes. Der einzelne Wille weiß, von der Erkenntnis erleuchtet, immer, was er hier oder dort, jetzt oder später will, niemals aber, was er im allgemeinen will. Jeder einzelne Akt hat einen Zweck, der Wille in seiner Gesamtheit aber keinen; denn nur für die Phänomene als solche, für die einzelnen Dinge kann ein Grund nachgewiesen werden, aber weder für den Willen selbst, noch für die Idee, in welcher sich dieser adäquat objektiviert.

Der Wille aber, als das noch nicht Objektivierte, noch nicht Vorstellung gewordene, somit das Unbekannte, unterscheidet sich von der Idee, die bekannt wird, dadurch, daß sich die Erkenntnis vom Dienst des Willens losreißt, wodurch das Subjekt aufhört, ein einzelnes Individuum zu sein, und zum reinen, willenlosen Erkenntnissubjekt wird. Die Idee ist also das von allen Relationen unabhängig Bestehende, das Eigentliche, Wesentliche in der Welt, die wahre Gestalt aller ihrer Phänomene. Als solche ist sie Gegenstand der Betrachtung in der Kunst, welche die durch reine Kontemplation erfaßten ewigen Ideen wiederholt und je nach dem Stoff, in welchem diese Wiederholung geschieht, entweder als bildende Kunst, als Poesie oder Musik auftritt. Die Kunst ist die vom Grundprinzip unabhängige Betrachtungsweise der Dinge, im Gegensatz zu der von diesem Prinzip ausgehenden Betrachtung, welche die der Erfahrung und der Wissenschaft ist. Die Betrachtung, die vom *Principium rationis* ausgeht, ist die im praktischen Leben vernünftige und in der Wissenschaft geltende; jene hingegen, die sich über den Inhalt dieses Grundsatzes hinwegsetzt, ist die geniale Betrachtung, die in der Kunst herrscht. Durch diese im Objekt völlig aufgehende Be-

trachtung wird die Idee erfüllt, und das Wesen des Genies besteht gerade in der Fähigkeit, eine solche Konstruktion vorzunehmen. Und da diese ein vollkommenes Vergessen der eigenen Persönlichkeit fordert, ist die Genialität nichts anderes als die vollkommenste Objektivität, im Gegensatz zu der auf den Willen zielenden Richtung der Intelligenz. Alles Wollen stammt aus Bedürfnis, somit aus Mangel und Leiden; diese Begierden aber gehen auf das Unendliche aus, und somit findet der Wille niemals Befriedigung oder kommt niemals zur Ruhe. Diese kommt nur dann zustande, wenn uns äußerer Anlaß oder innere Stimmung aus den endlosen Wogen des Willens emporhebt, so daß wir die Dinge ohne Interesse und Subjektivität betrachten können. Dies gewährt uns die Kunst, und die subjektive Seite des ästhetischen Behagens beruht auf der vollkommenen anschaulichen Erkenntnis, von der der Wille nicht affiziert wird. Von allen Sinnen liefert der Gesichtssinn, da er mit dem Willen keine unmittelbare Verbindung besitzt, diese Erkenntnis am reinsten; das Gehör hingegen ist den Einflüssen des Willens schon weit mehr unterworfen, aber vom Willen am allermeisten beeinflusst sind der Geruch und der Geschmack. Werden wir nun durch die Bedeutung und die Klarheit jener Objekte, in welchen sich die in ihnen individualisierten Ideen leicht ausdrücken, von der dem Willen gehorchenden Erkenntnis unabhängig und in die ästhetische Kontemplation versetzt, die uns zum willenlosen Subjekt des Erkennens erhebt, so sagen wir, daß uns das Gefühl des Schönen ergreift. Wenn dagegen die dargestellten Gegenstände in einem feindlichen Verhältnis zum menschlichen Willen im allgemeinen erscheinen, ihn, wie er sich im Körper objektiviert, mit ihrer Übermacht bedrohen und durch ihre unermessliche Größe niederdrücken, ohne daß jedoch der Betrachter dabei etwas anderes ist als ein willenloses Subjekt des Erkennens dieser dem Willen entzlichen Gegenstände, so erfüllt den Betrachter das Gefühl des Erhabenen. Beim Anschauen des Schönen gewinnt das reine Erkennen ohne Kampf leicht die Oberhand; beim Erhabenen dagegen wird dieser Zustand des reinen Erkennens erst durch ein bewußtes und freies Sichselbsterheben über den Willen und die auf diesen bezogene Erkenntnis erreicht. Im Objekt läßt sich jedoch das Schöne vom Erhabenen nicht unterscheiden, da das Objekt immer die zur Offenbarung strebende Idee, d. i. die adäquate Objektivität des Willens in einem bestimmten Grad darstellt. Das reine Subjekt der Erkenntnis und die Idee treten deshalb immer, als notwendige Korrelate, im Bewußtsein auf. Weil nun einerseits jedes vorhandene Ding rein objektiv und außerhalb aller Relationen betrachtet werden kann, sowie weil andererseits der Wille in jedem Ding in einem gewissen Grad seiner Objektivität erscheint und dieses somit Ausdruck einer Idee ist, so ist auch jedes Ding notwendig an und für sich schön. Eines wiederum ist schöner als das andere insofern, als es die reine objektive Betrachtung mehr oder weniger erleichtert. Der Vorzug ausgezeichnete Schönheit liegt vornehmlich darin, daß die Idee

selbst, die uns aus dem Gegenstand heraus anspricht, einen höheren Grad der Objektivität besitzt und deshalb bedeutungsvoll ist. Darum ist der Mensch, vor allen anderen Geschöpfen, schön, und die Offenbarung seines Wesens das höchste Ziel der Kunst. Die Quelle allen ästhetischen Genusses aber liegt bald im Erfassen der erkannten Ideen, bald in der reinen, vom Willen und aller Individualität befreiten, der Erkenntnis geschenkten Seligkeit und Gemütsruhe. Auf diesen verschiedenen Verhältnissen beruht alle Verschiedenheit zwischen den einzelnen Kunstarten, unter welchen Schopenhauer nicht nur die Garten-, sondern auch die Wasserkünste mitrechnet.

Durch die entwickelte Vorstellungswelt kommt der Wille zur Erkenntnis seines Wollens und dessen, was er will, nämlich nichts anderes als diese Welt, dieses Leben, so wie es ist. Wo Wille ist, dort ist auch Leben und Welt, und das Leben ist etwas für den Willen zum Leben so Gewisses, daß weder der Wille als Ding an sich in allen Erscheinungen, noch die Erkenntnissubjekte, die die Erscheinungen anschauen, jemals von Geburt oder Tod affiziert werden können, weil Geburt und Tod, als einander aufhebende Pole, nur der Erscheinung des Willens oder dem Leben angehören. Die Form desselben oder Realität kann nur das Gegenwärtige sein, als der Berührungspunkt des in der Zeit ausgedrückten Objektes mit dem formlosen, alle Erkenntnis bedingenden Subjekt, für welches also im Zusammenhang der Erkenntnis Vergangenheit und Zukunft nur in den Begriffen bestehen, soweit diese dem Prinzip des zureichenden Grundes gehorchen. Die einzelnen Phänomene des Willens beginnen und enden also zeitlich, aber weder der Wille selbst, als Ding an sich, noch das wissende, aber niemals gewußte Subjekt sind etwas Derartigem unterworfen. Der Wille bejaht sich selbst, wenn, indem sich sein eigenes Wesen durch Welt und Leben vollständig und deutlich als seine Vorstellung darstellt, diese Erkenntnis aber das Wollen keineswegs hemmt oder unterbricht, sondern dieses so erkannte Leben gerade als solches es ist, was er will. Dagegen verneint sich der Wille, wenn das Wollen mit der eben erwähnten Einsicht aufhört, indem die ganze durch die Aufstellung der Idee ermöglichte Kenntnis vom Wesen der Welt, in welcher sich der Wille spiegelt, zum Quietiv des Willens wird, und dieser sich somit frei aufhebt. Der Wille als solcher ist nämlich frei; hingegen kann alles Phänomenale, als dem Prinzip des Grundes unterworfen und infolge von gegebenen Gründen bestimmt, unmöglich etwas anderes oder anders sein als es ist. Jedes Ding ist als Erscheinung und Objekt geradezu notwendig; gleichzeitig ist es aber Wille, der in aller Ewigkeit vollkommen frei ist. Die Art des Daseins jedes Dings oder seine Idee ist, als solche, Erscheinung des Willens; kann deshalb nicht anders als mit dieser Freiheit des Willens gleichwertig sein; aber einmal in die Kette von Gründen und Folgen eingetreten, kann es nicht anders erscheinen als notwendig bestimmt und kann sich ebensowenig zu einem anderen konstituieren, als aus der Kette austreten. Auf diese Weise besteht

Freiheit neben Notwendigkeit, erstere als intelligibler, letztere als empirischer Charakter. Im Menschen wird zwar der Wille zu völligem Selbstbewußtsein gesteigert, aber auch hier geht die Freiheit des Willens nicht unmittelbar auf seine Erscheinung über, vielmehr ergibt sich die einzelne Handlung notwendig aus dem Zusammentreffen des Charakters mit den Motiven. Behauptet man deshalb, der Mensch könne in einer gewissen Lage entweder so oder so handeln, so wird auf unphilosophische Weise die Freiheit des Willens auf seine Erscheinung übertragen. Die Motive können niemals den Willen selbst verändern, sondern nur die Richtung seines Strebens. Zum äußeren Können gehört nicht nur das Vorhandensein von Bedingungen und Motiven, sondern auch die Erkenntnis derselben, so daß man weiß, was mit den gegebenen Mitteln für einen selbst, wie auch für andere gemacht werden kann. Die Einsicht, daß ich, durch falsche Begriffe verleitet, anderes tat als was mit meinem Willen übereinstimmt, ist Reue, die immer bei richtigerer Einsicht eintrifft. Der Mensch hat vor den Tieren die freie Bestimmung seiner Wahl voraus; aber gerade dadurch muß das Dasein des Menschen um so qualvoller als das der Tiere werden, denn indem das Tier nur von anschaulichen Vorstellungen motiviert wird, ist der Mensch bestrebt, diese Motivierung gänzlich auszuschließen und sich nur von abstrakten Vorstellungen bestimmen zu lassen. Unser Schmerz, wie auch unsere Freude rühren deshalb fast niemals aus der realen Gegenwart her, sondern meist sind es unsere Gedanken, die uns unsere Sorgen bereiten. -- Die Freiheit, als deren Abbild die sichtbare Welt gegeben ist, kann sich, sofern eine vollkommen adäquate Kenntnis des eigenen Wesens erworben wurde, neuerlich äußern, so daß die Erkenntnis sowohl im einzelnen als auch im ganzen für den Willen Motiv wird, oder es wirkt diese Einsicht als ein den Willen zügelndes und aufhebendes Quietiv. Gerade dies ist die Bejahung oder Verneinung des Willens zum Leben. Auch ist das Dasein des Menschen, von der geistigen Seite her betrachtet, ein ständiges Herabstürzen aus dem Gegenwärtigen in das tote Vergangene: ein beständiges Sterben, wie auch unser Körperleben nichts anderes ist als ein stets gehemmtetes Sterben, ein aufgeschobener Tod. Wollen und Streben bilden das gesamte Wesen des Menschen, das einem unstillbaren Durst vergleichbar ist; aber der Grund alles Wollens ist Bedürfnis und Mangel, somit Schmerz. Der Wunsch ist seiner Natur nach ein Ausbruch des Schmerzes; seine Erfüllung bringt eine rasch vorübergehende Sättigung, der Besitz schwächt alles Behagen ab und der Wunsch stellt sich in neuer Gestalt wieder ein: dann folgen Leere und Langeweile. Alle Befriedigung, alles Glück sind nur negativ, denn sie setzen einen Wunsch voraus, der befriedigt wurde, sie sind also für den Augenblick aufgehobener Schmerz. — Jedes Individuum ist ein Mikrokosmos, und wenn es dabei mehr auf die Erfüllung eigener Wünsche als die anderer gerichtet ist, macht es sich egoistisch zum Mittelpunkt der Welt und läßt seinen individuellen Willen über sich selbst hinausgehen, zur Verneinung anderer individueller:

Willen. Dieses Verneinen ist Unrecht; ein ursprünglicher, positiver Begriff, dessen Negation Recht heißt, unter welchem Wort jede Handlung subsumiert wird, die die besagte Grenze nicht überschreitet. Unrecht und Recht sind ethische Bestimmungen, weshalb ein Teil der Ethik die Rechtslehre ist, die sich unmittelbar auf das Handeln, nicht auf das Leiden bezieht. Dagegen betrifft die Staatslehre als Gesetzgebungstheorie das Erleiden von Unrecht und kümmert sich um das unrechte Handeln nur wegen des Korrelates desselben. In der Ethik sind der Wille und die Gemütsart Gegenstand der Betrachtung; der Staat hingegen kümmert sich nicht um den Willen als solchen, sondern nur um die Taten, wie er sich auch nur gegen die bösen Folgen des Egoismus wendet, sofern sie das Wohlergehen des Staates stören und hindern. — Jeder, der sich über die einzelnen Dinge und die auf das Prinzip des Grundes gebaute Erkenntnis zum Erkennen dessen erhebt, daß die Erscheinungsformen den Dingen an sich nicht zukommen, der sieht ein, daß er, plagend, in allem lebt, was in der Welt geplagt wird, und geplagt, daß alles, was an Bösem in der Welt verübt wird oder verübt wurde, aus demselben Willen fließt, der sein eigenes Wesen bildet. Hierin besteht das Empfinden und Anerkennen der ewigen Gerechtigkeit, die die völlige Erhebung über alle Individualität fordert. — Der Begriff des Guten ist wieder wesentlich relativ und bezeichnet die Eignung eines Gegenstandes für eine bestimmte Richtung des Willens. Die Güte des Gemüts wird Tugend genannt, und die Handlungen, an sich leere Bilder, erlangen ethische Bedeutung nur durch die Gemütsstimmung, welche sie hervorruft. Aber gleichwie die Güte des Gemüts von Erkenntnis ausgeht, so kann auch die echte Tugend ihren Ursprung nicht in der unüberlegten Bedingtheit haben, sondern in sicherer Einsicht, d. i. Glaube; denn führten die Produkte der Bedingtheit: Werke und Taten, die aus Motiven und Vorsätzen stammen, zur Seligkeit, so würde die Tugend nur ein methodischer, voraussehender Egoismus sein. Die totale Verneinung des Willens und die daraus folgende Erlösung aus einer Welt, deren gesamte Existenz nur Leiden ist, erscheint allerdings als ein Übergang ins Nichts, obwohl nicht in ein absolutes, sondern nur in ein relatives Nichts. So erscheint es nämlich nur im Verhältnis zu einem anderen und also als einem höheren Begriff untergeordnet. Das Positive ist das Seiende: die Welt der Vorstellungen, die Objektivität des Willens, und das daraus sich Entfernende scheint sich im Nichts zu verlieren. Aber vom entgegengesetzten Gesichtspunkt aus muß dieses für uns Seiende als Nichts erscheinen, und was uns als Nichts vorkommt als das wahre Sein. So lange wir selbst aber Offenbarungen des Willens zum Leben sind, kann dieses von uns nicht anders als negativ empfunden und bezeichnet werden.

Von Schopenhauer, Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Rudolstadt 1813 8:0. — Über das Sehen und die Farben. Leipzig 1816 8:0. — Die Welt als Vorstellung und Wille. Leipzig 1819 8:0.

[Im anschließenden § 13 bespricht Hammarsköld flüchtig einige weitere Philosophen, worunter sich z. B. F. E. Benecke befindet. Der einleitende Satz dieses Paragraphen bezieht sich aber auf alle in den § 2—12 behandelten Denker, somit auch auf Schopenhauer. Er lautet:]

Außer diesen oben, so gut wir konnten, charakterisierten Originaldenkern haben auch andere, vom Interesse für wissenschaftliche Wahrheit getrieben, neue Systemgebäude auszuführen versucht, die uns aber teils nicht näher bekannt wurden, teils nicht jenes Aufsehen erregten oder uns nicht von jener Merkwürdigkeit erschienen, wie die oben erwähnten, und somit für eine ausführliche Exposition nicht geeignet waren.

[Im § 14, der das siebzehnte Kapitel des Werkes abschließt, versucht Hammarsköld in sehr vagen Worten eine Zusammenfassung, wobei er eine Lanze für Schelling bricht. Er bezeichnet den Schellingianismus als „die bisher erreichte höchste Vollendung der Philosophie“ und schreibt im Anschluß daran:]

(S. 786 f.) . . . Was aber am meisten bedeutet, ist, daß sogar solche, die mit ausdrücklichem Widerspruch gegen die Schellingschen Lehrsätze auftraten, diesen dennoch, gleichsam unwillig, huldigten, mit einem Suchen, irgendwo anders jene Identität zu finden, ohne welche die Spekulation nicht befriedigt werden kann . . . Und obwohl es nicht ausgesprochen wird, so führt doch gerade Schopenhauers trostlose Lehre zu einer solchen Anerkennung (Schellings), da man hier ein Beispiel sieht, wie die in empirischen Dualismus gekleidete Furcht, die absolute Einheit, als allen Grund einschließend, einzusehen und zu bekennen, zu einer spekulativen und dialektischen Verzweiflung gelangt.

[Das letzte, achtzehnte Kapitel des Werkes ist betitelt: „Systematische Übersicht der vornehmsten philosophischen Lehrgebäude.“ Es enthält vier Paragraphen. Im § 3 wird unter Rubriken wie Materialismus, Reiner Realismus, Pantheismus usw. jeweils eine historische Übersicht gegeben. Im Abschnitt „Intellektualismus“ bespricht Hammarsköld nacheinander Pythagoras, Avicbron, Berkeley, Collier und schließlich Schopenhauer. Diese Stelle lautet:]

(S. 838—839.) Arthur Schopenhauer hingegen, ein noch lebender Denker, faßt die Sache so, daß, da alles, was für die Erkenntnis besteht, nur die Anschauung eines Anschauenden ist, die Welt als Erkenntnisobjekt nur die Anschauung eines Subjektes, Vorstellung sein muß. Alles Objektive wird nämlich durch Zeit, Raum und Kausalität bestimmt, für diese aber gibt es keine reinen und unmittelbaren entsprechenden Objekte; sie liegen nur als allgemeine Anschauungsformen a priori in unserem Bewußtsein gegeben. Da nun das Wesen der Materie nur von einer Vereinigung von Zeit und Raum gebildet wird, ist sie als ein Äußeres nichts anderes als Kausalität, im Verstand aufgefaßt, dessen einzige Funktion es ist, das *Principium rationis* anzuwenden oder Kausalität zu erkennen. Das aber, was verursacht, daß dieses durch Zeit und Raum be-

stimmte Äußere für die Vorstellung des Verstandes hervortritt, ist der Wille; der innerste Kern der Welt oder das Ding an sich, welches in der Vorstellung, d. i. in aller Erscheinung, in allem Objektiven sichtbar wird. Die Gründe der Objektivation des Willens aber, die sich in unzähligen Erscheinungen ausdrücken, bilden die unerreichbaren Muster oder ewigen Formen der Dinge: sind das, was man Ideen nennt.

Dieser Intellektualismus hatte niemals viele Anhänger. Darin ist nämlich offenbar ein verschleierter, versteckter und unterdrückter Realismus enthalten. Dieser trat jedoch bald neben dem als alleinigen Erklärungsgrund angenommenen Intellektuellen hervor, und so entstand, kurz nach der ersten Ausbildung der intellektuellen Ansicht, eine andere, die unter dem Namen Supernaturalismus bekannt ist.

*

Der II. Teil der Abhandlung soll im XXVII. Jahrbuch 1940 erscheinen.

VERMISCHTE BEITRÄGE.

DIE NEUBEARBEITUNG DER GRISEBACH'SCHEN AUSGABE.

Von

ARTHUR HÜBSCHER (München).

Die sechsbändige Schopenhauer-Ausgabe, die Eduard Grisebach zum erstenmal im Jahre 1891 bei Ph. Reclam herausbrachte, hat bekanntlich lange Zeit hindurch als die erste und einzige Ausgabe gegolten, die in sorgfältiger Befolgung der Forderungen Schopenhauers alle seine Werke, nach der von ihm selbst festgesetzten Reihenfolge, in genauem, unverkümmertem und unverfälschtem Abdruck wiedergeben und so die Ansprüche, die die Wissenschaft an eine kritische Gesamtausgabe zu stellen hat, mit der denkbar größten Sorgfalt lösen sollte.

Grisebach konnte seine Arbeit freilich nur auf einen Vergleich mit der älteren, von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe (1873/74 und 1877) und mit den Ausgaben letzter Hand, sowie auf eine Überprüfung der Berliner Manuskriptbücher begründen, — die Handexemplare Schopenhauers blieben ihm unzugänglich. Trotzdem trat seine Ausgabe von Anfang an mit dem Anspruch auf, die Frauenstädt'sche Ausgabe zu ersetzen. Grisebach faßte das Ergebnis seiner textkritischen Arbeit dahin zusammen, „daß wir die posthumen Zusätze Schopenhauers durch den bisher allein bekannten Text in inkorrektur und zum Theil in interpolierter, zum Theil in verstümmelter Form überliefert erhalten haben, zahlreiche erhebliche, von Schopenhauer für seine Werke bestimmte Stellen aber in dem Frauenstädt'schen Text überhaupt gänzlich fehlen“. (Bd. VI, S. 388.) Auch der von Zusätzen und Korrekturen unberührt gebliebene eigentliche Grundtext Schopenhauers sei in der Frauenstädt'schen Ausgabe durch zahlreiche Druckfehler entstellt. Grisebach errechnet im Ganzen 1609 korruptierte Stellen bei Frauenstädt.

Die sorgfältige Überprüfung dieser Vorwürfe, die Gustav Friedrich Wagner gleich nach Erscheinen der Grisebach'schen Ausgabe in einer umfangreichen, für den Verlag F. A. Brockhaus niedergeschriebenen Denkschrift „Die Frauenstädt'sche Gesamtausgabe der Werke Arthur Schopenhauers und der neue Grisebach'sche Text“ durchführte, ergab nun freilich ein anderes Bild. Wagner konnte etwa 30 von Grisebach neu beigebrachte Stellen auffinden (darunter sechs bis acht ganz unbedeutende), die Frauenstädt zum Teil nicht aufgenommen, zum Teil aber an anderer Stelle eingereiht oder als bloße Varianten übergangen hatte — ein Ergebnis, dem die vernichtende Kritik Grisebachs keineswegs angemessen ist. Noch erstaunlichere Ergebnisse brachten Wagners Textvergleichen. Die wiederholte Versicherung Grisebachs, daß seine Ausgabe den genauen und unverfälschten Abdruck der Texte gebe und daß sie durchwegs auf die

Ausgaben letzter Hand, nicht auf Frauenstädt, zurückgehe (Bd. VI, S. 287—288), erwies sich als unzutreffend. Zahlreiche Fehler der Frauenstädtischen Ausgabe, die in den Text Grisebachs übergegangen waren, erbrachten den Beweis, daß Grisebach seinem Druckmanuskript nicht die Ausgaben letzter Hand zugrunde gelegt hatte, sondern die Frauenstädtische Ausgabe von 1877, die er vor dem Druck einer flüchtigen Korrektur nach den Ausgaben letzter Hand unterzogen hatte. Weiter erwies sich, daß die 1619 von Grisebach gerügten und verbesserten Fehler Frauenstädt's in der Mehrzahl verhältnismäßig geringfügige Abweichungen in Rechtschreibung und Zeichensetzung waren, während eine weit größere Anzahl von Fehlern, und zwar nicht nur kleine, unbedeutende Versehen, in den Text Grisebachs mit hinübergenommen worden waren. Den 1619 von Grisebach bemerkten Fehlern konnte Wagner 1794 andere Fehler entgegenhalten, die Grisebach aus der Frauenstädtischen Ausgabe abgedruckt hatte, — eine Zahl, in der kleine Abweichungen, etwa in der Interpunktion bei Stellenangaben, gar nicht mit eingerechnet waren. Schließlich konnte er feststellen, daß der Text Grisebachs eine ganze Reihe neuer, ihm ausschließlich eigener Fehler bietet, die den Fehlern Frauenstädt's an Bedeutung nicht nachstehen.

Diese zum Teil auch von Grisebach nachträglich noch bemerkten Gebrechen führten zunächst zu einem „Zweiten, mehrfach berichtigten Abdruck“ der beiden ersten Bände (1892), worin eine Reihe von eigenen Fehlern berichtigt waren. Auch von den übrigen Bänden erschien im Laufe der nächsten Jahre ein „Zweiter hie und da berichtigter Abdruck“ (Bd. V, 1892; Bd. VI, 1894; Bd. III, 1895; Bd. IV, 1896). Die aus Frauenstädt abgedruckten Fehler wurden aber auch in diesen revidierten Texten weiter mitgeschleppt, so daß also von einer Korrektur nach den Ausgaben letzter Hand wiederum keine Rede war.

Die Öffentlichkeit erfuhr von diesen Tatsachen erst viel später. Die Denkschrift Wagners blieb ungedruckt, die Angriffe Grisebachs auf Frauenstädt fanden keine Erwiderung. Der Grisebachsche Text kam als unerreichtes Muster einer posthumen Ausgabe in höchstes Ansehen, nicht zuletzt durch die Autorität Kuno Fischers, der in dem Schopenhauer-Bande seiner „Geschichte der neueren Philosophie“ (1893) die Grisebachsche Kritik an Frauenstädt ohne weitere Überprüfung wiederholte.

Endlich, nach siebzehn Jahren, hielt es Wagner für angezeigt, sein Schweigen zu brechen. Der Anhang seines „Encyclopädischen Registers zu Schopenhauer's Werken“ (Karlsruhe i. B. 1909) brachte neben einem Verzeichnis der Druckfehler in den Ausgaben letzter Hand vor allem eine knappe Zusammenfassung der Ergebnisse, zu denen eine Vergleichung der Texte von Frauenstädt und Grisebach geführt hatte, und im Anschluß daran ein Verzeichnis der wichtigsten Druckfehler der Frauenstädtischen Gesamtausgabe.

Das Wagnersche Register leitete den Umschwung in der textkriti-

schen Beschäftigung mit Schopenhauers Werken ein. Als zwei Jahre später die große, von Paul Deussen herausgegebene historisch-kritische Ausgabe zu erscheinen begann (Verlag R. Piper, München), da bildete wieder die Frauenstädtische, nicht die Grisebachsche Ausgabe die Grundlage des Textes, der im übrigen nach den Ausgaben letzter Hand und den Festlegungen Wagners durchgesehen wurde. Nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände wurden der Deussenschen Ausgabe auch die Handexemplare Schopenhauers zugänglich und konnten mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit ausgewertet werden. Die später erschienene Ausgabe von Otto Weiß, von der leider nur die beiden ersten Bände („Die Welt als Wille und Vorstellung“) erschienen sind, konnte überdies die Handexemplare der ersten und der zweiten Auflage des Hauptwerks ausschöpfen und brachte damit die langjährige mühevollen Arbeit der Erschließung der Handexemplare endlich zum Abschluß.

Von dieser Situation, die ich in der Einleitung meiner neuen Bearbeitung der Frauenstädtischen Ausgabe (F. A. Brockhaus 1937 ff, Bd. I, S. 144 ff.) gekennzeichnet habe, mußte die Neubearbeitung der Grisebachschen Ausgabe ausgehen, die Prof. Dr. E. Bergmann als „Dritte, mehrfach berichtigte Auflage“ in den Jahren 1921 ff. erscheinen ließ (Bd. I 1921; Bd. II 1922; Bd. IV und V 1923; Bd. III und VI 1924). Sie weist in einer dem I. Bande vorangestellten „Vorbemerkung“ auch wirklich auf die neueren Ausgaben hin und versichert, daß der Text von neuem einer genauen Durchsicht unterzogen und mit den Ausgaben von Frauenstädt, Deussen und Weiß, vor allem aber den Ausgaben letzter Hand verglichen worden sei. „Verzeichnisse der wichtigsten vorgenommenen Änderungen“ sind jeweils am Schluß der einzelnen Bände gegeben.

Nach diesen Bemerkungen, die den Eindruck der Genauigkeit und Zuverlässigkeit erwecken können, möchte man gerne annehmen, daß die Grisebachsche Ausgabe in der Bergmannschen Bearbeitung nun endlich auf den heutigen Stand der Textkritik gebracht sei. An genauere Nachprüfung hat, wie immer in solchen Fällen, niemand Zeit und Mühe gewendet, und so konnte sich die Annahme, daß nunmehr alles in Ordnung sei, in den 1½ Jahrzehnten seit dem Erscheinen der Neuausgabe behaupten. Wir lesen noch in einer Bibliographie aus dem Jahre 1938, daß die „Textgestaltung [der neuen Ausgabe] im ganzen korrekt“ sei.

Nun zeitigt schon eine flüchtige Untersuchung sehr merkwürdige Ergebnisse: Die Bergmannsche Ausgabe hat sich an die ursprüngliche Seiteneinteilung gehalten und damit grundsätzlich auf jede Änderung des Textes verzichtet, die eine Abänderung des Seitenumbruchs notwendig gemacht hätte: Alle Ergänzungen, Umstellungen und sonstigen Änderungen des Textes, die auf Grund der genauen Auswertung der posthumen Zusätze in den Ausgaben von Deussen und Weiß notwendig geworden sind, haben keine Berücksichtigung gefunden. In diesem Punkte bleibt die Ausgabe also bei dem Stande von 1891 stehen. Nicht einmal kleine, leicht zu

beseitigende Irrtümer und Versehen sind berichtigt. Die Bearbeitung Bergmanns beschränkt sich von vornherein auf die Korrektur einzelner Druckfehler, die ein oberflächlicher Vergleich mit den Ausgaben letzter Hand und mit Deussen ergab, — ohne sich um die mannigfaltigen Fragen und Aufgaben der Textkritik irgendwie zu bemühen, ja sogar ohne eine Auseinandersetzung mit den gesicherten Ergebnissen der neueren Textkritik, vor allem mit den von Wagner gegebenen Berichtigungen für nötig zu halten. Was auf diese Weise wirklich gebessert werden konnte, ist nicht viel. Umgekehrt aber sind durch eine völlig kritiklose Auswertung der keineswegs immer zuverlässigen Ausgaben letzter Hand viele Versehen neu hinzugekommen.

Bezeichnend für diese Sachlage, daß der kritische Apparat im VI. Bande ohne Änderung, mit sämtlichen Irrtümern, falschen Hinweisen und unrichtigen Quellenangaben, aus der alten Ausgabe übernommen worden ist — eine Tatsache, die um so auffälliger ist, als die „Vorbemerkung“ im I. Bande u. a. das Versprechen enthält, der bibliographische Anhang werde die von Otto Weiß veröffentlichten Zusätze der ersten und zweiten Auflage des Hauptwerks wiedergeben. Weder dieses Versprechen ist gehalten, noch ist sonst irgendeine Richtigstellung in diesem bibliographischen Anhang vorgenommen worden, nicht einmal dann, wenn eine Abänderung des Textes eine entsprechende Abänderung im Anhang erfordert hätte. Nur ein Beispiel: In den Parerga, Bd. I, S. 146, 9 setzt Grisebach an Stelle des Singulars „Religion“ den Plural „Religionen“; er begründet diese Lesart im bibliographischen Anhang, S. 309 unten. Deussen hat die Grisebachsche Lesart, da sie in der Erstausgabe nicht belegt ist, nicht übernommen und den Singular „Religion“ belassen. Bergmann aber stellt, ohne sich irgend etwas zu überlegen, im Texte unter Anlehnung an Deussen das ursprüngliche „Religion“ her, während im Apparat die Grisebachsche Begründung, daß es „Religionen“ heißen müsse, ruhig stehenbleibt. Solche Beispiele einer vollendeten Konfusion ließen sich in großer Anzahl beibringen.

Ein genauer Überblick über die Zuverlässigkeit der Bergmannschen Ausgabe ergab sich mir, als die textkritischen Arbeiten, die mich bei der Neugestaltung der alten Frauenstädtischen Ausgabe beschäftigten, auch zu Vergleichen mit Grisebach-Bergmann führten. Es sind, gewissermaßen als Nebenergebnis meiner Arbeit, eine erstaunliche Reihe von zum Teil schwersten Druckfehlern und Versehen, Auslassungen und Umstellungen von ganzen Worten und Satzteilen zutage gekommen.

In der folgenden Übersicht haben wir nur ein rundes Tausend der wichtigsten Fehler herausgegriffen, dagegen auf Abweichungen orthographischer Natur (z. B. sehen-sehn; stehen-stehn; ging-gieng; hing-hieng; außen-aussen; bloß-bloß; andrer-anderer; unsrer-unserer; unseres-unserers; identifizieren-identificiren; Function-Funktion; hierdurch-hiedurch; seelig-sällig; Miston-Mißton; Schale-Schaale; meynen-meinen usw.) und in der Zeichensetzung im allgemeinen Verzicht geleistet.

Wir verzeichnen in

Band I	159	Druckversehen
„	II	117 „
„	III	134 „
„	IV	254 „
„	V	260 „
„	VI	25 „
- Zusammen 949 Druckversehen		

Die Übertragung unserer Berichtigungen in den Grisebach-Bergmannschen Text würde zweifellos zur Reinigung dieses Textes ein wesentliches Stück beitragen, aber noch keineswegs zur Herstellung eines wissenschaftlich wirklich einwandfreien Textes führen. Dazu gehört bedeutend mehr. Hunderte von weiteren Versehen in Rechtschreibung und Zeichensetzung lassen sich nämlich ohne weiteres aus den Textkritischen Anhängen meiner Ausgabe ablesen, — sie sind im folgenden nicht aufgeführt, um die Liste, die in erster Linie die selbsteigenen, in andern Ausgaben fehlenden Versehen Grisebach-Bergmanns berücksichtigt, nicht ins Ungemessene anschwellen zu lassen. Darüber hinaus würde eine kritische Bearbeitung der Ausgabe selbst noch zahllose weitere Fehler und Unstimmigkeiten zutage fördern, so daß, alle Einzelheiten mit eingerechnet, einige Tausend Versehen vorliegen mögen — ein Ergebnis, mit dem die Bergmannsche Ausgabe unter allen neueren wissenschaftlichen Ausgaben wohl einzig dasteht.

Unser Urtheil über die Grisebach-Bergmannsche Ausgabe können wir auf Grund des hier vorgelegten Materials dahin zusammenfassen: sie ist völlig unzuverlässig und kommt für wissenschaftliche Zwecke nicht weiter in Betracht.

Ausgabe Bergmann.

Richtige Lesart.

Ausgabe Bergmann.	Richtige Lesart.
	Band I.
27, 25 bis nämlich	nämlich bis
46, 23 vorausgesetzt,	vorausgesetzt;
41, 9 Raumes	Raums
49, 19 Satze	Satz
49, 24 Satze	Satz
63, 6 Materie	M a t e r i e
73, 17 welche	welche,
74, 4 aus	aus,
75, 17 besonderen	besondern
75, 34 weitläufig	weitläuftig
79, 7 ist:	ist;
83, 19 ganz	ganz oder zum Theil
85, 30 Falle	Fall
89, 12 genau	ganz
97, 21 unmittelbare	unmittelbare,

104, 19 Parabel	Hyperbel
124, 6 Ursache:	Ursache;
128, 5 ein Verhältniß	ein solches Verhältniß
138, 28 und Geistesruhe,	durch Geistesruhe,
139, 35 Vernunft	V e r n u n f t
149, 35 Vorstellung	Vorstellungen
150, 9 von	v o n
154, 21 metaphysische	transscendentale
155, 4 Welt	Welt,
157, 31 seine	seiner
158, 8 deutlichen	deutlichsten
166, 15 Ausdruck	Ausdruck,
172, 5 Willenserscheinung	Willenserscheinungen
196, 5 ist:	ist;
205, 12 will:	will;
205, 23 die	diese
205, 37 entsteht	entsteht,
210, 36 die	der
217, 22 Verschiedenheiten	Verschiedenheit
227, 34 weitläufig	weitläufig
228, 5 die Äußerung	Äußerung
228, 7 Gebiete	Gebiet
240, 29 ja	ist
246, 14 ersteht:	ersteht;
248, 20 erkannt,	e r k a n n t ,
251, 24 die	d i e
256, 34 Erkennungsgrundes	Erkenntnißgrundes
258, 25 es	e s,
259, 8 durch	theils durch
260, 4 Wahnsinns	Wahnsinnes
262, 17 Bewegung	eine Bewegung
264, 22 schöpft	schöpft,
265, 11 noch ein	ein noch
270, 22 auch wir	wir auch
273, 7 macht,	machte,
274, 1 des	alles
294, 6 eine Entzifferung	die Entzifferung
296, 35 alle	Alle
297, 13 wieder.	wider.
299, 7 verhaltend.	verhalten.
299, 10 die G r a z i e	G r a z i e
306, 37 Fähigkeit	Fertigkeit
311, 20 über alle	alle
324, 5 wie	eigentlich wie
326, 4 Einheit,	die Einheit,
327, 34 Mensch	Mensch,

334, 26 im Einzelnen,	in Einzelnen,
345, 10 ihres	seines
348, 15 sind ;	sind :
358, 13 wenn	wenn,
358, 21 und	oder
380, 35 das Ding	als Ding
384, 10 unveränderlichen	stets unveränderlichen
390, 5 Leben	Leiden
390, 36 intelligiblen	intelligibeln
395, 24 doch	noch
398, 16 entweder dadurch	dadurch entweder
402, 18 Leiden	Beiden
403, 14 ist.	i s t.
404, 31 versetzt,	versetzt hatte,
411, 24 sich doch	doch sich
426, 20 des	seines
435, 20 einerlei,	moralisch einerlei,
437, 29 vom	von
441, 3 welcher	welchen
444, 10 und sie verdammt	und verdammt
444, 32 ihren	ihrem
446, 6 Staates	Staats
447, 8 Volkes	Volks
447, 37 bloß	bloße
450, 31 hat,	hatte,
454, 2 Gestalten	Gestaltungen
454, 29 von	voll
457, 12 Da	Denn
457, 37 vorgeführt	vorübergeführt
459, 30 nun	nie
460, 24 wiedererkennend	wiedererkennend
463, 7 ein	einen
463, 8 s c h ö n	S c h ö n
463, 9 w a h r	W a h r
463, 14 inhaltsreiche	inhaltsreiche
465, 1 suchen	suchten
475, 13 nichts	gar nichts
476, 19 Nichtverletzens.	des Nichtverletzens.
476, 21 sofern	insofern
477, 27 in einem solchen	in solchem
484, 21 wenn	wann
484, 32 man	er
493, 32 faktische	eine faktische
497, 10 noch eine	eine noch
500, 21 allen	aller
500, 27 Sorgen	Sorgen,

501, 29	herzusetzen:	herzusetzen,
503, 16	erneueter	erneuerter
508, 10	anspricht;	anspricht:
510, 14	Kraft	Klarheit
510, 24	wirkliche	willkürliche
510, 34	dieses	diese
514, 13	1799	1719
517, 31	wenn	wann
518, 8	ist das	ist das
518, 9	ist das	ist das
521, 27	stutzig	sehr stutzig
522, 1	das,	Das,
522, 36	eigentlichen	eigentlich
525, 1	in	ins
526, 13	diejenigen,	Diejenigen,
526, 36	Wandelns	Wandels
540, 29	<i>et</i>	<i>ed</i>
555, 25	fallen,	wegfallen,
555, 29	dargelegt,	darlegt,
556, 2	seiner	seine
559, 22	darin:	darin,
559, 35	der	aller
561, 15	bring t.	bringt.
570, 18	leugnen:	leugnen.
575, 10	weitläufig,	weitläufig,
577, 2	abstrakten	der abstrakten
578, 31	weitläufige	weitläufige
582, 13	Gebiete	Gebiet
584, 10	metaphysisch,	transscendental,
586, 11	Stelle	Stellen
596, 10	möglich.	wirklich.
601, 20	bleibe;	bleibe:
605, 26	Kombination	die Kombination
607, 31	ganz	gänzlich
608, 34	in der	zur
610, 2	alle	also
612, 32	361	364
614, 24	Reihe	Reihe
615, 9	denn	dann
617, 23	die Gründe	die der Gründe
627, 22	sind	sind also
628, 12	weitläufiger	weitläufiger
633, 18	gar	ganz
643, 34	beginnen,	beginnen:
646, 28	Meisterstück	Musterstück
646, 34	Begriff	Begriffe

654, 9 größer	größter
655, 1 beisammen	zusammen
663, 19 soll,	soll,
663, 22 unbedingten	unbedingten
665, 20 ich	ich
666, 7 wo	wo

Band II.

9, 11 hat;	hat:
42, 6 umgekehrtem	umgekehrtem
50, 23 Form,	Form
61, 5 Buche	Buch
83, 15 Begriff	Begriffe
115, 13 oft	so oft
123, 5 Unterschied,	Unterschied;
136, 10 Steine:	Steine;
137, 9 abgelenkt,	abgelenkt
160, 10 Andere	andere
165, 9 dem	Dem
194, 37 <i>implicit</i>	<i>implicit</i>
196, 32 er	e r
200, 15 gelänge	gelangte
206, 4 Anfangslose	anfangslose
206, 26 immer	nur immer
208, 13 die	d i e
209, 14 bloßen	bloß
213, 20 Z w e c k	Zweck
213, 21 Kant	K a n t
213, 30 ich aber	aber ich
223, 24 s o	so
225, 26 dieser	diese
230, 32 habend.	haben.
251, 13 Affekten	Affekte
269, 12 Menschen	Menschen,
277, 9 Kopf	K o p f
285, 26 Willen	Wollen
290, 29 der	d e r
299, 28 unmittelbare	unmittelbare
301, 13 und	oder
303, 9 also	also,
307, 30 Eingeweide,	Eingeweide, —
311, 14 I, 33,	II, 33,
314, 18 allgemeine	alleinige
317, 33 Dies	Dieses
319, 34 den	d e n
324, 19 inneren	innern

338, 3	Intellekts	Intellekts,
340, 11	objektivirt,	objektivirt;
349, 7	Wesen	Wesen,
351, 14	dritte	zweite
355, 13	Atomen	Atome
366, 11	Vollständigkeit	Vollständigkeit,
382, 3	Raum	Raum,
390, 29	anders,	anders;
392, 19	derselben	der selben
409, 24	er	es
415, 10	Oekon.,	Oekon.
417, 11	aus,	aus
417, 34	<i>des</i>	<i>de</i>
418, 12	Freilich:	Freilich,
422, 6	einmal	ein Mal
431, 29	hat;	hat:
433, 21	ist	ist schon
443, 13	höheren	höhern
443, 15	schon,	schon
448, 3	Beziehung	Verbindung
460, 32	der	das
470, 27	Sobald	Sobald
477, 32	Kunstwerkes	Kunstwerks
486, 4	Parallelepipeden	Parallelepipeden
494, 13	Grenzen	Gränzen
503, 5	Bedeutsamkeit,	Bedeutsamkeit, und
503, 38	Klingklangsposie,	Klingklangsposie,
504, 9	Griechischer	Griechischen
505, 3	unwirksam	unwirksam,
513, 7	viel	viele
524, 17	Zeit	Zeiten
546, 10	siegt	siegt,
548, 25	Gesichtspunkte	Gesichtspunkt
553, 22	eine	seine
556, 18	Sinne	Sinne,
557, 8	Denn,	Denn
558, 22	wahre	wahre,
573, 5	Land	Lande
579, 28	keinen	keinen wahren
597, 24	doch	doch,
614, 8	frühzeitige	frühzeitige und gute
623, 10	ist aber	aber ist
629, 18	jene	jener
629, 19	es	es,
631, 32	ist also	also ist
638, 35	alle	Alle

649, 8	Werth	Werth
650, 16	nebst	selbst
652, 4	er	er,
652, 14	betreffende	betreffenden
655, 4	einen Petrarca	einen Petrarka
655, 20	Ansehns	Ausehns
657, 7	um	um,
658, 3	begründen.	begründen. —
658, 27	Leidenschaft	Leidenschaft,
663, 35	erzeugten	gezeugten
665, 8	Regel	Regel,
669, 35	sodaß	so daß
677, 25	haben.	haben. —
680, 28	Gesetzgebung	Gesetzgebung,
689, 23	flachen	flachen,
700, 7	Staat	Staate
717, 18	ebenso	eben so
727, 17	<i>facto</i>	<i>facta</i>
731, 39	einmal	ein Mal
734, 5	<i>Dhammapadam,</i>	<i>Dhammapadam,</i>
736, 35	neuen	neuen lateinischen
738, 13	zu	zur
738, 28	Gewalththätigkeit	Gewalththätigkeiten
741, 39	jedes	jenes
742, 1	mehreren	mehreren,
742, 20	dies	dieses
743, 30	knien,	knien,
743, 33	Nebenansichten	Nebenabsichten
745, 4	Theils	Theils,
745, 17	Anderson	Anna Anderson
754, 6	besagten	eben besagten
755, 9	der	die
761, 25	den	den großen

Band III.

18, 17	ebenso	eben so
20, 22	<i>id</i>	<i>id,</i>
33, 6	brauchen	gebrauchen
60, 27	Ferner ;	Ferner
71, 13	gelernt,	erlernt,
73, 11	<i>cornea, humor aqueus,</i>	<i>humor aqueus,</i>
77, 9	ebenso	eben so
93, 9	vorgegangen	vorhergegangen
94, 32	oder	oder die
94, 39	bloß im	im bloß
105, 1	von	vom

105, 12	mich	mich,
162, 8	es	er
194, 16	aufführte,	anführte,
197, 31	früheren	früheren
204, 20	Naturwissenschaften	Naturwissenschaft
206, 15	755.	775.
208, 5	fast noch	noch fast
211, 3	kann u. s. w.“	kann“ u. s. w.
211, 5	dieser	dieser
211, 19	Hautausschläge u. s. w.“	Hautausschläge“ u. s. w.
211, 19	die ganze Theilnahme des Lebensprocesses	die Theilnahme des ganzen Lebensprocesses
212, 37	Die	„Die
212, 39	verändert.	verändert.“
220, 8	der	der
221, 16	den	den
226, 6	Reiz	Reiz,
229, 39	sagte	sagt
234, 14	so	so
235, 34	B r a m a	B r a h m a
235, 38	jener	jeder
238, 29	der physikotheologische Beweis sich	sich der physikotheologische Beweis
247, 18	beiden	Beiden
247, 29	nöthig,	nöthig;
248, 30	kleine,	keine,
248, 32	ist aber	aber ist
249, 22	einmal	ein Mal
250, 4	weitem	Weitem
250, 4	wirbellose	die wirbellosen
253, 35	Thieres.	Thiers.
255, 2	Idee	Idee,
255, 30	werde,	werde;
257, 31	Cuvier	C u v i e r
261, 7	3—4	3 bis 4
271, 9	darstellt	darstellt,
280, 18	einmal	ein Mal
291, 24	weiter	weiter,
297, 11	nichts	nichts,
297, 37	ein	sein
304, 7	Strenge	Strenge,
307, 22	könnten;	könnten,
311, 17	zu	zum
312, 15	überzeugt	völlig überzeugt
312, 19	oft	so oft
312, 23	meisten	Meisten

315, 28 Sinne	Sinn
317, 16 <i>influentarium</i>	<i>influentarium</i>
320, 10 die	die
320, 27 werden,	worden,
320, 33 Verbindung	Vereinigung
333, 38 daß	daß
337, 25 ich	ich,
337, 37 Gedankens,	Gedankens;
351, 19 dann	denn
353, 7 daß	daß
354, 32 vom	von
355, 1 objektiv	objektiv wahr
356, 36 Moralprincip	Moralprincip,
358, 3 veröffentliche,	veröffentliche
360, 24 ernsten	ernstlichen
362, 7 dem	aus dem
365, 25 sagt	sagt:
367, 20 Indossanten	Indossenten
371, 13 habe;	habe:
375, 11 Thun.	im Thun.
386, 16 dem	dem
393, 16 Beziehung	Beziehung,
396, 27 die	die
401, 25 Da	Da
419, 28 gar	sogar
424, 16 alle diese	diese alle
426, 27 spezifische	spezifische,
443, 7 und	und die
448, 4 <i>principale</i> ;	<i>principale</i> :
456, 35 <i>his</i>	<i>this</i>
457, 21 <i>without</i>	<i>without</i>
461, 17 ingleichen	ingleichen
468, 26 A r k a s:	A r k a s.
471, 24 Subjekt	S u b j e k t
472, 10 Thaten	T h a t e n
480, 8 δὲ αὐτῶν	δὲ αὐτῶν
493, 15 Dinge	Dinge,
495, 15 hieraus	hievon
509, 23 Beweis	Beweis,
516, 9 S. 20,	S. 21,
517, 30 den	den
521, 34 Die	Die
524, 21 Kant	K a n t
526, 1 und	oder
527, 27 J. H. Jacobi	F. H. Jacobi
536, 36 Maxime	Maxime,

541, 7 verknüpfte	verknüpfte,
545, 22 einmal	ein Mal
546, 16 Grund	Grunde
547, 39 der Philosophie	zur Philosophie
548, 40 einmal	ein Mal
554, 31 von	vom
558, 24 seinen	seine feststehende Beschaffenheit, seinen
561, 2 ἐλεσθαι	ἐλέσθαι
570, 30 und	und,
576, 23 dieser	dieser,
581, 5 ist	ist
583, 20 reichlichem	reichlichen
584, 11 die	diese
584, 34 mancher hilft	Mancher hilft,
589, 23 mitleide,	mit leide,
590, 9 demselben	dem selben
592, 2 Voltaire	Voltaire
598, 4 andere	andere aber
611, 3 Leiden	Leiden,
617, 31 einmal	ein Mal
622, 17 ist	ist,
625, 27 „fehlen	fehlen
625, 40 im	in
627, 4 einmal	ein Mal
629, 11 <i>vieillard</i>	<i>vieillard</i>
629, 25 <i>laissons nous</i>	<i>laissons-nous</i>
629, 27 <i>indentifiant</i>	<i>identifiant</i>
630, 17 βωμόν	βωμόν
631, 36 σωφρονικοί,	σωφρονικοί,
633, 5 πονηρόν	πονηρόν
639, 22 εὐγενής,	εὐγενής,
639, 28 s p r e c h e n	sprechen
648, 29 Vieles,	Vieles,

Band IV.

17, 11 Realen	Realen,
18, 14 gedruckt	gedruckt,
18, 27 W o l f;	W o l f:
23, 18 <i>quodcumque</i>	<i>quodcumque</i>
26, 19 hat	hatte
27, 38 denkenden	denkenden,
28, 8 Reale,	Reale,
28, 14 L o c k e	L o c k e,
37, 18 absolutem	absolutem,
38, 5 wahre	wahre,

43, 27	welchen	welcher
48, 34	Die	Die
50, 2	Spinoza, Leibnitz	Spinoza's, Leibnitzens
50, 6	το καλον	τα καλα
50, 26	verneinende	vereinende
51, 30	gelehrt,	gelehrt;
51, 31	747 ff.	749 ff.
52, 31	Diodorus Sikulus und Cicero.	Diodorus Sikulus, Cicero u. a.
54, 27	außerhalb	außerhalb,
56, 23	bezeugt	bezeugt,
59, 3	frühern	früheren
61, 18	statt	Statt
61, 23	den	dem
67, 34	näheren: die Erde	näheren: die Reibung beim Drehen verursacht Licht und Wärme: die Erde
68, 4	die Natur besser beobachtet	die Erfahrung besser beachtet
74, 24	Alkibiades	Alkibiades,
74, 34	Proklus	Proklus,
76, 39	im	dem
80, 31	beide	Beide
84, 21	Das	Dies
86, 25	dem	den
89, 25	Erkenntniß:	Erkenntniß;
91, 11	er	es
91, 31	darin	selbst darin
92, 8	<i>saute</i>	<i>saute</i> ,
92, 21	Andern,	Andere,
93, 13	seyn,	seyn,
94, 20	gebührenden	gebührende
96, 29	<i>part</i>	<i>par</i>
98, 27	Sinn	Sinn,
102, 19	vor-aller	vor aller
104, 1	werden.	worden.
104, 2	fortdaure,	fortdauere,
108, 6	Locke's,	Locke's,
108, 22	in	im
109, 18	Subjekt	Subjekt,
110, 2	Locke,	Locke,
111, 13	enthält nämlich	nämlich enthält
114, 13	verhandene	vorhandene
117, 28	nichts,	nichts und weniger als nichts,
121, 14	Bewußtseyn	Bewußtseyn,
121, 14	Inhalt	Inhalt,
121, 32	Bd. 1,	2. Aufl. Bd. 1,
127, 14	eine	eine,

128, 13 Allgemeinen	allgemeinen
133, 3 welches	welches,
133, 31 gab	gab,
135, 3 Moral	Moral,
145, 1 <i>de</i>	<i>the</i>
146, 4 ebenso	eben so
146, 9 Religion	Religionen
153, 24 Sanchoniathon	Sanchoniathon
155, 16 in	aus
156, 38 die	die selbe
158, 30 moralischen Resultate des Christenthums	moralischen Resultate des Christenthums
162, 18 Beifall	Beifall,
167, 8 schwierige	schwere
182, 20 <i>Appollonio</i>	<i>Apollonio</i>
183, 13 sich hier	hier sich
184, 11 seitdem	seitdem
185, 16 unbekannt	ungekannt
185, 36 denn	dann
189, 5 hinein gesündigt	hineingesündigt
193, 6 ans	an's
197, 4 welche	welches
197, 18 also	also,
201, 16 älteren	ältern
204, 35 allem	Allem
205, 11 Stoff	Stoff,
206, 10 wenn	wann
212, 14 Scharlatants	Scharlatans
226, 32 Sache	Sachen
236, 28 <i>actions</i>	<i>motions</i>
237, 34 Worts,	Wortes,
238, 16 Zweck	Zweck,
238, 19 Vorhersicht	Vorhersicht,
238, 21 gewöhnliches	gewöhnliches,
243, 12 „ <i>Fatum</i> .“	<i>Fatum</i> “.
247, 13 wohl erhaltenen	wohlerhaltenen
247, 14 ebenso	eben so
247, 16 wichtigen	für ihn wichtigen
250, 25 unsrer	unser
253, 34 mitklingende	mitklingende,
254, 10 387.	385.
254, 17 jeder	jedes
259, 18 hätte,	hatte,
265, 35 eigentlich nie	nie
268, 4 Verletzung	Verletzungen

275, 33 Funktion	Funktionen
283, 25 könne,	können;
290, 39 womöglich,	wo möglich,
292, 18 aus der selben	der selben
295, 38 dasselbe	dasselbe,
298, 17 welche	welche,
300, 19 Somnambule	Somnambulen
301, 31 Zeit	Zeit,
302, 8 ihrer	der
303, 22 Der	Schon der
303, 29 Grund,	Grund
304, 1 die Natur	es als Natur
304, 2 phänomenale	bloß phänomenale
304, 16 Standpunkte	Standpunkt
304, 39 dem,	Dem,
307, 2 zur öffentlichen	in öffentlicher
307, 22 Pfaffentrug	Pfaffenthum
309, 25 dürfen	dürften
311, 21 kann:	kann;
312, 9 B.	Bd.
313, 14 wirklich	wirkliche
314, 23 Kreis	engen Kreis
314, 31 Wiederholung	Wiederholung
315, 16 Justizbeamten,	Justizbeamteten,
320, 5 Quelle	Quelle,
320, 21 alle	allen
321, 34 im hohen	in hohem
322, 9 wird	wird,
322, 37 Schlaf,	Schlaf,
325, 27 Akademie	Akademie,
326, 11 einer,	Einer,
326, 29 Erzählung	Erzählungen
328, 30 hält;	hält:
330, 7 Außen	außen
330, 19 Erscheinung	Erscheinungen
331, 10 die	diese
331, 12 wirkende	wirkenden
332, 14 konnten;	konnten:
336, 36 Betracht	Betrachtung
342, 7 welches	welches,
344, 6 <i>Ruperto</i>	<i>Roberto</i>
344, 29 andere	Andere
347, 1 überhaupt	überhaupt,
357, 10 einer	Einer
357, 15 so.	so:
358, 22 geistigen	angeborenen

359, 25 <i>Thyrrhena</i>	<i>Tyrrhena</i>
360, 17 Sybillen,	Sibyllen,
361, 25 andere	Andere
362, 11 oft in	in oft
365, 17 wenigstens zwei	zwei
365, 36 fehlt,	fehlt;
367, 14 33.)	33.) —
368, 2 ärgern	ärgern,
369, 25 beide	Beide
370, 18 Elende	Abwege
372, 16 Langeweile	Langenweile
377, 7 angemessenen	angemessene
380, 14 ansieht:	ansieht;
381, 29 gewöhnliche	gewöhnliche,
382, 9 Thema,	Thema;
383, 9 oder	und
388, 5 die nothwendigen	nothwendigen
389, 34 bestehendem	bestehenden
395, 1 merken;	merken,
398, 3 legt	legt,
398, 4 erzeugt.	erzeuget.
401, 21 die	die,
406, 10 weitläufiger	weitläufiger,
407, 38 falschen	falschem
408, 15 entrathen	entrathen,
408, 18 mag: die	mag, und die
408, 19 welcher	welche
417, 24 beschworen,	schworen,
418, 23 sich jemals	jemals sich
423, 23 hat	hat,
434, 33 beim	im
437, 27 Nation	Nation,
437, 32 einer	Einer
440, 38 Augenblicks	Augenblickes
441, 9 aber ist	ist aber
441, 34 sagt,	sagt:
442, 4 stumpf,	stumpf.
448, 19 hinzukäme	hinzu käme
449, 33 Ruhm	Ruhm,
450, 1 Welt	Menschheit
451, 19 allen	Allen
455, 6 werden;	werden:
463, 24 wenn	wann
463, 30 Augenblicke	Augenblick
464, 7 leuchtet	leuchten
464, 10 Abwegen	Abwegen,

467, 14	Thür	Thüre
471, 23	<i>bons</i>	<i>bon</i>
475, 4	sagt	besagt
475, 11	<i>seul</i> ,	<i>seuls</i> ,
475, 21	nicht	nicht wohl
475, 30	dies	Dies
476, 12	denn,	dann,
478, 2	alle	Alle
478, 22	gemein:	gemein;
478, 38	Entfernung	Entfremdung
479, 20	vereinigt	vereint
479, 23	Selbstgenugsamkeit	Selbstgenügsamkeit
483, 31	Gefahr;	Gefahr:
485, 19	dergleichen	Dergleichen
485, 37	trockener	in trockener
486, 29	es denn überhaupt	es überhaupt
488, 11	noch	noch oft
488, 11	und werden wichtige	und wichtige
488, 30	das Trübe	die Trübe
490, 24	Denken;	Denken:
490, 33	Glück	Glücke
491, 3	Handarbeit;	Handarbeit:
492, 7	Entschließungen	Entschließungen,
494, 34	arbeiten; sondern das Gehirn,	arbeiten, sondern das Gehirn;
495, 8	kein Ermüden	keine Ermüdung
495, 25	ebenso	eben so
497, 36	am	es am
498, 21	eigentlichen	eigentlich
498, 29	besseren	bessern
499, 5	entgegeneilen,	entgegen eilen,
499, 27	sonst	sonst,
499, 28	dergleichen,	Dergleichen,
500, 7	bedarf:	bedarf;
501, 26	einer	Einer
502, 11	entgegensteht.	entgegen steht.
502, 14	kann	kann,
502, 32	wenngleich	wenn gleich
504, 1	vertragen;	vertragen:
504, 27	große	zu große
506, 12	Schwanze	Schwanz
508, 25	das	Das
510, 31	dies	Dies
511, 2	jeder	Jeder
518, 12	im Praktischen ist Originalität	im Praktischen ist Originalität
518, 21	leicht,	leicht;

519, 38 können;	können,
522, 5 begegnet	begegnete
524, 9 fremdem Beispiele	fremden Beispielen
524, 10 erwägen;	erwägen:
526, 16 treibt:	trägt:
528, 13 ist. Diese	ist; diese
528, 17 danach	demnach
528, 21 eigentliche Element	Element
529, 31 thun	willig thun
535, 10 heißt es	es heißt
536, 23 Thür	Thüre
539, 15 Standpunkt	Standpunkte
540, 11 weniger	wenigere
540, 30 lange	lange,
540, 31 ebenso	eben so
544, 19 altgewordenem	alt gewordenem
549, 31 horazische	Horazische
550, 10 <i>Hor.</i>	(<i>Hor.</i>
522, 19 anderen	ändern

Band V.

6, 11 Gleichnisse	Gleichnisse,
10, 32 gelockt	gelenkt
12, 28 Menschengeschlechts	Menschengeschlechtes
20, 18 <i>de</i>	<i>des</i>
22, 6 in	im
25, 24 als	also
33, 1 darauf	danach
33, 28 so eben	soeben
38, 12 Gegenstand	Gegenstände
40, 15 auch gar	gar auch
47, 10 Anderen	Ändern
49, 1 d. h.	d. i.
49, 19 gefaßt.	gefaßt;
51, 38 bloß	bloß
53, 2 bestimmt.	bedingt.
53, 24 Welt;	Welt:
55, 17 eigentlich	eigentliches
56, 1 Ursachen	Ursache
58, 16 darin	daran
63, 8 dies	Dies
69, 15 Form	Form,
69, 25 Stoff,	Stoff:
69, 28 könnten,	können,
70, 22 er	er nun
75, 28 wann	wenn

88, 31	Duft	Duft,
88, 35	Wissenschaft	Wissenschaften
91, 31	Mann	Manne
92, 2	solchen	Solchen
99, 13	denen,	Denen,
99, 18	ist:	ist,
99, 28	können,	könnten,
109, 12	physisch,	physisch:
109, 18	Zweck,	Zwecke,
112, 7	er	Er
118, 19	es sofort auch	es auch sofort
121, 5	einmal	ein Mal
124, 3	Andern	ändern
125, 29	Bande	Band
128, 6	Bauern, — daß	Bauern; daher
128, 17	ebenso	eben so
128, 28	Sinne	Sinn
128, 33	nicht	nicht zugleich
129, 25	Recht	Recht,
131, 23	Eisentheile	Eisenfeile
132, 13	dann	denn
132, 32	aus:	aus;
134, 1	kein	keine
136, 27	aufsteigen,	aufstiegen,
140, 22	dieselbe,	die selbe,
144, 9	kleine	kleinste
146, 9	dieselbe	jene
148, 5	d. h.	d. i.
151, 25	im Ganzen genommen, daß	daß, im Ganzen genommen,
156, 33	unmöglich;	unmöglich:
158, 15	im	in seinem
158, 23	zurechtlegt.	zurecht legt.
159, 7	eingeschachtelten	eingeschachtelten,
159, 34	Alles	Alles,
159, 38	und	oder
160, 8	verdient:	verdient;
160, 20	Jahre	Jahr
162, 10	nicht wohl	nicht
165, 8	ab	ab,
166, 21	vermindern,	vermindern;
168, 1	emporgearbeitet	empor gearbeitet
168, 4	dreimal	drei Mal
168, 11	bei	nach
168, 13	vollkommene	vollkommenere
168, 14	und	und,
168, 29	ein	eine

168, 30 ein	eine
169, 5 Schimpanse	Schimpansee
169, 31 verantworten,	verantworten:
170, 11 andere,	Andere,
170, 12 einem	jenem
170, 19 bleiben,	bleiben;
171, 19 denselben	den selben
173, 2 fortgepflanzt hat	fortgepflanzt
173, 4 verbreitet	verbreitet hat
174, 8 S. <i>Davis</i>	<i>Davis</i>
174, 23 <i>travaux</i>	<i>travaux</i>
175, 33 Thiere	Thiere,
180, 10 im	im
180, 16 so eben	soeben
180, 24 die Beschränkung	Beschränkung
180, 27 sind,	sind;
180, 30 sondern	sondern,
181, 33 fort dauert:	fortdauert;
182, 1 ist	ist es
183, 25 Bad	Bad
186, 12 Motiv	Motiv
186, 25 im scharfen	in scharfem
190, 6 Heilung,	Heilung;
190, 34 kann;	kann:
192, 3 Meere	Meer
193, 3 S. 86, 87	S. 186, 187
194, 3 Augenblick,	Augenblicke,
194, 17 dies	Dies
202, 4 Nachkommen	Nachkommen
202, 4 Nachbarn	Nachbarn
203, 2 von	vom
203, 20 bessern	Bessern
203, 21 Demüthigung	Demüthigung,
215, 13 die Welt überhaupt	überhaupt die Welt
216, 5 der Schaamhaftigkeit,	Schaamhaftigkeit,
216, 38 einmal	ein Mal
218, 33 und	um
219, 12 vorhält,	verhält,
219, 25 auffresse:	auffresse;
220, 2 eine	irgend eine
220, 4 <i>animal</i>	<i>l'animal</i>
221, 32 umgekehrt;	umgekehrt:
223, 21 Dein	dein
224, 11 ebenso	eben so
229, 25 gemacht,	gemacht hat,
230, 10 Denn	Denn,

230, 25 unabhängige	unablässige
232, 10 christliche	Christliche
232, 21 christlichen	Christlichen
235, 10 schon ist	ist schon
238, 26 vollkommen	vollständig
239, 34 auch so	so auch
241, 31 durchgängig	durchgängig und
241, 35 dies,	Dies,
249, 2 Kap. 17	Kap. 47
250, 17 und	und ihr
256, 20 euch	euch,
256, 22 Außen	außen
257, 24 Gewalt.	Gewalt.
257, 24 Rechte	Rechte
260, 16 wirklich	willkürlich
260, 31 dieses Alles	Alles dieses
265, 11 entgegen gehen	entgegen gehn
265, 38 Königs Alfred	Alfreds
267, 12 dies	Dies
269, 14 Mannes,	Mannes;
274, 25 wenn gleich	wenn gleich
276, 28 einmal	ein Mal
284, 20 <i>medesimo</i>	<i>medesima</i>
286, 36 unwiderbringlich	unwiderbringlich
292, 26 Individuum!	Individuum;
294, 12 Sterbens,	Strebens,
294, 16 seines	jenes
294, 17 Zeit	Zeit
294, 17 das,	Das,
299, 33 Todeskampf;	Todeskampf:
301, 30 ein	eine
306, 25 nur	nur,
306, 32 Glücks	Glückes
310, 1 einen Kubikfuß Raum,	einem Kubikfuß Raum ein,
310, 9 lieblosen	lieblosen
310, 10 darauf	worauf
312, 18 erträglicher	erträglich
312, 20 oder	oder,
313, 17 reinen	reinen,
320, 18 Nichts	nichts
320, 24 einmal	ein Mal
321, 4 diese	Diese
321, 6 einmal	ein Mal
321, 19 Versuch	Versuch
322, 5 Gründe	Gründe,
322, 34 chinesischen	Chinesischen

323, 29	englischen	Englischen
327, 12	Organ	ein Organ
332, 31	willfahrt,	willfahren,
336, 14	<i>unterstand</i> ,	<i>understand</i> ,
337, 14	dem	der
343, 1	wurzelt;	wurzelt:
344, 3	dürfe:	dürfe;
348, 15	einmal	ein Mal
352, 33	Begriff	Beruf
356, 11	falsch:	falsch;
356, 20	Recht	Rechte
357, 23	könnte:	könnte;
359, 25	Bedürfniß;	Bedürfniß:
359, 36	vollkommen	allgemein
361, 18	brach	brach,
363, 15	so eben	soeben
370, 26	für aufgehoben	aufgehoben
376, 14	der Vertilgung	Vertilgung
378, 16	dieses	Dieses
384, 4	Nichts	nichts
389, 11	Nichts,	nichts,
391, 1	welch	Welch
391, 2	Missethätters,	Missethätters;
393, 24	S ö m m e r r i n g	S ö m m e r i n g
394, 1	seyn	seyn,
394, 11	jüdischen	Jüdischen
395, 33	C ü v i e r	C u v i e r
396, 4	ist,	ist;
398, 3	babylonische	Babylonische
400, 3	etwas	in etwas
403, 9	mehr	mehr,
404, 28	Anknüpfungspunkte	Anknüpfungspunkt
405, 28	ebenso	eben so
406, 12	das Nähere	des Näheren
408, 12	ist in	in
415, 29	früheren	frühern
417, 16	sehr viel besser	besser
419, 22	derselben	der selben
421, 24	u. s. w.	u. s. w.:
422, 18	ebenso	eben so
422, 35	komplieirter	komplexer
427, 24	erbärmlich,	erbärmlich;
428, 12	vergleichen	vergleichen,
428, 31	alexandrinischer	Alexandrinischer
429, 31	Isis,	Isis;
432, 17	anders	anders,

437, 7 Räubervolks.	Räubervolkes.
443, 31 ein Theil	als ein Theil
446, 9 Vermittlung	Vermittlung
456, 33 Allem	allem
467, 22 wird;	wird:
472, 14 hegen,	hegen;
472, 26 der Wissenschaft,	den Wissenschaften,
472, 27 sich auch in jedem edleren Gespräch	auch in jedem edleren Gespräch sich
476, 18 sollten,	sollen,
476, 25 Abgeschmacktheit,	Geschmacklosigkeit,
476, 30 näher,	näher;
480, 38 Vorzug	Vorzüge
484, 36 einmal	ein Mal
487, 8 jeder	Jeder
489, 2 Neid	Neide
489, 26 487	484 fg.
489, 36 einen Lump	einen Lumpen
491, 28 einmal	ein Mal
494, 36 Litteraturgeschichte	Litterargeschichte
497, 37 einzelne Helden	Einzelne
507, 19 die Zeit	Zeit
508, 28 den	den,
515, 4 latein	Latein
517, 3 Jahr	Jahr,
524, 38 deutlicher	deutlich
527, 1 aufeinander	auf einander
527, 32 hat aber	aber hat
530, 31 umsonst	umsonst,
533, 11 fortschreiten;	fortschreiten,
534, 31 halb gestohlenen	halbgestohlenen
535, 35 Hingegen,	Hingegen
539, 31 Leben	leben
540, 3 gelobt	gelobt,
541, 16 Inkompetenz und Unbedeut- samkeit	Unbedeutsamkeit und Inkompetenz
541, 18 Burschen	Bursche
541, 19 wann	wenn
541, 22 Recensionen,	Recensionen;
544, 8 Winkelblattes	Winkelblatts
544, 10 Anonymität	Die Anonymität
544, 14 einbringen,	einbringen;
544, 16 Hunderte	Hundert
546, 3 Spinoza,	Spinoza, Hobbes
557, 24 so bewundern	bewundern
557, 35 angreift;	angreift:

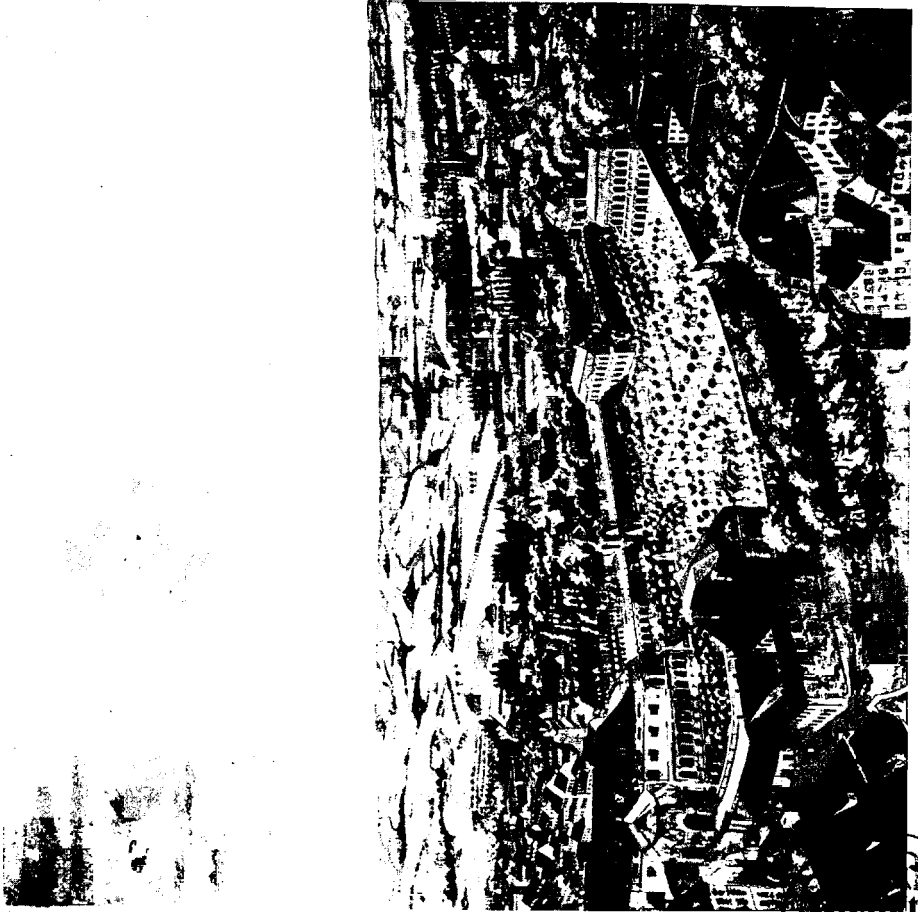
559, 3 beide	alle beide
559, 11 sinnlosen	hirnlosen
559, 16 Ebenso	Eben so
561, 14 besagt	besagt nämlich
561, 22 belohnen	belohnen, nachahmen
561, 37 Unwissenheit	seiner Unwissenheit

Band VI.

11, 32 Erstaunen ;	Erstaunen :
16, 9 unternommen ;	unternommen :
17, 17 als	wie
17, 17 <i>ipsam</i>	<i>ipsa</i>
19, 4 aussagt,	aussagte,
24, 13 erhält ;	erhält :
40, 31 Blaurothe	Blaurothe
59, 39 Nebelbild,	Nebelbild,
64, 4 <i>donne</i>	<i>donnent</i>
64, 11 Roth	Roth
66, 16 Schauen	Anschauen
71, 2 ändern	anderer
74, 13 erhalten ;	erhalten,
75, 5 dann	denn
80, 20 Daguerrotyp ;	Daguerrotyp :
85, 27 homogene	echtes homogene
88, 13 der	jeder
90, 23 jene	jede
92, 5 in	im
99, 8 Gesetzes	Grundgesetzes
99, 19 einer	dem einer
99, 32 mich meine Theorie	meine Theorie mich
104, 22 wobei	wobei es
105, 8 uns,	aus,
105, 23 Bd. 1.	Bd. 2.



Riefesell: Diele im Neuen Wandrahm 92 (später 15/16)
(Schopenhauer-Wohnhaus in Hamburg)



Der Zwinger mit Umgebung
Gem. von Prof. J. C. Enslen 1820. (Nach einer Vorlage aus dem Stadtmuseum Dresden)



SCHOPENHAUERS WOHNUNGEN.

Ein Nachtrag. Von

WALTHER RAUSCHENBERGER (Frankfurt a. M.).

Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Aufsatz im XXV. Jahrbuch 1938: „Schopenhauers Wohnungen während seines Lebens“, durch ein sehr wertvolles Bild der Diele des Hamburger Wohnhauses der Familie Schopenhauer, Neuer Wandrahm 92 (später 15/16), zu ergänzen, das wir nebenstehend wiedergeben. Eine nähere Beschreibung dieses Hauses hat schon Paul Th. Hoffmann in seinem Aufsatz „Schopenhauer und Hamburg“ gegeben (XIX. Jahrbuch 1932, S. 208 f.). Wir entnehmen daraus, daß nach dem im Hamburger Staatsarchiv befindlichen Inventierbuch vom Jahre 1805 sich im Vorderhaus des genannten Hauses die Kontor-, Repräsentations- und Wohnräume befanden, im Mittel- und Hinterhaus dagegen die Böden, Speicher und Lagerkeller, die zum Flet führten. Das Haus hatte viele Räume: zehn Zimmer und Stuben, vier Kabinette und vier Kammern. Außerdem werden die großen Dielen, die mit Marmorfliesen bedeckten Vorplätze, ein besonders großer Saal und eine Galerie hervorgehoben.

Diese Galerie sehen wir auf nebenstehendem Bilde, ebenso den mit Marmorfliesen belegten Eingang des Hauses und die sich daran anschließende Diele. Auch eine mit reichen Schnitzereien versehene Säule sowie ein herabhängendes Seil sind hervorzuheben, mit dem offenbar Waren nach oben gezogen wurden. Man könnte sich unter dem in der Türe des Hauses stehenden Mann den Vater Schopenhauers vorstellen, der mit dem sitzenden Geschäftsmann eine Besprechung hat, sich dessen Vorschläge überlegt und währenddessen eine kleine Ausschau auf die Straße hält. Über die in dem Bild sichtbaren Marmorfliesen ging und lief der junge Schopenhauer von seinem 8. bis zu seinem 18. Lebensjahr, also während einer Zeitspanne, die etwa den siebenten Teil seines Lebens ausmachte! Die wichtigsten Jahre seiner Jugend hat er in diesem Hause verbracht, dessen Äußeres sowie den Blick aus dem Fenster wir im XXV. Jahrbuch wiedergegeben haben. Die Zeichnungen stammten alle von Theobald Riefesell, der sie 1886 vor Abbruch der Straße Neuer Wandrahm angefertigt hat. Die hier wiedergegebene Abbildung ist eine Bleistiftzeichnung vom 21. Mai 1886. Dem Museum für hamburgische Geschichte, dem es mit Aufwand von viel Mühe und Zeit glücklich ist, diese wertvollen Funde und Feststellungen zu machen, sei auch an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt!

Den Mitteilungen des XXV. Jahrbuchs 1938 ist noch nachzutragen, daß sich von den übrigen Wohnungen der Familie Schopenhauer in Hamburg, Altstädter Neuer Weg 76 und Kohlhöfen 87, sowie von der Wohnung Arthur Schopenhauers (1806/07), Maria-Magdalenen-Kirchhof 68 (später Adolphsplatz 68, 7 und 6 genannt), keine Abbildungen ermitteln

ließen. Die Häuser Altstädter Neuer Weg 76 und Adolphsplatz 6 wurden bei dem Brande 1842 vernichtet, das Haus Kohlhöfen 87 anscheinend Ende des 19. Jahrhunderts abgebrochen.

Auch zu unseren Mitteilungen über Schopenhauers Wohnungen in Dresden können wir eine wertvolle Ergänzung bringen. Es ist dies ein Bild des Dresdener Zwingers mit Umgebung, das von Professor J. C. Enslin 1820 gemalt wurde und das sich heute im Stadtmuseum Dresden befindet. Auf diesem Bilde ist das Gartenhaus, in dem Schopenhauer in der Ostra-Allee wohnte, von ferne sichtbar. Es ist das auf dem beigegebenen Bilde kenntlich gemachte kleine Haus vor dem quer stehenden großen Hause¹. Das Bild ist eine prachtvolle Darstellung der Gartenwelt, in der Schopenhauer damals lebte, und die sich in der Taufbrunne widerspiegelt, die über Schopenhauers Jugendwerk liegt. In dieser Umgebung mit ihrem vielen Grün ist also die „Welt als Wille und Vorstellung“ großenteils entstanden: hier ist sie niedergeschrieben worden.

In unserem Aufsatz im XXV. Jahrbuch ist ein Artikel des bekannten Schopenhauer-Schülers Carl Bähr im „Dresdener Anzeiger“ vom 4. Februar 1888 nicht berücksichtigt worden. Carl Bähr schreibt in diesem Artikel wörtlich: „Er (Schopenhauer) bewohnte damals, wie er mir mündlich mitgeteilt, ein freundliches, fernab vom Straßenlärm gelegenes Gartenhaus an der Ostra-Allee und schrieb, als er sein Werk vollendet hatte, zur Erinnerung in eine Fensterscheibe seines Arbeitszimmers in lateinischer Sprache die Worte ein: «Hier wohnte Schopenhauer von 1816 bis 1819 und schrieb seine vier Bücher von der Welt.»“ Aus dieser Notiz geht nicht nur unzweifelhaft hervor, daß Schopenhauer in der Ostra-Allee in Dresden gewohnt hat, sondern es ist nach dem, was wir in unserem Aufsatz, S. 286 ff. ausgeführt haben, in Verbindung mit dem soeben Wiedergegebenen höchst wahrscheinlich, daß Schopenhauer erst im Jahre 1816 in die Ostra-Allee gezogen ist. Eduard Grisebach² hält die Zeitangabe Carl Bährs für irrtümlich und setzt dafür 1814—1818. Es steht aber nach den Feststellungen im XXV. Jahrbuch außer Zweifel, daß Schopenhauer in der ersten Zeit seines Dresdener Aufenthalts über der Elbe drüben und nicht in der Ostra-Allee³ ge-

¹ Nach Feststellung von Herrn C. Hollstein, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in Dresden. Das Bild ist anscheinend vom Turm des Dresdener Schlosses aufgenommen. Wir geben es mit gütiger Genehmigung des Stadtmuseums Dresden wieder. Den Hinweis auf dieses Bild verdanken wir Herrn Dr. H. Stegmann in Dresden.

² Schopenhauer. Geschichte seines Lebens, Berlin 1897, S. 246, Anm. 128.

³ Die Pirnaische Vorstadt liegt im Südosten Dresdens, nicht im Südwesten (die Angabe im XXV. Jahrb., S. 287 oben, beruht auf einem Druckfehler). Alles dort Gesagte trifft aber auf die Pirnaische Vorstadt voll und ganz zu.

wohnt hat. Wir haben deshalb keine Veranlassung, an der Angabe Bährs zu zweifeln, zumal sie sich auf eine Aussage Schopenhauers selbst stützt. Die Angabe, daß Schopenhauer bis 1819 in der Ostra-Allee gewohnt hat, ist vielleicht daraus zu erklären, daß Schopenhauer seine Wohnung noch bis 1819 beibehalten und im juristischen Sinn dort gewohnt hat, obwohl er im Herbst 1818 nach Italien reiste. Daraus erklärt es sich vielleicht auch, daß im Adreßbuch 1819 der Name „Anton⁴ Schopenhauer, Ostra-Allee 897“ steht. Es ist wohl möglich, daß Schopenhauer seine ihm lieb gewordene Dresdener Wohnung erst aufgegeben hat, als er sich zur Habilitation in Berlin entschloß und wußte, daß er nicht in Dresden bleiben werde.

Wir können nunmehr unsere Ausführungen im XXV. Jahrbuch ergänzen und zusammenfassen: Schopenhauer wohnte in Dresden zunächst in der Großen Meißenschen Gasse 35 III, und zwar höchstwahrscheinlich bis 1816. Er zog dann 1816 in die Ostra-Allee 897 und wohnte dort bis zum Ende seines Dresdener Aufenthaltes. Er behielt aber wahrscheinlich, nachdem er in die Ostra-Allee gezogen war, seine erste Wohnung in der Großen Meißenschen Gasse bei, da er seine Briefe nach wie vor an seine Wohnung in der Großen Meißenschen Gasse adressieren ließ.

⁴ Irrtümlich statt „Arthur“.

ZU SCHOPENHAUERS BRIEF AN VAN EEDEN. Zugleich ein Beitrag zur Sippenkunde Schopenhauer.

Von
RUDOLF BORCH (Braunschweig).

Schopenhauers Brief an Frederik Willem van Eeden¹, Blumenhändler und botanischer Schriftsteller in Haarlem, später dort Generalsekretär der Niederländischen Gesellschaft zur Förderung der Industrie und Direktor zweier von ihm gegründeter Museen, des Kolonial- und des Kunstgewerbe-Museums, ist dadurch auch von besonderem Interesse, daß Schopenhauer hier Ausführungen über seine Sippe — und zwar unrichtige — macht.

Zunächst — in bezug auf die unmittelbare väterliche Linie — heißt es (D XV, 555), daß er „von Holländischer Abkunft“ wäre, und ferner (D XV, 555/56), daß sein Großvater „noch in Holland geboren, aber jung nach Danzig gekommen“ sei, „wo er die Tochter des Herrn Soermanns, Holländischen Residenten bei der noch freien Stadt, heirathete“. Leider muß man bis zum heutigen Tage (so in der Neuen Deutschen Biographie, vgl. Jahrb. XXV, S. 345/46) immer noch von dieser angeblich holländischen Abstammung Schopenhauers lesen, obwohl bereits Wilhelm von Gwinner in seiner zum 50. Todestage des Philosophen neu bearbeiteten Biographie, also 1910, auf Grund der Mitteilungen Richard Schopenhauers, des Nachkommen eines Bruders von Schopenhauers Urgroßvater, darauf hinweisen konnte, daß es sich um eine alteingesessene westpreußische Sippe handelt, und daß schon 1439 vor dem Danziger Schöffengericht ein Erasmus Schopenhauer als Vormund erscheint. Gwinners Angaben wurden dann ergänzt in unserem X. Jahrb. 1921, S. 81—87, und im Laufe der letzten Jahre konnten wir noch Genaueres erfahren durch die Arbeiten Rauschenbergers².

¹ Wie mir aus Haarlem mitgeteilt wird, ist Frederik Willem van Eeden dort am 26. Oktober 1829 geboren und ebenfalls dort am 4. Mai 1901 gestorben. Er verheiratete sich 1856 zu Leiden mit Neeltje van Warmelo, die am 1. August 1833 in Gouda geboren war. Über diese Ehe spricht sich van Eeden aus in seinem Schreiben an Schopenhauer vom 19. Februar 1858 (vgl. D XV, 602); hier lesen wir auch, daß er von seiner Gattin die „Parerga und Paralipomena“ zum Geburtstag erhielt. Das ebendort erwähnte Söhnchen ist Johan Adriaan, geboren am 2. August 1857. Sein Versprechen, einem zweiten Sohn dem Philosophen zu Ehren den Namen Arthur zu geben (vgl. D XV, 604), hat er nicht gehalten. Denn den zweiten und letzten Sohn, den er erhielt, geboren am 3. April 1860, nannte er nach sich selbst Frederik Willem; es ist dies der bekannte Dichter, der als Arzt in Bussum bei Amsterdam lebte, und dessen Hauptwerk „Der kleine Johannes“ auch in Deutschland größere Verbreitung fand.

² Schopenhauers Ahnen (XXI. Jahrb. 1934, S. 131—149; XXIII. Jahrb. 1936, S. 207—240); Nachträge zu Schopenhauers Ahnen-

Schopenhauer schreibt weiter (D XV, 555), daß die holländische Abkunft durch seinen Namen bezeugt würde, „da im Deutschen nie ein einzelnes P zwischen zwei einzelnen Vocalen vorkommen darf“. Abgesehen davon, daß die stehend gewordene Namensform selbst durch einen bloßen Zufall herbeigeführt sein kann, so ist die von ihm gegebene Begründung in dieser Allgemeinheit auch unrichtig. Nicht nur haben wir auch andere Familiennamen, bei denen der gleiche Fall vorliegt, wie z. B. als nächstgelegenen den Namen Schopen, und Ortsnamen, wie z. B. Hedeper, sondern auch sonstige deutsche Worte, wie z. B. Göpel, Grapen, Rape, Hupe, wobei das letzte Wort allerdings oft für französischen Ursprungs gehalten wird, obwohl es im Oberhessischen und Bayerischen nachzuweisen ist. Daß Schopenhauer irrtümlich „Soermanns“ statt „Soermans“ schreibt, sei nebenher bemerkt.

Schließlich macht Schopenhauer noch folgende Bemerkung (D XV, 556): „In Deutschland lebt, meines Wissens, kein Einziger meines Namens . . .“ Wir wissen heute (seit der Veröffentlichung im X. Jahrb. 1921), daß selbst unmittelbare Verwandte von ihm als Namensträger mit ihm lebten. Dazu konnte ich weiterhin feststellen, daß auch sonst im Osten Deutschlands der Name nicht ausgestorben war. Sippenkundliche Forschungen haben mir dann im Verlaufe von Jahren ferner gezeigt, daß der Name auch in Stadt und Kreis Uelzen schon im 17. und 18. Jahrhundert nachweisbar ist; als ältesten dieser Namensträger fand ich für 1634 einen Heinrich Schopenhauer zu Nottorf belegt (Akten des Staatsarchivs Hannover, Amt Medingen, Konsense, Kontrakte, Ehestiftungsprotokolle ab 1567). Vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab erscheint auch eine Familie Schopenhauer im Kirchspiel St. Jacobi zu Hamburg; diese scheint in engerem Zusammenhang mit den Schopenhauers der Uelzener Gegend zu stehen. Aber es ist mir sogar ein Fall bekannt geworden, der einen mit Schopenhauer gleichzeitigen publizistisch tätigen Schopenhauer betrifft. Im Jahre 1831 erschien im Kommissionsverlage Vogler in Potsdam — im Umfange von zwei Bogen — das folgende merkwürdige Opusculum (ich zitiere nach dem Bücherverzeichnis von Heinsius): K. Fr. Bartels, Sendschreiben an Hrn. V. F. L. Petri, Prof. d. alt. Lit. am Colleg. Carolinum, der da pranget als obscurer Splitterrichter in Braunschweig. Im Auftr. d. Verf. hrsg. v. Ed. Schopenhauer.

Der in Nr. 50 des 8. Jahrgangs der „Münchener Illustrierten Presse“ — vgl. XIX. Jahrb. 1932, S. 310 — bildlich wiedergegebene „Stammbaum“ Schopenhauer, wie er im Kaiser-Wilhelms-Institut für Psychiatrie in München vorhanden sein sollte, existiert in Wirklichkeit noch gar nicht, wie ich auf Anfrage hörte; es handelte sich dabei lediglich um eine als Beispiel gewählte Annahme. Ein Stammbaum oder besser eine Stammtafel Schopenhauer bleibt also immer noch eine Aufgabe für die Zukunft.

RUDOLF BORCH.

tafel (XXIV. Jahrb. 1937, S. 153); Ahnentafel des Philosophen Arthur Schopenhauer (Ahnentafeln berühmter Deutscher, 4. Folge, Lieferung 11. Leipzig 1938).

„DIE HIMMELSTÜRMER“, EIN SCHOPENHAUERDRAMA.

Von

RUDOLF BOVENSIEPEN (Wiesbaden).

In nicht weniger als vier Schreiben an seine getreuen Jünger Dr. Asher, Adam v. Doß und Dr. Bahnsen lenkt Arthur Schopenhauer die Aufmerksamkeit der Empfänger auf ein 206 Seiten Großformat umfassendes, in Berlin erschienenes Drama, „Die Himmelsstürmer“.

In dem Schreiben an Dr. Asher vom 24. Juni 1858 (vgl. D XV, 646/47) gibt Schopenhauer seiner Freude darüber Ausdruck, daß ein „höchst interessanter“, acht große Folioseiten umfassender Aufsatz „in der österreich'schen officiellen Staats-Zeitung“ sich mit seiner Philosophie befasse. Er sage, „in Berlin schein die Begeisterung für seine Phil epidemisch zu seyn“, worauf Schopenhauer fortfährt: „Ich hielt dies für eine Hyperbel: aber da kommt, in Berlin erschienen, ein Drama von 206 gr. 8^o Seiten, «Die Himmelsstürmer», in poetischer Prosa, durchweg Jamben, darin höchst ernsthaft meine Phil: dramatisch behandelt ist: ein Spaaß ohne Gleichen: zum Titelkupfer Die Sistinische Madonna und darunter mein Gedicht auf selbige. Das Ding ist anonym und ohne Vorrede. Sie müssen es sehn. Vielleicht machen Sie eine Anzeige desselben.“

In seinem Schreiben vom 4. November 1858 an Dr. Asher (D XV, 672) kommt Schopenhauer nochmals auf das Drama zu sprechen und wiederholt seine Aufforderung, es zu besprechen: „Sie könnten über die ästhet: Behandlung meiner Phil.; also über diesen Roman [gemeint ist der anonym erschienene, aber von Dr. Lindner verfaßte¹ zweibändige Roman «Sturm und Kompaß»] u. «die Himmelsstürmer», unter beiläufiger Erwähnung der «Sansara»², ein Artikelchen machen in den Litt: Blättern. —?“

¹ An dem Roman „Sturm und Kompaß“ war die Gattin Lindners mitbeteiligt, was nicht immer genügend beachtet wird. Man vergleiche Brümmer, Lexikon d. dtsh. Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrh., Bd. IV, S. 273. Zwar bezeichnet Schopenhauer in dem Brief an Asher vom 4. November 1858 (D XV, 672) den Roman kurzweg als von Lindner herstammend; er ist aber über den richtigen Sachverhalt genau unterrichtet, wie der Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Lindner selbst beweist. Lindner schreibt am 25. September 1858 (D XV, 669): „Meine Frau empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll und erwartet in Erinnerung Ihrer großen Liebenswürdigkeit auch im schlimmsten Falle eine verzuckerte Pille“; und Schopenhauer schreibt an Lindner am 3. November 1858 (D XV, 671): „Da Sie wohl noch mehr solche eheliche Kinder zeugen werden“ etc. (R. B.)

² Unter dem Namen Alfred Meißners erschienen. Der vierbändige Zyklus „Sansara“ (1858) ist eine Erweiterung des zweibändigen Romans

In seinem Briefe an Adam v. Doß vom 1. März 1859 (D XV, 722) erwähnt der Meister unter „den Aesthetika, die sich auf meine Phil: beziehen, «Die Himmelsstürmer», ein Drama, 206 große Seiten. — Sturm u. Kompaß, Roman (ist von Lindner). — Beide voll von mir.“

Und im Schreiben vom 2. März 1859 an Julius Bahnsen (D XV, 722 f.) nimmt er zum letzten Male zu dem Werke wie folgt ganz kurz Stellung: „Zu den aestheticis über meine Philosophie gehört auch «die Himmelsstürmer» Drama auf 206 S. anonym u. sehr wunderlich.“

Der mehrfach geäußerte Wunsch Schopenhauers, das erwähnte Werk möchte von einem seiner Schüler einer Analyse unterzogen werden, ging nicht in Erfüllung. Das in der Tat — wie wir noch sehen werden — „sehr wunderliche und seltsame“ Werk geriet sehr bald in völlige Vergessenheit, sein Verfasser (oder richtiger seine Verfasserin) blieb jahrzehntelang so gut wie unbekannt. Erst der mühevollen Tätigkeit Rudolf Borchs (Braunschweig), der auch die vier Anmerkungen zu dieser Arbeit beigezeichnet hat, gelang es, über die Verfasserin Ada v. Treskow in Berlin Genaueres zu ermitteln³. Ihre Persönlichkeit, ihr Lebenslauf und ihr Drama „Die Himmelsstürmer“ sind gleich eigenartig und verdienen auch heute noch — achtzig Jahre nach dem Erscheinen ihres Erstlingswerkes im Jahre 1858 — unsere Beachtung.

Am 31. März 1839 — nach amtlicher Angabe des Berliner polizeilichen Einwohnermeldeamts an den Verfasser, also nicht am 31. März 1840, wie Sophie Pataky in ihrem Lexikon angibt — wurde Ada v. Treskow in Berlin als Tochter des Premierleutnants v. Treskow (vgl. Sophie Pataky: Lexikon deutscher Frauen, Band II, S. 137) geboren, der bald darauf als Legationsrat im Ministerium des Auswärtigen angestellt wurde. In seinem Hause, einem Treffpunkt der Berliner Gelehrten- und Diplomatenwelt, wurde bald das Talent seiner Tochter entdeckt und ge-

„Der Freiherr von Hostiwini“ (1855) und erschien in dritter Auflage 1861. Wichtig ist noch, daß Meißners Mitarbeiter und früherer Freund Franz Hedrich, der ihn durch sein Verhalten zum Selbstmordversuch trieb, gerade dieses Werk als nicht von Meißner herrührend bezeichnete. (R. B.)

³ Schopenhauer selbst hat auf dem Innendeckel seiner „Senilia“ „Fräulein Ada von Treskow“ als Verfasserin namhaft gemacht. Lange Jahre konnte ich über diese Ada von Treskow in Nachschlagewerken aller Art nichts ermitteln. Genealogische Forschungen über das Geschlecht von Treskow, die ich aus anderem Anlaß unternahm, zeigten mir endlich 1936, daß sie durch Verehelichung den Namen Pinelli erhielt und späterhin unter dem Pseudonym „Günther von Freiberg“ schriftstellerte; nunmehr konnten aus verschiedenen Quellen der Lebensgang und die Liste ihrer Veröffentlichungen aufgebaut werden. Verwandtschaftliche Beziehungen zu der Familie Schopenhauer sind möglich; jedenfalls verzeichnet Adele in ihren Tagebüchern (Ausgabe von Kurt Wolff, Leipzig 1909, Bd. II, S. 26) im Sommer 1819 eine „Visite bei der Tante Treskow“ in Berlin, die sie mit G. H. L. Nicolovius, dem Neffen Goethes, ausführte. (R. B.)

fördert. Obgleich für Malerei und Musik gleich begabt, vernachlässigte sie doch bald die schönen Künste zugunsten der Poesie. Schon in jungen Jahren schloß sie im elterlichen Hause Bekanntschaft mit dem geist-sprühenden berühmten Weltreisenden Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau, mit dem Dichtergrafen v. Schack und mit Professor Karl Frenzel. Hohe Anerkennung fand sie auch bei dem geistvollen Prinzen Georg von Preußen. Im jugendlichen Alter von 19 Jahren ließ sie anonym (im Verlag Schindler, Berlin) ihr Drama „Die Himmelsstürmer“ erscheinen, auf dessen Inhalt wir weiter unten zurückkommen werden. Nach dem frühen Tode ihres Vaters siedelte Ada v. Treskow mit ihrer Mutter 1865 nach Italien über, wo sie zunächst Florenz zu ihrem Wohnsitz wählten. Bereits im folgenden Jahre vermählte sie sich mit dem Direktor im italienischen Justizministerium, Giuseppe Pinelli-Rizzuto. Doch war die Ehe unglücklich, sie wurde 1881 getrennt. Die Dichterin zog nach Venedig, wo sie bei der Fürstin Marie v. Hatzfeld, geb. v. Nimpsch, gastlich-liebvolle Aufnahme fand und fünf Jahre verblieb. Im Jahre 1886 siedelte sie nach Wien über. Wiederholt unternahm sie größere Auslandsreisen, besonders nach Italien und Griechenland. Im Herbst 1910 siedelte sie nach Berlin über, wo sie dann (laut Mitteilung des dortigen Einwohnermeldeamts) im hohen Alter von fast 80 Jahren am 11. Dezember 1918 verschieden ist.

In ihrem langen Leben hat sie, vom Erscheinen der „Himmelsstürmer“ an, fast zwei volle Menschenalter hindurch bis fast zu ihrem Tode eine äußerst fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit auf so gut wie allen schöngeistigen Gebieten: des Romans, der Novelle, der Epik, Lyrik und Dramatik, entfaltet. Eigenartigerweise ist sie aber nie (warum hat sich nicht ausfindig machen lassen) mit ihrem wahren Namen hervorgetreten. Alle ihre Werke — abgesehen von dem Erstling — hat sie unter dem Pseudonym „Günther von Freiberg“ herausgegeben. Nicht weniger als folgende 15 — großenteils recht umfangreiche, mehrbändige — Werke sind ihrer unermüdlichen Feder entfloßen:

Die Himmelsstürmer. Berlin 1858.

Aquarelle. 2 Bände Novellen. Leipzig 1861.

Fiamma. Roman, 2 Bände. Leipzig 1869.

Die Perle von Palermo. Roman, 3 Bände. Berlin 1872.

Hildebrand und Schirmer. Berlin 1871. (Eine warmherzige, auf persönlichen Freundschaften beruhende Würdigung der beiden großen Maler.)

Aus dem Süden. Novellen. Berlin 1873.

Mit E. Vacano ⁴: König Phantasie. Roman eines Unglücklichen. 1. Auf-

⁴ Emil Vacano wurde geboren am 16. November 1840 als Sohn des Kastal-Oberinspektors über Galizien und die Bukowina, zog mit einer Seiltänzertruppe durch Ungarn, die Türkei, Rußland und Italien. Er wurde dann ein gesuchter Zirkuskünstler bei den berühmtesten Truppen, bis er

lage Mannheim 1866, 2. Auflage 1887. (Das einzige Werk der Verfasserin, das zwei Auflagen erlebte.)

Dijon-Rosen. Gedichte. Wien 1888.

Puderwolken. Novellen. Berlin 1890.

Don Juan de Marana. Monodrama. Berlin 1894.

Geschichten aus Welschland. Berlin 1895.

Thorwaldsens Liebe. Erzählung. Berlin 1895.

Kinder der Flamme. Roman. Leipzig 1896. (In der Zeitschrift „Deutsche Romanbibliothek“.)

Blonde Teufel. Roman. Berlin 1901.

Timandra von Korinth. Dramatisches Gedicht. Berlin 1911.

Außer diesen 15 größeren Werken veröffentlichte sie in zahlreichen führenden reichsdeutschen und österreichischen Zeitschriften und Tageszeitungen als deren geschätzte ständige Mitarbeiterin eine große Anzahl von schöngeistigen Aufsätzen, so u. a. in der Wiener „Neuen Freien Presse“ und in der „Schlesischen Zeitung“. Ihren Briefwechsel mit dem Fürsten Pückler hat Werner Deetjen in einer reizvollen Veröffentlichung: „Liebesbriefe eines alten Kavaliere. Briefwechsel des Fürsten Pückler mit Ada v. Treskow“ (A. Metzner Verlag, Berlin 1938) herausgegeben. Ein Eingehen auf all diese Veröffentlichungen verbietet sich hier schon aus Raumrücksichten. Abschließend und zusammenfassend kann das eine gesagt werden, daß sie auch nicht annähernd an die geistige Reife und Höhe ihres anonymen Erstlingswerkes heranreichen. Es sind gutgemeinte, aber fast ausnahmslos überschwengliche, ja größtenteils geradezu schwülstige, mitunter die Lachlust reizende Darstellungen des Liebeslebens von Personen der verschiedensten Gesellschaftsschichten, und zwar ganz vorwiegend Italiens und des Südens. Dem heutigen Geschmack sind diese Werke fremd und unlesbar, sie erinnern stark an die Courths-Mahler. Allenfalls sind heute noch einige ihrer Gedichte lesbar.

Zum Beleg ihrer Schreibweise — von denen sich viele Dutzende ganz ähnlicher anführen ließen — sei nur eine Stillblüte aus dem „König Phantasia“, S. 8, angeführt: „Er war eine große, echt königliche gebietende Gestalt, der junge Herrscher Perzival. Eine Reckengestalt, aber noch ganz überflossen von der schlanken Anmut der Jugendlichkeit, und dabei schön wie ein Traum, den Aphrodite träumt, wenn sie auf einem Lager weißer, bläulicher Anemonenblüten des Ares harret.“ Peinlich berührt es, daß Ada Pinelli hier, im „König Phantasia“, kaum verhüllt, in recht sensationell wirkender Aufmachung das Schicksal des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern mit allerhand geschmack-

1861 auf Bitten seiner Mutter diese Laufbahn unterbrach und Schriftsteller wurde. In seinen zahlreichen Büchern griff er oft auf seine Zirkuserlebnisse zurück; am leichtesten zugänglich — als Nr. 2607 von Reclams Universal-Bibliothek — ist seine Erzählung „Komödianten“. Er starb in Karlsruhe am 9. Juni 1892. (R. B.)

losen, höchst gefühlvollen Zutaten auf das breiteste schildert. Ein unerfreulicher, typischer Schlüsselroman.

Gedanken Schopenhauers finden wir in ihren späteren Veröffentlichungen nach dem Erscheinen der „Himmelsstürmer“ nur noch in dem dreibändigen Roman „Die Perle von Palermo“. Hier läßt Ada Pinelli ihren Haupthelden, den Herzog Modero von Ossuna, an manchen Stellen (so vor allem Band I, S. 175, 284 und 332) einige Ausführungen über den Unwert des Lebens und die Bosheit der weitaus meisten Menschen machen.

Es ist ein tiefer Abstieg von der Höhe der tiefen gedanklichen Schöpfung der neunzehnjährigen Verfasserin der „Himmelsstürmer“ zu ihren späteren Veröffentlichungen. Erwähnenswert dürfte, zur Abrundung des Lebensbildes der Ada Pinelli, noch sein, daß sie — ähnlich der ihr befreundeten Malwida v. Meysenbug — sozial und politisch von freiheitlichen, humanen Gesinnungen beseelt war. So schreibt sie u. a.: „Künstlertöchter sind in Italien nicht wie im Norden, wo wahrhaft unanständige Rangunterschiede bestehen, von den höheren Kreisen der Gesellschaft ausgeschlossen“ („Die Perle von Palermo“, Band I, S. 136).

Von ganz anderem geistigen Format sind „Die Himmelsstürmer“. Eine wahre Welt trennt sie von allen späteren Werken der Verfasserin. Sie sind ein Extrakt, ja ein Kompendium der grundlegenden Lehren Arthur Schopenhauers und daher — auch heute, volle 80 Jahre nach ihrer Veröffentlichung — noch der Beachtung wert. In Form eines umfangreichen Dramas läßt hier die Neunzehnjährige durch den Mund ihrer Helden und Heldinnen in Rede und Gegenrede Christentum, Brahmanentum — Buddhismus — und Materialismus tiefgründig sich aussprechen und bekämpfen. Den Endsieg trägt nach langen und tiefbohenden Disputen der Vertreter eines geläuterten, die Gebote einer tätigen Liebe in den Vordergrund stellenden Christentums, der Priester Theodor, davon.

Das Drama spielt auf dem feudalen Landsitz, Schloß und großem Park, eines von der großen vornehmen Welt abgeschieden, nur mit Mutter und Schwester, einem priesterlichen Freund Theodor und einem greisen Inder, einem Brahmanen, lebenden, unverheirateten jungen Grafen namens Emanuel. Zur Ergründung der Welträtsel, des Zwecks und Sinnes alles irdischen Treibens, des Werts oder Unwerts des menschlichen Lebens, Sterblichkeit oder Fortdauer der Seele, hat er mit elf Freunden eine Vereinigung der „Himmelsstürmer“ oder der St.-Georgs-Brüder errichtet. 12 Jahre seit der Gründung liegen zurück, nur noch drei Mitglieder — außer dem Gründer Emanuel selber — gehören dem Bunde an, alle anderen sind verstorben oder verschollen. Diese letzten erwartet Emanuel zu einer feierlichen Zusammenkunft auf seinem Schloß. Das Stück beginnt mit dem Erscheinen des einen der Ordensbrüder, Ferdinand, im Park. Düster und verstört, geistig völlig gebrochen, beklagt er leidenschaftlich seine von ihm selbst ver-

schuldeten Qualen. Er hat eine von ihm geliebte Frau, Julia Bordi, verführt und sie mit ihrer Tochter verlassen. Im Spiel hat er das von seiner jetzigen Geliebten, Gräfin Bianka Arnoldi, ihm übergebene Vermögen vergeudet. An sich selbst und der Welt verzweifelnd, ist er dem Zynismus und einem öden, platten Materialismus verfallen. Nun tritt eine arme, schwererkrankte Pilgerin auf, die als Bettlerin mit ihrer etwa achtzehnjährigen Tochter Agnola sich mühsam von Mailand, ihrer Heimat, bis zum Schloß des Grafen Emanuel durchgeschlagen hat. Zusammenbrechend und dem Tode nahe, beklagt sie nicht so sehr sich selber, als das schwere Geschick ihrer Tochter Agnola, und macht sich, in enger Anlehnung an Schopenhauer, zum Vorwurf, sie ins Leben gerufen zu haben:

„Ja, schuld bin ich an deinem Dasein, Agnola, und das ist eine schwere Schuld; oh, ihr Mütter all, die ihr so oft leichtfertig diese Schuld auf euch ladet im Rausche der Sinne, im Wirbel leichtsinniger Freuden und Vergnügen, oh, denkt ihr auch daran, diese Schuld zu lösen, zu tilgen an den Wesen, die eure Schuld, euer Wille in dieses Erdenleben rief? Ach, wie vielen wäre es besser gewesen, sie wären nie geboren. Ist dies Leben mit seinem Jammer, mit seinen Schmerzen und falschen, täuschenden Freuden denn ein so unvergleichlich schönes Geschenk für euch arme Kinder, die ihr durch Schuld eurer Eltern in dies Leben eintreten müßt? Und doch lieben die Kinder ihre Eltern . . . oh, wie so süßen Trost gewährt die Kindesliebe, wie ist sie eine soviel edlere, hehre Tugend als die Mutterliebe; die Liebe der Mutter, sie ist heilige Pflicht, sie soll die große Schuld abtragen, — aber die Liebe des Kindes, sie ist die schönste Tugend.“

Der schurkische, nur seinen Vorteil kennende Diener des Baron Ferdinand, der auf der Suche nach seinem verzweifelten Herrn hinzukommt, will die zusammenbrechende Bettlerin mit ihrer Tochter, die er als Zigeunerinnen beschimpft, fortschaffen lassen. Der plötzlich auftretende Priester und Freund Emanuels, sein Georgsbruder Theodor, verhindert dies und schafft Mutter und Tochter in das gräfliche Schloß, wo sie gastliche Aufnahme finden. Während die Mutter bald an Erschöpfung stirbt, genest ihre Tochter Agnola unter der liebevollen Pflege der Mutter des Grafen und vor allem ihrer edlen, menschenfreundlichen Tochter Doris, deren Freundschaft sie unter Überwindung aller Standesunterschiede gewinnt. Der verstorbenen Mutter trauert Agnola tief nach und hält ihr in echt Schopenhauerischem Geiste, ja stellenweise geradezu mit Worten Schopenhauers, eine tief empfundene Totenklage, aus der folgende Stellen hervorgehoben seien:

„Wohl giebt es etwas Unzerstörbares in unserer Seele . . . aber wohin führt es der Todesengel? . . . Ein Verschwimmen der Persönlichkeit ins All, in das Nichts, — ja freilich ist bei den wenigsten Menschen die Persönlichkeit mehr werth als das Vergehen in das

Nichts, und die große Natur ist reich genug, auch da, wo Herrliches untergeht, neues Herrliches zu gestalten . . . Warum beklagen und beweinen wir ihn denn, ihn, welchen ereilt das Geschick des Todes? Wohl beweinen wir den geliebten Toten, der von uns geschieden, und unser Schmerz um seinen Verlust ist untröstlich. Er ist für uns dahin, er ist von uns getrennt und von unserer Liebe und unsere Liebe von ihm. Ist ihm nicht wohl? Ist meiner armen Mutter nicht wohl? und ist sie nicht jetzt erlöst von allem Jammer des Lebens? Wenn wir die Todten beweinen, beweinen wir dann nicht vielmehr uns selbst, uns, und unsere hungernde, darbende Liebe? Ach, für mich will ich sie gern aufgeben, diese meine Persönlichkeit und «in dem Einem und All» leben; die Persönlichkeit ist eine erbärmliche, die man erhalten möchte, sie ewig zu konservieren, ist sie wahrlich nicht werth . . . Die Todten sind eingelaufen in den Hafen der Ruhe, darum ist ihnen wohl, darum kann ich meine Klage über den Verlust ihrer Liebe wohl egoistisch nennen.“ (S. 18, 19.)

Im Parke treten nunmehr Graf Arnoldi, seine Schwester Bianka, die Baron Ferdinand schwärmerisch liebt, und dessen Diener Schwarz auf, um Ferdinand im Schlosse aufzufinden. Im traulichen Gespräch im Gartensalon unterrichtet indes des Grafen Schwester Doris ihre neue Freundin Agnola über den Charakter ihres Bruders, des Grafen Emanuel, und Zweck und Natur der Georgsbrüder. Der Graf ist seit Jahren schon schwer gemütskrank, vom Leiden der Welt und ihrer Bewohner, der Tiere und der Menschen, ist er selber auf das tiefste mitergriffen:

„Seinem weichen Herzen verursachte jedes fremde Leid die größten Schmerzen, während er eigenen Schmerz mit Heroismus trug . . . Selbst den Tieren hätte er alle Qualen abnehmen mögen und erklärte ihre Verwendung zum Dienste der Menschen für Grausamkeit. Und erst, wo er Armuth und Noth unter den Menschen antraf, war sein gutes Herz nicht zu halten; er kannte und besuchte alle Kranken der Umgegend, verschenkte, was ihm nur erlaubt war, und öfters kam er zurück von seinen Wanderungen und hatte einen Teil seiner Kleidung an arme Bettelkinder verschenkt“ (S. 26). Er und seine Frau wollten „wie der heilige Georg den Lindwurm tödtete, den Lindwurm im eigenen Herzen tödten, und alles, was unlauter, was nicht so war, wie es sein sollte, durch gegenseitige Einwirkung auf einander verbannen und vernichten“ (S. 26).

In einem umfangreichen Fragment (das Doris Agnola vorliest) hat er die ganze Zerrissenheit seiner Seele niedergelegt. Aus ihm seien einige besonders kennzeichnende Sätze angeführt:

„Ha! Warum muß meine Seele, mein freier Geist gekettet sein, hier an diesen Koth der Erde? an diesen Schlamm des Lebens, aus dem der ringende Geist, ach, mit welcher Mühe, und auf welch kurze Augenblicke nur sich empor wühlen kann, um nach Dir, oh Welten-

genius, emporzuschauen und wieder zu versinken . . . oh, warum bin ich eingekerkert in diese Fleischmasse, in diesen Körper, der auf mich drückt, der meinem aufstrebenden Geist zu enge ist! . . . oh, dieser Körper, wie lastet er auf mir: seine Forderungen müssen befriedigt werden, sein Schlaf raubt mir mein halbes kümmerliches Dasein, die Sorge für seine Nahrung nimmt die andere Hälfte ein; oh, wie muß mein Geist ersterben und bedrückt werden, um diese elenden Bedürfnisse zu stillen, wie muß der Mensch kriechen und wühlen im Erdenkoth, um das Notdürftige diesem elenden Körper zu erringen . . . Oh, du armer, armer Mensch, erkennst Du also Dein Loos und kannst Dich noch glücklich fühlen? O möchtest Du da nicht lieber ein regungsloser Baum oder ein Thier sein, das in dumpfer Gleichgültigkeit alles über sich ergehen läßt und nur vegetiert? oder leben da nicht jene Menschen glücklicher, deren Leben kaum einer Vegetation gleicht, die sich da recht heimisch fühlen in diesem Schlamm des Lebens, die darin wühlen und kriechen, um das schnöde Geld herauszuklauben, und denen ein solches Dasein gerade gut und als das Beste erscheint“ (S. 31—34).

Aber bei aller seelischen Verzagtheit hat sich Emanuel noch ein Fünkchen von Hoffnung auf dem Rest seines Gemüts aufbewahrt:

„Das Irdische verhüllt uns das Zukünftige, von dem nur ein Dämmerchein der Hoffnung auf uns herniederscheint, und uns die Gewißheit einer Unsterblichkeit, eines höheren besseren Seins, einer Ewigkeit schenkt“ (S. 35).

Es folgt ein philosophisches Gespräch zwischen den Georgsbrüdern: dem idealistischen Priester Theodor und Ferdinand, dem Bekenner eines platten Materialismus. Hier wie auch an späteren Stellen, so insbesondere bei der gleich anschließenden Zusammenkunft der wenigen noch übriggebliebenen Georgsbrüder, gibt Ferdinand Reden von sich, die von Karl Vogt, Büchner, Moleschott, „diesen platten Barbiergesellen“ (wie sie Schopenhauer nennt), herrühren könnten. Hören wir ihn ganz kurz:

„Siehe, so sehr ist diese Maschine, dieses mit Fleisch und Blut überzogene Knochengerüst, das wir Mensch nennen, so sehr ist es vom Stoff abhängig, den ihr so tief verachtet, daß auch diese seine Funktion, die ihr Geist, Wollen, Denken oder wie sonst nennt, sich sofort ändert, wenn der Stoff jener Maschine ein anderer wird“ (S. 40).

„Aber was heißt Ihr gut, was schlecht am Menschen? Er ist die Summe von allem, was in ihm steckt und an ihn herantritt, von Vater und Mutter, von Amme, Luft und Nahrung. Alles, was in den Kreislauf seines Lebens hineingerissen wird, äußert auch in diesem Strudel seine Wirkung nach unwandelbaren Naturgesetzen, und des Menschen Denken und Wollen, das, was Ihr Geist nennt, den Ihr für

alle Handlungen verantwortlich machen wollt, alles das ist nichts als die Resultante jener unabwendbaren Naturwirkungen“ (S. 41).

Auf Wunsch der Gräfin-Mutter, Ferdinands und Doris singt Agnola ein Schummerlied, von dem der unvermittelt hinzutretende Emanuel derart verückt wird, daß ihn eine tiefe Liebe zu der Sängerin erfaßt.

Eine bis weit nach Mitternacht sich hinziehende Sitzung, in welcher die Georgsbrüder: Emanuel, Ferdinand, Reinhold und Theodor, die schwersten philosophischen Probleme erörtern, schließt sich an. Bewundernswert ist die geistige Kraft und Klarheit, mit welcher die neunzehnjährige Verfasserin die voneinander abweichenden philosophischen Lehrmeinungen darstellt. Auch dem philosophisch nicht geschulten Leser kommen die Probleme zum deutlichen Bewußtsein. Theodor vertritt eine bejahende, mehr optimistisch gefärbte Welt- und Lebensanschauung, er glaubt an einen persönlichen Schöpfer des Weltalls, aber sein Theismus nähert sich stark dem Pantheismus Spinozas. Hören wir kurz den Kern seiner Ausführungen:

„Er, der Schöpfer, ist auch der Erhalter, er regelt den Sternengang, sowie den Herzschlag des kleinsten Geschöpfes, sowie das Fallen des Sternenstäubchens. Das, was die Lehre der Religion: Gottes Allmacht, Allgegenwart, Allweisheit, Ewigkeit nennet, wir erkennen es als diese ewige Gesetzmäßigkeit im Weltenall. In ihm, dem höchsten Wesen, eint sich Alles, von ihm empfängt auch Alles Licht und Leben, und Wirklichkeit“ (S. 50).

Ferdinand leugnet mit Schroffheit die Willensfreiheit:

„Gesetz und Macht allein sind die Lenker der Welt, das, was geschieht, muß so geschehen nach ewigen Gesetzen, die unabwendbar sind; alles, was ist, ist wie es ist, auch mit Nothwendigkeit“ (S. 51).

Bei allen sonstigen grundlegenden Meinungsverschiedenheiten, besonders über Zweck, Wesen und Aufgaben des Menschen im Weltall, einigen sich die Georgsbrüder in der Verwerfung des Zufalls und in der Anerkennung des Kausalitätsgesetzes. Ihm verleiht Reinhold, der Diener Emanuels, beredten Ausdruck:

„Und was heißen wir denn Zufall? Ist nicht jedes Ereignis in der Welt bedingt durch ein vorhergehendes und dieses wieder durch ein früheres? Und so reichet eine endlose Kette von Wirkung und Ursache hinauf bis ins Unendliche. Wir können bei jeder einzelnen Begebenheit diese Kette nur nicht weit genug verfolgen, und ein merkwürdiges Zusammentreffen zweier oder mehrerer Begebenheiten in Zeit und Raum nennen wir dann Zufall, da wir nicht sehen können, worin dieses Zusammentreffen seinen Grund hat. Könnten wir nur von zweien solcher Begebenheiten die Ursachen rückwärts verfolgen, wir würden endlich immer einen gemeinschaftlichen Grund auffinden und erkennen, wie das, was uns zufällig schien, ganz mit Nothwendig-

keit so kommen mußte. Also tritt auch hier an die Stelle blinden Zufalls eine unabwendbare, gesetzmäßige Nothwendigkeit“ (S. 54).

Der kindlich fromme, christgläubige Theodor nennt dieses Kausalitätsgesetz „Gottes Wille, Vorsehung, Fügung des Himmels“ (S. 55). Es folgt eine eingehende Aussprache (S. 56—58) über die Stellung des Menschen in der Natur. Ferdinand, der Gottesleugner, betont mit vollster Entschiedenheit die Gleichstellung des Menschen, wenigstens seinem eigentlichen Wesen nach, mit dem Tiere. Nach ihm „ist der Mensch eine Naturerscheinung wie jede andere auch.

Was wir Leben nennen, ist eine Erscheinung aller Kräfte, die im Menschen tätig sind, und sind das andere Kräfte als die aller Orten in dem Weltall wirken? Das, was mein Blut durch meine Adern rollen macht, bewegt auch das Wasser in dem Bache, was meine Nerven tätig wirken macht, es ist dieselbe Kraft, die auch den Blitz hervorbringt, das, was den Leib erschafft und ihn stets neu erschafft, aus Speise und Trank, es ist dieselbe Kraft, die auch im Thiere wirkt, die aus der Erde Pflanzen sprossen läßt, die im Tode Menschen, Thiere und Pflanzen in ihre Urelemente wieder sondert, und aufs Neue bei günstiger Gelegenheit zu neuem Leben wieder verknüpft im ewigen Wechsel. Es ist dieselbe Kraft, die auch Steine bildet aus den Kräften, die sich nähern und begeben. Eines bleibt nur in diesem ewigen Kreislauf, eines dauert in dem bunten Spiel des Wechsels, in der Erscheinung Mannigfaltigkeit, das ist der Stoff, der ewig und unsterblich ist“ (S. 58).

Dieser Stoff sei keineswegs tot, sondern von Anbeginn an belebt und bewegt. Kraft und Stoff seien eines, nur unsere Anschauung trenne sie. Gesetzmäßigkeit zusammen mit Kraft und Stoff, sie bildeten zusammen die wahre Dreifaltig- und Dreieinigkeit. Nur das sinnlich Wahrnehmbare läßt Ferdinand als wirklich gelten, ohne Gehirn kein Denken. Eine Seele, ein Ding, das niemand sehen noch fühlen könne, erkennt Ferdinand nicht an. Mit überzeugenden Gründen widersprechen Theodor und Reinhold, mit Fug betonen sie, daß alles, was unsere Sinne wahrnehmen, nur Erscheinung sei. Hier, wie fast stets aus Theodor, Reinhold und Emanuel, spricht Schopenhauerscher Geist zu uns.

In der folgenden kritischen Auseinandersetzung der Georgsbrüder zur Bedeutung der Religion im Menschenleben fordert Ferdinand in einer längeren (auffallend an Heines berühmtes Gedicht „Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten“ erinnernden) Rede: „einen Himmel, wie Ihr ihn im Jenseits hofft, soviel Ihr könnt, für Jeden hier hiernieden“ (S. 65). Das Gespräch wendet sich der Frage der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu. Wieder vertritt Emanuel Schopenhauersche Gedankengänge:

„Unsterblichkeit der Seele! Was ist die Menschenseele und wie

soll sie unsterblich sein? Ach täuscht Euch nicht selbst, Ihr Lieben, und verlangt nicht etwas, was Ihr für das höchste Glück erachtet und das zum größten Fluche würde. Ein ewiges Leben wollt Ihr? Hat Euch das Leiden dieses Lebens die Augen noch nicht geöffnet? Bleibt Ihr blind und wollt Ihr immer nur weiter leben? Ist Leben denn so große Herrlichkeit, daß Ihr Euch sträubt, davon zu lassen? In Tausend Zügen zeigt's Euch seine Nichtigkeit, fragt nur die Todten, die es überwunden, ob sie es wieder wollten, könnten sie Antwort geben, ich sage Euch, mit Schauern würden sie verneinen. Und weiter und weiter bis in die Ewigkeit hinaus will blinder Wahn des Menschen noch sein Dasein spinnen, von dem es besser wär gewesen, er hätte es nie gehabt. Prüft nur dies Dasein vorurteilsfrei und redlich, und das Resultat von dieser Prüfung wird sein, das Nichtsein vorzuziehen dem Sein. Wollt Ihr dies nicht erkennen aus dem Leiden, aus dem endlosen Elend dieser Welt, dieses Lebens, nun so erkennt nur dieses. Die schönsten, seeligsten Augenblicke unseres Lebens sind die, wo wir nicht wissen, daß wir sind, wo wir aufgeben das Persönliche in uns. Ist unser Schlaf nicht um so wonniger, je tiefer er uns in Vergessenheit unserer selbst, in völlige Bewußtlosigkeit hineintaucht. Die Ohnmacht hinterläßt beim Erwachen eine dunkle Erinnerung des seeligsten Empfindens . . . Warum ist es edlen Menschen höchstes Glück, Tugend zu üben, Gutes zu vollbringen? Weil seine Persönlichkeit er hingiebt dem Werthe der geübten Tugend, weil er sich erkennt in der Allgemeinheit alles Seins und seiner Mitgeschöpfe . . . Schmerz und Langeweile sind die Scorpione, die am Menschenleben nagen, und beide wurzeln im Bewußtsein des Menschen von sich selbst, in unserem Unfühlen als Persönlichkeit“ (S. 77).

Die beste Widerlegung des von Ferdinand vorgetragenen Materialismus, seiner „Kraft- und Stofflehre“, bringt Emanuel:

„Die Weisheit, die den Stoff und seine Eigenschaften, wozu die Kräfte auch gehören sollen, über alles setzt, die in der Materie die Lösung aller Rätsel gefunden haben will, diese Weisheit bricht zusammen mehr noch als durch die Resultate, die sie folgert, vor allem daran, daß sie die ersten Anfänge des vernünftigen Denkens ignoriert. Ihr Materialisten gehet aus vom Stoff, den Ihr von Ewigkeiten an gegeben, mit allen seinen Eigenschaften und Kräften als vorhanden annehmet. Stoff zu Stoff fügend, baut Ihr auf das All der Welt, Sonnenwelten und Planeten, Steine, Erdreich, Berge, Meere, die Pflanzen- und Tierwelt und zuletzt den Menschen und sein Hirn, dessen Bewegung den Gedanken giebt, als letztes höchstes Resultat der Wirkungen des Stoffes. Des Stoffes, merkt wohl auf, des Stoffes nämlich, wie Ihr Euch ihn denkt, Euch vorstellt mit seinen Eigenschaften, mit seinen Kräften, nicht wie er wirklich ist. Einen Kreislauf, der in sich selbst zurückkehrt, habt Ihr in Eurer Speculation gemacht. Ihr denkt den Stoff, denkt ihn euch ausgerüstet mit seinen Eigen-

schaften von Ewigkeiten an durch Ewigkeiten hin, eines mit Kraft und Gesetz; was Ihr zuletzt erklären wollet, den Gedanken, damit fangt Ihr gleich an, das setzt Ihr schon voraus. Als wirklich stellet Ihr hin, was doch nichts weiter ist als Euere Vorstellung vom Stoff, als einen Begriff von ihm, den Euer eigenes, ursprüngliches Denken sich doch erst erschuf. Vorstellung ist nicht Wirklichkeit. Vorstellung des Stoffes, der Dinge außer mir, ist Erschaffen erst des Stoffes mit meinem Denken, des Begriffs vom Stoff. Mit diesem Begriff vom Stoff fangt Ihr an, Begriffe fügt Ihr zu Begriffen, und dieser so gedachte, so erschaffene Stoff soll wiederum mein Denken erst erschaffen?“ (S. 78, 79).

In weiterem Verfolg dieser Schopenhauer'schen Kerngedanken verkündet dann Emanuel als „Schlüssel“, der das Geheimnis öffnet:

„Der eigne Leib, worin Ihr steckt, ist Euch das Object, worin Ihr selber Euch als Subject findet . . . Mein Wille ist die Kraft, wodurch mein Leib wirkt und da ist, denn was da wirkt, das ist wirklich. Und dieses Willens bin ich mir unmittelbar bewußt. Mein Arm, der sich ausstreckt, ist als Erscheinung mir nur Object, doch hinter der Erscheinung steckt mein Wille, der ihn ausstreckt, die Erscheinung ist das Spiegelbild des Objects, der Wille ist das eigentliche Wesen, ist das Agens, das ihn ausstreckt, und der ist mir ganz unmittelbar bewußt und bekannt. Und wie ich so erfahre, was hinter der Erscheinung, der Vorstellung meines eigenen Leibes steckt, auf demselben Wege eröffnet sich mir auch das innere Verständnis der ganzen Welt. Vorstellung ist sie mir als Spiegelbild des Objects, in mir als Subject; doch an sich selber ist sie das, was ich selbst bin: Wille, Kraft und Wirksamkeit: die ganze Wirklichkeit ist nichts als Wirksamkeit. Was uns erscheint in der Natur, ist unsere Vorstellung; wodurch es erscheint, und was es wirklich ist, ist Wirksamkeit, ist Kraft, ist das, was in uns selber als Wille uns bekannt und unmittelbar bewußt ist. — Der Stoff, wie Du ihn hingestellt und Deine Welt daraus bauest, ist nichts als Deine Vorstellung von ihm, sein eigentlichstes Wesen ist: Wirksamkeit, ist Kraft und ist dasselbe als unser eigener Wille in uns. Deshalb bin ich berechtigt, wohl zu sagen: Die Welt ist meine Vorstellung, und auch: die Welt, sie ist mein Wille. Ein großes, ernstes Wort von furchtbar inhaltsschweren Folgen“ (S. 81).

Im Gegensatz zu Ferdinand, dem die Kraft nur Eigenschaft des Stoffes ist, nennt Emanuel sie (S. 82 f.) das eigentliche Wesen und den Kern aller Dinge. Ferdinand pflichtet ihm, überwunden, bei.

Nach diesem philosophischen Kolloquium, dem Glanz- und Kernstück des Gedankendramas (S. 46—84), nimmt die eigentliche Handlung ihren weiteren Verlauf.

Bianka Gräfin Arnoldi, die von Ferdinand Verlassene, trifft in Begleitung ihres Bruders Arnoldi mit Ferdinand im

Park des gräflichen Schlosses zusammen, um ihn, der inzwischen — ebenso wie Emanuel — Agnola in sein Herz geschlossen hat, für sich zurückzugewinnen. Trotz ihrer Eröffnung, daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trage, mißlingt ihr dies. Entrüstet fordert ihn Arnoldi zum Zweikampf am folgenden frühen Morgen im Park. Ferdinand, von Reue über sein verfehltes Leben ergriffen, nimmt die Herausforderung an, ist aber fest entschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Er erteilt seinem Diener Schwarz den Befehl, die ihm (Ferdinand) zustehende Pistole nicht zu laden. Dieser nimmt die ihm zugesagte hohe Belohnung an, aus teuflischer Freude am Bösen aber lädt er die Pistole Ferdinands und läßt die des Grafen Arnoldi ungeladen. Ganz im Sinne Schopenhauers stellt er hierbei Betrachtungen an über den ritterlichen Zweikampf, das Duell:

„Die Ehre muß gerettet werden, dem noblen Cavalier geht nichts über seine Ehre. Pah, nobler Cavalier, was ist Deine Ehre? Du kannst der größte Schurke sein, den die Sonne bescheint, Du weißt es, daß alle Menschen es wissen, daß Du ein Schurke bist, und daß es alle denken, daß Du ein Schurke bist. Ha, ha, ha, das Denken hat ein Jeder frei, aber nur bei Leibe, daß es Niemand sagt, Du seiest ein Schurke, dann ist die Ehre gleich in Gefahr, denn sie hat ein verteufelt zartes Trommelfell. — Schandtaten könnt Ihr begehen, noble Cavaliere, Schandtaten des Hängens werth, die Ehre leidet nicht davon, doch speiet Einer aus davor, das verlangt Satisfaction. Wenn Euch ein Pferd schlägt, daß Ihr niederstürzt, wenn Euch ein Ochs stößt, pah, das ist nichts, der Cavalier steht wieder auf, verbeißt den Schmerz und sagt mit grimmig lachenden Gesicht wohl noch, es thut nicht weh! Doch ist's ein anderer Mensch, der Euch schlägt oder stößt, das giebt gleich solche blaue Flecke, die nur mit Blut sich wieder auswaschen lassen —“ (S. 101).

Im Auftrag Biankas will Schwarz die von ihr gehaßte Agnola mit Gewalt beseitigen. Im letzten Augenblick kommt Emanuel hinzu und rettet sie. Beide gestehen sich ihre heiße Liebe. Aber noch immer nicht ist Emanuel von seiner tiefen Schwermut geheilt. Ein geheimnisvoller Inder, ein Brahmane, den er sich einst von einer indischen Reise mitgenommen hat, und der in einem einsamen, geheimnisvollen Turme haust, fesselt ihn durch seine die Welt verneinenden, asketischen Lehren. Unter seinem wahrhaft dämonischen Einfluß verneint Emanuel immer noch Lebensglück und Lebensfreude:

„Wie, dies Leben voll Jammer und Entsetzen, voll Leid und Schmerzen sollen wir der Güte eines Gottes verdanken? Grausame Güte, die uns verdammt zu solchem Dasein! Dies Dasein, das schon beim Entstehen, beim Eintritt in dies Leben, den Keim des Todes, des Verderbens in sich trägt? Schuf es ein Gott, warum ist es so erbärmlich, so gebrechlich, warum sind Schmerz und Leiden sein sicheres

Eigentum, und Freude eine giftige Täuschung, nun?, ist das Güte, die solch ein Loos dem Menschen gab? Wie siecht dies Leben dahin, umringet von Gefahren, die jeden Menschen peinigen bis ans Grab. Da jagen sie nach Glück und Freude wohl in ihrem blinden Wahne, die Unglückseligen! Der größte Irrtum, den dies Leben in sich trägt, das ist der Wahn, die Täuschung, es könne glücklich sein. Grausame Täuschung, die Euch mit Blindheit Geschlagenen gefangen hält. Was sind's für Freuden, auf die ihr hofft, wonach ihr jagt? Sie gaukeln euch ein falsches Trugbild vor, denn seid ihr nun am Ziel, habt ihr sie erfaßt, die Freude, oh, da zerfließt sie, wie eine Flocke Schnee auf heißem Eißen, wie weit bleibt die Erfüllung eurer Wünsche, eures Hoffens hinter der Erwartung der Sehnsucht stets zurück! . . . Noth und Elend, Jammer grenzenlos lasten auf der Menschheit. Hier Wassersnoth, dort Feuersbrünste, der Seuchen Gifthauch Tod und Verderben spendend überall. Und am Allereifrigsten sind noch die Menschen selbst bedacht, die Saat des Bösens, des Verderbens unter sich zu nähren; da herrschen Neid und Mißgunst, Betrug und Lüge, Bosheit und Härte, Herrschsucht und Tyranney, Falschheit, Hochmuth, ein ganzes endloses Heer von Lastern, ganz unvertilgbar; und im Gefolge dieses Schreckensheeres siehst Du dann trostlose Noth der Armuth, des Hungers, der Krankheit; des Krieges mit seinen Gräueln, der Sklaverei mit ihren Scheußlichkeiten . . . Stets werden Tausende von Wenigen in den Sumpf getreten werden; in's Elend“ (S. 112, 113).

Diese ungeheure Schuld aber — so beendet Emanuel seine Anklagerede gegen die Schlechtigkeit der Welt und der Menschen — ist: „unsere eigene (Schuld), der Wille, der in uns lebt, es ist derselbe Wille, der das ganze All beherrscht, und der in blindem Drange sich zur Welt entfaltet mit ihren Schrecken, wie sie vorhanden ist“ (S. 114).

In dieser Gemütsverfassung begibt sich Emanuel in den Turm des Brahmanen, vergeblich hat ihn Agnola durch flehentliche Beschwörungen zurückzuhalten versucht. Als Ziel verkündet ihm der Inder restlose Verneinung jedweden Willens zum Leben überhaupt, die Askese. Tätige Liebe kann nur die Qual der Wiedergeburt verlängern:

„Es ist kein wahres Sein, das Sein des Lebens, weil's ist ein Sein des steten, ruhelosen Werdens. Entstehen und Vergehen dazwischen nichts! Wer kann sagen, das ist!, im nächsten Augenblick ist's schon vorbei, es war! So ratlos, ruhelos entsteht, vergeht das Leben, so jagen die Gestalten, die es bilden, wie im Wirbeltanz vorüber; hier und dort verschwindend, und stets von neuem wieder auftauchend in das Dasein, weil sie getrieben werden vom blinden Drang zum Leben, und stets getäuscht von neuem wirbeln sie von Neuem hin und können diesem blinden, unheilvollen Drange folgend, doch nichts weiter je erringen als das Leben, das falsche Sein der Täuschung und des Trugs. — Nur der kann die Befreiung von stets wiederholter

Täuschung, vom falschen Sein des Lebens erringen, der's nicht mehr will, der des zwecklosen Spieles müde, es endlich aufgibt, der es erkennt das wahre Sein der Ruhe, das ewige Brahma, das er selber ist, der resigniert den Willen in sich tödtet, der ihn zum Leben treibt, der sein eignes Selbst vernichten will, er ist gerettet von dem wilden Strudel, er schwimmt ein Wassertropfen ins Meer der ewigen Ruhe“ (S. 121).

Als ihm Emanuel das Geständnis macht, sein Herz an Agnola, „einen Engel an Güte“, verloren zu haben, warnt ihn der Inder:

„O wehe Dir, mein Sohn, Du bist verloren für die Geburt, in der Du lebst, verloren, wenn es das Weib ist, das der trügerische Schleier der Maja Dir entgegenhält. Von allen Wesen jener Täuschungswelt verlocket keines mehr, verspricht keins den blöden Sinnen größere, überschwänglichere Wonne, und täuscht dann hinterher keines mit bitterer, mit hohlem leeren Scheine als das Weib. Der Zug des Mannes zum Weibe, das ist die größte der Gefahren, die gegen der Erkenntnis Heil gerichtet ist, da herrscht der blinde Hang zum Leben mit unaufhaltsamer Gewalt, da sind die Brennpunkte des magischen Kreises, der das Leben umschließt, in dem es ruhelos umherrollt, aus denen heraus stets neue Strahlen sich ergießen, die das Leben bilden und von Neuem stets hervorquellen lassen. Zum blinden Thoren wird der Mann gegenüber dem Weibe, weggewischt wird in der Tafel seines Geistes die Erkenntnis, er scheitert an der Klippe, die ihn dort von Neuem und unrettbar des Lebens Strudel überliefert . . . Den einzigen Rettungsweg (der Erlösung vom Sein) gewinnt der Mensch allein durch richtige Erkenntnis. Aber folget er dem Drange, der zum Weibe ihn zieht, dann treibt der Wille, der in ihm lebt, ihn ohne Widerstand auch restlos fort, dann ist er ein Spielball des Triebes wie jedes Tier, wie die Materie, ergriffen von den Kräften der Natur, in denen der Wille erscheint und durch die er herrscht und die Erscheinungen gestaltet“ (S. 124, 125).

Seine „reine Liebe“ zu Agnola sei — so warnt der Inder weiter — nichts anderes als „Drang des Willens, der erkenntnislos ins Leben stürmt, Instinkt“ (S. 127).

Inzwischen hat der Zweikampf zwischen Ferdinand und dem Grafen Arnoldi stattgefunden. Ohne es zu wollen, ja ganz gegen seinen Willen hat Ferdinand Arnoldi, dem Schwarz die ungeladene Pistole reichte, erschossen. Ruhelos irrt er als flüchtender Bettler in der Fremde umher. Ein Brief, den er an Theodor richtet und den dieser der Gräfin-Mutter, ihrer Tochter Doris und Agnola vorliest, schafft hierüber Klarheit. Gräfin Bianka brach über der blutigen, ihr ins Haus gebrachten Leiche ihres Bruders im Wahnsinn zusammen, die Aufregung beschleunigte die Geburt des Kindes, das sie von Ferdinand unter dem Herzen trug. Das Kind war tot, die Mutter verließ es in Wahnsinn und Raserei.

Die Gräfin-Mutter, die von ihrem Sohne Emanuel dessen heiße Leidenschaft zu Agnola vernommen hat, bewegt, im dünkelvollen Kastengeist befangen, Agnola zum Verlassen des Schlosses. Bianka stirbt vor Erregung, und Doris, tief erschüttert, haucht in den Armen Theodors, ihres heimlich heiß Geliebten, ihre zarte Seele aus.

Ein Jahr ist vergangen. Die Schwermut des Grafen Emanuel hat zufolge des plötzlichen Todes seiner geliebten Schwester Doris und des Fortgangs Agnolas erheblich zugenommen, die tiefste Einsamkeit ist nun sein liebster Freund geworden, selbst den Inder sieht er nur noch selten. Noch einmal predigt ihm dieser Entsagung von der Welt und vom Weib, restlose Askese, restlose Verneinung des Willens zum Leben. Nun wendet sich Emanuel von dieser Lehre ab, er wirft ihm vor, seine Weisheit sei „nicht nur ernst und düster“, sondern „herz- und gefühllos“ (S. 175).

Tätige Mitliebe für die Mitmenschen sei ethisch weit wertvoller als bloßes passives Mitleiden. Dem so verstandenen humanitären Christentum gibt so die Verfasserin vor dem entschiedenen Buddhismus den Vorzug. Den bis zum letzten Augenblick bei seiner Lehre verbleibenden Inder trifft bei einem Gewitter tödlich der Blitz, und der buddhistische Tempel geht in Flammen auf.

Als fromme Pilgerin verkleidet kehrt Agnola zum Schloß Emanuels zurück, aber nur, um am Grabe von Doris zu beten. Gleichfalls unerkant, als Bettler, zerlumpt, mit gebleichtem Haar und gebeugtem Rücken ist Ferdinand zurückgekehrt. Seinen Freunden Theodor und Reinhold bekennt Emanuel seine innere seelische Wandlung, ihm sei des Inders kalte, lieblose Lehre zum „Wahnsinnstrank“ geworden, grauenhaft sei der Heroismus des Brahmanen gewesen, der letzten Endes doch nicht Heroismus sei:

„Denn Ihr habt Recht, viel schwerer als Entsagung des Lebens, als sich Abwenden von der Welt und ihrem Treiben, als das tatenlose Beschwichtigen des Wollens, als das passive Sichverschließen in die Einsamkeit; viel schwerer als das Alles ist, ist es, den Kampf zu bestehen mit der Welt und ihren Leiden, ist es, das Leid tragen mit seinen Schmerzen, ist es, tatkräftig handeln für die Welt und die Menschheit, und in ihrem Strudel sich activ bewegen. Das ist der wahre Heroismus, der dem Manne ziemt, nicht weichlich, nichtiges, sich tatenloses Zurückziehen von dem Kampfe des Lebens. Seht, darum sagt ich: ich könnte des Inders große Lehren nicht verfolgen bis an's Ziel, könnte diese Lehre nicht anerkennen bis in die äußerste der Folgerungen“ (S. 189).

Freudig bewegt über diese Wiedergeburt Emanuels pflichtet ihm Theodor bei und preist mit beredten Worte die christliche Liebe:

„Aber größer als das Mitleid ist nicht die Askese, größer, höher ist die Liebe, und Gott zu lieben ist das höchste der Gebote. Das Mit-

leid ist nur weiches, leidendes Gefühl, die Liebe handelt, die wahre Liebe muß oft gegen das Mitleid handeln, will sie wahrhaft das Wohl anderer bewirken. Freude anderer Wesen kennt das Mitleid nicht, es will dich nicht freuen, es will nur leiden, die Liebe kann sich freuen mit den Freudigen und trauern mit den Traurigen“ (S. 191).

Emanuel schließt dieses philosophische Gespräch:

„O, meine Brüder, St. Georg hatte uns einst vereint im jugendlichen Streben, den Himmel zu erstürmen. Vereint Euch jetzt mit mir zu fernerm Streben wahrer Menschenliebe. In Asche sank dahin der Tempel auf meines Inders so geheimnisvoller Insel, er selber sank dahin, ein düsterer Traum in mir ist mit herabgesunken, ein helleres Licht von einer helleren Erkenntnis stieg in mir auf; auf, Brüder! Ich trage es zu einem neuen Tempel, helft mir bauen an diesem Tempel. Ihn soll kein Feuer je zerstören können, er sei gegründet für die Ewigkeit, gegründet auf drei Säulen: Wahrheit, Schönheit, Tugend, von denen Sternbogen . . . hinüberreichen in eine andere Welt“ (S. 192).

In der Schlußszene am Sarkophage von Doris im gräflichen Erbbegräbnis finden sich unerwartet Ferdinand, Agnola und Emanuel, der einen frischen Zypressenkranz an dem Grab seiner Schwester niederlegen will. Nach Vortrag eines ihrem Andenken gewidmeten Leichenkarmens sinkt Emanuel in tiefen Schlummer nieder, Agnola kann es sich nicht versagen, ihn zu küssen. Hiervon erwacht Emanuel, beide gestehen sich nun ihre Liebe. Gerührt gibt die einst so stolze Gräfin-Mutter ihre Zustimmung zum Ehebund. Ganz zum Schluß enthüllt sich auch die Herkunft Agnolas, sie ist die Tochter der vor 18 Jahren von Ferdinand verlassenen Julia Bordi und Ferdinands. Mit den Worten: „Friede, Friede. — Segen! Glück!“ stirbt auch dieser.

Unsere Analyse dürfte klargestellt haben, daß die eigentliche Handlung des Dramas recht verschlungen, schwer verständlich und verworren ist, daß aber andererseits die Gedankenwelt kühn anmutet, daß sie von dem hohen Geiste Schopenhauers gesättigt ist. Es bleibt staunenswert und ist wohl ohne Vorgang in der deutschen Literatur, daß ein weiblicher jugendlicher Geist von 19 Jahren einen solchen Aufschwung seiner Gedanken nimmt und in einer solch klaren und edlen Sprache die schwierigsten philosophischen Probleme darzustellen versteht.

WORTE HANS PFITZNERS IM LICHTE DER SCHOPENHAUERSCHEN PHILOSOPHIE.

Von

KONRAD PFEIFFER (Halle a. S.).

Wer Hans Pfitzner bisher nur als Musiker, nicht aber als Freund und Anhänger unseres Philosophen kannte, der hat ihn als solchen durch sein schönes Bekenntnis zu Schopenhauer, mit welchem das vorige Jahrbuch eröffnet wurde, kennengelernt. Inwieweit dieses Bekenntnis wirklicher Kongenialität entsprungen ist, ersieht man aus einigen Kernworten¹ Pfitzners, wenn man sie ins Licht der Schopenhauerschen Philosophie setzt.

Pfitzner sagt: „Der Komponist hat keine Außenwelt als Stoff, sondern nur sein Gefühl. Er schafft aus dem Nichts.“

Hierzu Schopenhauer: „Die Musik ist das Nachbild eines Vorbildes, welches selbst nie unmittelbar vorgestellt werden kann“ (II, 303)².

Die Übereinstimmung ist deutlich. Freilich ist die Schopenhauersche Formulierung nur dem in seine Philosophie Eingeweihten verständlich, während Pfitzner Jedem verständlich ist. Dafür wiederum führt Schopenhauer das Problem auf das Letzt-Erkennbare, nämlich auf das Wesen der Musik und damit auf das Wesen der Welt selbst zurück. M. a. W.: Pfitzner gibt ein richtiges: „So ist's“, Schopenhauer ein: „So muß es sein.“³ Das gleiche Verhältnis läßt sich auch in den folgenden Parallelen beobachten. — —

Pfitzner: „Nichts entstellt so sehr die Sprache einer echten und wahren Musik, als das falsche Zeitmaß, weil, wie ich behaupte, jedem Thema sein Tempo gleichsam angewachsen ist; es gehört zu ihm; es ist nicht ein Hinzugefügtes, sondern sein Wesen, seine Seele. Ausnahmen bestätigen die Regel.“

Bis auf den Schlußsatz ist die Parallele zu Schopenhauer wiederum klar. Man vergleiche bei Schopenhauer: „Die Musik wird einzig und allein in und durch die Zeit, mit gänzlicher Ausschließung des Raumes, auch ohne Einfluß der Erkenntnis der Kausalität, also des Verstandes, perzipiert.“ (II, 314.) Weiter wäre hier zu erinnern an Schopenhauers Charakterisierung rascher und langsamer Melodien als schneller,

¹ Mitgeteilt in Nr. 40 der „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 13. November 1938.

² Nach der Ausgabe Hübscher bei F. A. Brockhaus. (Der noch nicht erschienene Band VI ist nach Frauenstädt, der Nachlaß nach der Grisebachschen Ausgabe — G N — zitiert.)

³ Vgl. VI, 193, wo Schopenhauers Verhältnis zu Goethe in diesen Formulierungen überaus deutlich dargelegt und zugleich der Unterschied des künstlerisch gerichteten Kopfes zum philosophischen Kopf präziser als irgendwo anders gekennzeichnet ist.

bzw. langsamer Übergang vom Wunsch zur Befriedigung und von dieser zum neuen Wunsch (II, 307/8), worin ja bekanntlich nach Schopenhauer das Wesen der Melodie und damit der Musik besteht. Pfitzners „Behauptung“ korrespondiert also wiederum, ganz so wie im ersten Beispiel, mit Schopenhauers Beweisführung, die ja in seiner Musiktheorie ebenfalls auf seinem Grundgedanken vom Wesen der Welt basiert.

Pfitzner: „Wenn es überhaupt etwas gibt, was eine Wahrheit im höchsten Sinne darstellt, so ist es die im Kopfe des Genies entstandene direkte Anschauung, der geniale Gedanke, die Inspiration.“

Nach Schopenhauer ist mit dem Namen Genie bekanntlich nur der Künstler und der Philosoph zu bezeichnen, beide aber „arbeiten im Grunde darauf hin, das Problem des Daseins zu lösen“ (III, 463), d. h. die „Wahrheit im höchsten Sinne“ (Pfitzner) zu finden. Die Grundlage der künstlerischen wie der philosophischen Konzeption aber ist die „direkte Anschauung“ (Pfitzner), deren Gegenteil der indirekte, d. h. aus der Anschauung erst „abgezogene“ Begriff (Schopenhauer) ist: Die Übereinstimmung ist wiederum ungemein deutlich. Weiter wäre noch hinzuweisen auf VI, 81 und Anmerkung daselbst: „Zu dem also Begabten“ (nämlich dem Genie) „sieht die Menschheit auf, nach Aufschlüssen über die Dinge und ihr eigenes Wesen“. Diese Aufschlüsse aber sind „gewissermaßen eine von einem höheren Wesen ausgehende Offenbarung“.

Pfitzner: „Das Charakteristische an genialen Kunstleistungen ist, daß einem das fertig Vorliegende ebenso selbstverständlich vorkommt, als es unbegreiflich bleibt, wie es entstehen konnte.“

Dazu Schopenhauer: „Die Augenblicke, wo ich mit Verstand und Sinnen rein objektiv in die Welt hineinsehe, sind nichts Beabsichtigtes, nichts Willkürliches, sie sind das mir Gegebene . . . in ihnen fasse ich das Wesen der Welt auf, ohne dann zugleich zu wissen, daß ich es auffasse.“ (G N IV, 340.) Und ferner die berühmte Stelle: „. . . das Werk wächst, concrescirt allmählig und langsam wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist, wie beim Kind im Mutterleibe.“ (eod. 338.) Und schließlich: „Alles Ursprüngliche und daher alles Echte im Menschen wirkt, als solches, wie die Naturkräfte, unbewußt.“ (eod. 637.)

Pfitzner: „Wenn gewisse Leute mich über Inspiration belehren wollen, kommt es mir vor, als wenn der Lazarettgehilfe der Wöchnerin erzählen will, wie das Kinderkriegen tut. Wer soll Aesthetiker sein? Aussagen kann doch nur der, der erlebt hat.“

Dazu, dem Sinn nach vollkommen gleich, Schopenhauer: „Die Tugend wird nicht gelehrt, so wenig wie der Genius: ja, für sie ist der Begriff so unfruchtbar und nur als Werkzeug zu gebrauchen, wie er es für die Kunst ist. Wir würden daher eben so töricht seyn, zu erwarten, daß unsere Moralsysteme und Ethiken Tugendhafte, Edle und Heilige, als daß unsere Aesthetiken Dichter, Bildner und Musiker erweckten.“ (II, 320.)

Pfitzner: „Folgenden Satz werden Viele nicht verstehen: Alle anderen Menschen dürfen an sich arbeiten, die Schaffenden müssen an dem Werk arbeiten. Die Allergrößten werden endlich Symbole. — — Es sind ihrer weniger als man denkt, der großen Schaffenden. Und daß sie es sind, — — dafür müssen sie zahlen.“

Dazu Schopenhauer (G N IV, 102 f.): Das Leben der genialen Menschen „hat auch wirklich nur eine moralische Tendenz, keine theoretische, nur moralischen Werth, keinen intellektuellen, . . .“ (eod. 102 f.), es ist also an ihnen „nichts als der sündige Wille“ (eod. 114), — also müssen sie „an sich arbeiten“ (Pfitzner), d. h. sich moralisch vervollkommen. Die „Schaffenden aber müssen an dem Werk arbeiten“ (Pfitzner). Warum? „Der Geistreiche, Geniale ist mehr das ewige Subjekt des Erkennens als das endliche Subjekt des Willens . . . sein Leben hat keine bloß moralische, sondern auch eine theoretische Tendenz“ (eod. 103), seine „wohlbenutzte Stunde bringt Jahrhunderten Früchte“ (eod. 109). — — „Die Allergrößten werden endlich Symbole“ (Pfitzner), d. h. sie sind „die wahren Ausnahmen unter den Menschen, welche . . . im Laufe der Jahrhunderte nur hin und wieder einmal aufgetaucht sind, weil eben die Natur jeden ihrer Art nur einmal machte und dann „die Form zerbrach“ (I, 118). — — Daß sie aber „dafür zahlen müssen“ (Pfitzner), erklärt Schopenhauer mit der Tendenz des Opfers, das dem Leben jedes Genies eigentümlich ist: „Der mit Genie begabte Mensch opfert sich ganz für das Ganze, eben indem er lebt und schafft“ (G N IV, 106). Und weiter (eod. 277): „Ein Lorbeerkrantz ist eine mit Blättern bekleidete Dornenkrone.“

Pfitzner: „Die Gedankenwelt in die Wirklichkeit zu bringen ist ein beschwerlicher Transport, bei dem immer viel verloren geht.“

Schopenhauer (im Brief an Goethe vom 11. November 1815): „Jedes Werk hat seinen Ursprung in einem einzigen glücklichen Einfall, und dieser gibt die Wollust der Conzeption: die Geburt aber, die Ausführung, ist, wenigstens bei mir, nicht ohne Pein . . .“ Und warum das? „Bei der Ausführung des Werkes“ (im Gegensatz zu Conzeption), „als wo die Mitteilung und Darstellung des also Erkannten der Zweck ist, kann, ja muß, eben weil ein Zweck vorhanden ist, der Wille wieder tätig sein“ (VI, 451): Wo aber Wille ist, da ist auch notwendig Leiden.

Insofern also ist wiederum Übereinstimmung zwischen dem Künstler und dem Philosophen vorhanden. Daß jedoch bei dem „Transport“, d. h. bei eben jener Ausführung, „immer viel verloren geht“ (Pfitzner), würde Schopenhauer, wenigstens in dieser Allgemeinheit, nicht anerkannt haben. Das gilt nur von dem „nach einem Gedanken erst ringenden Bewußtsein“ (VI, 557), im Gegensatz zum völlig klar geschauten Gedanken. In diesem Falle freilich — aber nur in diesem — scheint es, wenn die Niederschrift auf dem Papier steht, als sei bei derselben — beim „Transport“ (Pfitzner) — viel verloren gegangen von dem, was geschaut wurde: Richtiger muß es aber heißen, daß nur von dem, was man zu schauen geglaubt hatte, viel verloren gegangen ist. Ist nämlich der

Gedanke voll ausgereift, steht er ganz klar und durchsichtig vor uns, so ist seine Niederschrift, sein „Transport in die Wirklichkeit“, zwar „beschwerlich“, aber nur eine gleichsam technische Angelegenheit, und es geht nichts dabei verloren. Wie groß allerdings die Schwierigkeiten sind, wie „beschwerlich“ es ist, jenes „nach einem Gedanken erst ringende Bewußtsein“ zu einem völlig klaren und durch und durch bedeutsamen, vielsagenden, wirklichen „Gedanken“ zu gestalten, das lehren uns Beethovens Skizzen. Daß aber alsdann schlechterdings nichts mehr daran geändert werden kann, ohne einen solchen Gedanken zu zerstören, zeigen überaus deutlich manche Beispiele bei Mozart, wo Phantasie und schöpferischer Kunstverstand oft um einer anscheinend geringfügigen Änderung willen nochmals die ganze Bahn durchlaufen und so den neuen Schöbling gewissermaßen organisch aus dem alten Stamm hervortreiben lassen. (Nach Abert, W. A. Mozart, II, 119.) Dann aber ist nichts mechanisch aufgesetzt, sondern alles organisch und aus einem Guß, und jede Änderung würde zerstörend wirken.

Und hätte Schopenhauer das berühmte Anathem: „Mein Fluch über Jeden, der, bei künftigen Drucken meiner Werke, irgend etwas daran wissentlich ändert, sei es eine Periode, oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen“, wohl ausgesprochen, wenn er nicht das untrügliche Bewußtsein gehabt hätte, daß die Niederschrift vollkommen dem entsprach, was er hatte niederschreiben wollen, daß das Gedachte und das Geschriebene sich als durchaus kongruent deckte?

Freilich heißt es wiederum, daß „es Gedanken gibt, welche nie Worte finden, und leider sind dies die besten“ (I, 104). Und ferner (G N IV, 301): Der Gedanke ist nur die Mumie der Anschauung, „und die Worte“ — bzw. die Töne des Musikers — „der Deckel des Mumien-sarges. Hier ist die Gränze der geistigen Mittheilung: das Beste schließt sich aus.“ — Ob andererseits wiederum Mozarts freie Improvisationen, die nie aufgeschrieben wurden und unsagbar herrlich gewesen sein sollen, bei der Niederschrift verloren hätten, — wer vermag das zu sagen?

Alles in Allem: Wie sehr der Künstler und der Philosoph, Intuition und Abstraktion, sich ergänzen, zeigt sich in diesen Beispielen deutlich: Der Philosoph gibt, im Philosophem, die (abstrakte) Regel, der Künstler, im einzelnen Kunstwerk, das (anschauliche) Beispiel zu derselben. So zeigt sich auch von hier aus wieder die Richtigkeit eines der wichtigsten Grundgedanken der Schopenhauerschen Philosophie.

EINIGE WELTASPEKTE.

Überzeugungen und Erwartungen von

C. V. E. CARLY.

Am 6. Juni 1938 konnte C. V. E. Carly, der schwedische Schopenhauer-Forscher, sein 75. Lebensjahr vollenden. Carly, der sein reiches und vielseitiges Schaffen seit Jahrzehnten in den Dienst Schopenhauers stellt (vgl. XVIII. Jahrb. 1931, S. 377, und XXI. Jahrb. 1934, S. 219), konnte im vergangenen Jahre seinen Übersetzungen Schopenhauerscher Werke ins Schwedische noch eine weitere anreihen: Schopenhauer: Om viljan i naturen (Bd. XXXVIII der Sammlung Berömda filosofer, Björck & Börjesson, Stockholm). Im folgenden gibt er, als eine Art Geburtstagsgabe für seine Freunde und die Freunde Schopenhauers, ein persönliches Bekenntnis.

*

Als deutsches Wort für Philosophie scheint mir passend Überzeugungslehre, im Gegensatz von Glaubenslehre, welches die Religion ist. Diese hat nämlich mit der Philosophie dasselbe Thema, nämlich die letzte Rechenschaft zu geben von der Welt überhaupt. Das sie Unterscheidende ist bloß dieses, daß die Philosophie Überzeugung zu wirken sucht, die Religion hingegen Glauben fordert, welche Forderung sie durch Androhung ewiger und bisweilen auch zeitlicher Übel zu unterstützen sucht: dagegen das Ärgste was die Philosophie thut, wenn es ihr mißlingt zu überzeugen, ist, daß sie entfernt zu verstehen giebt, es stände bei den zu Überzeugenden einige Dummheit im Wege. Daraus sieht man, daß die Philosophie sowohl in Hinsicht auf Gutmütigkeit als auf Ehrlichkeit einen Vergleich mit der Religion nicht zu scheuen hat.

Schopenhauer (G N IV, § 34).

Wir sind im Grunde etwas, das nicht seyn sollte: darum hören wir auf zu seyn.

Schopenhauer (W. a. W. u. V. II, D II 579).

. . . der Kantische Idealismus, der die Welt genau so, wie wir sehen, also empirisch real, im Raume stehen läßt, aber aus den nachweisbar subjektiven Grundelementen unserer Anschauung klar darlegt, daß sie ohne erkennendes Subjekt nichts ist und daß „die ganze Körperwelt wegfallen müßte, wenn man das erkennende Subjekt wegnähme (s. Kr. d. r. V. A 382). — etwa wie das Spiegelbild verschwindet, wenn der Spiegel, in dem es dasteht, zerschlagen wird.

Gustav Friedrich Wagner, Transscendental-Idealismus, S. 37.

Es liegt eine ungeheure Macht darin, den Schwerpunkt seines Wesens in seinem Inneren zu haben. Und eine noch größere Macht besteht darin, daß sich dieser Schwerpunkt einem Kraftzentrum im Weltall nähert oder damit zusammenfällt.

Ercki Melartin, Credo, Aforismer.

Wie Andre, ohne viel zu fragen
ob man hier oben mich gebraucht,
so bin auch ich zu Lust und Plagen
im Strom der Dinge aufgetaucht.
Geduld! Nach wenigen Minuten
versink ich wieder in den Fluten.

Wilhelm Busch.

*

Ein philosophisches System kann natürlich nicht „Glaubensbekenntnis“ genannt werden. Abgesehen davon, daß Schopenhauer auch die ethische und ästhetische Bestimmung der Philosophie hervorhebt, indem er z. B. die platonischen Ideen *in abstracto* darstellt, sagt er ausdrücklich: „Die Philosophie hingegen ist eine Wissenschaft und hat als solche keine Glaubensartikel: demzufolge darf in ihr nichts als daseyend angenommen werden, als was entweder empirisch geradezu gegeben, oder durch unzweifelhafte Schlüsse nachgewiesen ist“ (D IV, 122). Und dennoch — gerade aus Schopenhauers Gedankenbau dürfte ein Credo auskristallisiert werden können. Es ergäbe ein Credo, das des Nachdenkens wirklich wert wäre — und der Beherzigung; das aber schwerlich dem großen Haufen gefallen dürfte, namentlich nicht den marxistischen, von den Leidenschaften des Klassenhasses vertierten Horden. Ebensowenig dürfte es sich für jene Vielen, Gelehrte wie Ungelehrte, eignen, die die Wahrheit in dem zu finden glauben, was sie „das geoffenbarte Wort“ nennen, sowie in salbungsvollen oder spitzfindigen Auslegungen desselben.

Im Zusammenhang mit Schopenhauers großartiger Weltwillenslehre Kants transzendentalen Idealismus mit einfachen Worten, in exakten Formeln und klaren Begriffen zu erfassen — eine Weltanschauung insofern, als sie die Voraussetzungen, Formen und Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens ermittelt —, diese Weltanschauung in Verbindung mit der Willenslehre in eine „Überzeugungslehre“ umzusetzen, um nicht, trotz der Inkonsequenz, zu sagen: in ein „Glaubensbekenntnis“, — dies ist eine Aufgabe, die noch ihrer Lösung harrt, die aber gelöst werden sollte (vielleicht in der Form von Frage und Antwort). Denn jener Idealismus, der, so paradox es klingt, das Dasein der objektiven Welt von dem des Gehirns abhängig macht, ist sicherlich ebenso unbestreitbar wie für den gewöhnlichen Menschenverstand unbegreiflich. Hier will ich jedenfalls — ohne mich auf Beweisführungen einzulassen, die sich ja anderwärts finden und hier allzu weitläufig würden — gewisse Hauptpunkte meiner „Überzeugungslehre“ aufzeichnen. Als Motto könnten zwei Zeilen der Finnland-Schwedin Edith Södergran stehen:

„Eines aber fand ich und Eines gewann ich wirklich —
den Weg in das Land, das nicht ist.“

Was jedoch nicht hindert, daß es sich hierbei um viel handelt, um alles, — um alle Existenzen und Formen des Universums. Es betrifft also:

Erstens sowohl die Diversität als auch die Identität zwischen Sinnlichem und Nichtsinnlichem; die Diversität insofern, als das Sinnliche, die Vorstellung, das was man sieht, ideal (transzendental) sowie mit dem Intellekt vergänglich ist, das Nichtsinnliche aber, das Ding an sich, das niemals Erschaute, nur im Herzen Erkannte, real (transzendent) und unvergänglich ist; — die Identität hingegen nur insofern, als dieses Reale das in sich Ursachlose, jedoch der wirkliche Grund und der unvergängliche Kern in allem Idealen, in der Vorstellung, in der flüchtigen und vergänglichen Erscheinung ist. (Nach Schopenhauer bedeutet das Wort transzendent den ewig ungreifbaren, übersinnlichen, unsichtbaren, unbewußten, doch allein unverkennbar unzerstörbaren, unvergänglich realen und überall gegenwärtigen wirklich wirkenden, obgleich bodenlosen Grund und Kern des Universums, das Ding an sich; das Wort transzendental bedeutet den Zustand, worin das Selbstbewußtsein des Menschen infolge seiner angeborenen Erkenntnisformen, Raum, Zeit und Kausalität, die sichtbare Welt als angeschauten Objekt erkennt, welches im traumlosen Schlaf des Intellekts und mit dem Tod verschwindet und deshalb transscendental ideal genannt wird. (Hierüber ausführlich in Gustav Friedrich Wagners Transscendental-Idealismus, wo z. B. auf S. 114 zu lesen steht: „Transscendent heißt aber stets «vom Subjekt unabhängig»; transscendental «vom Subjekt abhängig», durch das Subjekt gegeben.“)

Zweitens, daß also das Ding an sich, das Unfaßbare und Unerkennbare, das Schopenhauer selbst als Willen zum Leben bezeichnet, welcher der Grund (nicht die Ursache, denn Ursachen gibt es nur in der Erscheinungswelt) ebensowohl für das Fallen des Steines wie für den Gedanken des Genies ist, — daß es das in allem Eine, einzig wirklich Reale und ewig Unvergängliche war, ist und sein wird, daß aber die Erscheinungen, die sichtbaren Dinge, somit auch wir Menschen, das ewig Dauerlose und Vergängliche waren, sind und sein werden.

Drittens, daß somit wir selbst metaphysisch, zutiefst und unsinnlich das Ding an sich in Freiheit und Allmacht sind, aber physisch, sichtbar und sinnlich nur Erscheinung in Unfreiheit und Ohnmacht, wie auch daß ursprünglich all die ewig wechselnden Erscheinungen entstanden, wann und wo die geeigneten Bedingungen dafür vorhanden waren; was die Objektivation des Weltwillens genannt wird, der sich in den zahllosen Formen, Gattungen, Arten und Rassen der lebenden Natur darstellt; daraus ergibt sich z. B., daß „das erste Menschenpaar“ mehr als eines gewesen sein muß.

Viertens, daß das Ichbewußtsein und damit die Verantwortung nur beim Menschen zu finden sind, und daß das Ich des Menschen nichts anderes ist als die Kulmination eines Strebens aus der Tiefe des von

Ewigkeit zu Ewigkeit gleich unbewußt zeugenden wie unersättlich verschlingenden Weltwillens — man könnte geradezu sagen: das Ergebnis qualvoller Geburtswehen eines gleich unendlichen und unsterblichen wie unbewußten und unverantwortlichen Gottes, oder, um einen Gedanken General Ludendorffs anzuführen, daß „der Mensch, das einzige Bewußtsein Gottes, ein einmaliger, nie wiederkehrender Atemzug Gottes“ ist.

Fünftens, daß das, was man die Seele des Menschen nennt, nicht im vergänglichem und im Tod verschwindenden Intellekt liegt, sondern im Charakter, im Herzen, im Willen, der unsterblich und der metaphysische Mittelpunkt von allem ist, wie auch daß der Weltwillen (zu welchem der individuelle durch die Pforte des Todes zurückkehrt) unbewußt und deshalb ohne jegliche Rücksicht auf Gut oder Böse ist (wäre er bewußt, so müßte er satanisch sein), aber daß unser individuell bewußter Wille gut sein sollte, — ehrlich und rechtschaffen, und dies weder aus Hoffnung auf Belohnung noch aus Furcht vor Strafe.

Sechstens, daß sich ein Mensch eigentlich niemals mit der Rache zu befassen braucht, denn es gibt ein unbewußt rächendes Wesen, das wirklich und trotz seines Unbewußtseins so beschaffen und so wach ist, daß früher oder später, in der einen oder anderen Weise auch der schlimmste Verbrecher seine verdiente Strafe erhält, — denn, wie Schopenhauer sagt, „der Wille zum Leben hat es immer nur mit sich selbst zu thun; darauf beruht die ewige Gerechtigkeit“. Dies darf natürlich nicht jene Wachsamkeit hindern oder lähmen, die für die notwendige Selbstverteidigung in einer böartigen Welt unumgänglich ist. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit des Strafgesetzes und der Wehrmacht. In einer bösen Welt „dem Bösen nicht Widerstand zu leisten“ ist wahnwitzig; mag sein, daß dergleichen bei Heiligen nicht Wahnsinn ist.

Siebtens, daß Zeit, Raum und Kausalität nur für die Erscheinung gelten, und daß diese völlig apriorischen „Kategorien“ somit keinerlei Einfluß auf das ewig Metaphysische, auf das Ding an sich haben, das ewig absolut unabhängig und völlig unberührt von der Zeit ist, die ein Bild der Ewigkeit (Plato), vom Raum, der ein Bild der Unendlichkeit, und von der Kausalität, die ein Bild der Notwendigkeit ist, — welches Ding an sich aber den universell letzten Grund dieser Denkformen darstellt! (Hier sei bemerkt, daß allerdings ein Widerspruch darin vorzuliegen scheint, wenn vom Weltwillen das eine Mal als dem Grund, aber nicht der Ursache, das andere Mal als dem stets Zeugenden und Verschlingenden gesprochen wird. Dieser Widerspruch ist jedoch nur scheinbar und fällt mit der unausweichlichen Voraussetzung fort, daß Ursache, Zeit und Raum dem metaphysisch Ewigen nicht zukommen. Gleichnisweise kann man auch sagen, daß der Grund eines Hauses nicht die Ursache des Hauses ist, aber daß ohne den Grund das Ganze einstürzen würde usw.)

Achtens, daß es der, der sich in das Kant-Schopenhauersche Weltbild einzuleben und es wenigstens annähernd zu verstehen versuchte, als völlig natürlich empfindet, stets im innersten Wesen der Welt zu

ruben, im Transzendenten, im Ding an sich, aber im Erscheinungsmäßigen, Immanenten und Transzendentalen, im sichtbar Wirklichen zu wirken und wirken zu müssen; daß Unruhe immer in dieser Welt, Ruhe aber immer in der metaphysischen zu finden sind. Die Erkenntnis dessen, daß man im unbewußten Ruhen, im Metaphysischen ewig ist, vergänglich aber in der Welt der Erscheinungen, dem empirisch Bewegten, im Sichtbaren, diese Erkenntnis ist es, die demjenigen Frieden, Ruhe und Zuversicht gibt, der die Weltwillenslehre und den Transzendental-Idealismus zu verstehen versuchte, damit aber, wenigstens augenblicksweise, den Unterschied zwischen den Erscheinungen und dem Ding an sich, zwischen dem Transzendentalen und dem Transzendenten erkennt. Man weiß, daß man sterben muß, dennoch aber sozusagen unpersönlich ewig leben wird. Mitten in all dem traumhaften, sorgenbeschwerten, flüchtigen Leben empfindet man eine seltsame Gewißheit . . . Das Ich mit seinem Raum, seiner Zeit und seiner Kausalität weicht zurück, und offenbar wird, daß man, dem Tode zu Trotz, irgendwie in einer „ewigen Gegenwart“ vorhanden ist; im Inneren ahnt und fühlt man sich dann als das Transzendente, Nichtsinnliche, das Ding an sich, als welches man immer ruht, während man im Leben, als das vergängliche Wesen, das man wurde und ist, immer wirken muß; man arbeitet, wirkt, strebt und leidet sogar getrost und voll froher Zuversicht, man weiß, daß man — irgendwie — immer mit dabei ist. Dies alles zusammen bedeutet, daß die Mystik der Unendlichkeit immer besteht, die Mystik der Persönlichkeit immer vergeht

Neuntens, daß es kein Objekt ohne Subjekt, kein Subjekt ohne Objekt gibt, und daß somit die Sätze „Die Welt ist meine Vorstellung“ und „Kein Gehirn — keine Welt“ ganz und gar richtig sind.

Zehntens: „Es giebt nur einen angeborenen Irrthum, und es ist der, daß wir dasind, um glücklich zu seyn“ (Schopenhauer, W. a. W. u. V. II., D II 726). „Ein glückliches Leben ist unmöglich: das höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf“ (Schopenhauer, Parerga II, D V 349).

Dies und viel anderes, das hiermit zusammenhängt und in Schopenhauers umfassenden und tiefsinnigen Werken gründlich erforscht und ausführlich bewiesen wurde — in der Erkenntnistheorie vor ihm durch Kant —, sollte so verdichtet, konkretisiert und in klaren Worten anschaulich gemacht werden, daß es der gesunde Menschenverstand sogleich einsähe. Vor allem so, daß der Mensch ohne weiteres begreifen würde, daß er allein das diskursive Selbstbewußtsein besitzt und deshalb, besonders aber wegen seiner Aseität oder metaphysischen Freiheit und Selbständigkeit für sein Tun verantwortlich ist, daß er nie und nimmer einem außerweltlichen, persönlichen und weltenschaffenden Gott die Schuld geben darf, den er immer nur in sich selbst, im eigenen Herzen suchen muß; — daß sich der Mensch nicht auf die Hilfe eines „lieben Gottes“ verlassen darf („Wer sich auf Gott verläßt, ist wirklich verlassen“), sondern nur auf sich selbst, wie fürchterlich das Leben ihn auch heim-

suchen möge, sowie daß er sich im Augenblick des Todes in das Unerbittliche der Vernichtung des Ichs zu fügen hat, was wahrhaftig — ebensowenig wie das Verschwinden des Ichs während des traumlosen Schlafes — nichts ist, was beklagenswert wäre, — so wie die Welt immer war und beschaffen ist! Ganz im Gegenteil ist es noch immer so, wie schon vor 400 Jahren Edmund Spenser schrieb:

„Schlafen nach Plagen,
Ruhe nach Zank und Streit,
Hafen nach Sturm, Sterben nach Leben, —
Schenken erquickenden Frieden.“

Allerdings sollte, wie bereits angedeutet wurde, unser bewußter Wille — trotz seiner tatsächlichen Unfreiheit, die sich aus seiner Verkörperung und damit aus seiner unausweichlichen Abhängigkeit von der Lebenslage ergibt — so erzogen und gerichtet sein, daß er sich selbst unmittelbar in allem sieht, vor allem im Leiden des Lebenden, — er sollte wenn möglich „ethisch genial“ sein (was sicherlich gerade das ist, das den Menschen mehr als alles andere über das Tier erhebt), er sollte seine Verantwortung kennen und sollte wissen, daß sich trotz dem Leid und Elend der Welt in der transzendenten und innersten Tiefe unseres Wesens ein Streben findet und mitten in aller Vergänglichkeit ein reines Herz das Höchste und die einzige Pforte zum Nirwana ist. Nur schade, daß dieses Höchste so selten ist! Hieraus aber und gerade aus Schopenhauers Erklärung der Welt ergibt sich mit hinreichender Deutlichkeit (trotzdem Schopenhauer niemals irgendein moralisches Gebot aufstellt, vielmehr nur erklärt, was die Welt ist), daß es jedenfalls von besonderem Wert ist, wenn der Mensch sich ein waches Gewissen erhält. Und das kann er vielleicht, wenn er beherzigt, was Angelus Silesius mit dem Epigramm ausdrückt:

„Halt an, wo laufst du hin, der Himmel ist in dir:
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.“

(Cherubinischer Wandersmann, I. 82.)

Dies entspricht auch zutiefst Schopenhauers Auffassung, trotzdem er bisweilen mit der gläubigen Einfalt seinen Spott treibt.

Wir mögen nun aber diesen einzigen und wahren Gott finden oder nicht finden (Oh, daß man ihn suchte und fände!), durch den Tod müssen wir gleichwohl zu unserem ewig unergründlichen Ursprung zurückkehren, zum kosmischen Urwillen, — in das „Land, das nicht ist“. Und das soll uns ebensowenig erschrecken wie das Nichtsein vor der Geburt. Dann können wir in die Worte Lenaus einstimmen:

„Die Gläser und die Herzen, alle Zechen
hab ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
denn er verweht mich selbst, und mir die Welt.“

(Don Juan. Dramatische Szenen.)

Ähnliches sprechen auch zwei schwedische Dichter aus; Sigurd Agrell sagt:

„Mich schert nicht Lärm, noch daß die Menge lacht.
Ich kam aus Nacht und gehe in die Nacht.
Du weißt, daß ich mein Herz nur dir geweiht,
oh stille Mutter, stumme Ewigkeit!“

Und Johannes Edfelt:

„Die Leidenschaft wird einem Schweigen weichen,
das wie der Tau fällt, den die Erde trinkt.
Oh Tag der Gnade, Wunder ohne Gleichen,
wenn endlich unser Ich ins Dunkel sinkt!“

Hier soll aber auch angedeutet werden, daß — zumindest nach einigen uralten indischen, noch immer lebendigen und von Schopenhauer oft berührten Anschauungen — ein träges Gewissen, ein unreines Herz, ein böser Mensch mit dem Tode nicht ohne weiteres in das Nirwana einzugehen vermag. Das Leben ist ein Läuterungsprozeß, und wurde dieser nicht vollendet, so wird der Mensch vielleicht wieder geboren, mag sein in einer anderen Individualität, und kann dann seines harten Herzens wegen vielleicht erst nach Äonen die schließliche Befreiung gewinnen. Mit Ausnahme dessen, daß das Leben stets einen mehr oder weniger — meist weniger! — glücklichen Läuterungsprozeß darstellt, sind dies aber wohl weit mehr bloße Hypothesen als beweisbare Tatsachen.

Wie dem auch immer sei: Jedenfalls verhält es sich so, daß der Mensch aus der Ewigkeit und dem Bewußtlosen kam . . . Und dorthin geht er auch; was das Natürliche — und Wünschenswerte ist! Denn, wie ich in einem norwegischen Buch las: „Friede ist viel mehr als alles andere; er ist das Ziel!“ Und wie der Dichter Ling schrieb: „Was ist Friede? Das Ausruhen des Geistes von Raum und Zeit.“ Und weil der persönlich bewußte Geist sichtlich nur den individuellen Willen des Menschen beseelt, der mit dem Tod in den unbewußten kosmischen Willen eingeht, so kann ein Mensch auf dem Sterbelager — vor allem, wenn er zur kleinen Schar jener gehört, die reinen Herzens sind — in der Erkenntnis der bevorstehenden Vernichtung in die Verse einstimmen, die der schwedische Dichter David Törnquist schrieb:

„Weithin, in die Unendlichkeit,
führen mich Traumesschwingen.
Und es ruh'n in Vergessenheit
irdisches Tun und Ringen.“

(Aus dem schwedischen Manuskript ins Deutsche übertragen von Erich Furreg.)

**DIE SCHOPENHAUER-
FEIERN DES JAHRES 1938.**

DIE REICHSFEIER ZUM 150. GEBURTSTAG ARTHUR SCHOPENHAUERS IN DANZIG.

Schopenhauers Ahnentafel, die jetzt bis zu den Ururgroßeltern und teilweise noch darüber hinaus bekannt ist, zeigt ihn weit zurück verwurzelt in der Bevölkerung des Danziger Landes und erweist seinen eigenen Glauben an seine überwiegend holländische Abstammung als irrtümlich. Kenner des Danziger Menschenschlages weisen hin auf das Danziger Gesicht, das der Philosoph, besonders im Alter, ganz auffällig zeigt. Die Stammesähnlichkeit mit der niederdeutsch-holländisch-ostdeutschen Mischung, die das Danziger Land bewohnt, ist im Gesicht des Philosophen deutlich ausgeprägt. Und nicht nur äußerlich im Gesicht! In Danzig wirkende Nervenärzte stellen fest, daß die Bevölkerung des Danziger Werder vergleichsweise viel häufiger unter seelischen Störungen, insbesondere auch schweren Depressionen und Verdüsterungen des Weltbildes, zu leiden hat, als dies in anderen Gegenden der Fall ist. Durch die Verwurzelung Arthur Schopenhauers im Danziger Volkstum besteht eine echte und für die Erkenntnis seines Wesens keineswegs belanglose Beziehung des Philosophen zu seiner Danziger Heimat. Daß er in Danzig geboren wurde, ist, wie man weiß, ein recht zufälliger Umstand, der auf hypochondrische Bedenklichkeiten des Vaters des Philosophen zurückgeht; kurz vor ihrer Niederkunft kehrte Floris Schopenhauer mit seiner jungen Frau aus London, wo der erwartete Sohn mit dem Recht der englischen Staatsbürgerschaft zur Welt kommen sollte, unmotiviert und nicht ungefährlich für die Schwangere nach Danzig zurück. Aber er ist nicht nur in Danzig zufällig zur Welt gekommen, das Danziger Land hat auch in langer Geschlechterfolge das Genie des Philosophen langsam herangebildet. In diesem viel gewichtigeren Sinne darf Danzig Arthur Schopenhauer seinen Sohn nennen. — Mit dem Hinweis auf seine Abstammung sind Schopenhauers Beziehungen zu Danzig aber auch fast vollständig erzählt. Man weiß, daß er schon als Fünfjähriger Danzig verließ und daß er später nur noch einmal, für wenige Tage zur Konfirmation, in seine Vaterstadt zurückkehrte. Die weiteren Beziehungen Schopenhauers zu Danzig beschränken sich auf Briefwechsel fast ausschließlich finanzieller und größtenteils unangenehmer Art (Auseinandersetzung mit Muhl).

Andererseits ragte Danzig keineswegs vor anderen Städten hervor als Hochburg der Schopenhauer-Verehrung. Der Fremde, der sich in Danzig nach einem Denkmal des weltberühmten Mannes umsah — dies geschieht häufig genug, wenn im Sommer die großen Touristendampfer aus aller Welt Zoppot anlaufen —, sah sich vergebens um. Eine größere, verkehrsreiche Straße ist in Danzig bis heute noch nicht nach dem Philosophen benannt worden. (Der Schopenhauerweg südlich der Großen Allee, zwischen Halbe Allee und Olivaer Tor, hat nur wenige Häuser und ist selbst alten Danzigern häufig unbekannt.) Am Geburtshaus, Heilige-Geist-Gasse 114,

mußte man sich vor dem 22. Februar 1938 anstrengen, wenn man den Namen des Philosophen auf einer kleinen, unscheinbaren, oberhalb des 2. Stockwerks angebrachten Gedenktafel erkennen wollte. Man konnte die Tafel nur von der gegenüberliegenden Seite der Straße aus sehen, aber während eines großen Teiles des Jahres war sie durch das Laub der vor dem Hause stehenden Bäume ganz verdeckt. Ich erfuhr, daß der Inhaber des Schuhgeschäfts, das sich in den Parterräumen des Schopenhauer-Hauses befindet, Herr Krefft, jahrelang die Last der Auskunftserteilung über den Philosophen gegenüber ausländischen Touristen getragen hat. Lange Jahre hat allerdings der verdienstvolle frühere Vorsitzende der Schopenhauer-Gesellschaft, Landgerichtspräsident Dr. Zint, seinen Wohnsitz in Danzig gehabt. Auch gab es eine sehr rege Ortsgruppe der Schopenhauer-Gesellschaft, deren eifriges Mitglied Fritz Jänicke, Schriftleiter der „Danziger Neuesten Nachrichten“ und unter dem Namen Pogutke bekannter humoristischer Dichter in Danziger Mundart, Schopenhauer in breiteren Schichten der Danziger Bevölkerung populär machen konnte. Aufs Ganze gesehen aber dürften andere deutsche Städte, vorab Frankfurt a. M., den Nachweis erbringen können, daß dort an äußeren Ehrungen für den Philosophen, an sinnvollen Anstalten zur Bewahrung seines Gedächtnisses in Archiv und Museum, mehr geschah, als in seiner Vaterstadt. Was den Ausschlag gab, daß sich die maßgebenden Reichsinstanzen für Danzig als Stadt der Reichsfeier des 150. Geburtstags entschieden, das war das unveräußerliche Recht der Geburtsstadt nicht allein des Philosophen, sondern auch vieler seiner Vorfahren.

Anläßlich des Jubiläums wurde Danzigs großem Sohn in seiner Vaterstadt endlich ein Denkmal in Erz errichtet, und zwar entsprechend seiner, in dem Memorandum über ein in Frankfurt a. M. zu errichtendes Goethe-Denkmal geäußerten Meinung, nicht als Standbild des ganzen Menschen, wie es sich nach Schopenhauer nur für Feldherren und andere Männer der Tat ziemt, sondern als Büste, der Form des Denkmals, das nach Schopenhauer für Helden des Geistes allein in Frage kommt. Die Büste wurde ausgeführt von dem Danziger Bildhauer Lehmann-Siegmundsburg, und als Ort ihrer Aufstellung wurde die Technische Hochschule ausersehen, wo sie im 2. Stockwerk vor der Aula ihren Platz gefunden hat. Andere, ebenfalls erörterte Möglichkeiten der Aufstellung der Büste vor dem Artushof am Langen Markt im Mittelpunkt der Stadt oder vor dem Staatstheater am Kohlenmarkt wurden fallen gelassen.

Am Geburtshaus des Philosophen wurde von Baurat Volmar die Fassade unter Berücksichtigung ihres Aussehens zur Zeit von Schopenhauers Geburt erneuert. Das Haus erhielt endlich eine würdige Gedenktafel, die ebenfalls aus der Hand des Bildhauers Lehmann-Siegmundsburg hervorging.

Zu den äußeren Zeichen der Schopenhauer-Ehrung anläßlich des Jubiläums gehört auch ein Satz Schopenhauer-Briefmarken in den Werten 15, 25 und 40 Danziger Pfennige, der in der ganzen Welt wegen seiner

Schönheit allerhöchste Anerkennung gefunden hat und teilweise schon wenige Tage nach Erscheinen ausverkauft war. Die Vorlagen für diese Schopenhauer-Briefmarken sind von Professor Dr. W. Drost, Direktor des Stadtmuseums in Danzig, gemeinsam mit dem Unterzeichneten aus einer großen Zahl von Schopenhauer-Bildern — allen, von denen Originale der Reproduktionen für uns irgendwie erreichbar waren — als die geeignetsten ausgewählt worden.

Zu den die Schopenhauer-Festtage überdauernden Ehrungen des Philosophen gehört auch die Schopenhauer-Festschrift mit dem Programm der Veranstaltungen und den Geleitworten von Staatsrat Albert Forster, Gauleiter der NSDAP. in Danzig, Arthur Greiser, Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig, Wilhelm Löbsack, Gauschulungsleiter der NSDAP. in Danzig, und Adalbert Boeck, Senator für Volksbildung, Wissenschaft, Kunst und Kirchenwesen in Danzig, die sämtlich lebhaften Anteil an der Feier genommen haben. An ihrer Vorbereitung hat neben Gauschulungsleiter W. Löbsack besonders der Direktor der Landeskulturkammer, Dr. Goergens, eifrig mitgewirkt. Die Festschrift enthält ferner eine kurzgefaßte Darstellung von Leben und Lehre Arthur Schopenhauers von dem Vorsitzenden der Schopenhauer-Gesellschaft, Dr. Arthur Hübscher, und einen Aufsatz über: „Schopenhauers Pessimismus und wir“, von dem Unterzeichneten. Sehr reichhaltig ist die Ausstattung der kleinen Schrift mit Bildbeilagen. Sie enthält vier Bilder des Philosophen, darunter zwei weniger bekannte, die ihn als jungen Mann zeigen. Auch ein Bild der Mutter des Philosophen nach dem Pastell der Karoline Bardua ist beigefügt. Schließlich enthält die Festschrift noch die Ahnentafel Schopenhauers nach Dr. Walther Kauschenberger, Frankfurt a. M. Alle Bilder sind außerordentlich schön reproduziert und erhöhen wesentlich den Wert der Festschrift, die denn auch solchen Anklang fand, daß sie schon eine Woche nach ihrem Erscheinen vergriffen war. Diese Schopenhauer-Festschrift ist nicht zu verwechseln mit einer anderen, nach dem Jubiläum erschienenen Schrift, die betitelt ist: „Arthur Schopenhauer und sein Werk, Festrede und Vorträge anlässlich der Reichsfeier zum 150. Geburtstag des deutschen Denkers in Danzig.“ Diese letztere, im Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H. erschienene Schrift von 116 Seiten ist eine Sammlung der Reden und Vorträge, die während der Schopenhauer-Woche gehalten wurden. Sie ist zum Preise von 1,50 RM. im Buchhandel zu haben.

Ein wesentliches Stück im Rahmen der Jubiläumsveranstaltungen stellte die Schopenhauer-Ausstellung in den Räumen des Landesmuseums in Oliva dar, mit deren Vorbereitung der Unterzeichnete beauftragt war. Die Ausstellung, wie sie ursprünglich geplant war, sollte alles vereinigen, was sich an Schopenhauer-Denkwürdigkeiten jedweder Art, an Reliquien aus seinem Leben, an Manuskripten, Bildern, an Ausgaben seiner Werke, an Übersetzungen und Dokumenten seiner späteren Auswirkung beschaffen ließ. Daß dieser Plan nicht in vollem

Umfang durchgeführt werden konnte, lag hauptsächlich daran, daß in Frankfurt a. M. zur gleichen Zeit eine Schopenhauer-Ausstellung stattfand und infolgedessen das Material des dortigen Schopenhauer-Museums und -Archivs für Danzig nicht mehr frei war. Trotzdem war die sorgfältig vorbereitete Danziger Ausstellung ebenfalls sehr sehenswert. Eine ganze Reihe öffentlicher und privater Institute, Bibliotheken und Museen hatten uns wertvolle Schopenhauer-Originalien, Erinnerungsstücke an das Leben des Philosophen oder Bilder von ihm überlassen. Von anderen Stellen erhielten wir wenigstens Photokopien wichtiger Manuskripte oder Briefe. In erster Linie sind wir dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar für kostbare Originalien von Goethe und Arthur Schopenhauer wie auch von Johanna und Adele Schopenhauer zu Dank verpflichtet. Prof. Dr. Keyser, Direktor des Landesmuseums in Oliva, machte sich um die Ausstellung verdient durch Bereitstellung der Räume seines Museums und durch sachgemäße und geschmackvolle Anordnung der Ausstellungsobjekte. Die ausgestellten Bilder hatte Prof. Drost ausgewählt. Die Ausstellung fand in der Danziger Bevölkerung lebhafteste Anteilnahme und erfreute sich wochenlang eines sehr starken Besuches.

Den Auftakt zu den rednerischen Veranstaltungen des Schopenhauer-Jubiläums bildete ein Radiovortrag des Unterzeichneten am 18. Februar über das Thema: „Die Überwindung des Pessimismus durch den nordischen Menschen.“ Der Vortrag behandelte den Pessimismus als wesentliche Bedingung der europäischen Kultur. Er zeigte, daß Schopenhauers Pessimismus in der abendländischen Geistesgeschichte kein singuläres Phänomen ist, daß vielmehr von der Kultur im tragischen Zeitalter der Griechen angefangen bis in die Gegenwart hinein der Pessimismus, wie er vom nordischen Menschen erlebt und innerlich verarbeitet wird, eine ungeheure kulturschöpferische Bedeutung besitzt.

Ein zweiter Radiovortrag von dem früheren Vorsitzenden der Danziger Ortsgruppe der Schopenhauer-Gesellschaft, Oberstudienrat Dr. Hans Cüsov, behandelte das Thema: „Arthur Schopenhauer und Danzig.“ Ein dritter Radiovortrag von Frau Elsa Faber-von Bockelmann war dem Gedenken an Johanna Schopenhauer gewidmet.

Nachdem am 21. Februar im Altstädtischen Rathaus eine Begrüßung der in- und ausländischen Gäste durch den Senat der Freien Stadt Danzig stattgefunden hatte, brachte der Jubiläumstag, der 22. Februar, den Höhepunkt der Feierlichkeiten mit der Festrede von Reichsleiter Alfred Rosenberg in der, dem Anlaß entsprechend, von Prof. Phleps ausgeschmückten Aula der Technischen Hochschule. Der Rede Rosenbergs ging als musikalische Einleitung die Coriolan-Ouvertüre von Beethoven, gespielt vom Orchester des Danziger Staatstheaters unter Leitung von Georg Pilowski, und die Begrüßung der Festversammlung durch Gauleiter Staatsrat Albert Forster voraus. Dann sprach, von der Festversammlung lebhaft begrüßt, Reichsleiter Rosenberg, der, wie man weiß, schon in seinem Buch „Mythos des 20. Jahrhunderts“ unserem Philosophen ein ausführliches Kapitel gewidmet hat. In seiner Rede hob

er das für unsere Zeit Beispielhafte an Schopenhauers Persönlichkeit und Werk hervor. „Wenn sich an diesem Tage“, so schloß Reichsleiter Rosenberg seine Rede, „Vertreter des deutschen Volkstums, aber auch Vertreter anderer europäischer Nationen treffen, um dieses Riesen im Reiche des Geistes zu gedenken, so bekennen wir damit, fern von aller Tagespolitik, uns zu einem gesteigerten Persönlichkeitsbewußtsein und zur verinnerlichten Wahrhaftigkeit vor uns selbst. Deutschland darf inmitten dieses Bekenntnisses stolz sagen: Arthur Schopenhauer, dieses weltumfassende Genie und dieser wahrheitsfanatische Charakter, er ist uns heute näher, als er es jemals den früheren Geschlechtern gewesen ist.“ Die Wirkung der Rede, die auf verschiedene deutsche Sender übertragen wurde, war außerordentlich nachhaltig und in gewisser Hinsicht überraschend: denn es mögen nicht wenige Deutsche geglaubt haben, daß die tatwillige nationalsozialistische Bewegung, als deren Vertreter Reichsleiter Rosenberg sprach, mit dem Pessimismus Schopenhauers wenig zu tun haben könne, und daß deshalb auch für die nationalsozialistische Bewegung kein Anlaß vorliege, den großen Pessimisten besonders zu feiern. Die so Denkenden konnten der Rede Rosenbergs entnehmen, daß führende Männer der Partei über das Verhältnis von Schopenhauers Philosophie zur nationalsozialistischen Weltanschauung großzügiger — und gründlicher! — denken; und es ist keineswegs allein der Antisemitismus und Antiliberalismus Schopenhauers, der die Gemeinsamkeit begründet. Rosenberg hob hervor: „Was immer von außen herankommen und was immer an inneren Bedrängnissen, an Leidauffassungen und Unglück hervortreten mag, sich diesem Schicksal nicht knechtisch zu beugen, aber auch nicht oberflächlich optimistisch an den Problemen des Daseins vorüberzugehen, sondern sich diesen Fragen heldisch zu stellen, das ist die Haltung aller großen Kämpfer im Leben der Völker, ist Gehalt alles wirklich großen Menschentums im einzelnen.“ Eine kongeniale Musik, die Faust-Ouvertüre von Richard Wagner, mit anschließender Führerehrung beendete die denkwürdige Feier. — Unmittelbar darauf gruppierte sich die Festversammlung um die vor der Aula aufgestellte Schopenhauer-Büste, die von Gauleiter Staatsrat Albert Forster nach einer kurzen Ansprache enthüllt wurde. Die neue Gedenktatel am Geburtshause, Heilige-Geist-Gasse 114, wurde eine Stunde später von Kultussenator Adalbert Boeck ebenfalls mit einer dem Sohn des Danziger Landes feiernden Ansprache enthüllt. Am Nachmittag eröffnete Gauleiter Staatsrat Albert Forster im Schloß in Oliva die Schopenhauer-Ausstellung mit einer dem Philosophen huldigenden Ansprache, um durch diese wiederholte persönliche Mitwirkung die Bedeutung, die der Feier von Partei und Staat beigemessen wurde, nochmals zu unterstreichen.

Noch am Festtage selbst begannen die Vorträge über Schopenhauers Philosophie im Auditorium maximum der Technischen Hochschule. Als erster sprach Professor Liljequist (Lund), der bedeutendste Vertreter des schwedischen „Persönlichkeitsidealismus“, über: „Schopenhauer

und das Bewußtseinsproblem.“ Das Auditorium maximum war bis auf den letzten Platz besetzt. Die wissenschaftlich wertvollen, aber schwierigen philosophischen Gedankengänge Liljequists stellten hohe Anforderungen an Aufmerksamkeit und Auffassung des Publikums. Sie wurden mit reichem Beifall belohnt. -- Am folgenden Tage, am Mittwoch, dem 23. Februar, sprach Emile Bréhier, Professor der Philosophie an der Sorbonne, über: „Der «einzigste Gedanke» Schopenhauers“, ein Thema, das in Anlehnung an eine Stelle in der Vorrede zur I. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ gewählt war. Obwohl Prof. Bréhier französisch sprach, hielt der Vortrag das den Hörsaal bis auf den letzten Platz füllende Publikum bis zum letzten Augenblick in Spannung. Die Zuhörer dankten dem französischen Redner mit besonderer Herzlichkeit. Wie originell und tief das in diesem Vortrag gebotene Bild von Schopenhauers Persönlichkeit und Philosophie war, wurde uns aber erst klar, als wir die mit höchster Darstellungskunst, ja man möchte sagen: dichterisch, empfundene und geformte Rede später langsam lesen und auf uns wirken lassen konnten. — Am Dienstag, dem 24. Februar, sprach Dr. Arthur Hübscher (München) als Vorsitzender der Schopenhauer-Gesellschaft über: „Schopenhauer und wir.“ Das Auditorium maximum war überfüllt. Die Wirkung des Vortrags bewies die außerordentliche Aufgeschlossenheit des Publikums unserer Tage für die Lehren des Philosophen. Bei aller Klarheit und anspruchsvollen gedanklichen Höhe seiner Ausführungen vermochte Dr. Hübscher unter seiner Zuhörerschaft jene Stimmung der Feier und des verehrenden Gedenkens zu beschwören, die dem Jubiläum angemessen ist. Mehr in leidenschaftlichen Dithyramben eines Dichters als in trockener Vorlesungsdiktion des Professors sprach Professor Heinrich Zimmer (Heidelberg) über: „Schopenhauer und die indische Philosophie“, zu dem sich wiederum ein zahlreiches, das Auditorium maximum bis auf den letzten Platz füllendes Publikum eingefunden hatte. Der beseelte, aus dem Erlebnis strömende und als Bekenntnis wirkende Vortrag war von überaus starker Wirkung auf das Publikum. Die überraschend starke Teilnahme des Publikums an den Vorträgen hielt unvermindert an bis zum letzten Tag der Schopenhauer-Woche, Sonnabend, den 26. Februar, an dem der Unterzeichnete sprach über: „Schopenhauer als Psychologe.“ — Abend für Abend blieb ein kleinerer Kreis von Zuhörern mit den Rednern in gemütlichem Gedankenaustausch im Hotel „Danziger Hof“ vereinigt. Auf den Inhalt der Vorträge soll hier nicht eingegangen werden; sie sind, wie schon erwähnt, im Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft als Broschüre mit zwei Bildbeilagen (dem Schopenhauer-Bild von Hamel und einem Bild von Reichsleiter Alfred Rosenberg) ausgestattet, erschienen und zu dem billigen Preis von 1,50 RM. im Buchhandel erhältlich.

Danzig.

WALTER EHRENSTEIN.

DIE FEIER IN FRANKFURT.

Schon vor der Danziger Reichsfeier hatte Frankfurt a. M. seine Schopenhauerfeier abgehalten. Die in den letzten Jahren gesteigerte Beteiligung an den Freuden des Karneval war in der zweiten Februarhälfte in der Großstadt am Main dem Gipfelpunkt nahe: am 19. Februar fanden 420 festlich-närrische Veranstaltungen statt. Obgleich nun Schopenhauer dem Scherz nicht abgeneigt war, „welchem eine Stelle zu gönnen in diesem durchweg zweideutigen Leben kaum irgend ein Blatt zu ernsthaft seyn kann“ (Vorrede der ersten Auflage des Hauptwerks), so kann man doch nicht annehmen, daß die „Konjunktur“ der besinnlichen Erinnerung an den großen Denker günstig gewesen wäre. Aber die Stadt Frankfurt hat sich in bemerkenswerter Weise für die Ausgestaltung einer angemessenen Erinnerungsfeier eingesetzt, so daß der Gedenktag über den Kreis der geladenen auswärtigen und einheimischen Verehrer Schopenhauers hinaus Beachtung gefunden hat.

Früh am Vormittag des 19. Februar fand eine stille Gedenkleier am Grabe Schopenhauers auf dem Hauptfriedhofe statt, an welcher die Gesellschaft, vertreten durch den Vorsitzenden, die Stadt, vertreten durch den Direktor der Stadtbibliothek, Herrn Prof. Dr. Oehler, und der Tierchutzverein, zu dessen ältesten Mitgliedern der Philosoph zählte, durch Kranzniederlegung und kurze Ansprachen sich beteiligten.

Um 11 Uhr begann die Morgenfeier im einfach und würdig geschmückten Bürgersaal des Rathauses. Der erste Satz der „Kleinen Nachtmusik“ von Mozart, von Mitgliedern des Städtischen Orchesters dargeboten, führte die Gedanken in jene Vergangenheit, die heute noch lebendig ist. Dann begrüßte Stadtrat Dr. Keller im Namen der Stadt die Gäste aus Partei, Wehrmacht und Behördenkreisen; es waren u. a. erschienen der Rektor der Universität, Leiter hiesiger Bibliotheken, der Leiter des Nietzsche-Archivs in Weimar, Vertreter ausländischer Konsulate. Der Gruß galt auch den zahlreichen Anhängern Schopenhauers, unter denen sich auch manche auswärtige Mitglieder unserer Gesellschaft befanden. Dann stellte der Redner kurz die Beziehungen Schopenhauers zur Stadt Frankfurt dar und erweckte Verständnis dafür, daß die Stadt den Philosophen zu den Ihrigen zähle, der sie nach sorgfältiger Prüfung zur Heimat erwählt hatte und in ihren Mauern mehr als ein Drittel seines Lebens verbrachte, Jahre voll fruchtbarer Arbeit und beginnenden Ruhmes. Darauf hielt Dr. Arthur H ü b s c h e r den Festvortrag: „Schopenhauer und unsere Zeit“. Die Vielgestaltigkeit der Lehre Schopenhauers, die sich auf breiter Erfahrungsgrundlage aufbaute, die ernste und gründliche, von wissenschaftlicher oder religiöser Voreingenommenheit freie Gedankenentwicklung wurde ausführlich dargelegt und der Nachweis erbracht, daß Schopenhauer gerade unserer Zeit viel zu sagen hat, die nach Überwindung des flach optimistischen Fortschrittsglaubens durch Leben und Wirklichkeit den tiefsten Gedanken Schopenhauers mehr Verständnis entgegenbringt als die vergangene Epoche, indem sie dem weichlichen

Glücksverlangen der Vergangenheit Opfermut und Opfersinn entgegensetzt. Die der allgemeinen Anerkennung entgegenstehenden Vorurteile müssen beseitigt werden: Schopenhauer sei Romantiker des Weltschmerzes, Pessimist der Schwäche und Ethiker des duldsamen Geschehenlassens. Hierzu gab der Redner in seinen eindringlichen und mit Worten des Philosophen belegten Ausführungen wertvolle Anleitung. Der dritte Satz des Mozartschen Werkes schloß die Feier ab.

Anschließend wurde in der Geschlechterstube des Rathauses eine Schopenhauer-Gedächtnis-Ausstellung eröffnet, die aus den Beständen des Schopenhauer-Archivs mit Unterstützung des Stadtgeschichtlichen Museums zusammengestellt war. (Vgl. Bericht über Archiv.)

Am Nachmittag fand ein geselliges Beisammensein im „Frankfurter Hof“ statt, zu welchem Einladungen von den Freunden der Frankfurter Stadtbibliothek ergangen waren. Die Zusammenkunft gab Gelegenheit zur Aussprache mit auswärtigen Gästen und vermittelte so den Mitgliedern der Gesellschaft einen Ausgleich für das Fehlen einer größeren Sonderzusammenkunft, die aus verschiedenen Gründen nicht herbeigeführt werden konnte. Über diesen Teil der Feier schreibt das Städtische Anzeigebblatt Frankfurt am Main 1938 Nr. 8: „Am Nachmittage bei einem geselligen Zusammensein im kleineren Kreise gab Karl Jahn, der unermüdliche Sammler und Hüter des Schopenhauer-Archivs, ein anschauliches Bild von dem Menschen Schopenhauer. Aus Berichten von Zeitgenossen konnte der Vortragende die Gestalt des Weisen seinen Zuhörern wieder lebendig machen und gab manche Schilderung aus dem reichen Anekdotenschatz, der sich um die Gestalt des großen Frankfurters rankt.“

Die „Frankfurter Wochenschau“ Nr. 8 erschien als Schopenhauer-Nummer mit 7 Bildbeigaben und enthielt Beiträge von: Karl Jahn (Arthur Schopenhauer und Braunau am Inn), Karl Wagner (Der große Frankfurter Philosoph über den großen Frankfurter Dichter), Robert Diehl (Schopenhauer und das Frankfurter Goethedenkmal), Fritz Buhl (Arthur Schopenhauer und Elisabeth Ney), O. Föhlinger (Schopenhauer und seine Maler), Richard Oehler (Schopenhauer über Bücher und Bücherlesen), Ferdinand Happ (Die Verkalkung), Hubert Schiel (Eine wertvolle Neuerwerbung für die Schopenhauer-Sammlung der Stadtbibliothek), Karl Jahn (Schopenhauer und Schopenhauer).

Auch der Reichssender Frankfurt beteiligte sich an der Feier; am 20. Februar brachte er eine Hörfolge: „Optimismus und Pessimismus“ und am 23. Februar einen Bericht und Hinweise auf die Ausstellung zu Schopenhauers Gedächtnis.

Frankfurt a. M.

KARL WAGNER.

GEDÄCHTNIS-AUSSTELLUNGEN IN ALTONA UND DRESDEN.

Das Altonaer Stadtarchiv (jetzt dem Archiv der Hansestadt Hamburg angegliedert) veranstaltete zu Schopenhauers Todestag in der Halle des Alten Altonaer Rathauses eine Ausstellung von Briefen, Bildern und Sammlungen zeitgenössischer Dokumente, die das Leben und die Umwelt Schopenhauers betrafen. Besonders war die Umwelt des jungen Schopenhauers in Hamburg berücksichtigt: der Verkehr seiner Eltern mit Klopstock, dem Domherrn Friedrich Johann Lorenz Meyer, dem Maler Wilhelm Tischbein, dem Arzt J. A. H. Reimarus, dem Freunde Lessings, Graf Reinhard, dem gastlichen Handelsherrn Georg Heinrich Sieveking u. a. Der engere Familienkreis wurde lebendig in Briefen der Mutter und der Schwester Adele. Schopenhauers Hamburger Kaufmannslehrlingsjahre bei Senator Jenisch, seine ersten geistigen Auseinandersetzungen mit den Größen von Weimar und Jena, sein späterer Kampf gegen die idealistischen Philosophen wurden durch entsprechende Dokumente aus den reichen Beständen der Altonaer Handschriftensammlung veranschaulicht. Die Ausstellung, die unser Mitglied Dr. Paul Th. Hoffmann in mustergültiger Weise aufgebaut hatte, fand lebhafteste Teilnahme beim Publikum und in den Tageszeitungen.

*

Aus den Ausleihebüchern der Sächsischen Landesbibliothek Dresden ist zu ersehen, daß Schopenhauer in den Jahren 1814—18 die philosophischen und naturwissenschaftlichen Bücherschätze der damals Kgl. Öffentl. Bibliothek häufig benutzt hat (vgl. Jacob Mühlethaler: Die Mystik bei Schopenhauer, Dresden 1910, S. 68 ff.). Nur wenige Häuser von der Bibliothek entfernt, schrieb Schopenhauer den ersten Teil der „Welt als Wille und Vorstellung“. Zur Wahl seines Dresdener Aufenthaltes wünschte sich Schopenhauer nach seinen eigenen Worten „in jeder Hinsicht Glück“. Auch ist er „nie heiterer, nie in sich selbst zufriedener gewesen als eben hier“.

Diese Gründe bestimmten die Landesbibliothek, Arthur Schopenhauers im Jahre seines 150. Geburtstages durch eine Ausstellung zu gedenken. Die Museumsräume des Japanischen Palais mit den herrlichen klassizistischen Wand- und Deckenmalereien Gottfried Sempers boten einen festlichen Rahmen für die kostbaren Bilder, Handschriften und persönlichen Erinnerungstücke, die das Frankfurter Schopenhauer-Archiv in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hatte. Die Gemälde von Ruhl, Luntenschütz, Hamel und Goebel kamen durch die starke Beleuchtung in modernen Wandvittrinen zu höchster Wirkung. Auch die Daguerreotypen von 1842—55 konnten so günstig ausgelegt werden, daß sie das Bild Schopenhauers ganz klar widerspiegeln.

Das Staatsarchiv der Freien Stadt Danzig lieh für die Ausstellung zwei Briefe von Johanna und Adele Schopenhauer, die Stadtbibliothek Dresden die ihr als Depositum von der Dr.-med.-Thieme-Stiftung anvertrauten Manuskripte, vor allem die zu „Parerga und Paralipomena“, das Stadtmuseum Dresden die von Walter Sintenis im Jahre 1907 angefertigte Schopenhauerbüste, Architekt G. Bähr (Dresden) die seinem Vater, Justizrat Karl Georg Bähr, durch Vermächtnis zugefallene goldene Taschenuhr Schopenhauers und Frau Olga Kyber, geb. Bähr (Dresden), das große Prisma im Futteral mit Siegel und Beglaubigung des Testamentsvollstreckers Wilhelm von Gwinner. Aus dem Briefwechsel Bähr-Schopenhauer wurden zwei besonders eindrucksvolle Briefe ausgewählt, wie denn oberster Grundsatz auch dieser Ausstellung war: keine Ermüdung um den Preis der Vollständigkeit, sondern geschickte Zusammenstellung wesentlicher Stücke zu übersichtlichen, lebendigen Gruppen und deren Aufschließung durch eingehende Beschriftung. Die Erstausgaben der Werke Arthur Schopenhauers und Bücher von Johanna und Adele Schopenhauer wurden selbstverständlich von der Landesbibliothek beigesteuert.

Die Ausstellung fand warme, oft bekundete Anteilnahme; sie wurde nicht nur von „Intellektuellen“, sondern auch von Arbeitern besichtigt, die ihr Leben mit Hilfe der Schopenhauerschen Philosophie gemeistert haben. Es wurde nach besten Schopenhauer-Ausgaben und -Biographien gefragt. Die Dresdener Tageszeitungen berichteten über die Ausstellung und kündigten die öffentlichen unentgeltlichen Führungen darin an.

Dresden.

Dr. CHARLOTTE BODEN.

ZUM 150. GEBURTSTAGE SCHOPENHAUERS.

Festrede von

JON PETROVICI (Bukarest).

Am 10. Juni 1938 veranstaltete die Rumänische Akademie unter Vorsitz ihres Präsidenten, Professor Radulescu-Motru, eine Festsitzung, die dem Gedächtnis Schopenhauers gewidmet war. Die Festrede hielt Professor Petrovici, der Verfasser ausführlicher, selbständiger Monographien über Kant und Schopenhauer. Wir bringen sie hier in einer autorisierten Übersetzung.

Gegen Ende des vorigen Jahres hat die Rumänische Akademie das Gedächtnis Descartes' in einer Festsitzung geehrt. Wenn sie die heutige Sitzung der Erinnerung an einen anderen bekannten Philosophen, Arthur Schopenhauer, widmet, folgt sie damit ohne Säumen einer weiteren aus dem Abendland kommenden Anregung.

Schopenhauers Beitrag zum geistigen Besitz des rumänischen Volkes ist gewiß von dem des französischen Philosophen recht verschieden. Wenn dessen Lehre, ganz abgesehen von ihrer Geltung und ihrem Widerhall in der Welt, manche grundlegenden Züge aufwies, die sie offensichtlich mit ebensoviel Eigenheiten der rumänischen Volksseele gemein hat — wie das sind: gesunder Menschenverstand, Klarheit, Maßhalten —, und wenn das im Grunde mehr bedeutet als ein unmittelbarer Einfluß, den man bisher nicht behaupten könnte, so hat Schopenhauers Philosophie in ihrer dichterischen und bildhaften Gestaltung, von gewissen Umständen begünstigt, eine Wirkung auf die geistige Entwicklung Rumäniens in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ausgeübt.

Schopenhauers Philosophie ist eine Lichtbotschaft gewesen, aber sie ist nicht als Meteor auf den schnellen Flügeln einer Tagesmode durch unseren Gesichtskreis gezogen, sondern sie hat hervorragende Köpfe befruchtet und trotz furchtsamen Einspruchs einiger weniger in dauernden Werken ihren Niederschlag gefunden; auf solche Art ist sie in das tiefste Wesen für Land und Volk bezeichnender Schöpfungen eingegangen, die jederzeit, für alle Nachlebenden, einen stolzen Besitz bilden werden.

Das rechtfertigt die heutige Feier der Rumänischen Akademie zur Genüge, mag man sich auch dabei erinnern, daß der Philosoph, dem sie gilt, als unversöhnlicher Menschenfeind und Lobredner gewollter Vereinsamung mit giftigen Pfeilen gegen alle Bildungsanstalten, Akademien und Universitäten, zu Felde gezogen ist. So sehr solche Gegensätze grundsätzlicher Art uns unüberbrückbar scheinen mochten, so beschränkten sie sich letzten Endes doch auf Zusammenstöße mit zeitgenössischen Anstalten und mußten verschwinden, sobald die Leiden-

schaften, die ihnen Nahrung gegeben hatten, erloschen waren. Nicht selten erlebte man, daß gleichartige Anstalten es später nicht mit den akademischen Schwesterinstitutionen früherer Zeit, sondern mit deren Gegnern hielten, selbst wenn diese ihrerseits das rechte Maß in Streitigkeiten vermissen ließen, in denen die Waage im allgemeinen so schwer zu handhaben ist.

Im übrigen wollen wir nicht außer acht lassen, daß Schopenhauer ja trotz aller Feindseligkeit eine seiner späteren Arbeiten auf Anregung einer norwegischen Akademie verfaßt hat, die das Thema gestellt hatte und ihm auch den Preis zuerkannte.

Im Februar sind 150 Jahre verflossen gewesen, seit Arthur Schopenhauer, der später einmal der viel beredete und befahdete, geniale und einflußreiche Philosoph des Pessimismus werden sollte, in Danzig das Licht der Welt erblickte. Viel hätte nicht gefehlt, und dieser auf dem Gebiet metaphysischer Spekulation und für künstlerische Gestaltung seiner Gedanken so begabte Geist hätte Wege eingeschlagen, die ihn seinen natürlichen Neigungen zu entfremden geeignet waren oder ihn verhindert hätten, sich nach seinen Bedürfnissen auszubilden.

Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, wünschte dringend, sein Sohn möge ihm im Geschäfte folgen. Damals war Berufswahl auf Grund der Begabung noch etwas Unbekanntes; anspruchsvolle Laboratorien, bestimmt, die Eignung für den Beruf festzustellen, sei es auch nur mit dem heutigen Vorbehalt ungefährender Treffsicherheit, gab es nirgends; ja, der junge Mensch durfte nicht einmal das eigene Bewußtsein als letzten entscheidenden Faktor ins Feld führen. Den Beruf bestimmten die Eltern, die sich dabei gewiß von den besten Absichten leiten ließen und sicherlich allerlei Gründe in die Waagschale warfen, nur daß die Individualität des Kindes und seine besondere Eignung fast nie eine Rolle spielten.

Die Absicht des Vaters, seinen einzigen Sohn Kaufmann werden zu lassen, hat gewiß den einen Vorteil mit sich gebracht, schon den jungen Schopenhauer darauf hinzuleiten, sein Wissen nicht ausschließlich aus Büchern, sondern vor allem aus unmittelbarer Beobachtung der Wirklichkeit zu schöpfen, und ihm außerdem gründliche Kenntnis einiger Fremdsprachen, wie des Englischen und Französischen, die er an Ort und Stelle sich aneignete, zu vermitteln. Es ist auch sehr wohl möglich, daß selbst die Jahre, die er als Angestellter eines Handelshauses verloren hat, nicht ohne Gewinn für ihn gewesen sind, mochte der künftige Philosoph auch nicht allzuviel Hingabe dafür aufbringen; denn philosophischer Betrachtung kann Erfahrung jeder Art zum Nutzen gereichen, und vor allem kann es auf keinen Fall schaden, ehe man sich in persönlich angemessener Richtung betätigt, sich in anderer zu versuchen, die einem weniger liegt, der gewöhnlichen Ansicht zum Trotz, daß es unbedingt Zeit sparen heiße. Denn es ist das geeignete Mittel, endgültig Versuchungen oder auch nur Möglichkeiten vorzubeugen, die unter der eigentlichen Neigung des Betreffenden schlummern und sie gegebenenfalls beeinträchtigen

können; auf diese Weise jedoch setzt sich die letztere unbedingt durch und bleibt von allen Rückfällen verschont. In der Tat berichten die Lebensbeschreibungen mehrerer großer Philosophen von solchen vorgängigen Versuchen, eine andere Laufbahn einzuschlagen, ehe sie sich über ihre wahre Bestimmung klar wurden und endgültig in dem besonderen Fach Anker warfen, als dessen Vertreter sie einst zu glänzen und ihren Namen unsterblich zu machen berufen waren.

Nach dem Tode des Vaters gab Schopenhauer, der ihm gegenüber bestehenden Verpflichtung ledig, den Kaufmannsberuf auf und erwarb nach Beseitigung mancher Hindernisse, unter denen häufige Zusammenstöße mit seiner nun nach Weimar übersiedelten Mutter an erster Stelle standen, an der Universität Jena mit einer Aufsehen erregenden Arbeit aus dem Gebiete der Logik und Erkenntnistheorie den philosophischen Dokortitel. Sehr bald, bereits fünf Jahre später, hat dann der erst Dreißigjährige sein Hauptwerk, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, in der Handschrift fertig, jenes Werk, in dem die für ihn entscheidende Auffassung von Sein und Nichtsein Formung gefunden hat. Anders als Kant, den er sich zum vornehmsten Meister und Anreger erkoren hat, der aber mit der Sonde seiner Dialektik lange versuchend getastet hatte, ehe er zu endgültiger Formulierung seiner Weltanschauung gelangte, hat Schopenhauer, der vor allem Dichter und, wie alle wahren dichterischen Gestalter, frühreif war, die Grundlinien seines Gedankensystems bereits in jungen Jahren umrissen und der Folgezeit lediglich die Aufgabe vorbehalten, Einzelheiten zu ergänzen. Für vier lange weitere Jahrzehnte Lebens gewiß ein zu unbedeutender Inhalt. Die anhaltend pessimistische Einstellung des Verfassers mag darauf zum Teil zurückzuführen sein, allerdings neben gewichtigen anderen Ursachen, wie einem außerordentlich empfindsamen und reizbaren Temperament und einigen sein Selbstgefühl grausam verletzenden Enttäuschungen. Sie ließen ihn gewiß die tragische Seite des Lebens stärker und persönlicher empfinden, die im übrigen ja durchaus keine bloße Erfindung unseres Philosophen ist, sich vielmehr auch dem unbefangenen und heiter gestimmtesten Blick immer wieder offenbart.

Zwei große Enttäuschungen sind es vor allem, die die angeborene düstere Veranlagung unseres Philosophen verschärfen sollten, der seine pessimistische Theorie ja bereits entwickelt hatte: sein Mißerfolg als Vortragender an der Universität Berlin und das eisige Schweigen, dem seine Veröffentlichungen eine Reihe von Jahren hindurch begegneten. Ein Umstand, der den Eintritt in eine Laufbahn gewöhnlich erleichtert, ist das Vorhandensein von Beziehungen, wohlwollende Teilnahme von Freunden. Schopenhauer aber war ein wahrer Meister in der Kunst, Freunde abzustoßen und Beziehungen abzulehnen. Ja, mitunter forderte er einflußreiche Persönlichkeiten hochmütig mit seiner überspannten Erwartung schnellen Erfolges geradezu heraus.

Das war der Fall, als er seine Vorlesungen als Privatdozent an der Schopenhauer-Jahrbuch. XXVI. 28

Universität Berlin eröffnete und hoffte, die Hörer Hegels mit sich fortzureißen und diesen Philosophen vom hohen Sockel seines Ruhmes herabzustoßen. Schopenhauer, der sich als feinsten Seelenkenner erwies, sobald er Leitsätze der Lebensweisheit für andere prägte, mit denen er sich ehrenvoll den größten Sittenlehrern aller Länder anreihete, war weniger imstande, die Ratschläge, die er anderen gab, sich im wirklichen Leben selbst zunutze zu machen. Die Art, wie er sich gegen den auf dem Gipfelpunkt seines Ruhms angelangten Widersacher stellte, zeugte jedenfalls von einem taktischen Ungeschick, das ihm sehr teuer zu stehen kam; die Folge war, daß er auf die akademische Laufbahn verzichten mußte, sicherlich zu einem mindestens ebenso großen Nachteil für den philosophischen Unterricht als für sich selbst.

So blieb er außerhalb des Universitätsbetriebes. Aber er hatte nicht einmal die Genugtuung, als Schriftsteller beachtet zu werden. Lange Jahre hindurch blieb er wie durch eine Art Verschwörung völlig unbekannt, obschon sein Werk Vorzüge allerersten Ranges aufwies und bestimmt war, später den stärksten Widerhall auszulösen. Erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens, als Sechziger, nach dem Erscheinen seiner „Parerga und Paralipomena“, war es Schopenhauer endlich beschieden, die Aufmerksamkeit auf sein Werk gelenkt zu sehen, Wogen der Begeisterung zu entfesseln, in aller Munde zu sein und sowohl auf dem Gebiet der schönen Künste als dem spekulativer Betrachtung hervorragende Köpfe mit seinen Gedanken zu befruchten. So hat unser Philosoph denn im letzten Lebensabschnitt seinen Ruhm noch erleben dürfen, er hat die ihm in den Jahrzehnten vorher zuteil gewordene Mißachtung gutgemacht gesehen und die Genugtuung genossen, daß seine Wohnung in Frankfurt a. M. zum Ziel wahrer Pilgerfahrten wurde. Freilich hat der Andrang der Bewunderer und die Flut von Huldigungsschreiben ihn nicht in seiner Einstellung zu erschüttern vermocht; wenn er auch menschlich umgänglicher geworden war, so bewahrte er in seinem Äußeren doch nach wie vor etwas gleichsam Teufliches — ein französischer Besucher bekennt, daß er vor Beelzebub in Person zu stehen vermeint habe. Die Kinder erschrakten vor ihm. Fürst Bülow, der ehemalige kaiserliche Reichskanzler, erzählt in seinen Erinnerungen von seiner Begegnung als Knabe auf der Straße mit einem häßlichen, boshaft blickenden alten Herrn, vor dem er sich gefürchtet habe und der niemand anders war als Schopenhauer. Gewiß, seit im Jahre 1860 mit ihrem lieblichen Träger auch die letzten Spuren des Sonderlings verschwunden waren, ließ die Ausstrahlung seines unvergänglichen Lebenswerkes in alle Welt einen Kultus reiner Bewunderung aufkommen, und heute ist die Stadt Frankfurt stolz darauf, dem großen Denker die letzte Heimstätte geboten zu haben. Man weist das Schopenhauer-Archiv im Stockwerk des hellen Gebäudes am Mainufer dem Fremden mit dem gleichen Hochgefühl, mit dem man ihm kurz zuvor den Saal gezeigt hat, in dem die Kaiserkrönungen stattfanden und der Reichstag sich zu versammeln pflegte.

Schopenhauers Philosophie stellt eine eigenartige, ich möchte sagen: seiner Zeit angemessene Verschmelzung dreier großer Gedankensysteme dar: der Philosophie Kants, der Weltauffassung Platos und der Religion Buddhas. Jede dieser drei Lehren hat ihren deutlichen Niederschlag in Schopenhauers Bau hinterlassen, den verbindenden Faden aber lieferte zweifellos und der Natur der Sache entsprechend Kants Idealismus. Kant war ja noch nicht lange mit einer neuen Lösung uralter Rätselfragen auf den Plan getreten. Schon früher hatte man empfunden, daß der Grund alles Seins, der ständige Gegenstand metaphysischer Betrachtung, weder in der Zeit noch im Raum gesucht werden dürfe, die beide nur unendlich teilbare, ewig dehnbare Einrahmungen sind und in ihrem Bereich weder endgültige Ergebnisse noch weiter nicht zerlegbare Elemente zu gewinnen die Möglichkeit bieten. Diese beiden Einfassungen machten sich jedoch in beherrschender Unendlichkeit und unwiderlegbarer Notwendigkeit geltend und konnten anscheinend auf keine Weise beiseitegeschoben werden, um zu einer über sie hinausragenden, außer ihnen bestehenden Wirklichkeit zu gelangen, bis Kant durch seine auf dem eindrucksvollen Unterbau zwingender Beweisgründe ruhende Theorie ihrer bloß subjektiven Geltung die Möglichkeit eröffnete, sich über sie zu erheben. Auf diese Art war eine neue Grundlage für das Streben nach Erkenntnis gewonnen, und Schopenhauer wird anfänglich von keinem anderen Ehrgeiz beherrscht als dem, auf Kant weiterzubauen und ihn zu ergänzen. Zu diesem Zweck vereinfachte er ihn zunächst einmal, brachte ihn in Einklang mit einer ganzen Reihe biologischer Erkenntnisse und verlieh ihm schließlich ein dichterisch schillerndes, sich mehr einschmeichelndes Gewand, als es die ursprüngliche schmucklos strenge Fassung der Gedanken durch Kant dargestellt hatte. Es kann nicht bestritten werden, daß Schopenhauer durch diese Umwandlung zur Verbreitung der Kantischen Lehre viel beigetragen hat, die besonders in bildungsschwächere Länder erst in dieser neuen Gestalt Eingang fand.

So war von erzieherischem Standpunkt aus diese greifbare und leichter zugängliche Formulierung Kantischer Erkenntnisse nur zu begrüßen, mochte es auch die Aufgabe der Folgezeit sein, allmählich zum echten Kant in seiner ursprünglichen Fassung zurückzukehren.

Die Sendung, die einem Genie obliegt, ist nun freilich nicht, das Werk eines anderen, auch wenn er gleichfalls, wie im vorliegenden Falle, ein Genie war, volkstümlich zu machen. Oder, wenn es mir erlaubt ist, mich eines Vergleichs geldwirtschaftlicher Art, wie sie Schopenhauer, vielleicht in Erinnerung an seine Lehrzeit in einem Handelshause, oft genug liebte, zu bedienen, so möchte ich mich dahin ausdrücken, daß er berufen war, Geld eigener Prägung auf den Markt zu bringen, nicht aber, den Umlauf eines Schatzes in fremder Währung zu erleichtern, indem er auf solche Unterlage und Bürgschaft hin schön gedrucktes Papiergeld ausgab.

Das hat Schopenhauer denn auch getan, indem er sich eine eigene

Weltanschauung zurechtlegte und eine neue Methode in Anwendung brachte, die ich in aller Kürze darzulegen mich bemühen will.

Bis zu Schopenhauer war es allgemeine Überzeugung gewesen, daß der Weg zu metaphysischen Erkenntnissen einen mutigen Aufstieg über die Stufen abstrakter Dialektik voraussetze. Diejenigen, die nicht an die Wirksamkeit solches von der Vernunft geleiteten Vorgehens glaubten, vielmehr nur durch Erfahrung gewonnenes Wissen und den festen Besitz greifbarer Tatsachen als gültige Erkenntnis gelten lassen wollten, bestritten die Möglichkeit der Metaphysik überhaupt. Schopenhauer nun warf in diesen Zwiespalt der Meinungen den Gedanken einer auf Erfahrung und konkrete Anschauung beruhenden Metaphysik, einen neuen fruchtbaren Gedanken, der seinen Wert nicht nur in seinem eigenen philosophischen System, sondern weiterhin auch bei anderen Denkern erwiesen hat, die die Methode übernahmen und auffrischten, wie es etwa in der zeitgenössischen Philosophie Henri Bergsons geschah.

Schopenhauer hat den Einfall gehabt, an Stelle des Fluges in die Höhe, der sich so oft als trügerisch und unfruchtbar erwiesen hatte, die Versenkung in die Tiefe zu versuchen, was den Vorteil mit sich brachte, im Bereich des Greifbaren zu bleiben und von anschaulicher Erkenntnis des Tatsächlichen aufzusteigen, ein um so wirksameres Verfahren, als oft das, was in der Tiefe glimmt, eins ist mit dem, was auf der Höhe hell brennt.

Indem er in den Untergrund unseres Bewußtseins hinabsteigt, ist Schopenhauer überzeugt, daß er an die letzte, nicht weiter bedingte Wesenheit rührt, die Kant für etwas gehalten hatte, zu dem der menschliche Geist mit seiner Leuchte nie gelangen könne. Er kennzeichnete sie als Willen, schärfer ausgedrückt: als einen nie ermüdenden Drang, ein unaufhörliches Streben. Diese Schopenhauerische Anschauung, die den Willen zum Urelement des Seins macht, während das Denkvermögen auf die zusätzliche Aufgabe einer Begleiterscheinung beschränkt wird, deren Aufgabe es ist, jenem den Weg zu erleuchten, die aber nicht die Macht hat, ihn tatsächlich zu leiten, diese harte Auffassung beherrschte die Psychologie der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die die Grundlage alles seelischen Lebens im tiefen Mauerwerk der Triebe, im Umstand willkürlicher Neigung und Abneigung erblickte, während der gedankliche Einschlag, der früher einmal als entscheidend gegolten hatte, nunmehr als dünnes Spinnengewebe, als ein ohnmächtiges Spiel erschien, das die Regungen der menschlichen Seele zu bestimmen nicht instande sei. Aus dieser anscheinend harmlosen Auffassung hat sich dennoch unbedingt zwingend der Pessimismus als logischer Schluß ergeben, einfach auf Grund der nachstehenden Folgerungen: Blinder Wille als eigentliche Wesenheit des Seienden bedeutet Vorherrschaft des verstandesmäßig nicht Faßbaren, Mangel an Zweckbestimmtheit und Ausbleiben jedes Fortschritts — Schopenhauer berief sich gern auf ein gelegentliches Wort Voltaires: *..Nous laisserons ce monde-ci aussi sot et aussi méchant que nous l'avons*

trouvé en y arrivant“ —, und indem weiter jede Bemühung dem Schmerz gleichgesetzt wird, erscheint dieser als das einzig bestimmende positive Gefühl, während Freude, an sich schon viel seltener empfunden, nur eine vorübergehende Spanne der Unterbrechung einer für einen Augenblick erfolgreichen Bemühung darstellt, ehe diese mit erneuerter Kraft ihren ruhelosen Lauf wieder aufnimmt.

Schopenhauer ist nicht der Meinung, die Aufgabe des Philosophen bestehe nur darin, die bittere Wahrheit festzustellen, er hält dessen Sendung vielmehr für weiterreichend und bemüht sich, Mittel aufzuzeigen, um sich dem Strudel unaufhörlicher Schmerzen zu entziehen. Der Selbstsucht des Willens zum Leben, als der Ursache aller Leiden auf Erden, läßt sich, wie er ausführt, vor allem auf dreifache Art entgegenwirken: durch ästhetische Betrachtung, die in besonderem Grade selbstsüchtigen Interesses ermangelt, indem wir unser Selbst vergessen; durch das Gefühl des Mitleids, das ebenfalls Opfer zu bringen und das eigene Ich zu verneinen vermag, und schließlich durch den mutigen Vorsatz, unseren Willen zu zügeln, ja, zu ersticken, auf jede selbstsüchtige Betätigung, also auch auf die Fortpflanzung der Art, zu verzichten, und so für uns und die, die durch unsere Unbedachtsamkeit hätten ins Leben treten können, die Versenkung ins Nirwana, in jenen Zustand des Nichtseins vorzubereiten, den der unerbittliche Denker für tausendmal wünschenswerter hält als das elende Dasein, dem wir unterworfen sind.

Schopenhauers Lehre hat, als der Bann des Schweigens einmal gebrochen war, ungeheure Verbreitung gefunden. Eine wahre Flut pessimistischer Bekenntnisse ergriff in fast allen Ländern die gebildeten Schichten, die die Wirkung einer kräftigen und beredten philosophischen Begründung nun unvergleichlich stärker aufrüttelte, als es vereinzelt, noch so ergreifende pessimistische Ergüsse eines Byron oder Leopardi vermocht hatten.

Besonders Kunstschaffende, mit feineren Fühlern ausgestattet als die übrige Menschheit, lieferten dem großen Kunder des zeitgenössischen Pessimismus die zahlreichste Gefolgschaft. Nicht nur in Deutschland, sondern weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zollten viele führenden Geister dem pessimistischen Weltweisen ihren Tribut: so Richard Wagner, der große Komponist, in der letzten Periode seines dichterisch-musikalischen Schaffens, wie Nietzsche der Stempel Schopenhauers bereits in seiner frühesten Entwicklung aufgedrückt worden war; so die Schule der *Parnassiens* in Frankreich mit all ihren Lobrednern der Verneinung des Seins, und besonders der naturalistische Roman, der jede idealistische Neigung in der menschlichen Seele als Trödelkram wegwarf und sie ausschließlich von blinden Trieben beherrscht wissen wollte, weshalb Jules Lemaitre Emile Zolas Werk als „*une épopée pessimiste de l'animalité humaine*“ kennzeichnen durfte. Im Schreibtisch desselben Schriftstellers fand man nach seinem Tode noch Gedichte, die dem Schaffen des finsternen Weltweisen Leit motive entlehnen und sie in Verse bringen.

Uns hier in Rumänien geht natürlich die Wirkung Schopenhauers besonders an, soweit sie sich in unserem Lande verfolgen läßt, und solch ein Einfluß ist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ziemlich ausgedehnt und lebhaft gewesen und verdiente sicherlich eine eingehende Behandlung.

Im Rahmen einer zeitlich beschränkten Erinnerungsfeier wie der heutigen muß ich mich nach kurzer Feststellung der Tatsache, daß der erste Übersetzer Schopenhauers ins Französische, I. A. Cantacuzino (1885), ein Rumäne gewesen ist, notwendigerweise damit begnügen, zwei Persönlichkeiten hervorzuheben, die allerdings in hohem Grade für ihre Zeit repräsentativ sind: Eminescu¹ und Titu Maiorescu².

Eminescu, weiß man, begeisterte sich als junger Student für Schopenhauers Werk derart, daß für ihn, natürlich mit Ausnahme Kants,

¹ Mihail Eminescu, geb. 1850, gest. 1889; nach seinem in geistiger Umnachtung erfolgten Tode mehr und mehr als Rumäniens größter Dichter anerkannt, hat, ohne abgeschlossene Schulbildung, von der literarischen Gesellschaft „*Junimea*“ (Jugend) in Jassy unterstützt, in Wien und Berlin studiert und deutsche Bildung genossen. Seine Bedeutung als Lyriker liegt einerseits in der inneren Aneignung und Verwertung des Gedankengutes und der Form der rumänischen Volkspoesie für das eigene Schaffen, andererseits in dem nationalen Geiste und Gehalt desselben. Seine politische Tagesschriftstellerei als Redakteur hat gerade in unseren Tagen, als deutschen Geistesströmungen der letzten Zeit verwandt und sie gleichsam vorausahnend, steigende Beachtung gefunden. Sowohl seine Gedichte als auch epische Versuche in Märchen, Novelle und Roman sind vielfach von Schopenhauers Gedanken beeinflusst. Vgl. die Abhandlung von Thomas Frühm: „Schopenhauers Einfluß auf Mihail Eminescu, XXIII. Jahrb. 1936, S. 269 ff.

² Titu Maiorescu, geb. 1840, gest. 1917; Professor für Philosophie an der Universität Jassy, später an der Universität Bukarest; als hervorragendes Mitglied der konservativen Partei Unterrichts-, Justiz-, Außenminister und schließlich Ministerpräsident; hat durch Verbindung wissenschaftlicher Bildung mit praktischer Betätigung eine führende Rolle in der kulturellen und politischen Entwicklung Rumäniens in dem halben Jahrhundert vor dem Weltkriege, also unter der Regierung des Fürsten und dann Königs Karl I. gespielt. Er ist der Leiter der Gesellschaft „*Junimea*“ (Jugend) in Jassy und ihres noch heute erscheinenden Organs, der Monatsschrift „*Convorbiri Literare*“ (Literarische Unterhaltungen), Mitbegründer der Rumänischen Akademie, Freund und Förderer Eminescus, dessen Gedichte er herausgegeben hat, und ist, selbst in Wien, Berlin und Paris ausgebildet, dem überwiegend nach Frankreich hin orientierten geistigen Interesse seiner Nation gegenüber, der bedeutendste Vermittler auch deutscher Einflüsse gewesen. Vor kurzem noch hat die Übersetzung seiner größtenteils in deutscher Sprache geführten „Tagebuchaufzeichnungen“ berechtigtes Aufsehen erregt.

alle anderen Größen der deutschen Philosophie, die er vorher noch gewürdigt haben mochte, die sein neuer Abgott aber schonungslos verwarf, in den Hintergrund traten.

Die Übereinstimmung in innersten Überzeugungen, in gleicher Veranlagung bewirkte, daß Eminescu Schopenhauerische Themen in seinem dichterischen Schaffen Gestalt gewinnen ließ und sie in den berausenden Rhythmus von Versen einfügte, die, unübersetzbar in andere Sprachen, immerdar als ein Wunder gelten werden durch den gewaltigen Aufschwung, den sie früherem dichterischem Schaffen in rumänischer Sprache gegenüber bedeuten, vergleichbar etwa nur dem plötzlichen Übergang von der Postkutsche zum Flugzeug.

Ein paar Beispiele solcher meisterhaft in Verse gebrachten Themen mögen genügen:

„Das Dasein ist sinnlos, ist traurige Lüge,
Denn Auge und Ohr ist drauf aus, wie's betrüge;
Heut ist Offenbarung, was morgen nur Schaum;
Weit besser das Nichts als ein sinnloser Traum!“

(Aus „*Mortua est*“.)

„Die nämlichen Begierden in anderem Gewande,
Der gleiche Mensch in allen, im Tal wie auf dem Berg;
Das grausam gleiche Leben ist's stets in jedem Lande,
Uns alle äfft's, enthüllt sich nie menschlichem Verstande,
Mit Drang ins Unermessene begabend einen Zwerg.“

(Aus „Kaiser und Proletarier“.)

„Alles, was da war und sein wird,
Liegt der Gegenwart im Wesen;
Wie, was groß ist, wieder klein wird,
Lerne in den Sternen lesen!“

(Aus „Glosse“.)

„Ein Morgen häuft die Zahl der Tage,
Doch jedes Gestern mindert sie,
Und nur des Heute warmen Blicken,
Solang man lebt, entrinnt man nie.“

„Wir meinen, andre Wellen flössen
Dieselbe Furt ins Tal hinab;
Uns scheint ein anderer Herbst zu reifen,
Doch sinkt das gleiche Laub zu Grab.“

(Aus „Ein Morgen häuft die Zahl der Tage“³.)

³ Mihail Eminescu: Gedichte, übersetzt von Konrad Richter, in: „Vom Leben und Wirken der Romanen“, Übersetzungen, herausgegeben von Ernst Gamillscheg, Verlag Wilhelm Gronau, Jena-Leipzig 1937.

Gewiß decken sich Schopenhauers und Eminescus Weltanschauung nicht vollständig, und es gibt sogar gegensätzliche Momente in ihrer praktischen Einstellung zum Leben. Während Eminescu, wie bekannt, eifriger und begeisterter Patriot war, ließ der nationale Gedanke Schopenhauer kalt. Jenem waren die Völker wirkliche Gegebenheiten, diesem Begriffe oder nebensächliche Bezeichnungen, und während der rumänische Dichter von Vaterlandsliebe durchglühte Aufsätze schrieb, stand der deutsche Weltweise der Haltung Goethes nicht allzu fern, der in der Zeit der Befreiungskriege, als sein Vaterland von Waffen klirrte, in Karlsbad spazierenging und seinen französischen Orden der Ehrenlegion zur Schau trug.

Was Maiorescu betrifft, so hat er sich mit Schopenhauer nicht auf der Universität beschäftigt — denn Berlins Hochschule hatte sich noch nicht zu der Anerkennung durchgerungen, daß es Pflicht sei, ihn zu behandeln —, sondern erst etwas später, allerdings auf den vertraulichen Rat des Berliner Professors Karl Werder, der sich im stillen vom Zauber der „Welt als Wille und Vorstellung“ hatte gewinnen lassen. Maiorescu bewunderte Schopenhauer, freilich mit einigen Vorbehalten, aber er bewunderte ihn wirklich und suchte auch anderen seine schöne Begeisterung mitzuteilen. Die „Aphorismen“, in den „Parerga und Paralipomena“, übersetzte er ins Rumänische, um zunächst einmal auch den Mitgliedern der literarischen Gesellschaft „*Junimea*“ (Jugend), die nicht Deutsch konnten, die Möglichkeit zu verschaffen, mit Gedankengehalt und Ausdrucksweise der Bibel des Pessimismus Bekanntschaft zu machen. Schopenhauers ästhetische Theorien benutzte er in seinen Besprechungen zeitgenössischer Literatur, besonders in dem Aufsatz über Carageale⁴ und in der Antwort an Dobrogeanu-Gherea⁵, und in seinen Vorlesungen an der Universität stellte er ihn mit gleich warmer Hingabe auf eine Stufe mit der Kantischen Philosophie. Was wollten dagegen schwache nachträgliche Einwendungen, die Maiorescu, der selbst von der überragenden Rolle des Leidens im Leben durchdrungen war — seine kürzlich erschienenen „Tagebuchaufzeichnungen“ geben uns Kunde von der verzweifelten Stimmung, durch die er in einem gewissen Lebensabschnitt hindurchgemußt hat —, gegen die Schlußfolgerungen des Pessimismus

⁴ Ion Caragiale, geb. 1853, gest. 1912; Autodidakt, Journalist, Generaldirektor des Nationaltheaters in Bukarest; ist besonders durch seine gesellschaftssatirischen Lustspiele der anerkannteste und originellste Vertreter dramatischer Literatur in Rumänien, hat aber auch novellistische Gutes geleistet. Ein vielbewegtes Leben hat ihn schließlich nach Berlin geführt, wo er gestorben ist.

⁵ Ion Dobrogeanu-Gherea, geb. 1855, gest. 1920; aus Rußland, wo er geboren, als Sozialist schließlich nach Rumänien gelangt, wo er weiter in gleicher Richtung politisch und literarisch gewirkt und unter anderem in literarischer Kritik mit Maiorescu polemisiert hat.

erhob, was wollten, sage ich, solche gewiß aufrichtig gemeinten, aber nur halblaut vorgebrachten Umbiegungen bedeuten?

Es bleibt auch noch daran zu erinnern, daß Maiorescu, der, trotz allem Maßhalten und aller Vorsicht in persönlicher Stellungnahme, viel angefeindet wurde, von seinen Gegnern auch um seines Eintretens für Schopenhauer willen angegriffen worden ist, und daß man ihm besonders das Bemühen übelgenommen hat, ihn in das rumänische Kulturleben einführen zu wollen. Vorwürfe in dieser Richtung sind gegen Maiorescu reichlich und sehr lange erhoben worden; er wurde beschuldigt, in das junge rumänische Geistesleben einen giftigen Keim hineintragen zu wollen, und des gleichen Verbrechens geziehen, das Opium- und Morphiumsmuggler begehen, die keinerlei Nachsicht verdienen. Und es waren nicht nur Durchschnittsmenschen, die diesen heftigen Feldzug führten, sondern es befanden sich darunter auch wertvolle Persönlichkeiten, wie Bogdan Petriceicu-Hasdeu⁶, der seinen ganzen Sarkasmus aufbot, um den weltanschaulichen Pessimismus als ein Vergehen hinzustellen, das in gesundem Vertrauen auf die Kräfte und die Zukunft des rumänischen Volkes mitleidlos gebrandmarkt werden müsse. Uns Heutigen scheint, ganz unabhängig von Maiorescus Rechtfertigung, der sich im allgemeinen auf die Erwiderung beschränkte, der Pessimismus sei nicht der notwendige Schlußstein im System Schopenhauers, und es blieben auch bei Verzicht auf alle deprimierenden Folgerungen noch genügend bewundernswerte und nützliche Gedanken im Gefüge seiner überlegenen Weltanschauung übrig — was zweifellos der Fall ist —, uns Heutigen erscheint, sage ich, ganz unabhängig von solcher wohlgemeinten Rechtfertigung, dieser ganze Streit reichlich persönlich, sehr schwach begründet und, offen ausgesprochen, recht wenig ernst.

Auf die besonderen Umstände, die die Empfänglichkeit der „*Junime*“ für die angefeindete Lehre günstig beeinflußt haben mögen, will ich nicht näher eingehen. Die Ablehnung oberflächlicher Bildung und eines Formwesens ohne festen Untergrund, wie sie der Vergleich einer improvisierten Kultur daheim mit festgefügtten, bodenständig verankerten Kulturen draußen in der „*Junime*“ ausgelöst hatte, fand in Schopenhauers Lehre in mehrfacher Hinsicht ihre wertvolle Begründung. Es sei nur auf einiges kurz hingewiesen:

1. Eine gegen Fortschritt im allgemeinen gegensätzlich eingestellte Theorie war zum mindesten eine brauchbare Waffe, sowohl gegen einen nur scheinbaren Fortschritt, der in Wirklichkeit alles beim alten belassen

⁶ Bogdan Petriceicu Haşdeu, geb. 1836, gest. 1907; im damals russischen Bessarabien geboren und in Rußland gebildet; Philolog, Historiker, Direktor der Staatsarchive in Bukarest, Universitätsprofessor, Mitglied der Rumänischen Akademie und Journalist, hat unter anderem ein groß angelegtes Wörterbuch der rumänischen Sprache begonnen und eine äußerst vielseitige literarische Tätigkeit, auch als Dramatiker, Lyriker und gefürchteter Polemiker, entfaltet.

hatte, wie auch gegen übereilte Neuerungen, die keine innere Wandlung in der Natur der Dinge zur Folge haben.

2. Man erkannte, daß ein Wandel in den Ideen an sich noch nicht unbedingt auch eine Vertiefung bedeute, da Vertiefung eine gewollte Richtung voraussetzt, und daß, solange dieser Entschluß fehlt, jede Änderung oberflächlicher Schein bleibt.

3. Schließlich empfing die Tendenzliteratur mit ihren gelegentlichen tönenden Redensarten einen grausamen Schlag durch die Theorie, daß alle wahre Kunst uninteressiert sein müsse und es ein transzendentes Schöne gebe.

Ebensowenig möchte ich allzulange bei vereinzelt Überreibungen der junimistischen Ideologie verweilen, die sich auf einzelne Sätze Schopenhauers beriefen. Während in den auf Vernunft sich gründenden Philosophien das, was logischerweise sein sollte, höher steht als das, was ist, verhält es sich in einer irrationalistischen Philosophie, wie es auch die des deutschen Pessimisten ist, umgekehrt: das, was ist, geht dem, was sein sollte, voran. So ist möglicherweise Eminescus Irrtum zu erklären, der u. a. die Zwecklosigkeit des Unabhängigkeitskrieges behauptete, da, wie er meinte, Rumänien bereits seit der Zeit des Fürsten Cuza tatsächlich unabhängig, das Blutopfer zum Gewinn auch der rechtlichen Unabhängigkeit also überflüssig gewesen sei — offensichtlich ein tiefer Irrtum, da Ideen, oder, wenn man will, auch Formen, nicht bloß hergewellte Spinnweben sind, sondern ebenfalls ihre Wirklichkeit haben und schließlich integrierende Bestandteile von dem bilden, was ist und was sie als solches kennzeichnen und bekräftigen und dadurch erst zu einem Ganzen machen.

Wichtiger scheint mir zu sein, daß wir uns, von solchen sich nur zeitweilig erhebenden Fragen absehend, Rechenschaft geben, ob Schopenhauers Philosophie wirklich ein gefährliches Gift darstellte, das die schaffenden Kräfte eines Volkes zu ersticken drohte, und ob wir, wenn wir uns die Verknüpfung und normale Wirkung seiner Gedanken klar machen, unbedingt auf einen zersetzenden Einfluß und das sittliche Niveau in besonderem Grade beeinträchtigenden Charakter derselben schließen müssen.

Der Schein allerdings mag gegen eine Philosophie sprechen, die Leben und Schmerz für eins erklärt, im Weltall keine Zweckmäßigkeit erkennen will und den Fortschritt leugnet, ja obendrein als leichtest gangbaren Weg zum einzig vernünftigen Ideal, dem Nichtsein im Nirwana, die Askese empfiehlt. Das Bild ändert sich jedoch, sobald man den Blick anders einstellt: der tragische Anschein verliert an Ernst, ja verflüchtigt sich ganz.

Die Frage, ob Leben und Leiden gleichzusetzen sind, kann dem Menschen nicht die Meinung eines anderen, sondern nur die eigene Erfahrung beantworten. In dieser Hinsicht ist allein das persönliche Bewußtsein maßgebend, umsonst wird man die berechtigtesten Verwünschungen vernehmen: sie werden ohne jede Wirkung an dem abgleiten,

der in sich selbst irgendwie Lebensfreude und -lust empfindet. Eine solche düstere Weltanschauung vermag höchstens die bedrückte Stimmung dessen noch mehr herabzusetzen, der bereits vorher schwermütig, trübsinnig oder verzweifelt war. Wenn die Lektüre Schopenhauers vereinzelte Selbstmorde veranlaßt hat, so ist daran zu erinnern, daß Goethes Werther-Roman dieselbe Wirkung gehabt hat und sein Verfasser uns dennoch als vorbildlich gesunder Schaffender vor Augen steht. Und mag weiter die Leugnung der Zweckmäßigkeit als Weltgesetz theoretisch in Wechselwirkung zur Stoßkraft unseres Glaubens stehen, sie mindern oder gar ersticken, so lassen wir uns in Wirklichkeit, infolge des zwischen der Unendlichkeit der Welt und unserem kleinen Menschentum klaffenden Abstandes im Größenverhältnis, von Erwägungen, die ins Weltall hineinreichen, sehr wenig beeinflussen. Inwieweit hat zum Beispiel menschliche Unternehmungslust an Schwungkraft eingeüßt, seit die Wissenschaft festgestellt hat, daß sich die Erde nicht als Endziel der Schöpfung im Mittelpunkt des Alls befindet, sondern nur ein armer, kleiner, als Staubkörnchen im Ungeheuren umherirrender Planet ist? Auch der Gedanke, daß aller Fortschritt nur in der Welt des Scheins, nie aber im innersten Sein selbst vorhanden ist, das ewig in sich unverändert bleibt, wird mehr oder minder durch den gesunden Optimismus des Normalmenschen umgebogen, der höchstens zugeben wird, daß die Aufwärtsentwicklung sehr viel langsamer vor sich geht, als es den Anschein hat, und daß nicht jeder Wandel an der Oberfläche einen tatsächlichen Fortschritt bedeutet, eine Überzeugung, bei der letzten Endes auch die „Junime“ in ihrem beständigen Kampf gegen übereilte Neuerungen stehengeblieben ist.

Der einfache Lebenswille wird, um hiermit abzuschließen, auch gegen die Ausrottung aller Triebe sich empören, und selbst die glühendsten Bewunderer des Weltweisen werden nicht bis zur äußersten Konsequenz mit ihm gehen, aus dem natürlichen Drang nach Selbstverteidigung heraus. In den Schlußkapiteln seines Werkes versucht Schopenhauer sicherlich eine Umkehrung des Sinnes des Lebens. Aber so sonderbar es scheinen mag, es hat keinen Religionsstifter gegeben, der nicht auf solche Umkehrung Wert gelegt hätte, wie es keinen gegeben hat, der sich vollständig durchgesetzt hätte. Denn religiöse und den religiösen verwandte Ideen sind niemals buchstäblich durchführbar, sondern sind eben nur Richtlinien und Ideale, von vornherein verurteilt, nur ungefähr und unvollkommen in die Wirklichkeit überführt zu werden. Das Licht eines Leuchtturms weist den Schiffen den Weg; kein Schiff aber wird auf den Leuchtturm selbst zusteuern, sondern es wird sich in guter Entfernung halten!

So also, auf der Schwelle des abschüssigen Hanges haltmachend, den so leicht niemand sich hinabwagt, der nicht den Ehrgeiz hat, als tollkühner Sonderling aufzufallen, wollen wir uns fragen, was wir von der Weltansicht des berühmten Philosophen für uns gebrauchen können. Und die Antwort wird sein: manche gute Anregung, manchen nützlichen

Rat, manchen Ansporn, der uns fördert und vollkommener macht. Wer könnte bestreiten, daß die Mahnung, unsere Triebe im Zaun zu halten, uns aus dem Bereich der rein tierischen Impulse aufzureißen, mögen wir auch nicht bis zur äußersten Konsequenz gehen und hinter dem, was Schopenhauer uns zumutet, zurückbleiben, eine vornehme Lebensführung zu bewirken und eine Anspannung zu höchster Leistung in uns auszulösen imstande ist? Schopenhauers Philosophie ist kein bequemes Glaubensbekenntnis für Schwächlinge, sondern eins für starke Menschen oder solche, die das Zeug in sich haben, es einmal zu werden. Wer sich seine wichtigsten Vorschriften zur Richtschnur nimmt, der wird auf seinem Wege sich weder Erniedrigungen ausgesetzt sehen, noch wird er ihn in die Tiefe führen. So ungläubig Schopenhauer der Möglichkeit wirklichen Fortschritts gegenüber gewesen sein mag, wollen wir doch nicht vergessen, daß wesentliche Forderungen seiner Ethik den Fortschritt, wenn ein solcher möglich ist, weit mehr fördern können als der naive Glaube an sein Vorhandensein. Schopenhauer wird nicht müde, immer wieder als wirksame Mittel, aus dem Strudel der Leiden emporzutauchen, Beschäftigung mit Wissenschaft und Hingabe an Kunst zu empfehlen, Betätigungen, die beide mit Egoismus nichts zu tun haben. Unternehmen wir denn kühnlich den Aufstieg zu den freien Höhen der Spekulation und lassen alles, was Zeit ist, unter uns hinfließen, beglückt empfindend, daß dem Menschen der Vorzug zuteil geworden ist, sich erheben zu können aus dem Gewoge des Lebens, sich zu flüchten in reine Höhenluft. Solch Aufstieg zur Höhe, ins Reich reiner Beschaulichkeit und jedes Eigennutzes entkleideter Heiterkeit, ist nicht nur als seelische Stärkung von Wert, sondern auch die einzige Möglichkeit, dem Fortschritt vorzuarbeiten, der ja, wenn er erfolgen sollte, nicht mechanisch erfolgen wird, sondern nur durch solches Aufsteigen in die Höhe erfolgen kann.

Diese Überlegungen werden mich stets abhalten, mich zu denen zu gesellen, die in unserem Ringen nach Kultur Schopenhauers Philosophie als eine gefährliche Ungeheuerlichkeit hinstellten; solche Überlegungen bestärken mich in meiner Überzeugung, daß diejenigen recht getan haben, die die Verpflanzung tiefer und erhebender Gedanken dieses berufenen Philosophen, dem es beschieden war, so vielfach neue Furchen zu ziehen, in unseren jungen, noch nicht urbar gemachten Boden betrieben haben. Dank dem entliehenen Lichte gelang es, der rumänischen Kultur gute und sichere Bahnen zu erschließen, die, wenigstens bei ihrer Anlage, fachmännischen Rates seitens auswärtiger Meister bedurften. Und als eines Beseelers unserer anerkanntesten Bahnbrecher steht — das kann ohne Übertreibung behauptet werden — an einem besonders schönen Flügel unseres ja noch im Bau befindlichen Kulturgebäudes das Bild des Philosophen, den wir heute als vielfachen Anreger aus seinem Reichtum auch im Rahmen der Rumänischen Akademie mit Recht feiern.

AN SCHOPENHAUERS GEBURTSTAGSTISCH.

Am 22. Februar 1938. Im Elysium.

Schopenhauer — Kant — Plato.

Schopenhauer: Wenn ich an die Zeit vor 89 Jahren zurückdenke — —.

Kant: Warum läßt du dich nur immer wieder von der alten Zeitvorstellung überwältigen, die es dir da unten schon so angetan hatte? Wir sind hier allem Anfangen, Fortdauern und Endigen entrückt! Ich sollte doch meinen, daß ich diese Sache ins Reine gebracht habe. Aber was war denn vor 89 Jahren deiner irdischen Zeitrechnung?

Schopenhauer: Da lag auf meinem Geburtstagstisch ein einziges Glückwunschsreiben, aber dieses war aus wahrer Hochschätzung entsprungen¹. Damals feierte ich meinen 61. Geburtstag, ganz allein für mich. Und als ich 64 Jahre alt war, da hatte ich an mir bekannten Aposteln nur sieben, aber sie haben mich gelesen und verstanden und waren samt und sonders von grenzenlosem Enthusiasmus für meine Philosophie beseelt².

Plato (unterbrechend, zu Kant): Das wird ihnen der liebe Gott vergelten: er liest selbst oft im Schopenhauer³.

Schopenhauer (fortfahrend): aber heutzutage — —.

Plato: Ich verstehe: „Εἶσι δὲ ναρθηκοφοροὶ μὲν πολλοὶ, βακχοὶ δὲ γὰρ παῦροι.“⁴

Schopenhauer: Du hast vollkommen recht! Und du verstehst mich so gut, wie ich dich auch immer am besten verstanden habe. (Auf den Geburtstagstisch mit einem fast unübersehbaren Haufen von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Festschriften und sonstigen Büchern deutend:) Von wahrer Hochschätzung und wirklichem Enthusiasmus ist hier nur wenig zu spüren!

Plato: Wundert dich das? Hast du nicht selbst gesagt: „So klein ist das eigentliche Publikum echter Philosophen, daß selbst die Schüler, die verstehen, ihnen nur sparsam von den Jahrhunderten gebracht werden?“⁵ Glaubst du etwa, daß man mich besser versteht? Wer kennt mich denn überhaupt heutzutage näher?

Kant: Wenn es darauf ankommt, so steht es unter uns dreien mit mir am schlechtesten, denn (zu Schopenhauer) außer dir und einigen Wenigen hat mich kein Einziger wirklich vollkommen in sich aufgenommen.

¹ Brief an Frauenstädt vom 2. März 1849.

² Brief an Doß vom 22. Juli 1852.

³ Vgl. Brief an Frauenstädt vom 17. Februar 1853: „Daß Sie aber gar den Helvetius gelesen haben, wird Ihnen der liebe Gott vergelten: er liest selbst oft im Helvetius.“

⁴ Viele tragen den Bacchusstab, aber der echt Begeisterten sind Wenige (vgl. II, 204, nach der Hübscherschen Ausgabe).

⁵ II, 204.

men, und das ist auch, scheint mir, hauptsächlich daran schuld, daß man dich so oft mißverstehet. — — Aber was verdrießt dich an diesem Haufen von Geschenken gar so sehr?

Schopenhauer: Am meisten, daß ich nicht ausmachen kann, wo der Unverstand der Leute aufhört und wo die böse Absicht anfängt. Hier, sieh her — — ich habe ganz wahllos vorhin hier hineingegriffen und dieses Blatt herausgezogen: Da schreibt z. B. Einer, daß es mir nicht an metaphysischer Begabung gefehlt hat! Nun, mein Bester?!

Kant: Das ist erstaunlich!

Plato: Für jeden Andern wäre diese Feststellung ein großes Lob, so groß nämlich, wie diese Begabung heutzutage da unten klein und selten geworden ist. Du aber nimmst doch wohl den Ruhm für dich in Anspruch, die Metaphysik überhaupt erst wieder in ihre Rechte eingesetzt zu haben, nachdem dieser Kant beinahe ihre Unmöglichkeit bewiesen hatte — —⁶.

Kant: Das ist wahr. Er hat wahrhaftig das Rätsel gelöst, welches ich aufgegeben hatte.

Schopenhauer: Wenn du selbst dies von mir sagst, so ist dies mein allerhöchster Ruhm⁷.

Plato (fortfahrend): Gewiß, und also wird in der Tat einige metaphysische Begabung dazu nötig gewesen sein! Was sind denn das für Leute, die das glauben betonen zu müssen? Aber: τοις πολλοις πολλα δοκει.⁸

Schopenhauer: Also bloßer Unverstand, meinst du? Gut, ich will es dafür, und nicht als böse Absicht, gelten lassen! Aber dies da! Hier⁹ steht, daß ich in einer Zeitspanne von fast 30 Jahren, nämlich in der Zeit zwischen meinem Hauptwerk 1819 und den Parergen, geschwiegen habe!

Kant: Wenn durchaus wieder die alte Zeitvorstellung uns beschäftigen soll, so wäre wohl zunächst festzustellen, daß von 1819 bis 1851 nicht „fast 30“, sondern genau 32 Jahre verflossen sind.

Schopenhauer: Der Rechenfehler möchte noch hingehen! Aber ist denn mein „Wille in der Natur“, meine „Freiheit des Willens“, meine „Grundlage der Moral“ und der Ergänzungsband zu meinem Hauptwerk diesen Leuten nicht einmal der Erwähnung wert?

Plato (der inzwischen ein anderes Zeitungsblatt herausgegriffen und gelesen hat): Alle Wetter! Was man hier liest, ist aber denn doch noch schlimmer!

Schopenhauer: Das kann ich unmöglich annehmen.

Plato: Du hast es nur noch nicht gesehen. O, wie recht hatte ich doch, als ich sagte: φιλοσοφον πληθος αδυνατον ειναι.¹⁰

⁶ Vgl. z. B. III, 219.

⁷ Vgl. G N IV, 348.

⁸ Die Menge meint mancherlei.

⁹ Korn im „Berliner Tageblatt“ vom 20. Februar 1938.

¹⁰ daß der große Haufe unmöglich philosophisch denken kann.

Schopenhauer: Zeig her! (nimmt das Blatt und liest)¹¹: „Die leichte Verständlichkeit der Schopenhauerschen Philosophie“ — — (lacht): leicht verständlich! Nicht einmal meinen Willensbegriff haben sie verstanden! — — Also diese „leichte Verständlichkeit lebt nicht minder von einer Versimpelung der Problematik als von einer Bereitwilligkeit des Appellierens an gefühlshafte Reaktionen statt an die bohrende Energie dialektischer Denkkräfte“. — — *Quos ego!* Den sollte ich zu packen kriegen!

Plato: Was denn! Das geht dich nichts an, denn der hier hat dich überhaupt nicht gelesen, sondern höchstens in deinen Schriften herumgeblättert.

Kant: Dann finde ich aber doch, daß er nicht berechtigt ist, Dich . . .

Schopenhauer (unterbrechend): Wenn Finger dazu berechtigen, so ist er berechtigt¹².

Kant: So tröstest du dich doch also selbst immer noch am besten! Hast es ja auch fast 40 Jahre lang üben müssen!

Plato: Und hast du denn nicht überhaupt die Menschen „nur sehr im weiteren Sinne denkende Wesen“ genannt¹³? — — so wie ich ja auch oft gesagt habe, daß die Menschen nur im Traume leben, der Philosoph allein sich zu wachen bestrebe¹⁴?

Kant: Immer noch besser, wenn Einer kein denkendes Wesen ist und im traumartigen Zustande verharret, als wenn das „radikale Böse“ allzu deutlich aus ihm herausguckt — — Du wußtest doch nicht, wo in manchen Fällen die Grenze ist.

Schopenhauer: Ich weiß es in der Tat oft nicht. Gerade hier ist wieder so ein Grenzfall: Da soll meine Willensmetaphysik zwar „eine ebenso originelle wie gewaltsame“, d. h. also doch wohl eine beliebige philosophische Ansicht, eine bloße Theorie, sein, die also ebenso gut anders hätte ausfallen können; ja ich soll meine ganze Philosophie „zuletzt deshalb geschaffen haben, um darin einen Trost zu finden gegenüber dem Jammer des Lebens“, und meine Ethik soll „ein Schritt auf dem Weg zu der Erlösung sein, welche meine negative Bewertung der Welt erheischt“ — der Erlösungsgedanke habe sich also gewissermaßen innerhalb des Systems nötig gemacht! Man sollte seinen eigenen Augen nicht trauen! Also ein künstlich erdachtes und zusammengestelltes Begriffsgebäude — — das wäre meine Philosophie? Aber so etwas wird gedruckt, gelesen, gekauft und — geglaubt! O, für wen habe ich denn eigentlich gelebt, für wen die Dornenkrone getragen, für wen bin ich überhaupt in diese Menschenwelt gekommen?

¹¹ Kudzus in „Literarische Rundschau“ vom 9. Februar 1938.

¹² I, 51.

¹³ VI, 535.

¹⁴ Vgl. II, 20.

Plato: Sei nicht ungerecht! Der echt Begeisterten sind zwar Wenige, aber sie sind da! Und, wenn du an dich selbst denkst — weißt du noch, wie der große Goethe dich schon da unten getröstet hat?:

„Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“¹⁵

Schopenhauer: Gut, daß du mich daran erinnerst! Und soll ich dir sagen, wie ich mir diese Verse auslegte? So ganz für mich?

Plato: Laß hören!

Schopenhauer: Nun, ihr wißt, wie einsam ich mich immer gefühlt habe. Aber ich tröstete mich mit einem „Geister-Gespräch“¹⁶, das mir in trüben Stunden doch immer wieder eine Heiterkeit ganz eigentümlicher Art brachte . . . *In tristitia hilaris* —.

Kant: Mit wem sprachst du da?

Schopenhauer: Mit wem? Mit dir, und auch mit dir, Plato! O, ein hohes Geistergespräch war das, und ich hörte, wie ihr, ihr Geistes-Riesen, mir zuriefet „durch den öden Zwischenraum der Jahrhunderte“¹⁷. Nun seht, solcherart verschlangen sich mir meine Schmerzen in meine Freuden — — und in diesem Sinne legte ich mir jenes Goethewort aus.

Plato: Und diese unendlichen Freuden erlebst du als echter Götterliebbling noch jetzt! Wenn auch nun in anderer Weise.

Schopenhauer: Das ist wohl wahr! Und so hoffe ich auch, daß all der Unverstand, wie er hier auf meinem Geburtstagstisch ausgebreitet ist, doch auch wiederum Vorteile für mich bringen wird, nach dem Grundsatz: „Je toller, je besser“¹⁸ — — denn wie sollte einem Liebling der Götter, als den ihr mich bezeichnet, nicht alles zum Guten ausschlagen? Jedenfalls ist mir dieser Zustand, da ich überhaupt gelesen werde, viel lieber als das alte Schweigesystem. Und allmählich wird die Zeit mir und meiner Wahrheit zu tausend Zungen verhelfen — — durch meine Evangelisten und Apostel.

Kant: Immer wieder diese „Zeit“! Er lebt doch noch ganz unter ihnen, ist diesen „Zweifüßern“ doch noch so ganz verbunden, wenn er sie auch herzlich gering geschätzt hat!

Plato: Und sie ihm, wenn sie ihn auch schmähen: sie kommen nicht von ihm los.

¹⁵ Goethe: Aus einem Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. (Gedichte aus dem Nachlaß.)

¹⁶ G N IV, 290.

¹⁷ G N IV, 290.

¹⁸ VI, 511.

Schopenhauer: Ich dachte vorhin (ein Buch hervorziehend) an dieses Buch¹⁹.

Kant: Was ist's damit?

Schopenhauer: Nun, verstanden hat der mich zwar nicht, aber ich begrüße seinen Versuch, mich zu popularisieren, denn „ich muß abwarten, daß ich dem größeren, gelehrten Publiko bekannt werde“²⁰ — und für ein solches ist dieses Buch ja wohl gedacht.

Plato: Obwohl der Mann dich falsch verstanden hat? Denn das willst du doch wohl sagen?

Schopenhauer: Das wird jeder verständige Leser selbst merken!

Kant: Ich weiß nicht recht, ob das der Fall sein wird, man müßte wissen, wo es diesem Autor an Verständnis mangelt.

Schopenhauer: Er glaubt, — und das ist freilich schlimm genug! — — daß er meine Philosophie, um mich unter die Leute zu bringen, entstellen müsse. Deshalb sagt er, daß meine Lehre nicht etwa in der Erlösung von der Welt und ihren Wegen gipfele, sondern gleichsam in meinen Aphorismen zur Lebensweisheit, also in bloßem Eudämonismus. Aber das muß Jeder merken! Jedenfalls: *legor et legar*.

Kant: Wenn man es aber nicht merkt?

Plato: Das fürchte ich sogar! O, das hast du nicht verdient, und der Leser des Buches auch nicht! — — Aber warum wohl diese Entstellung?

Schopenhauer: Weil die Leute vom „Erlöstwerden“ nicht gern etwas hören wollen, denn die Welt soll „lößlich und vortrefflich sein“²¹ und es soll keiner Erlösung aus ihr bedürfen. Daß aber jede heroische Tat, jede Handlung der tätigen Menschenliebe ein Phänomen des Nichtwollens, der „Verneinung“ in meinem Sinne, also ein Schritt zur „Erlösung“ ist, das ist wohl nicht so leicht einzusehen — —.

Kant: Weil es auf erkenntnistheoretischen Einsichten beruht, die sie von mir eben immer noch nicht gelernt haben — —.

Schopenhauer (unterbrechend): nämlich darauf, daß die Menschen, so lange sie Erscheinung des sich bejahenden Willens sind, auch jene Phänomene des Nicht-Wollens doch als Phänomene eben dieses sich bejahenden Willens auffassen müssen, denn darauf sind alle ihre Erkenntnisformen angelegt²²: Wer mich also richtig versteht,

¹⁹ Schmidt, Schopenhauer-Brevier, bei Dieterich 1933.

²⁰ An Frauenstädt am 11. Juni 1848.

²¹ IV, 143.

²² Vgl. GN III, 102: „Der Tugendhafte handelt, als ob er wollte, aber er will nicht mehr. Man kann ihn dem gezähmten Falken vergleichen, der noch tut, als ob er raubte, doch nicht mehr raubt, sondern seinem Herrn jagt.“

der weiß, daß jede menschenfreundliche, selbstlose Handlung eine Form der Verneinung ist, obwohl sie in der Welt der bloßen Sichtbarkeit der Bejahung sich auch in der Form der Bejahung darstellen muß. Wenn der Leser also weiß, daß alles Heroische, daß alle echte Menschenliebe eine Durchgangsstufe zur „Erlösung“ ist, so wird er bei diesem Wort nicht mehr erschrecken: Man braucht mich nicht zu entstellen, wenn man mich populär machen will!

Plato: So wünsche ich, daß die Leser hierüber, und über alle anderen Mißdeutungen und Mißverständnisse deiner Lehre anderweitig aufgeklärt würden, daß aber du inzwischen dich an dem Dank und der Liebe aller derer erfreust, die, als deine echten Jünger, dich wirklich verstanden haben. Oder freut es dich nicht, wenn es hier z. B. heißt²³, daß „der Zustand der allgemeinen Verlotterung“ „nicht in Betracht kommt, wenn mit den Maßen der Jahrtausende gemessen wird“?

Kant: Das ist noch nicht ganz richtig! Der Mann hätte wissen sollen, daß für uns auch die Jahrtausende kein Maßstab sind, wir stehen außerhalb der Zeit, ich sagte es ja schon öfter, — wir sind ewig.

Halle a. S.

KONRAD PFEIFFER.

²³ Siehe Bd. I, Vorwort Seite VIII.

BIBLIOGRAPHIE.

NACHTRÄGE ZUR SCHOPENHAUER-BIBLIOGRAPHIE FÜR DIE JAHRE 1910—1937.

Zusammengestellt von

RUDOLF BORCH (Braunschweig).

1910.

Ernst, Otto: Ein frohes Farbenspiel. Humoristische Plaudereien. 23. u. 24. Tausend. VII, 191 S. Leipzig, L. Staackmann.

Unser Denker wird auf den Seiten 60, 61 und 70 in dem Kapitel: „Von den Frauen. Eine verwegene Plauderei“ erwähnt. — Das Werk erschien zuerst 1899. Vgl. auch Jahrb. XVII, S. 353 und Jahrb. XXV, S. 338!

Flauberts Werke bis zum Jahre 1838 übersetzt und eingeleitet von Paul Zifferer. (Gustave Flauberts Nachgelassene Werke in autorisierter deutscher Ausgabe.) XL, 435 S. Minden, J. C. C. Bruns.

In der ausgedehnten Einleitung finden sich folgende bemerkenswerte Ausführungen (S. XXV/XXVII): „Wir sehen in diesen Schriften zum erstenmale, wie die Kindheitseindrücke für das ganze Leben des Meisters entscheidend wurden. Der junge Flaubert haßt die Welt, weil er von der Welt nichts kennt als ein düsteres Krankenhaus. Das Stöhnen der Siechen, das Röcheln der Sterbenden dringt schrill und peinigend in seine Seele. Es foltert ihn und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Es schreckt ihn des Nachts aus seinen Träumen, würgt ihn an der Kehle, lastet schwer auf seiner Brust. Und lauter als die gellendsten Schreie, das furchtbarste Röcheln spricht zu ihm das hoheitvolle Schweigen des Todes. Der geht mit ihm zur Schule, sitzt neben ihm, wenn er seine Aufgabe schreibt, blickt ihm über die Schulter, grinst ihm hinter allen Dingen, hinter allen Erscheinungen entgegen. Frühzeitig wird ihm die Eitelkeit aller Dinge klar, hoheitvoll recken sich vor ihm die Unendlichkeit und das Nichts, und er lernt alles Irdische nach diesen verwirrenden, betäubenden, überirdischen Maßen messen. Sinnlos erscheint ihm die Welt, die ein Gott schuf, nur um sie zu zerstören. Ewig leidvoll ist alles Leben, das die Stirn der Menschen schmückt wie eine Dornenkrone, um sie zu zerfleischen. Nur in der Lebensverneinung liegt das Glück, und es ist besser, nicht zu sein. Fast wörtlich sagt er es so und fast gleichzeitig mit Schopenhauer, dessen Name wohl kaum noch zu ihm gedrungen war: Unsere Welt ist die schlechteste der Welten. Der harte, grausame Pessi-

mismus des deutschen Philosophen erschließt sich dem Knaben Flaubert in seiner ganzen, furchtbaren Größe, als wäre er eine verderbliche Seuche gewesen, die hier und dort in Europa den Genius anfiel oder ein Blitz, der zu gleicher Zeit auf zwei Häupter niederschlug, weil beide über die dumpf hinbrütende Masse der anderen Menschen emporragten. Und auch den Begriff des Nirwanas kennt nicht der Knabe Flaubert. Aber sein Ekel vor der Welt, sein Einspinnen in süße Träume strebt doch nach diesem Lande holder Wunschlosigkeit, das in unserem eigenen Busen wohnt. Nicht in tönenden Worten, sondern in tönenden Gedanken will der Knabe Flaubert seine Welt aufbauen. Er verachtet die Dichtkunst, und hätte ihn der alte Wieland fragen können, welches Handwerk er zu ergreifen gedenke, so wäre wohl seine Antwort nicht anders ausgefallen, als die Antwort des jungen Schopenhauer, der sagte: «Das Leben ist eine gar mißliche Sache, ich habe mir vorgesetzt, es hinzubringen, indem ich darüber nachdenke.»“ Auf Seite XXXVII faßt Zifferer dann noch einmal zusammen, daß die Weltanschauung des jungen Flaubert die Weltanschauung Schopenhauers sei. Jedenfalls bedarf die Inbeziehungsetzung der beiden Weltanschauungen noch einer gründlichen Untersuchung. Zitiert finden wir Schopenhauer bei Flaubert in seinen Briefen. Vgl. im übrigen dazu auch Baillots „Schopenhauer en France“ (Paris 1927). — Das Buch erschien in nur 400 nummerierten Exemplaren.

Wedde, Johannes: Lilith. Gesänge. Nachgelassenes Werk. (Vorwort und Erläuterungen: Walter Hübbe.) XV, 300 S. Hamburg, Alfred Janssen.

Es handelt sich um die Neubearbeitung einer ursprünglich 1867 durch den Verfasser selbst veröffentlichten Dichtung. In den Erläuterungen finden sich zwei Briefe Weddes aus dem gleichen Jahre 1867, in denen auch auf Schopenhauer Bezug genommen wird.

1911.

Stern, Maurice Reinhold v.: Wilhelm Jordan. Ein deutsches Dichter- und Charakter-Bild. Zweite veränderte Auflage. 158 S. Frankfurt a. M., Hans Lüsteneder.

Berücksichtigt ausführlich — in verschiedenen Kapiteln — die Beziehungen zu unserem Philosophen. Jordan hat nicht nur in den „Episteln und Vorträgen“ (1891) über die „Begegnungen mit Arthur Schopenhauer“ berichtet, sondern sich mit diesem auch in Versen auseinandergesetzt, nämlich im „Präludium“ zur „Erfüllung des Christentums“ (1879) und in den „Deutschen Hieben“ (1891). — Die erste Auflage des Buches, der ein Bildnis des Dichters von Max Schüler beigegeben war, und die gleichfalls 158 Seiten umfaßte, kam 1910 heraus.

Bartsch, Rudolf Hans: Elisabeth Kött. Roman. (Ullstein-Bücher. Eine Sammlung zeitgenössischer Romane.) 314 S. Berlin, Ullstein & Co. [jetzt: Deutscher Verlag].

S. 7: Schopenhauer. — Der Roman erschien zuerst 1909 bei L. Staackmann in Leipzig (312 S.; hier steht die betreffende Stelle auf S. 9). Vgl. auch Jahrb. XVII, S. 359 sowie S. 335 ff. u. 370 ff.!

Liliencron, Detlev von: Gesammelte Werke. Dritter Band: Gedichte [II]. 1.—3. Auflage. 424 S. Berlin, Schuster & Loeffler.

Auf S. 230 — innerhalb der Sammlung „Bunte Beute“ — findet sich ein Gedicht „Unvermutetes Zusammentreffen“, das einen Zusammenstoß der Gondeln Byrons und Schopenhauers im Canale Grande zum Gegenstand hat. — Eine 10. und 11. Auflage dieses Bandes kam 1922 heraus. — In den noch von Liliencron selbst veranstalteten „Sämtlichen Werken“ bildet die Sammlung „Bunte Beute“ — für sich allein — den zehnten Band (hierin das Gedicht auf S. 60). Als Einzelveröffentlichung wurde die „Bunte Beute“ zuerst 1903 herausgegeben (225 S.; das Gedicht auf S. 85). Vgl. auch Jahrb. XII, S. 230 und unter 1919!

Zeitschriftartikel.

Rauschenberger, Walther: Aus der letzten Lebenszeit Philipp Mainländers. Nach ungedruckten Briefen und Aufzeichnungen des Philosophen. (Süd-deutsche Monatshefte. 9. Jahrgang, Heft 1. München, Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.)

1914.

Zweig, Stefan: Die Autographensammlung als Kunstwerk. [Auf S. 44—50 enthalten in: Deutscher Bibliophilen-Kalender für das Jahr 1914. Zweiter Jahrgang. Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler, herausgegeben von Hans Feigl. 166 S. nebst 3 Bildtafeln. Wien, Moritz Perles.]

Hierin beschreibt der damals in Wien, später in Salzburg wohnhafte Verfasser eingehend seine Autographensammlung mit vielen ungewöhnlich wertvollen Stücken. Auf S. 48 lesen wir, daß er auch ein Fragment aus der „Welt als Wille und Vorstellung“ in Händen hat, das er ausdrücklich als „sehr wichtig“ bezeichnet.

1917.

Grimm, Georg: Das Leiden und seine Überwindung im Lichte der altindischen Weisheit. II, 42 S. Dachau, Einhorn-Verlag.

Der durch sein Hauptwerk „Die Lehre des Buddha“ bekannte Verfasser zieht auch in dieser Schrift wiederholt Schopenhauer heran. — 1920 erschien — unverändert — das 4.—8. Tausend. Vgl. auch Jahrb. XIX, S. 307 u. 365 f.!

Volkelt, (Professor) Johannes: Ästhetik des Tragischen. Dritte neubearbeitete Auflage. XXIV, 552 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh.

Im sechsten Abschnitt ist das zweite Kapitel betitelt: Die pessimistische Weltstimmung im Tragischen; das vierte Kapitel: Einseitig optimistische und einseitig pessimistische Auffassung vom Tragischen (bei der letzteren wird außer auf Schopenhauer auf Bahnsen, Hartmann, Nietzsche und Weiße verwiesen). Unter den angeführten Beispielen in diesem Werk begegnen wir auch zweimal Schopenhauers Persönlichkeit. — Das Buch erschien zuerst 1897, in zweiter Auflage 1906.

1919.

Lubosch, Wilhelm: Was verdankt die vergleichend-anatomische Wissenschaft den Arbeiten Goethes? [Auf S. 157—91 enthalten in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Sechster Band. VIII, 341 S. nebst 4 Tafeln. Leipzig, Insel-Verlag.]

Der Verfasser zieht fortgesetzt auch die Ansichten Schopenhauers heran, denen er eine beträchtliche Bedeutung zumißt. Siehe auch den Aufsatz von Lubosch in unserem IV. Jahrbuch (S. 105 ff.): Über den Würzburger Anatomen Ignaz Döllinger, eingeleitet und abgeschlossen durch Erörterungen über Schopenhauers Evolutionismus.

Volbeh, Theodor: Ein Daguerreotyp Schopenhauers. Museumsheft 34. 8 S. nebst eingeklebtem Bildnis. Magdeburg, Kaiser-Friedrich-Museum.

Es handelt sich um das Daguerreotyp aus dem Nachlaß Dorguths. Volbeh gibt die Entstehungszeit auf S. 6 falsch an, da ihm mein im II. Jahrbuch, S. 3 ff., veröffentlichter Aufsatz und Gebhardt's „Schopenhauer-Bilder“ — obwohl beide bereits 1913 erschienen — unbekannt geblieben sind. Andererseits blieb dieses Museumsheft fast ganz im Verborgenen. Es kam ohne Erscheinungsjahr heraus, und ich konnte dieses, trotzdem ich das Heft selbst schon lange besitze (ich erwarb es im Museum), erst jetzt ermitteln.

1920.

Maync, Harry: Detlev von Liliencron. Eine Charakte-

istik des Dichters und seiner Dichtungen. 164 S. Berlin, Schuster & Loeffler.

Aus dieser Schrift sei folgender Satz herausgehoben (aus dem Kapitel: „Persönlichkeit und Weltanschauung“): „Pessimist, Schopenhauerianer«, so nennt sich Liliencron schon im Jahre 1883“ (S. 43). Vgl. im übrigen unter 1911!

1921.

Riemer, Friedrich Wilhelm: Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 23 Abbildungen. III, 429 S. Leipzig, Insel-Verlag.

In Riemer (hier S. 195) haben wir eine weitere Quelle über den Verkehr Goethes bei Johanna Schopenhauer, die hier als „jovial und geistreich“ bezeichnet wird. Neben den Briefen von Schopenhauers Mutter (abgedruckt in D XIV) und dem bekannten Bericht Stephan Schützes sind außerdem auch die Aufzeichnungen Passows nicht zu übersehen (siehe Jahrb. XXV, S. 334).

Presber, Rudolf: Der silberne Kranich. Roman. 401 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schopenhauer: S. 148. — 1922 konnte bereits das 31.—40. Tausend erscheinen. In vielen seiner Romane und Plaudereien kommt der aus Frankfurt stammende Dichter auf unseren Philosophen zu sprechen; vgl. dazu Jahrb. XXIV, S. 190 und die dort gegebenen Hinweise!

1922.

Grisebach. [Auf S. 11—40 enthalten in: Jahrbuch Deutscher Bibliophilen für 1921/22. (Deutscher Bibliophilen-Kalender.) Achter und neunter Jahrgang. Doppeljahrgang. Herausgegeben von Hans Feigl. 204 S. Wien, Moritz Perles.]

In einem ersten Abschnitt erzählt Prof. Dr. Max Schneidewin Kindheits- und Jugenderinnerungen an Eduard und seinen jüngeren Bruder, den Architekten Hans Grisebach. Darauf folgt ein Wiederabdruck des Aufsatzes „Auto-Bibliographisches“ von Eduard Grisebach, der erstmals 1894 in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ erschien. Den Schluß bildet „Eduard Grisebachs Bücherliste“, wie sie zuerst 1895 in der von Victor Ottmann herausgegebenen Schrift: „Was soll ich lesen?“ veröffentlicht wurde; die Liste umfaßt zwölf Nummern, denen aber eine besondere Empfehlung Schopenhauers vorangesetzt ist. Grisebach sagt: „Artur [!] Schopenhauers «Parerga», die ich in meinem

15. Lebensjahre kennen lernte, sind seitdem, so wie alle übrigen Werke Schopenhauers, meine eigentlichen Handbücher geblieben. Alle von Schopenhauer zitierten und empfohlenen Schriftsteller, von denen ich viele erst durch ihn kennen lernte, sind auch meine Favoritautoren . . .“ — Vgl. auch Jahrb. XXIII, S. 360/61 und die dort gegebenen Hinweise!

Gjellerup, Karl: Pastor Mors. Eine seltsame Geschichte. (Novellenbücher fürs deutsche Haus.) III, 119 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Schopenhauer: S. 7 u. 85. — Vgl. auch Jahrb. VIII, S. 243, XIV, S. 277/78 sowie XXIII, S. 249 ff. u. 378!

Martens, Kurt: Roman aus der Décadence. 353 S. Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H.

Schopenhauer: S. 48. — Der Roman erschien zuerst 1898. Vgl. auch Jahrb. XII, S. 203 u. XIV, S. 276!

In Christian Morgensterns „Stufen“ (Jahrb. XII, S. 219) sind außer der Stelle in der „Autobiographischen Notiz“ (S. 11) die weiteren beiden Schopenhauer-Stellen auf S. 271 (innerhalb des Abschnitts: „Weltbild: Am Tor“) zu beachten.

1923.

Briefe eines Unbekannten. Eine Auswahl aus den Briefen Alexander von Villers'. (Insel-Bücherei Nr. 355.) 80 S. Leipzig, Insel-Verlag.

S. 41 (Brief vom 2. Juli 1871 an Alexander Freiherrn von Warsberg): „Ich lese ausschließlich Schopenhauer; es wurde wenig mit so viel Geist geschrieben, so daß der Stoff fast indifferent wird. Ich meine, kein Deutscher schrieb je so elegant. Sein Schimpfen ist ergötzlich und vornehm zugleich, obschon sackgrob.“ — Eine erstmalige Veröffentlichung erfolgte 1881; zwei weitere Auflagen schlossen sich an. Der Insel-Verlag gab eine große Ausgabe zuerst 1910 und dann noch einmal 1925 heraus (vgl. Jahrb. XVIII, S. 385).

1924.

Hauff, Walter von: Im Siegeswagen des Dionysos. Ein Nietzsche-Roman. 248 S. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Als eine Art Autobiographie gehalten. Schopenhauer ist vielfach hineinverwoben. — Eine zweite Auflage folgte noch im gleichen Jahr.

1925.

Moore, George: Liebesleute in Orelay. [Fischers Romanbibliothek.] 146 S. Berlin, S. Fischer.

Schopenhauer: S. 116.

Unruh, Fritz von: Flügel der Nike. Buch einer Reise. 11.—20. Tausend. 403 S. Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. [jetzt: Societäts-Verlag].

Schopenhauer: S. 9. — Die erste Auflage erschien 1924.

1926.

Eckstein, Kurt: Arthur Schopenhauer's Anschauungen vom Sinn und Wesen der Philosophie. 93 S. [Kölner Dissertation.]

S. 13: „Das Wertvolle in Schopenhauers Philosophie liegt nicht so sehr im logischen Zusammenhang, als in der lebendigen Beobachtung...“ — Diese Dissertation wurde 1926 vorgelegt und nicht 1925, wie im Dissertationsverzeichnis unseres XVII. Jahrbuchs zu lesen steht (S. 365).

Wahle, Julius: Pauline Gotter, 1808. (Gäste im Goethehause. I.) [Auf S. 218—22 enthalten in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Max Hecker. Zwölfter Band. IV, 395 S. nebst 4 Tafeln. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.]

In einem Brief berichtet hier Pauline Gotter von ihren Beziehungen zu Johanna Schopenhauer, deren Bekanntschaft sie durch Goethe machte.

1928.

Festschrift zum 750jährigen Jubiläum des Klosters Oliva. Herausgeber: Carl Lange. [Mit 13 Abbildungen.] 47 S. Danzig, Eduard Westphal.

In dem von dem Herausgeber selbst beigegebenen Aufsatz: „Das schöne Oliva“ lesen wir von dem dritten Pelonker Hof, seit 1867 Waisenhaus, der Schopenhauerscher Besitz war (S. 36).

1929.

Gocker, Alexander: Darstellung und Kritik der Religionstheorie Schopenhauers. 45 S. [Heidelberger Dissertation.]

Eingereicht bei der Theologischen Fakultät. Der damals schon dreißigjährige Verfasser entwickelt hier sehr scharfsinnige Untersuchungen.

1935.

Reck-Malleczewen, Fritz: Ein Mannsbild namens Prack. Roman. 232 S. Berlin, Schützen-Verlag G. m. b. H.

Schopenhauer: S. 132, 197 u. 202.

1937.

Eppelsheimer, Hanns W.: Handbuch der Weltliteratur. Von den Anfängen bis zum Weltkrieg. Ein Nachschlagewerk. XIV, 647 S. Frankfurt a. M., Vittorio Klostermann.

S. 435/36: Schopenhauer. Der Verfasser bezeichnet ihn als den „bedeutendsten Schriftsteller unter unseren großen Systematikern“. — Auf S. 508 findet sich bei Jules Laforgue vermerkt: „Kenner Schopenhauers und E. v. Hartmanns“; Laforgue (1860—87) war von 1881—86 Vorleser der Kaiserin Augusta in Berlin.

Wagner, Cosima: Briefe an Ludwig Schemann. Herausgegeben von Bertha Schemann. (Von deutscher Musik. Band 59.) [Mit Bildnis und Faksimile.] 84 S. Regensburg, Gustav Bosse Verlag.

Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Beste, Konrad: Die drei Esel der Doktorin Löhnefink. Roman. 262 S. Braunschweig, Georg Westermann.

S. 123: Schopenhauer. — Ein Vorabdruck erfolgte in „Westermanns Monatsheften“.

Seidl, Florian: Der Bau. Der Kampf um ein Werk. Roman. 376 S. Braunschweig, Georg Westermann.

In diesem Buch wird ein Bauarbeiter Karl Strobl als Schopenhauerleser vorgeführt (S. 119 u. 198).

Zeitschriftartikel.

Löhde, Walter: Dem Gedenken Schopenhauers (Zu seinem wiederkehrenden Todestage. 21. September 1860). (Am Heiligen Quell Deutscher Kraft. Ludendorffs Halbmonatsschrift. Achtes Jahr, Folge 12. München, Ludendorffs Verlag G. m. b. H.)

S. 484: „Ohne sich um irgendwelche Zeitströmungen zu kümmern, war er der ausgesprochenste Feind der jüdisch-christlichen Lehre, die er «Judenmythologie» nennt, während er in seinen Briefen von dem Gottesbegriff nur als von dem «alten Juden» spricht.“

SCHOPENHAUER-BIBLIOGRAPHIE FÜR DAS JAHR 1938.

Zusammengestellt von

RUDOLF BORCH (BRAUNSCHWEIG).

Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke. Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. (Zweiter Band.) Die Welt als Wille und Vorstellung. Erster Band. [Mit 1 Bildnis (nach dem Ölbild von Ludwig Sigismund Ruhl), 1 Tafel und 5 in den Text gedruckten Figuren.] I, XXXII u. 653 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

S. 635—53: Anmerkungen (S. 637: Schopenhauers handschriftliche Zusätze; S. 637—43: Textkritischer Anhang; S. 643—53: Varianten). — Die Aufführung in Jahrb. XXV, S. 348 ist zu streichen!

Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke. Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. (Dritter Band.) Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweiter Band. [Mit 1 Bildnis (nach dem Daguerreotyp vom 3. September 1842), 1 Tafel und 1 Faksimile.] VIII, 773 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

S. 745—73: Anmerkungen (S. 749/50: Schopenhauers handschriftliche Zusätze; S. 750—54: Textkritischer Anhang; S. 755—73: Varianten). Faksimile: Die erste Manuskriptseite des 2. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“. — Vgl. die Besprechung dieses und der folgenden Bände der Ausgabe im vorliegenden Jahrbuch.

Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke. Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. (Vierter Band.) Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik. 1. Über den Willen in der Natur. 2. Die beiden Grundprobleme der Ethik. [Mit 1 Bildnis (nach dem Lichtbild von Hermann Peter Hartmann).] S. III—XXXI, 147, XLII, 276 u. 22 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

S. 1—12 der letzten 22 S.: Anmerkungen zu der Schrift: „Über den Willen in der Natur“ (S. 2—6: Schopenhauers handschriftliche Zusätze;

S. 6—8: Textkritischer Anhang; S. 8—12: Varianten). S. 13—22 der letzten 22 S.: Anmerkungen zu der Schrift: „Die beiden Grundprobleme der Ethik“ (S. 15—17: Textkritischer Anhang; S. 17—22: Varianten).

Schopenhauer-Brevier. Herausgegeben von Raymund Schmidt. (Sammlung Dieterich. Band 37.) XXXIV, 437 S. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Berücksichtigt nicht die Errungenschaften der neueren Textkritik und verwendet für die Einleitung nicht die Ergebnisse der neueren biographischen Forschung. Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Der junge Schopenhauer. Aphorismen und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Arthur Hübscher. L, 121 S. München, R. Piper & Co.

Reicht von 1803—1818. — Beigegeben sind zwei Bildnisse nach Kaaz und Ruhl und zwei Faksimiles (Gedicht „An die Zeit“ und Kollegnachschrift). Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Schopenhauer: Om viljan i naturen. Översättning av C. V. E. Carly. Med ett porträtt. (Berömda filosofer. XXXVIII.) [Über den Willen in der Natur. Übersetzung von C. V. E. Carly. Mit einem Bildnis. (Berühmte Philosophen. XXXVIII.)] 207 S. Stockholm, Björck & Börjesson.

Der unermüdliche Übersetzer, der seinen siebenten Schopenhauer-Band hiermit vorlegt (vgl. XXV. Jahrb., S. 342), verbreitet sich in einer Einleitung über das Bekanntwerden Schopenhauers in Schweden, das schon sehr frühzeitig einsetzt. — Als Bildnis ist das von Angilbert Göbel wiedergegeben.

Festschrift zum 150. Geburtstage von Arthur Schopenhauer. Gedenkfeiern in seiner Geburtsstadt Danzig vom 21.—26. Februar 1938. Veranstalter: Gauleitung der NSDAP., Gau Danzig/Senat der Freien Stadt Danzig. [Mit 6 Abbildungen.] 28 S. [Nicht im Handel.]

Enthält allgemein einführende Aufsätze von Arthur Hübscher und Walter Ehrenstein. Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Arthur Schopenhauer und sein Werk. Festrede und Vorträge anlässlich der Reichsfeier zum 150. Geburtstag des deutschen Denkers in Danzig. Mit 2 Bildbeigaben und 1 Tafel. 116 S. Danzig, Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Enthält — nach einem Vorwort des Gauschulungsleiters — die Rede des Reichsleiters Alfred Rosenberg sowie die Vorträge von Liljequist, Bréhier, Hübscher, Zimmer und Ehrenstein. — Beigegeben ist das Bildnis Schopenhauers nach dem Gemälde von Hamel und das des Reichsleiters Alfred Rosenberg; dazu findet sich eine Veranschaulichungstafel zu dem Vortrag Ehrensteins über „Schopenhauer als Psychologen“.

Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages. Herausgegeben von C. A. Emge und Otto v. Schweinichen. (Philosophische Untersuchungen. Im Auftrage der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie. Herausgegeben von C. A. Emge und Nicolaj Hartmann. Band 6.) III, 224 S. Berlin W 50, Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte G. m. b. H.

Außer einleitenden Worten von C. A. Emge werden hier acht Abhandlungen geboten, dazu eine vierseitige Bibliographie. — Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Böhm, Franz: Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand. 284 S. Leipzig, Felix Meiner.

Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Glockner, Hermann: Das Abenteuer des Geistes. 276 S. Stuttgart, Fr. Frommann.

Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Hadlich, Heinrich: Die Idee des Gesetzes in der praktischen Vernunft. (Schriften der Albertus-Universität. Herausgegeben vom Königsberger Universitätsbund. Geisteswissenschaftliche Reihe. Band 11.) III, 90 S. Königsberg (Pr), Ost-Europa-Verlag.

Schopenhauers Angriff auf das Kantische Gesetz trifft nach dem Verfasser nicht das Wesen der autonomen Sittlichkeit, sondern Kants Auffassung vom Verhältnis der autonomen Sittlichkeit zur Religion.

Hübscher, Arthur: Arthur Schopenhauer. Ein Lebensbild. Mit 8 Abbildungen und 2 Handschriftproben. 130 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der durchgesehene biographische Abriss aus dem ersten Bande der neuen, von Arthur Hübscher besorgten Gesamtausgabe. „Neu ist die Wiedergabe des berühmten Briefes von Schopenhauer an Brockhaus, in dem der Philosoph die lang erwartete Nachricht von der Notwendigkeit einer dritten Auflage seines Hauptwerks quittiert, und neu ist schließlich auch ein ausführliches Namen- und Sachregister, das nicht nur ein Zurechtfinden erleichtern soll, sondern auch manche sachlichen Angaben enthält, die den Text zu sehr belastet hätten.“ — Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Hübscher, Arthur: Arthur Schopenhauer und seine Verleger. [Auf S. 7—23 enthalten in: Den Freunden des Verlags F. A. Brockhaus. Achtzehnte Folge 1938/39. 92 S. nebst 76 S. Bücherverzeichnis. Leipzig, F. A. Brockhaus.]

Bringt zum Teil ganz neues Material. — Beigegeben ist ein Bildnis aus der im gleichen Verlage erschienenen Biographie.

Lips, Peter: Die Prinzipien der Charakterologie. Eine Gedenkschrift zum 25. Todesjahr Carl Huters. 63 S. Hamburg 11, Hansischer Gildenverlag.

Berücksichtigt auch Schopenhauer, Bahnsen und Hartmann.

Mittasch, Alwin: Katalyse und Determinismus. Ein Beitrag zur Philosophie der Chemie. 203 S. Berlin, Julius Springer.

Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Pfeiffer, Konrad: Zum höchsten Dasein. Eine philosophische Faust-Erklärung. XIII, 55 S. Berlin, Walter de Gruyter & Co.

Über diese „den Manen Schopenhauers“ zugeeignete Schrift vgl. die Besprechung im vorhergehenden Jahrbuch.

Rauschenberger, Bibliotheksdirektor Dr. Walther: Ahnentafel des Philosophen Arthur Schopenhauer. (Ahnentafeln berühmter Deutscher. Herausgegeben von der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. Vierte Folge. Lieferung 11.) 8 S. Leipzig, Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte.

Vgl. die Besprechung im vorliegenden Jahrbuch.

Schmid, Dr. Euchar Albrecht: Von der anscheinenden Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen. [Auf S. 8—11

enthalten in: 25 Jahre Schaffen am Werke Karl May's.
48 S. Radebeul bei Dresden, Karl-May-Verlag.]

Sombart, Werner: Vom Menschen. Versuch einer
geisteswissenschaftlichen Anthropologie. 463 S. Berlin-
Charlottenburg 2, Buchholz & Weißwange.

Unser Philosoph wird an vielen Stellen erwähnt. Auf S. 13 heißt es:
„Der Streit, ob der menschliche Wille von Gott bestimmt und voraus-
bestimmt sei oder nicht, hat bekanntlich die Anhänger des Christentums
seit seinen Anfängen in zwei (oder drei) Lager: Augustiner — Pelagianer
— Okkasionalisten gespalten. Die philosophische Seite des Problems
scheint mir am klarsten herausgestellt von Schopenhauer, der mit
großer Entschiedenheit für Augustinus und Luther eintritt und sich mit
aller Schärfe gegen die «Plattheiten des Pelagius» wendet. Er erblickt in
dem «Pelagianischen Hausmannverstande» den heutigen «Rationalismus.»

Zeitschriftenartikel.

Rauschenberger, Walther: Arthur Schopenhauers
Rassenmerkmale. Zum 150. Geburtstage Schopenhauers am
22. Februar 1938. (Ostdeutsche Monatshefte. 18. Jahrgang, Heft 11.
Danzig, Georg Stilke.)

Hübscher, Arthur: Bildnis Arthur Schopen-
hauers. (Illustrierte Zeitung. Nr. 4849, 17. Februar 1938. Leipzig,
J. J. Weber.)

Schopenhauer-Reichsfeier in Danzig. Zum 150. Ge-
burtstag des Weltweisen. (N. S. Erzieher. Bundesblatt des Nationalsoziali-
stischen Lehrerbundes / Gau Danzig. 6. Jahrgang, 3. Folge. Danzig-
Langfuhr, Kurt Bochdam.)

Bringt ebenfalls die Vorträge auf der Danziger Reichsfeier mit Aus-
nahme des Vortrages von Ehrenstein; dafür ist ein Aufsatz über „Scho-
penhauer und Danzig“ von Oberstudienrat Dr. C ü s o w hinzu-
gefügt. Ein allgemeiner Bericht über die „Schopenhauer-Woche in Danzig“
sowie verschiedene andere Beiträge beschließen das — auch bebilderte
— Heft.

Mittasch, A.: Bemerkungen über Anstoß- und Er-
haltungskausalität in der Natur. (Die Naturwissenschaften.
26. Jahrgang, Heft 12. Berlin, Julius Springer.)

Verweist auf eine Auffassung Schopenhauers.

B(orch), R(udolf): Schopenhauers Geliebte. (Die
Dame. Jahrgang 1938, Heft 13. Berlin, Deutscher Verlag.)

Beigegeben ist ein Bildnis Caroline Medons nach einer neu aufgefundenen Daguerreotypie.

Sân-Giorgiu, Ion: Rumänische Germanistik. (Stimmen aus dem Süd-Osten. Zeitschrift des Südost-Ausschusses der Deutschen Akademie, München. Jahrgang 1938/39, Heft 1/2. München, Verlag Deukula).

Berichtet auch über neuere rumänische Schopenhauer-Literatur.

Anmerkung: Über weitere Zeitschriftenartikel und über Zeitungsaufsätze, wie sie in großer Zahl im Gedenkjahr erschienen sind, wird im nächsten Jahrbuch berichtet.

BESPRECHUNGEN.

BESPRECHUNGEN.

Arthur Schopenhauers Sämtliche Werke. Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Ausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. F. A. Brockhaus, Leipzig. Dritter Band 1938 (773 S.). Vierter Band 1938 (XXIX und 276 und 22 S.). Fünfter Band 1938 (IX und 574 S.).

Die neue Schopenhauer-Ausgabe bei Brockhaus nähert sich ihrer Vollendung. Seit dem 150. Geburtstage Schopenhauers, an welchem der erste und zweite Band vorlagen (s. XXV. Jahrb. 1938, S. 353 ff.), sind nicht weniger als drei weitere, also Band 3—5, erschienen. Es fehlen jetzt nur noch die Paralipomena und der Schlußband, der neben der Erstausgabe der „Vierfachen Wurzel“ und einer Verdeutschung der „Theoria colorum“ in der Hauptsache die Übertragung und den Nachweis der Zitate und ein Register zu Schopenhauers Werken bringen wird. Jedoch wird man hierauf angesichts der großen Arbeitskraft des Herausgebers und der Rührigkeit des Verlegers nicht allzu lange zu warten haben. Das letztere sei hier in aller Form einmal besonders betont und dankbar anerkannt, denn die anderen in den letzten Jahrzehnten begonnenen Schopenhauer-Ausgaben sind nicht zur Vollendung gekommen, namentlich nicht die Monumentalausgabe bei Piper, die, 1911 begonnen, 1929 fertiggestellt sein sollte, aber seit 1933 (dem 2. Briefband) stockt und trotz guter Absichten des Verlages — der letzte Prospekt stellt die Vollendung für 1941 in Aussicht! — ohne irgendwelche finanzielle Hilfe wohl niemals beendet werden wird. Damit wird die bei der Besprechung der ersten beiden Bände der vorliegenden Brockhaus-Ausgabe gestellte Prognose, daß diese die Schopenhauer-Ausgabe der Zukunft zu werden bestimmt ist, immer wahrscheinlicher.

Über die drei neu erschienenen Bände wäre nun im einzelnen folgendes zu sagen:

Band 3, der Ergänzungsband zum Hauptwerk, steht zu allen früheren Schopenhauer-Ausgaben dadurch in Gegensatz, daß bei ihm zum ersten Male das Manuskript Schopenhauers aus dem Jahre 1843 für die Textgestaltung herangezogen werden konnte. Diese Handschrift, der größte Schatz des Schopenhauer-Archivs, hatte seinerzeit (1843/44) als Vorlage für den Druck der 2. Auflage des Werkes gedient. (Ein Faksimile des ersten Blattes der Handschrift ist dem Bande beigegeben.) Man sollte deshalb meinen, daß ihr Wert durch die 3. Auflage von 1859 überholt ist. Schopenhauer hatte aber eine ganze Reihe von Versehen wie in der 2. so auch in dieser 3. Auflage nicht bemerkt, und sie auszumerken war nur durch Heranziehung eben jener Handschrift möglich. Dies ist um so wichtiger, als alle jene Fehler durch sämtliche bisherigen Drucke, die sich immer nach Schopenhauers Handexemplar jener 3. Auflage ge-

richtet hatten — Grisebach hatte nicht einmal dieses Handexemplar zur Verfügung! —, durchgeschleppt worden sind. Was Hübscher, durch Heranziehung der Schopenhauerschen Handschrift, geleistet hat, mag durch ein paar stichprobenartig ausgewählte Stellen verdeutlicht werden, bei denen manchmal das Einfügen oder Weglassen eines Buchstabens oder auch nur eines Kommas eine merkliche Sinnänderung ergibt:

S. 95, Zeile 7: Auch ein modernes Beispiel von solchem Beweisen — Frauenstädt, Grisebach, Deussen, Weiß haben: von solchen Beweisen.

S. 95, Zeile 25: Dies Letztere ist der Hauptstreich dieses Beweises — Alle anderen Herausgeber haben: Beweises.

S. 263, Zeile 10: unser wahres, inneres und ewiges Wesen — In allen anderen Ausgaben fehlt das Komma, wodurch der Sinn geändert wird.

S. 279, Zeile 7: nebst ihm anhängendem Rückenmark und Nerven — Alle anderen haben: anhängenden. Schopenhauer hatte nämlich die Worte „Rückenmark und“ nachträglich seinem Manuskript eingefügt, die danach notwendige Änderung des n in m aber übersehen.

S. 347, Zeile 6: Sie (die Materie) ist durch und durch lautere Kausalität — die Anderen haben: lauter.

S. 717, Zeile 24 ff.: Diesem analog haben auch die Götter des Griechischen Olymps, als sie, in vorhistorischer Zeit, nach Italien verpflanzt wurden, die Namen der dort vorher herrschenden Götter angenommen — In allen anderen Ausgaben fehlt das Wort „dort“.

Diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen — fast jede Seite bietet entsprechende Fälle. Man sieht, daß die hier geleistete Kleinarbeit, über welche der Anhang genaueste Auskunft gibt, nicht umsonst gewesen ist. Nebenbei hat auch die erstmalige Vergleichung der Handschriften der für die 3. Auflage hinzugeschriebenen Zusätze — wir kennen bis heute 39 solcher Handschriftenbruchstücke — zu recht bemerkenswerten Ergebnissen geführt.

Band 4 enthält „Über den Willen in der Natur“ und „Die beiden Grundprobleme der Ethik“. Auch hier wurden die erhaltenen Handschriftenteile zum erstenmal für die Textherstellung herangezogen. Für die Textgestaltung der ersteren Schrift ist folgendes grundsätzlich bemerkenswert. Schopenhauer hatte in seinem Handexemplar bei der Vorrede die Weisung erteilt, alle Zusätze als Anmerkungen unter den Text zu setzen mit den Worten „Zusatz zur 3ten Auflage“. Hiernach haben sich alle bisherigen Herausgeber im wesentlichen gerichtet. Nun hatte Schopenhauer jedoch eine größere Anzahl von Einfügungen schon selbst organisch mit dem Text verbunden. Danach erscheint eine Behandlung jener Zusätze als Anmerkung unstatthaft. Demnach hat Hübscher in größerem Umfange, als es bisher geschehen ist, diese Zusätze in den Text aufgenommen. Die übrigen zum Teil von Schopenhauer nicht fertig redigierten dagegen sind als Anmerkungen wiedergegeben. Mit dieser Lösung ist Hübscher wesentlich über die letzte kritische Aus-

gabe, nämlich die Deussensche, hinausgegangen, die sich auf eine Wiedergabe des Textes letzter Hand beschränkt und die Zusätze Schopenhauers in einen Anhang — nicht etwa in Anmerkungen — verweist, was m. E. ein großer Übelstand ist.

Hinsichtlich der zweiten Schrift dieses Bandes, der beiden Grundprobleme der Ethik, ist weniger zu sagen, da Schopenhauer von der letzten Auflage (1860) kein Handexemplar hinterlassen hat: die für ihn bestimmten Freixemplare trafen bekanntlich bei ihm ein, als er auf dem Totenbette lag. Immerhin ist auch hier eine textkritische Arbeit geleistet worden, nicht nur durch Verwertung verschiedener Handschriftenbruchstücke (Zusätze für die 2. Auflage), sondern vor allem durch Heranziehung des kürzlich, nach fast 100 Jahren, wieder aufgefundenen Kopenhagener Manuskriptes der Preisschrift „Über die Grundlage der Moral!“ (vgl. *Mockrauer im XXII. Jahrb. der Sch. G.* 1935, S. 242—322). —

Eine um so größere Arbeit für den Herausgeber hat dagegen der 5. Band, die *Parerga* enthaltend, erfordert. In den neun Jahren seit Erscheinen der *Parerga* und *Paralipomena* bis zu Schopenhauers Tod, d. h. 1851—1860, ist bekanntlich eine zweite Auflage dieses Werkes nicht erforderlich geworden, wohl aber hat Schopenhauer in seinem Handexemplar zahlreiche Zusätze hinterlassen, Änderungen, Verbesserungen, Verweisungen auf die Manuskriptbücher, die nur teilweise mit dem Stammtext verbunden sind und deren Einfügungsstelle nicht einmal überall zweifelsfrei angegeben ist. Die Hauptarbeit aller bisherigen Herausgeber bestand nun darin, alle diese Zusätze entweder in den Text einzuarbeiten, oder als Anmerkungen unter, oder als Anhänge hinter dem Text zu bringen. Besonders ungünstig war hierbei die Lage Grisebachs, dem die Handexemplare nicht zugänglich waren. Aber selbst bei der Ausgabe Deussens ist man — obwohl die Handexemplare zur Verfügung standen —, wie Hübscher nachweist (V, 534), den eigentlichen Schwierigkeiten der Textherstellung aus dem Wege gegangen, da der möglichst genaue Anschluß an Frauenstädt und Grisebach das leitende Prinzip war. Hübscher nimmt „die textkritische Arbeit da wieder auf, wo sie mit den Ausgaben von Frauenstädt und Grisebach stehen geblieben war . . . Die posthumen Zusätze werden nun wirklich in einer Vollständigkeit dargeboten, wie sie die bisherigen Ausgaben nicht erreicht haben“ (ebenda). —

Der 5. Band, dessen Seitenzahlen in größerem Umfang, als das bei den ersten vier Bänden der Fall ist, von denen der alten Frauenstädtischen Ausgabe abweichen, enthält neben dem wie bisher bis in jede Einzelheit Auskunft erteilenden textkritischen Anhang auch eine Tabelle, die die Feststellung jedes Zitates in der Schopenhauer-Literatur, das sich auf die Frauenstädtische Ausgabe stützt, sowie die Auffindung aller Angaben des Wagnerschen Registers, mühelos ermöglicht. —

Eine ungeheure Arbeit ist von Arthur Hübscher bei diesen Bänden geleistet worden: Möge sie den Namen Schopenhauers und seines Herausgebers, der durch diese Arbeit seinen Namen fest an den des Meisters

geknüpft hat, weit hinaustragen in alle Welt, zur Belehrung, Erbauung und inneren Stärkung aller, denen es mit der echten Philosophie Ernst ist.

Halle a. S.

KONRAD PFEIFFER.

Arthur Schopenhauer. Die Persönlichkeit und das Werk, in Worten des Philosophen dargestellt und erläutert von Konrad Pfeiffer. Nebst einem Anhang: Vom mißverstandenen Schopenhauer. Zweite, neugestaltete Auflage. Alfred Kröner Verlag Stuttgart [1939] (XI, 280 S.).

Das 1925 zum erstmal erschienenen Buch wird jetzt in zweiter Auflage vorgelegt. Nur dem Titel nach ist es dasselbe Werk geblieben. Wenn man beide Auflagen miteinander vergleicht, so sieht man beim bloßen Durchblättern, daß man es mit einem ganz neuen Buche zu tun hat.

Geblichen ist eines: die Grundhaltung, das unbedingte Bekenntnis zur Philosophie Schopenhauers, deren Studium dem Verfasser zum Lebensinhalte geworden ist. Es ist kein blindes Bekenntnis, es hat nichts von Fanatismus an sich; sondern es ist wohlbegründet und kann von dem Verfasser an jeder einzelnen Frage, die uns dieses Leben vorlegt, erhärtet und überall in seinem Zusammenhange und in seinen Grundlagen abgeleitet und bewiesen werden. Es ist dasselbe unbedingte Bekenntnis, das Hübscher und Pfitzner im Jahrbuch von 1938 ablegen und das somit von der zentralen Stelle der Schopenhauerforschung als berechtigt und begründet anerkannt worden ist. Leider wird es von den außen stehenden oft genug als ein Armutszeugnis und Zeichen eines beschränkten Horizontes angesehen, da es angeblich den Fortschritt der Wissenschaft leugnet. Diese Annahme hat der Verfasser am Ende seines Werkes ausdrücklich zurückgewiesen (S. 279).

Der Unterschied zwischen den beiden Auflagen des Buches äußert sich hauptsächlich darin, daß die neue Bearbeitung eine Reihe Aufsätze enthält, die, zwischen die einzelnen Unterabteilungen gestellt, Überleitungen zwischen ihnen und Einleitungen zu ihnen bilden. Weggeblieben sind die in der ersten Auflage unter dem Titel „Schopenhauer als Erlebnis“ angehängten Äußerungen von Schopenhauers Anhängern und Freunden. Hinzugekommen ist hingegen ein sehr wichtiger Anhang „Vom mißverstandenen Schopenhauer“ und ein Abschnitt mit „Schopenhauer-Worten über Gegenwartsfragen“. Im übrigen hat die Einteilung der ersten beiden Abschnitte über die Persönlichkeit und die Lehre eine so grundlegende Änderung erfahren, daß man, wie gesagt, von einem neuen Buche sprechen kann. Der Fortschritt ist in jeder Hinsicht ersichtlich.

Der Abschnitt über die Persönlichkeit ist in drei Unterabteilungen zerlegt worden: „Die Philosophenpersönlichkeit“, „Die menschliche Per-

sönlichkeit“ und „Das Schicksal“. Die Darstellung ist also viel eingehender als in der ersten Auflage. Das erscheint wichtig, weil schon an diesem Punkte Schopenhauer oft genug gegen Mißverständnisse und Böswilligkeiten verteidigt werden muß, was allerdings nicht nötig würde, wenn die Angreifer sich die Mühe machten, seine Schriften genau und ohne Vorurteil zu lesen. In diesem gewissermaßen einleitenden Abschnitte kommt das System Schopenhauers zwar schon zur Wirkung, insofern ja die angeführten Stellen aus ihm entnommen sind; jedoch müssen sie notwendig, da sie nur menschliche Eigenschaften des Philosophen hervorheben, aphorismenartig erscheinen.

Anders erscheint der zweite Abschnitt, der die „Grundgedanken der Lehre“ bringt. Die Einteilung hat hier mehr Ähnlichkeit mit der ersten Auflage gewahrt, ist aber doch weit strenger gegliedert und fügt sich mit ihren drei Abschnitten: Naturphilosophie, Ästhetik, Ethik eng dem Aufbau der „Welt als Wille und Vorstellung“ an, gibt also einen genauen Abriss des Systems. Hier ist jeder aphorismenartige Eindruck aufgehoben, nicht nur was die Folge der einzelnen Unterabteilungen betrifft, sondern auch die Ordnung der einzelnen Kapitel in ihnen. Das verdient besonders hervorgehoben zu werden; denn so leicht es sein kann, an Hand des Hauptwerkes dem systematischen Aufbau der Philosophie Schopenhauers zu folgen, so sehr viel Mühe muß es doch machen, in einzelnen bezeichnenden Abschnitten diesen Zusammenhang hervorzuheben und nichts in der Luft hängen zu lassen, zumal sich Pfeiffer nicht bloß auf eine Auswahl aus dem Hauptwerke beschränkt hat. Man merkt diese Mühe nicht. Das Fortschreiten muß dem Leser glatt gelingen, auch wenn er noch nichts von Schopenhauer gelesen hat. Eine so glatte Fortführung der Gedankenreihe gelingt wohl nur, wenn man ganz genau in den Werken Schopenhauers zu Hause ist. Freilich könnte man im Hauptteile eine Darstellung der Erkenntnistheorie mit Worten Schopenhauers vermissen. In der ersten Auflage hat sie der Verfasser versucht; aber er hat sie jetzt mit gutem Grunde fallen gelassen. Es dürfte auch kaum möglich sein, z. B. den Satz vom Grunde im Zusammenhange, aber in ausgewählten Stücken, verständlich darzustellen. Als Ersatz für diese Lücke steht am Anfange des Hauptteiles ein Aufsatz „Zur Einführung in die erkenntnistheoretischen Grundlagen des Systems“, der alles Wesentliche an Tatsachen enthält, ohne allerdings auf die Beweise eingehen zu können. Da das Werk die Aufgabe hat, Schopenhauer neue Freunde zu werben, so ist es wohl ganz gut, wenn es allzu abstrakte Dinge nicht allzusehr in den Vordergrund stellt; denn daß der Satz vom Grunde, wenn er auch am Anfange des Systems steht, meist zuletzt gelesen wird, ist doch wohl klar.

Den einzelnen Unterabteilungen sind kurze Vorbemerkungen vorgeschickt, die als Einleitungen dienen und den Willensbegriff, die Ideenlehre und die Erlösungstheorie kurz schildern, womit allerdings durchaus nicht der ganze Inhalt dieser Aufsätze erschöpft ist. Hier ist Gelegenheit geboten, gegen einige Vorwürfe, die man Schopenhauer gemacht hat,

vorzugehen, z. B. die angebliche Verwechslung von Wille und Trieb, die Behauptung, daß Schopenhauer Religionsstifter sei usw., lauter Sachen, die sonderbarerweise immer von neuem widerlegt werden müssen und doch immer wieder hervorgekramt werden.

Was den dritten Teil betrifft, der über Gegenwartsfragen handelt, so erscheint er sehr wichtig gegenüber der Behauptung, daß Schopenhauers Philosophie veraltet sei und veralten könne. Gerade die Bemerkungen über die Veredlung der Rasse und das Judentum wirken durchaus modern, wenn auch Schopenhauers Ansichten über die Vererbung des Willens vom Vater und des Intellektes von der Mutter auf schwachen Füßen stehen und der modernen Forschung zu weichen haben. Jedenfalls kann man an solchen Zusammenstellungen sehen, wie sehr Schopenhauers Philosophie nicht nur in die Tiefe geht, sondern auch in die Breite, eine Erscheinung, die wohl auf dem Boden seiner umfassenden Bildung erwachsen ist. Dem Freunde Schopenhauers gewährt es immer wieder eine große Freude, wenn er eine ihm entgegentretende Erscheinung auf seine Philosophie zurückführen kann und wenn sie sich wiederum in einer Frage irgend welcher Art bewährt hat.

Der ganz bescheiden als Anhang erscheinende Abschnitt „Vom mißverstandenen Schopenhauer“ ist in Wahrheit eine Apologie von mehr als 50 Seiten und umfaßt somit ein Sechstel des Buches. Daß er in Antiqua gedruckt ist, während sonst alle Worte des Verfassers kursiv sind, wird der Verlag wohl begründen können. Es sind hier auf kleinem Raume eine Menge Gedanken versammelt, die näher und ausgedehnter zu bearbeiten sich wohl lohnen würde. Es handelt sich nicht nur um die „Widersprüche im System“, die angeblich auf der Hand liegen und doch sonderbarerweise von Schopenhauer nicht gesehen worden sind, es handelt sich nicht nur um die Wurzel seines Pessimismus, die nur allzu häufig in seinen Depressionen gesucht wird, oder um die schiefen Ansichten über Schopenhauers Verhältnis zum weiblichen Geschlechte, die oft das Einzige sind, was der Laie von Schopenhauer gehört hat, sondern es handelt sich — das sind meines Erachtens die bedeutendsten Abschnitte dieses Anhangs — um das Verhältnis der Philosophie zur Religion und zur Naturwissenschaft. Es würde für unser gesamtes Geistesleben sehr fruchtbar sein, wenn sich endlich die Meinung durchsetzen könnte, daß hier gar keine Widersprüche, sondern nur getrennte Arbeitsgebiete und verschiedene Blickpunkte bestehen. Leider scheinen sich aber weder Theologen noch Naturwissenschaftler damit beschäftigen zu wollen, die ersten sehen meist feindselig, die zweiten meist geringschätzig auf die Philosophie. Gerade für die Physik — im weitesten Sinne — wäre es sehr zu wünschen, daß sich endlich einmal ein maßgeblicher Forscher mit den Fragen auseinandersetze, die Kant zu bearbeiten angefangen hat (Metaphys. Anfangsgründe der Naturwissenschaft). Erfreuliche Ansätze dazu zeigen sich in den letzten Jahren (z. B. Schwarz, Kant und die Gegenwart).

Das Werk endet mit einem Ausblick, der die Vedanta-Philosophie,

Plato und Schopenhauer auf eine Stufe stellt als den dreifachen Gipfel der indogermanischen Philosophie, die in Schopenhauer ihre höchste Klarheit gefunden hat.

Wer das Buch liest, der soll es ganz lesen; er soll nicht versuchen, Stücke in der Mitte wahllos herauszunehmen, wie man Kalendersprüche liest. Versucht er es so, dann findet er nur zusammenhanglose schöne Gedanken, folgt er aber dem gesamten Aufbau, so wird er einen wirklichen Gewinn davontragen.

Halle a. S.

WERNER HOCHHEIM.

Schopenhauer-Brevier. Herausgegeben von Raymond Schmidt. In der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig. 1938 (XXXIV, 437 S.).

„Der Herausgeber hat sich bemüht, das vorliegende Brevier nicht nur so anzulegen, daß die glänzende schriftstellerische Begabung Schopenhauers zur Geltung kommt, sondern daß auch dem Leser, der ohne Vorkenntnisse an die Lektüre herangeht, . . . Schritt für Schritt die Grundgedanken und der Aufbau des Schopenhauerschen Systems in großen Zügen klarwerden“ (S. XXVIII). Es müßte nach diesem Programm angenommen werden, daß erstens genau die Gedanken Schopenhauers zum Ausdruck kommen und sie keinerlei Deutung erfahren, daß zweitens Schopenhauers Lehre in dem Zusammenhange wiedergegeben wird, in dem sie ihr Urheber dargestellt hat, da sie nur in diesem Zusammenhange verständlich ist und überzeugend wirkt. Daß eine solche Darstellung gerade bei Schopenhauer sehr wohl möglich ist, liegt bei dem festen inneren Zusammenhange seiner Philosophie auf der Hand.

Dem Brevier vorausgeschickt ist ein Vorwort und ein Kapitel „Zur Einführung“. In dem Vorworte kennzeichnet der Herausgeber seine Ansicht vom Wesen der Schopenhauerschen Philosophie dahin, daß er ihren Gipfel in der Lehre vom gütigen Herzen, von der Selbstentäußerung des Einzelnen usw. sehe (S. VIII), während man bisher fast immer die Erlösungslehre als den Gipfelpunkt seines Systems angesehen habe. Der Verfasser glaubt auf diese Weise, „einen Schopenhauer gezeichnet zu haben, der dem Original nähersteht, als ihm frühere Versuche ähnlicher Art gestanden haben“ (S. X). Sonderbarerweise sieht der Verfasser in seiner Ansicht einen Gegensatz zu der herrschenden, obwohl doch die Herzengüte und Selbstentäußerung als Stufen der Verneinung eben auf dem Wege zur Erlösung liegen. Er fühlt sich im Gegensatze zu den andern und behauptet doch im Grunde dasselbe. Es kommt dadurch eine Verschiebung in der Grundansicht zustande, deren logische Entstehung sich überhaupt nicht begreifen läßt, zumal Schopenhauers Lehre an dieser Stelle eigentlich zu Mißverständnissen keinen Anlaß bietet. Der Beweis dieser vom Verfasser als neu empfundenen Ansicht wird nun unglücklich genug mit Schopenhauers Ausspruch geführt, daß er kein Heiliger zu sein

behaupte, sondern nur gelehrt habe, was ein Heiliger sei (S. IX). Es ist völlig unergründlich, wie dieser Ausspruch zur Stütze der neuen Ansicht dienen soll, zumal Schopenhauer zu Gwinner beim Anblicke des Bildes Rancés „mit einer schmerzlichen Gebärde sich wegwendend sagte: Das ist Sache der Gnade!“ Gerade diese Äußerung beweist schlagartig, daß Schopenhauer es als Mangel empfunden hat, kein Heiliger sein zu können. Da das Vorwort darauf abgestellt ist, das Erscheinen des Buches zu erklären, fast zu entschuldigen, so dürfte die sonderbar gequälte Verschiebung wohl da ihren Ursprung haben. Er klingt fast, als ob der Verfasser gefürchtet hätte, die Menschheit könnte zu einer Gemeinde der Heiligen werden. Es ist aber daran festzuhalten, daß in alle Ewigkeit Schopenhauers Philosophie keiner Entschuldigung bedarf, sondern nur eines sorgfältigen Studiums, das trotz dem klaren Stil freilich ziemlich mühevoll ist. Sie beweist dann ihre Berechtigung durch sich selbst, und die gegen sie erhobenen Vorwürfe — z. B. daß sie die Tatkraft lähme — fallen in sich zusammen.

Das Kapitel „Zur Einführung“ enthält zuerst einen kurzen „Lebensgang“ und dann einige Bemerkungen über „Schopenhauers System und die Anlage dieses Breviers“.

Was den Lebensgang betrifft, so folgt er nicht ganz den Ergebnissen der neuen Forschung; denn es wird darin noch die Abstammung der Familie Schopenhauer aus Holland angegeben, an die Schopenhauer selbst geglaubt hat. Nachdem die sehr schöne und klare Biographie Hübschers erschienen und der Stammbaum Schopenhauers von Rauschenberger genau bearbeitet worden ist, sollte man diese Ansicht nun fallen lassen. Johanna Schopenhauer hat sich nicht mit ihrer Künstlerschaft den Weimarer Kreis geöffnet (S. XV), sondern ihre Schriftstellerei begann erst 1809, also fast drei Jahre nach ihrer Ankunft in Weimar, und mit Goethe sollte sie nach ihrer eigenen Aussage schon am 26. Mai 1806 bekannt gemacht werden (H. H. Houben, Damals in Weimar, 2. Aufl., Berlin 1929, S. 12). Auf S. XXI wird angegeben, daß Schopenhauer den Ausspruch „Das Leben ist eine mißliche Sache . . .“ zu Freunden getan habe; es ist aber bekannt, daß er ihn zu Wieland getan hat, und dieses Zusammentreffen mit Wieland wird hier in zwei Ereignisse auseinandergerissen. Wenn der Verfasser bei Schemann nachgesehen oder die von Hübscher 1933 veröffentlichten Gespräche Schopenhauers sorgfältiger benutzt hätte, so würde der Fehler kaum vorgefallen sein. An dieser Stelle hat man durchaus den Eindruck, daß das Buch in großer Eile zusammengestellt worden ist.

In dem Abschnitt über Schopenhauers System und die Anlage des Breviers fällt auf, daß die Einteilung ziemlich willkürlich gemacht worden zu sein scheint, was noch deutlicher wird, wenn man zum Hauptteil gelangt.

Das Brevier selber enthält an erster Stelle einen Abschnitt über „Begegnungen mit Schopenhauer“ und dann „einen vollständigen Abriß

des Schopenhauerschen Systems“ (S. XXXIV) ohne verbindenden Text aus den Schriften des Philosophen gezogen, in der Hauptsache auf Grund der Frauenstädtischen (!) Ausgabe. Wenn nun dem Leser Grundgedanken und Aufbau des Schopenhauerschen Systems klar werden sollen, wie der Verfasser es sich zum Ziele gesetzt hat, so müßte die Darstellung, wie schon zu Anfang gesagt, genau in dem Zusammenhange erfolgen, den Schopenhauer selbst eingehalten hat. Davon ist aber keine Rede. Es ist nicht immer möglich, unter den einzelnen Abschnitten des Buches einen inneren Zusammenhang zu sehen. Wie z. B. das Kapitel über das Judentum zwischen die Abschnitte über „Erziehung, Recht, Staat, Führung“ und über die „Nichtigkeit des Lebens und Lebensverneinung“ kommt, ist nicht zu verstehen. Auch sollte der menschliche Charakter mehr in der Nähe der Ethik abgehandelt werden. Die Kapitel über die „Nichtigkeit des Lebens und Lebensverneinung“ und den „Weg der Erlösung“ sind innerlich so nahe mit einander verwandt, daß eine reinliche Trennung kaum möglich ist. Die Abschnitte über Schriftstellerei, Literatur, Geschichte stehen mitten im System, obwohl sie doch nur sehr bedingt damit zusammenhängen, sogar in diesem Brevier ohne Schaden fehlen könnten, weil sie nicht das Wesen der Philosophie Schopenhauers wiedergeben.

Wiederum hat man bei dieser Einteilung den Eindruck, daß die Abfassung des Buches zu schnell vor sich gegangen ist. Jedenfalls scheint das früher erschienene Buch des Verfassers über Kant (Leipzig, Kröner 1931) viel mehr Sorgfalt und Mühe genossen zu haben, und man möchte stellenweise kaum glauben, denselben Verfasser vor sich zu haben. Das ist recht bedauerlich, zumal die angeführten Schopenhauer-Stellen meist sehr gut ausgewählt sind und in anderer Zusammensetzung bestimmt größere Wirkung tun könnten. Daß dem Verfasser daran gelegen ist, verständlich darzustellen, ist gewiß, hat er sich doch die Mühe gemacht, alle irgendwie auffallenden Fremdwörter zu verdeutschen. Freilich schießt er manchmal über das Ziel hinaus. Wer z. B. nicht weiß, was Monarchie ist, der wird kaum mit Nutzen im Schopenhauer lesen können. Andererseits finden sich einige merkwürdige Blüten. Daß ein Urphänomen eine „grundlegende Tatsache“ ist, klingt schon etwas schief, daß aber *a posteriori* „nachträglich“ heißt, vernimmt man mit Erstaunen, zumal von einem Bearbeiter Kants. Immerhin sind das Kleinigkeiten, ebenso wie das nicht ganz wortgetreue Zitat nach Schiller auf S. 223, bei dem sich der Verfasser auf Schopenhauer selbst berufen kann. Etwas störend, aber doch nicht sehr wesentlich ist es, daß die ausgewählten Schopenhauer-Stellen z. T. Überschriften tragen, z. T. nicht, ohne daß darin ein bestimmter Grundsatz zu erkennen wäre und ohne daß der Leser erkennen könnte, ob die Überschriften von Schopenhauer stammen oder von anderer Hand.

Der Eindruck, den das Werk hinterläßt, ist zwiespältig. Kaum wird es — trotz der geschickten Auswahl der Stellen im einzelnen — dem

nicht vorgebildeten Leser gelingen, sich nach der Lesung des Buches ein Bild von der Festigkeit und Geschlossenheit des Systems Schopenhauers zu machen, er wird vielmehr stark an die aphorismenmäßige Darstellung Nietzsches erinnert werden. Deshalb scheint dem Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt hat, nicht gelungen zu sein. Immerhin hat er Schopenhauer als einen ernst zu nehmenden Philosophen hingestellt, während er ihn noch in seinem Kantwerke als einen Dichter ansah (S. 473), und dafür muß man ihm dankbar sein.

Halle a. S.

WERNER HOCHHEIM.

Der junge Schopenhauer. Aphorismen und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Arthur Hübscher. Mit Bildnissen und Faksimiles. Verlag Reinhard Piper, München 1938 (L und 120 S.).

Wenn Arthur Hübscher eine Publikation über Schopenhauer erscheinen läßt, so kann man sicher sein, daß diese von philosophischer Sachkenntnis, philologischer Treue und warmer persönlicher Anteilnahme getragen ist. Das zeigt sich ebenso wie bei den früheren großen Arbeiten Hübschers wiederum bei der kleinen, aber in sich vollendeten Schrift „Der junge Schopenhauer“. In 13 Kapiteln, denen ein 40 Seiten langer, meisterhaft geschriebener Abriß der ersten Lebensabschnitte des Philosophen vorangeht, wird das Bild des jungen Schopenhauer gezeichnet. Den ersten Niederschriften aus den Reisetagebüchern des Fünfzehnjährigen folgen, und zwar in der heute erreichbaren Vollständigkeit, die bisher verstreuten Dokumente zur Lebens- und Bildungsgeschichte Schopenhauers bis zu den Studienjahren des Einundzwanzigjährigen in Göttingen. Von hier ab ist selbstverständlich nur eine Auswahl möglich, die aber das von Hübscher mit sicherem Blick herausgehobene Wesentliche in Schopenhauers Entwicklung durchaus erkennen läßt; sie führt bis zu den grundlegenden Ideen des Hauptwerks. Von besonderer Bedeutung ist es, daß Hübscher viele bisher überhaupt unveröffentlichte Aufzeichnungen Schopenhauers ans Tageslicht bringt. —

Hinsichtlich der Niederschriften selbst wird der Nichteingeweihte erstaunt sein über den unbegreiflich weiten Themenkreis der Betrachtungen, mit denen der junge Feuergeist sich auseinandersetzt, und über die stets aus lebendiger Wirklichkeit geschöpfte Erlebnistiefe, die das eigentliche Merkmal der ganzen Schopenhauerschen Philosophie ist.

Halle a. S.

KONRAD PFEIFFER.

Arthur Hübscher: Arthur Schopenhauer. Ein Lebensbild. Mit 8 Abbildungen und 2 Handschriftproben. F. A. Brockhaus, Leipzig 1938 (130 S.).

Das Lebensbild Schopenhauers, welches dem 1. Bande der neuen

Schopenhauer-Ausgabe von Arthur Hübscher bei Brockhaus beigegeben war, ist jetzt — mit einigen Ergänzungen und Besserungen — auch gesondert erschienen. Eine eingehende Besprechung dieser Biographie Schopenhauers, die seit Erscheinen jenes 1. Bandes bereits allgemein bekannt geworden ist, befindet sich im vorigen Jahrbuch, S. 356 ff. Deshalb erübrigt es sich, nochmals darauf einzugehen. Indessen ist es gewiß den Lesern dieses Jahrbuchs erwünscht, zu erfahren, daß diese Sonderausgabe jetzt vorliegt, zumal sicherlich der eine oder der andere, der die ganze Schopenhauer-Ausgabe anzuschaffen sich nicht entschließen kann, dennoch für jenes Lebensbild Interesse hat, das in seiner Art unter allen Biographien Schopenhauers wegen seiner an der angegebenen Stelle besprochenen Vorzüge eine Sonderstellung einnimmt. Das Buch ist geschmackvoll gebunden und enthält sämtliche Bilder der Gesamtausgabe der Werke, im ganzen acht nebst zwei Handschriftproben, außerdem — beides gegenüber der Gesamtausgabe neu — ein Literaturverzeichnis sowie ein Namen- und Sachregister, das nicht nur ein Zurechtfinden erleichtern soll, sondern auch manche sachlichen Angaben enthält, die den Text zu sehr belastet hätten.

Halle a. d. S.

KONRAD PFEIFFER.

Ahnentafel des Philosophen Arthur Schopenhauer. Bearbeitet von Bibliotheksdirektor Dr. Walther Rauschenberger. (Ahnentafeln berühmter Deutscher. Herausgegeben von der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. Vierte Folge. Lieferung 11.) Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig 1938 (8 S.).

Mit Fleiß und Umsicht hat Walther Rauschenberger sich um die Ermittlung der Ahnen Schopenhauers bemüht und die Ergebnisse zunächst in unseren Jahrbüchern für 1934, 1936 und 1937 niedergelegt. Nun ist es ihm ferner zu danken, daß er die Ergebnisse in einer noch übersichtlicheren Form — als eigentliche Ahnentafel — in dem großen Ahnentafelwerk der Leipziger Zentralstelle unterbringen konnte. Auch hier ist wieder eine textliche Verarbeitung des Stoffes vorgenommen.

Rassekundliche Fragen haben Rauschenberger stets interessiert; schon 1922 veröffentlichte er eine Schrift: „Das philosophische Genie und seine Rasseabstammung“ (vgl. XXIII. Jahrb., S. 380). Dazu hat er auch in einer größeren Zahl von Schriften mit dem Wesen des Genies und — in Abgrenzung dazu — mit dem Wesen des Talents sich beschäftigt. Man merkt es an der Eindringlichkeit aller seiner Darlegungen, wie nahe der Bereich aller dieser Fragen ihm steht. Andererseits ist es deutlich spürbar, daß er eigene Auffassungen entwickelt und z. B. im Geniebegriff keineswegs mit Schopenhauer übereinstimmt.

Wie mir bekannt ist, hat unser langjähriges Danziger Mitglied Walther Gräbner schon einmal eine Ahnentafel Schopenhauers aufgestellt; diese ist aber nicht erschienen, obwohl sie — wie ich hörte — schon in die Druckerei gelangt war. Ich vermerke dies, da Gräbner sich bereits vor dem Kriege durch bedeutende Arbeiten zur theoretischen und praktischen Genealogie einen Namen gemacht hatte.

Was Rauschenberger bietet, sind nicht die Ergebnisse eigener — an Ort und Stelle ausgeführter — Forschungen; die einzelnen Feststellungen sind vielmehr brieflich zusammengeholt. Wer selbst sippenkundlich tätig gewesen ist, der weiß, daß für eine ausgedehnte Forschung, die sich in Jahrhunderte hinein erstreckt, dies immer nur ein Behelf sein kann; denn die ganze Blickstellung ist davon beeinflußt, wenn jemand die nötigen Einzelarbeiten völlig — oder doch zum überwiegenden Teil — selbst ausführt. Dazu kommt, daß es bekanntermaßen überhaupt gefährlich ist, in einer Ahnenreihe immer nur von Ahn zu Ahn hochzuklettern, und daß man vor Irrtümern weit mehr geschützt ist, Identitäten trotz fehlerhafter Eintragungen leichter ermittelt und namentlich auch über die schwierigen — sogenannten „toten“ — Punkte eher hinwegkommt, wenn die jeweilige Ahnenreihe im Aufbau der Gesamtfamilie erforscht wird; das Letztere hat übrigens auch noch für die biologische und soziologische Bewertung der Ahnen — und gerade solche nimmt der Verfasser in ausgedehntem Maße vor — die größte Bedeutung.

Wenn auch Rauschenberger in Anbetracht der Umstände das Mögliche geleistet hat, so können wir doch nicht beistimmen, wenn die Forschung kurzerhand als abgeschlossen erklärt wird. Zu bemerken ist nämlich ferner, daß Danzig einen besonderen Reichtum an Quellen aufzuweisen hat, wie aus der Fachliteratur — z. B. aus den Abhandlungen von Erich Keyser — hervorgeht. Es fällt auf, daß gerade für die Reihe der Schopenhauer und der in sie hineingeheirateten Familien — abgesehen von einigen wenigen zusätzlichen Daten und Berichtigungen — nichts hinzugekommen ist, was sich nicht schon in unserem X. Jahrb. 1921 findet. Man hätte gerade wegen der Ahnenreihe Schopenhauer gern eine Forschung gewünscht, die mehr ins Breite gegangen wäre und dabei aller wichtigeren Quellen sich bedient hätte.

Die textlichen Darlegungen lesen sich wie alles, was Rauschenbergers Feder entstammt, überaus fesselnd; ob man allen seinen Auslegungen ganz folgen wird, ist allerdings fraglich. An einer Stelle — auf Seite 5 — ist der Ausdruck irreführend; die Formulierung Z. 15 ff. liest sich so, als ob Schopenhauer wider besseres Wissen falsche Lehrsätze aufrecht erhalten habe.

Braunschweig.

RUDOLF BORCH.

Cosima Wagner: Briefe an Ludwig Schemann. Gustav Bosse Verlag, Regensburg 1937 (84 S.).

Noch zu Lebzeiten ihres Vaters, über dessen verdienstvolles Wirken

an anderer Stelle des Jahrbuchs berichtet wird, hat Bertha Schemann die Briefe veröffentlicht, die Cosima Wagner „als teilnehmende und wohlwollende ältere Freundin, als überlegene Menschenkennerin, ja auch als Lehrmeisterin“ während eines Zeitraums von fünfundzwanzig Jahren (1877 bis 1902) an den inzwischen nun gleichfalls Verstorbenen gerichtet hat. Wie die Tochter Schemanns, der selbst noch den größten Teil der Anmerkungen zu der Schrift lieferte, in ihrer Einleitung ausführt, sollte zur Feier des 100. Geburtstags der großen Schreiberin damit ein nicht ganz unwichtiger Beitrag gegeben werden.

Was uns Schopenhauer-Freunde hier im näheren angeht, sind die Stellen, die auf den großen Philosophen und Schemanns Wirken für ihn Bezug nehmen. Warm und doch nicht unkritisch begrüßt sie die bei Brockhaus verlegten „Schopenhauer-Briefe“, die erst ein Jahrfüntf nach dem Jubiläumsjahr (1893) erscheinen konnten, sowie das besondere Nachwort dazu, das in den „Bayreuther Blättern“ einen Unterschlupf fand. Für die Vervielfältigung des Lenbachschen Gemäldes will sie nicht einstehen, da es ein Geschenk an Wagner war; aber sie ist einverstanden damit, daß Schemann sich an den Maler selbst wendet. Zu dem Bild von Ruhl, von dem sie schon 1889 die Wiedergabe in Stahlstich erhält, bemerkt sie: „. . . ich hätte unbedingt auf einen Dichter gerathen, und zwar von englischer Abstammung. Wie viel Schwermuth, Trotz, Verzehrtsein, liegt nicht auf dem Antlitze, aber auch wie viel strahlende Heiterkeit auf der Stirn, und welch ein Leben in dem lockigen Haar!“

Über die Beziehungen unseres Philosophen zu Wagner schreibt sie folgendes (S. 42): „Schopenhauer hat auf die Sendung des »Rings« nicht geantwortet. Er hat aber bestimmt gesagt, das sei ein Dichter, und es sei ihm unbegreiflich, wie uns so fernstehende Gestalten wie die germanischen Götter uns in solcher Deutlichkeit hätten nahe gebracht werden können.“ Die letzte Äußerung — und Cosima versichert ausdrücklich, daß sie dies alles bestimmt wisse — könnte wohl nur in dem Gespräch mit Franz Arnold Wille gefallen sein, da Schopenhauer gerade diesem gegenüber, wie uns Wagner selbst versichert, sich „bedeutend und günstig“ über die Dichtung ausgesprochen hat. (Vgl. den Beitrag von Arthur Hübscher: „Unbekannte Gespräche mit Arthur Schopenhauer“ in diesem Jahrbuch.)

Cosima selbst faßt ihre Ansicht über den großen Denker — im gleichen Brief vom 8. Januar 1888 — in den Sätzen zusammen: „Es ist bei mir zur Überzeugung geworden, daß, solange die Schopenhauerschen Gedanken nicht zur Grundlage der Ansicht aller Dinge werden, wir aus dem Hin- und Herfaseln nicht herauskommen können; und da ich auch bestimmt denke, daß die Jugend selbst Schopenhauer nicht lesen soll, einfach aus dem Grunde, weil sie ihn nicht verstehen kann, so glaube ich, daß die Erzieher und Vorgesetzten seine Lehre in sich aufnehmen sollten und sie dann bei der Deutung der verschiedensten Erscheinungen in Anwendung bringen. — Dieses wird nun im lieben Deutschland nicht

so bald eingerichtet werden; da ist es denn gut und sehr gut selbst, daß ein Buch [sie meint Schemanns »Schopenhauer-Briefe«] das Amt des Erziehers übernimmt und ihn bei der Jugend ersetze.“

Braunschweig.

RUDOLF BORCH.

Edgar Hampe: Der Pessimismus M. Solitaires (= Eberings germanische Studien, Heft 183). Verlag Ebering, Berlin 1937 (186 S.).

M. Solitaire, mit bürgerlichem Namen Woldemar Nürnberger, Nachkomme eines Hugenottengeschlechts und Arzt in Landsberg an der Warthe (1818—1869), von der Nachwelt vergessen und in Literaturgeschichten eingesargt, hat endlich den Biographen gefunden, der sein Lebenswerk unter ersten Gesichtspunkten untersucht, nachdem bis jetzt nur der Lokalpatriotismus sein Andenken als eines „Großen im Reiche der Dichtung“ beschworen hat (so H. Bluth in seiner 1930 in Landsberg erschienenen Schrift). Dieser ernste Gesichtspunkt ist der Bezug des Werkes Solitaires auf die Philosophie seiner Zeit. Ingrid Kraus ist in ihrer 1931 erschienenen Studie dem Pessimismus in der Literatur des 19. Jahrhunderts nachgegangen (vgl. das Referat im XXI. Jahrb. 1934) Hampe folgt ihr methodisch und trennt somit eine allgemeine „welt-schmerzliche“ Stimmung streng von echter Nachfolge Schopenhauers. Zwifach rückt Hampe den Dichter an den Philosophen heran: in seinem Faust-Drama vermag er Entsprechungen zu Schopenhauers Todesauffassung nachzuweisen, in dem Roman „Diana-Diaphana“ Entsprechungen in seiner Auffassung der Liebe. Es ehrt Hampes Akribie, daß er den naheliegenden Vergleich nicht überspitzt und die seinem Dichter bedeut-samen Einflüsse anderer Art (Pseudoromantik — Realismus — politische Komponente des „jungen Deutschland“) mit dem ihnen zukommenden Ernst prüft. Es ergibt sich hierbei das Bild eines vorzüglich von seinem Naturerlebnis aus begreifbaren Dichters, dessen „Pessimismus“ sich nicht zu einer philosophischen Haltung verdichtet, sondern vielmehr zu einem „verschwimmenden Weltfühlen“ verbreitert, das „seinen vollendeten Ausdruck in der «unendlichen Melodie» Richards Wagners erhält“ (S. 181). „Die Negation der Außenwelt, die Vorherrschaft des blinden Willens und der unbewußten Lebenstrieb“, die zur „Schöpfung einer visionären Welt“ in der Dichtung führt, läßt nach Hampe eine Eingliederung Solitaires als Vorläufer des französischen Impressionismus zu — und als Kronzeuge für Rimbaud und die Seinen wird wiederum Schopenhauer aufgerufen. So arbeitet Hampes Buch dem vielleicht wichtigsten Desiderat der Schopenhauer-Literatur, der großen Geschichte seines Ruhmes, geschickt, wenn auch nicht vollkommen überzeugend, vor.

Wolfshau im Riesengebirge.

WERNER MILCH.

Hans Alfred Wimmer: Neue Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Gespräche über den Kausalzusammenhang des Bewußtseins und die Grundlagen der transscendentalen Philosophie. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1938. VIII, 154 S.

In dieser Schrift werden Gedanken wieder aufgenommen, die der Verfasser schon früher in einer vor über einem Jahrzehnt erschienenen Abhandlung mit dem Titel „Die Neubegründung der Transscendental-Philosophie“ (Bremerhaven, o. J.) entwickelt hat. Diese Abhandlung fiel mir seinerzeit ebenfalls zur Besprechung in die Hände, und ich habe sie kurz und „gebührend“ gewürdigt im Rahmen eines Sammelreferats über Berkeley und Hume, das in den „Literarischen Berichten aus dem Gebiete der Philosophie“ (Heft 9/10, 1926, S. 42 f.) erschienen ist.

Die vorliegende Veröffentlichung tritt in einem noch anspruchsvolleren Tone auf als die frühere. Wimmers Lehre kleidet sich nunmehr, da der Verfasser offenbar des trockenen Tones rein begrifflicher Gedankenführung satt ist, in die lebendigere Form eines philosophischen Dialogs. Geschichtlich knüpft diese Form an Berkeleys berühmte Schrift vom Jahre 1713 an, an die „*Three Dialogues between Hylas and Philonous*“, von der sie den Titel übernommen hat. Daß diese Anknüpfung nicht nur eine Sache der äußeren Form, sondern auch des philosophischen Gehalts ist, werden wir später sehen. Bei Wimmer haben wir es allerdings nicht mit einem echten philosophischen Dialog zu tun, wie diese Kunstform für alle Zeiten mustergültig von Platon geschaffen und von Berkeley und anderen in platonischem Geiste erneuert wurde, also nicht mit einer dramatisch bewegten, künstlerisch hochstehenden philosophischen Unterredung, in der die Gegensätze aufeinanderprallen und die Erkenntnisse im Kampf der Meinungen gewonnen werden. Hier ist die Dialogform nur äußeres, über den Inhalt geworfenes Gewand, der ebensogut auch ohne dieses hätte entwickelt werden können. Mit wenigen Ausnahmen, die sich fast alle im ersten Dialog finden, treten sich die beiden Unterredner hier überhaupt nicht in agonistischer Haltung entgegen; vielmehr setzt der eine zumeist die Gedanken fort, die der andere angesprochen hatte, und beide drücken somit die Ansicht des Verfassers aus. Auf weiten Strecken (zupal in dem längsten dritten Dialog) könnte man durch Streichung der Namen der Gesprächspartner und einiger den Dialog fingierender Wendungen einen glatten, fortlaufenden Text herstellen. Damit ist der Sinn des Dialogs verfehlt, und seine Anwendung wäre besser unterblieben.

Zur äußeren Form ist noch zu sagen, daß dem Verfasser das Gefühl für schöne, klare und gefällige Ausdrucksweise abgeht. Es lohnt sich nicht, hierauf näher einzugehen. Es besteht aber völlige Harmonie zwischen Form und Inhalt. Mit letzterem wollen wir uns nunmehr befassen.

Der Verfasser zielt auf nichts Geringeres ab als auf die Lösung des Welträtsels. Ein ungeheurer Anspruch wird damit gestellt. Wir wollen sehen, durch welche Leistung solcher Anspruch erfüllt wird.

Es handelt sich zunächst um die Aufdeckung dessen, was der Verfasser den *Kausalzusammenhang des Bewußtseins* nennt. Dieser Zusammenhang wird zunächst als derjenige unserer Empfindungen als der Urelemente des Psychischen erkannt. Die ihnen entsprechende physiologische Funktion sind die Sinne. Unter Empfindung ist alles Wahrgenommene, uns durch die Sinnesorgane Vermittelte zu verstehen. Insofern sind Empfindungen psychische Gegenstände oder Ereignisse. Sie können aber auch nach außen projiziert werden und umfassen alsdann auch die Gegenstände der äußeren Welt oder das, was man gemeinhin das Physische nennt. Sie erstrecken sich aber nicht nur auf das unmittelbar Gegebene, den Sinnen Gegenwärtige, sondern auch auf die gesamte Vergangenheit und Zukunft der Dinge. Sie werden also sowohl durch den Faktor Raum als auch durch den Faktor Zeit bestimmt. Hierzu kommen zwei weitere wesentliche Bestimmungen: erstens alle Empfindungen stehen in einem durchgängigen kausalen Zusammenhang oder in Ursache-Wirkungsverhältnissen und zweitens, sie sind alle auf das Bewußtsein als ihren Einheitspunkt bezogen. Daraus folgert der Verfasser als weiteren wichtigen Lehrsatz die Identität alles Physischen und Psychischen. Dies besagt, daß das Bewußtsein sich genau so weit erstreckt wie sämtliche Vorgänge der äußeren Welt, die wir somit als seinen Kausalzusammenhang bezeichnen können. Die Lösung des erkenntnistheoretischen Rätsels besteht darin, daß alle sinnlich erkannten Dinge einzig und allein als Ursachen des Bewußtseins gegeben sind, und wir haben bereits den „Gipfelpunkt der Weltbetrachtung“ erklommen, wenn wir, diese Einsicht erweiternd, den Satz aufstellen, daß „das ganze vorhandene Weltall nach jeder Richtung hin als ein einziger, unendlicher *Kausalzusammenhang des Bewußtseins*“ aufzufassen ist (S. 29). Das Wesen des Bewußtseins ist damit aufgedeckt: es ist der „Inbegriff der Welt überhaupt“. Wenn dem so ist, wenn also alles Seiende nur insofern ist, als es Bewußtseinsinhalt oder bewußtseinsbezogen ist, dann gibt es weder eine absolute Materie noch ein Ding an sich, noch irgend etwas, was unabhängig vom Bewußtsein oder außerhalb seiner alles umgreifenden Kausalrelation existiert. Der Verfasser legt Wert darauf festzustellen, daß diese Lehre beileibe nicht als „subjektiver Idealismus“ aufzufassen sei. Die Wirklichkeit der Welt werde dadurch keineswegs in Schein verflüchtigt, sondern nur um so fester begründet. Denn, meint er naiv, „wie könnte das noch *subjektiver Idealismus* heißen, nachdem im Gegenteil von vornherein alles Subjektive ebenso sehr objektiv, wie alles Objektive zugleich subjektiv ist?“ (S. 27). (Dieser Satz möge gleichzeitig den Stil des Verfassers illustrieren.)

Es erübrigt sich, diese Argumentation, die den ersten Dialog ausfüllt, kritisch näher zu beleuchten. Wir stellen nur fest, daß die bisherigen Ausführungen wohl kaum geeignet sind, den Anspruch einer neuen Entdeckung in der Philosophie zu rechtfertigen. Wir werden an Berkeleys bekannte Formel „*esse = percipi*“, an ähnliche Gedanken Fichtes, Schopen-

hauers („die Welt ist meine Vorstellung“) und der sog. Immanenzphilosophie erinnert. All dies klingt uns in den Ohren, wenn wir diese Erörterungen lesen, und der Verfasser weist auch selbst auf diese und ähnliche Beziehungen hin. Aber nirgends sind solche Gedanken mit geringerer Originalität und mit weniger kritischem Sinn entwickelt worden als hier.

Im zweiten Dialog tritt der Verfasser auf der Stelle, als ob er dem Leser eine Ruhepause gönnen wollte, damit er sich von der Denkanstrengung, die er ihm im ersten Dialog auferlegt hatte, erholen möge. Ein neuer wesentlicher Gedanke tritt hier nicht hervor, es sei denn, daß ein solcher darin zu erblicken wäre, daß nunmehr die metaphysische Seite der Angelegenheit stärker ins Licht gerückt wird. Ferner handelt es sich darum, eine am Ende des ersten Dialogs aufgetauchte Antinomie aufzulösen, nämlich die Antinomie, die daraus entsteht, daß doch die physische Welt ebensosehr die Voraussetzung des Bewußtseins darstelle wie umgekehrt, daß nach der hier entwickelten Lehre das Bewußtsein als Voraussetzung und Bedingung für die physische Welt zu gelten habe. Der Verfasser erblickt die Auflösung dieser Antinomie ganz einfach darin, „daß die ganze wahrgenommene Außenwelt einschließlich unseres Körpers mit der Funktion der Sinne und des Gehirns den unter seiner eigenen Voraussetzung stehenden und daher erkannten Kausalzusammenhang des Bewußtseins darstellt: denn da alle physischen, bzw. physiologischen Vorgänge schon in unserer Erkenntnis angetroffen werden, kann es sich auch nur um den innerhalb hiervon gegebenen Kausalzusammenhang handeln“ (S. 148). Dies ist dasselbe Paradoxon, auf das auch Schopenhauer gestoßen ist und das er als „Antinomie in unserem Erkenntnisvermögen“ bezeichnet hat (W. W. V., 1. Buch, § 7), ohne jedoch, wie der Verfasser meint, imstande gewesen zu sein, die Antinomie aufzulösen, bzw. die Notwendigkeit ihrer Auflösung einzusehen. Dies rühre daher, daß Schopenhauer noch zu sehr in die subjektivistische Auffassung verstrickt gewesen sei. Ihn treffe deshalb derselbe Vorwurf der Einseitigkeit, den er selbst gegenüber den Materialisten erhoben habe (S. 54). Und hier nun schwingt sich der Verfasser zur Auffassung des Bewußtseins als metaphysischer Tatsache empor, „die als erkennendes Subjekt auf die Gesamtheit des Physischen sich als ihren eigentlichen Kausalzusammenhang erstreckt“ (S. 62). Es überrascht uns jetzt nicht mehr, wenn er (S. 76) verkündet, daß mit dieser Erkenntnis (der Erklärung des Bewußtseins und seiner metaphysischen Definition) „sämtliche Rätsel bereits gelöst und das Geheimnis der Welt uns erschlossen“ sei.

Trotzdem fügt er einen dritten Dialog hinzu, der offenbar sehr viel später verfaßt wurde als die beiden ersten und an Umfang fast genau so lang ist wie jene beiden zusammen. In diesem dritten Dialog entwickelt er nun die Grundlagen der Transzendentalphilosophie (besser gesagt: seiner Transzendentalphilosophie). Was ist nun hierunter zu verstehen? Das Bewußtsein ist, wie wir bereits wissen,

eine übersinnliche Tatsache, es ist also das Metaphysische. Es steht über aller Erfahrung und ist unserer Sinneswahrnehmung nicht zugänglich. Es kann also auch nicht immanent oder empirisch (wie die physischen Erscheinungen und alles sinnlich Gegebene) sein, sondern es ist transzendent. Die Erkenntnis dieses Transzendenten aber, oder die Erkenntnis der Erkenntnis wird vom Verfasser „transzendental“ genannt. Transzendente Erkenntnis ist also Erkenntnis des Subjekts oder des Bewußtseins. Dieses selbst ist metaphysisch; wenn wir aber die erkennende Betrachtung darauf richten, dann ist diese transzendental. Diese Art der Erkenntnis aber geht nicht auf die vielen einzelnen Dinge, sondern faßt die Gesamtheit der Dinge in einem einzigen Blick zusammen. Sie erfolgt nicht auf dem Wege der Induktion oder Deduktion, sondern durch unmittelbare Intuition. Die Erkenntnis des Bewußtseins ist nun die höchste oder im eigentlichen Sinne philosophische Intuition; durch sie wird uns die Welt des Metaphysischen unmittelbar erschlossen. Die Bedeutung dieses Erkenntnisvermögens wird dem Leser geradezu eingehämmert, und es braucht uns nicht zu verwundern, wenn der Verfasser gelegentlich mit der Mystik liebäugelt, wenn seine Gedanken auch keinerlei mystische Schau oder Tiefe offenbaren.

Es erübrigt sich, die weitere Entwicklung dieser „Transzendentalphilosophie“ hier noch zu verfolgen. Irgendwelche wesentlichen Einsichten werden nicht mehr gewonnen; das Weitere verdampft in einem Wortschwall, der in unermüdlicher Breite immer wieder dasselbe wiederholt. Schließlich läuft alles auf den Berkeley'schen Satz „*esse = percipi*“ hinaus, welche Formel „alles mit einem Male ausdrückt“. „Unsere Erkenntnis reicht so weit wie die ganze Welt, und die ganze Welt so weit wie unser Bewußtsein, der Rest ist dagegen Nichts.“ Grenzen der Erkenntnis gibt es für den Verfasser nicht. „Denn Erkenntnis und Dasein sind eins“ (S. 138 f.). Und nachdem wir uns mühsam durch das Buch hindurchgelesen haben, wird uns am Ende erklärt: „Das Ganze ist zuletzt wie ein Kinderspiel“ (S. 142). Bei diesem Geständnis wollen wir es belassen; denn von ernst zu nehmendem Philosophieren ist hier in der Tat nirgends etwas zu bemerken.

Wir müssen jedoch auf die philosophiegeschichtlichen Exkurse noch etwas näher eingehen, die der Verfasser mit verschwenderischer Hand in seinen Text hineinstreut. Er knüpft seine Lehre, wie wir bereits gesehen haben, in erster Linie an Berkeley und Schopenhauer an und setzt sich vor allem auch mit Kant auseinander. Gelegentlich wird noch Locke berührt. Es handelt sich hierbei erstens um eine maßlose Überschätzung und Verherrlichung Berkeleys; zweitens um eine zwischen Zustimmung und Ablehnung schwankende Haltung gegenüber Schopenhauer und drittens um eine völlige „Zermalmung“ des Alleszermalmers Kant. Wir geben einige Kostproben zum besten.

Berkeley wird vom Verfasser zum „Schutzgott“ für seine eigene Lehre erhoben. Denn ihm verdanke die Welt die große Entdeckung des

„*esse = percipi*“, also des Wahrnehmungscharakters alles Seienden, bzw. der beherrschenden Stellung des Subjekts im Ganzen der Welt, sowohl in erkenntnistheoretischer wie in metaphysischer Hinsicht. Deshalb gebühre ihm kein geringerer Ruhm als der des Erstentdeckers des metaphysischen Wesens unseres Bewußtseins und mithin des Begründers der Metaphysik als Wissenschaft. Berkeley habe so entgegengesetzte Denksysteme wie die des Realismus und Idealismus in einem Punkte zur Berührung und damit zur endgültigen Versöhnung gebracht. Er sei ferner der physiologische Begründer des erkenntnistheoretischen Idealismus. Er sei keinesfalls, wofür man ihn bisher stets gehalten habe, subjektiver Idealist oder völliger Immaterialist. Daß er gelegentlich auch als Mystiker bezeichnet wird, sei nur nebenbei vermerkt. Die erstaunlichste Entdeckung aber, die dem Verfasser gelungen ist, ist die, daß als der erste und eigentliche Begründer der Transzendentalphilosophie nicht Kant, sondern eben Berkeley zu gelten habe. „Also ist bereits der Berkeleysche Gesichtspunkt derjenige der Transzendentalphilosophie, durch die infolge der transzendentalen Idealität, d. h. der bloß relativen Beschaffenheit der von uns erkannten wirklichen Sinneswelt die eigentlich wissenschaftliche Metaphysik eröffnet wird“ (S. 96). Aus diesem Grunde gilt es heute, das Erbe Berkeleys von neuem anzutreten. „Denn es ist heute geradezu Notwendigkeit, den Gesichtspunkt Berkeleys und der auf ihm beruhenden allein rechtmäßigen transzendentalen erkenntnistheoretischen Methode entgegen der Autorität Kants endgültig zum Siege zu verhelfen“ (Vorwort, S. V). Es stellt sich also die merkwürdige, in der Geschichte der Philosophie einzigartige Tatsache heraus, daß Kant wohl die Bezeichnung „Transzendentalphilosophie“ gefunden, die Sache selbst aber völlig verfehlt habe, während Berkeley den Terminus zwar nicht gekannt, den transzendentalen Standpunkt aber lange vor Kant eingenommen habe. Hier verwirren sich alle Begriffe und alle geschichtlichen Beziehungen: Berkeley als erster und wahrer Kantianer zwei Menschenalter vor Kant; Kant selbst aber überhaupt kein Kantianer, sondern weiß Gott was sonst!

Hören wir also, was Kant hiernach eigentlich gewesen ist. Er ist, so heißt es, vom rechten Wege abgewichen und hat das Berkeleysche Wasser getrübt. Statt sich auf den transzendentalen Gesichtspunkt Berkeleys zu stellen, sei er zur immanenten empirischen Ansicht Lockes zurückgekehrt (S. 151). (An anderer Stelle heißt es allerdings, in völligem Widerspruch hierzu, Kants System sei als Fortsetzung nicht der Lockeschen, sondern der Berkeleyschen Philosophie aufzufassen, S. 122.) Ferner: Kant habe unter dem Namen „Transzendentalphilosophie“ lediglich „empirische Psychologie“ getrieben (S. 116). Seine Lehre beruhe auf dem denkbar größten Mißverständnis, das in der Geschichte des menschlichen Geistes je dagewesen sei (S. 117). Seine Philosophie gleiche einem Körper ohne Kopf (S. 118). Er sei der heimliche Erneuerer scholastischer Begriffsspielereien und Hirngespinnste (S. 110). Seine Lehre sei voller Widersprüche, Unstimmigkeiten, Selbsttäuschungen oder gar Spiegelfechtereien

(S. 120). Er sei nicht der Kopernikus der Philosophie, der er so gern hätte sein wollen, sondern ein Aristoteles und bloßer Scholastiker (S. 127). So wird Kants Lehre fast in jeder Hinsicht mit einer unglaublichen Ehrfurchtslosigkeit diskriminiert, und diese Diskriminierung wird sogar auf seinen Charakter ausgedehnt. Seine Philosophie sei zum größten Teil unbewußte Maske (S. 129); er sei neidisch auf Berkeleys epochemachende Leistung gewesen und habe sie absichtlich herabgesetzt und schlecht gemacht. Seine Feindschaft gegen Berkeley sei der Angst vor ihm entsprungen. Wörtlich heißt es S. 129: „Kant erkannte das Furchtbare und erschrak“ (nämlich vor dem ragenden Gipfel, den Berkeley mit der Entdeckung der Metaphysik als Wissenschaft erstiegen hatte). Hinter Kants Philosophie verberge sich instinktive Abneigung und abergläubische Furcht, die letzte Wahrheit auszusprechen (S. 129). „Kant scheint mir ein ganz schlauer Fuchs gewesen zu sein . . . mir ist zuweilen so, wie wenn ihm der Schalk im Nacken säße“ (S. 119). Ausgerechnet Kant!! Fürwahr, wenn man all dies nicht gedruckt vor sich sähe, würde man es kaum für möglich halten! Nur an einer Stelle scheint der Verfasser eine richtige Ahnung gehabt zu haben, wenn er S. 120 schreibt: „Mir erscheint Kant manchmal so tief, daß man auf seinen Grund gar nicht hinabsehen kann.“ Daß dem Verfasser jegliche Fähigkeit abgeht, die Tiefe des kantischen Denkens zu ergründen, das mag als einzige Entschuldigung für diese auf völligem Mißverständnis beruhende Fehlleistung gelten.

Schließlich noch ein Wort über Wimmers Stellung zu Schopenhauer, die den Lesern dieses Jahrbuchs nicht vorenthalten werden soll. Ihm wird es zunächst hoch angerechnet, daß er gegen Kants Verunglimpfung die Ehrenrettung Berkeleys vollzogen habe. Auch sonst werden ihm einige Verdienste zugebilligt, und an einer Stelle wird ihm sogar die hohe Ehre zuteil, „als der in zweiter Linie für uns maßgebende Philosoph“ zu gelten (S. 46). Schopenhauers Erkenntnistheorie wird demgemäß weidlich ausgeplündert, und die Lehre vom Vorstellungscharakter der Welt paßt recht gut in den Wimmerschen Rahmen hinein. Mit der Willensmetaphysik dagegen, die dieses Anpassungsvermögen nicht besitzt, weiß er allerdings nicht viel anzufangen, und jedesmal, wenn er darauf zu sprechen kommt, spürt man die Verlegenheit, die ihm diese Lehre bereitet. Im übrigen aber verblaßt der Stern Schopenhauers vor dem hellstrahlenden Gestirn Berkeleys. Wir alle kennen das spaßige Buch eines Philologen mit dem Titel „Hier irrt Goethe“. In ähnlicher Weise, doch mit viel weniger Humor, deckt der Verfasser Schopenhauers mannigfache Irrtümer auf. Wir wollen sie aber an dieser Stelle lieber unaufgedeckt lassen. Denn jedesmal, wenn der Verfasser mit seinem Finger auf ein „Hier irrt Schopenhauer“ deutet, greift er mit ebenso sicherer Hand daneben wie im Falle Kants und wie überall, wo er überhaupt an philosophische Probleme rührt.

Erwiderung¹. Die vorstehende Beurteilung, deren Charakter nicht näher bezeichnet werden soll, richtet sich von selbst. Der Rezensent hat zwar, von einigen kleinen Irrtümern abgesehen, eine objektiv-getreue und klare Darstellung des Inhalts bis zum Anfang des dritten Dialogs gegeben, und wenn er in dieser rein sachlichen Art fortgefahren wäre, hätte er sich gewiß ein großes Verdienst um die vor allem die Schopenhauerfreunde angehende, neue fortschrittliche philosophische Erkenntnis erworben. Allein da Herr Metz radikaler Kant-Anhänger ist (während doch von Schopenhauer zum größten Teil das Kantische System bereits umgestoßen wurde), rührt sich sofort das Persönliche in ihm, und so von vornherein eingenommen ergeht er sich in den heftigsten un-kritischen Ausfällen, die zwei Drittel der ausführlichen Besprechung umfassen; sogar Stil und Dialogform werden getadelt. *A priori* abweisen ist freilich leichter als widerlegen; hätte Herr Metz sich gewissenhaft um die Prüfung der Gründe im dritten Dialog bemüht, wäre er sicherlich zu einem anderen Urteil gekommen. Weiß er nicht, daß sich seinerzeit schon eine gewichtige Stimme, die Herders, zugunsten Berkeleys erhoben hatte, und daß in der Folge die Fries, Krug, Schulze, Beck, Jakobi, Reinhold u. a. das in Kants Anschauung Fehlende zu ergänzen suchten, nicht zuletzt auch Fichte mit seinem absoluten Ich sowie Schelling; ferner daß die Erkenntnistheoretiker der heutigen Physik sich von Kant abgewandt und wiederum Berkeley genähert haben? Herrn Metz scheint das alles unbekannt zu sein; aber wenn er sich mit der neueren Richtung einmal beschäftigte und die Probleme weiterhin nach dem oben genannten objektiv-sachlichen Verfahren verfolgte (und er hätte wirklich das Zeug dazu), würde die prinzipielle Entscheidung über das Wesen der Transscendentalphilosophie auch für ihn getroffen sein, als deren eigentlicher erkenntnistheoretischer Begründer Berkeley anzusehen ist. Daß ich das Große und Bedeutende Kants und seinen ausschlaggebenden Anteil hieran ebenfalls hervorgehoben habe, verstand sich von selbst; nur Herr Metz verschweigt es, um genügende Angriffspunkte gegen mich zu haben. Schopenhauer sagt, man solle einen Autor auf das günstigste auslegen; wenn das hier nicht geschehen ist, so liegt es daran, daß sich der Wille an die Stelle der Erkenntnis gedrängt hat. In diesem Falle kann aber von einer gerechten Stellungnahme und Beurteilung niemals die Rede sein.

Chemnitz.

HANS ALFRED WIMMER.

¹ Die scharfe Ablehnung des Wimmerschen Buches, die in der Besprechung von Rudolf Metz ausgesprochen ist, läßt es als ein Gebot der Billigkeit erscheinen, daß wir, ohne damit selbst Partei ergreifen zu wollen, auch der folgenden „Erwiderung“ des Verfassers Raum geben.

Der Herausgeber.

Franz Böhm: Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand. Verlag Felix Meiner, Leipzig 1938 (284 S.).

Die Forderung nach einer deutschen Philosophie, seit Albertus Magnus oft erfüllt und dann immer wieder vergessen, ist uns heute ein besonders dringliches Anliegen. Der Ruf danach allein tut es freilich nicht, es muß auch unablässig an den Grundlagen geschaffen werden. Ein Buch, das diese Aufgabe in besonderer Weise mit erfüllt, hat Franz Böhm geschrieben.

Alles Negative und alles „Anti“-mäßige kann uns nicht befriedigen, solange nicht die bessere positive Schöpfung hervortritt. Sie allein vermag das Abzulehnende von innen her zu überwinden oder, wie Lagarde (den Böhm häufig zitiert) sagt, totzuleben. Nun geht zwar Böhm's Buch in seinem ersten Teile von der Ablehnung des Cartesianismus aus, aber sein Buch erhebt sich im zweiten und dritten Teile („Deutsche Philosophie“ und „Zwiespalt und Widerstand“) so weit ins Positive, daß man eigentlich den negativen Titel bedauert.

Cartesius, von der üblichen Geschichtsschreibung als Anfänger der „neueren abendländischen Philosophie“ geschildert, hat, wie Böhm nachweist, einen abstrakten Menschen, der mit einem abstrakten Gehirn (Ichbewußtsein) abstrakt denkt, an den Anfang alles Philosophierens gestellt. Diese Philosophie „entwicklicht“ also die Welt und ist eine Weltflucht höherer Art. Ganz mit Recht führt Böhm den genialen, uns Deutschen viel mehr verwandten Franzosen Pascal als Kronzeugen gegen Descartes an. Die Welt ist für Descartes nicht die Ganzheit des Seins, in das wir spannungsreich mithineinverworfen sind, sondern sie ist ihm ein „Gegenüber“, eine Anhäufung von Dingen, die es mit einem rein geistigen Verstande zu erkennen und zu ordnen gilt. Wir aber, so entwickelt Böhm, fühlen uns von den mythischen Uranfängen unseres deutschen Denkens her verflochten in die Schicksale des Volkes, in denen fortwährend die Entscheidung über Sein und Nichtsein getroffen wird. Oder, wie es Böhm außerordentlich schön ausdrückt: Die Ewigkeit eines Volkes ist in die Zeit gestellt und der Zeit ausgeliefert. Und: Die Geschichte hat nicht Krisen, sondern sie ist die dauernde Krisis, in der die Macht des Augenblicks über den Bestand der ewigen Kräfte entscheidet.

Über solche Wesensbeschreibungen dessen, was deutsche Philosophie zu sein hat, verfügt das Böhm'sche Buch sehr häufig. Es versteht, die Urmächte der Freiheit und des Opfers, der Weltweite und der Vertiefung ins Innerste, ferner die sehr organisch gefaßte Einheit von Weltanschauung, Weltbild und Wissenschaft zu einem Ganzen von hohem Wert erstehen zu lassen. Dabei weist es deutlich auf die unvergänglichen Werte hin, die in dem von Descartes freien Strom deutscher Philosophie zu finden sind. Und es wird jeden, der sich um die hierbei wichtigsten Gestalten mühte, befriedigen, wenn Böhm zwei Ströme solcher deutscher

Philosophie findet: einen, von Albertus Magnus ausgehend, also stark naturnah, über Paracelsus, Jakob Böhme, Goethe, Hölderlin, Schelling, Schleiermacher zu Nietzsche gehend, den anderen, mehr grundsätzlich-philosophisch gerichtet, von Eckhart ausgehend und über Luther (dessen „verborgener Gott“ für Böhme ein wichtiges Symbol deutscher Philosophie ist), Leibniz, Kant, Hamann, Fichte und Jacobi auf Lagarde zuführend.

Das Gesamtbild ist großartig erfaßt: Wie in den Anfängen des Mittelalters ein kümmerliches lexikonartiges Sammelsurium von Philosophie übernommen wird, dann aber in ernster Arbeit ein gewaltiges Gebäude entsteht, dem nur leider Thomas (im Gegensatz zum „totgeschwiegenen“ Albertus Magnus) den Stempel des Universalen, Allgemeingültigen, dem Volksschicksal völlig Enthobenen aufprägt — einen Stempel also, den die Philosophie bis auf Hegel und damit auf unsere Tage im wesentlichen behielt. Jetzt aber ist die Zeit der Besinnung und der endgültigen Befreiung des deutschen Denkens gekommen. Die recht selbständigen Gedankengänge, in denen das Volk als Natur und Geschichte in seiner „durchhaltenden Kraft“ geschildert wird, bedeuten den eigentlichen Wert und Höhepunkt des Buches.

Die Fülle des Buches bringt es mit sich, daß — so scheint es uns jedenfalls — hie und da seine Urteile nicht so weit und von hoher Warte her gefällt sind, wie wir es uns wünschen möchten. Gerade weil alles sonst so auf seinem rechten Platze steht, erscheint uns das doppelt ausgesprochene Urteil über Schopenhauer (Seite 141 und 163) nicht „endgültig“. Er soll sich bei einem voluntaristischen Nihilismus beruhigt haben! Wirklich? Die Schopenhauer-Deutung ist doch schon weiter als die Böhmsche, die hier leider einem Schema unterliegt. Gerade die Schopenhauer-Feiern dieses Jahres haben eine sehr lebendige Schopenhauer-Deutung ergeben, wonach dieser Denker so grundehrlich und so lebensnah ist, wie man es für einen deutschen Menschen nur wünschen kann. Die „Lehre“, das Dogma (hat Schopenhauer wirklich ein solches gehabt?) wäre ja übrigens nach Böhms oft wiederholter Auffassung als eine Sache höchst „zweiten Ranges“ anzusehen.

Böhms Versagen an dieser Stelle hat aber doch einen tieferen Grund. Er hat den psychologisch-anthropologisch-charakterologischen Gesichtspunkt, den es doch auch gibt, so kategorisch und grundsätzlich ausgeschaltet, daß er hier einfach ein ernstes Anliegen der Wirklichkeit übersieht. Dadurch wird er an einer Stelle, wo es gar nicht nötig wäre, einseitig, allzu „grundsätzlich“, und er schließt die Fülle des Lebens und seinen Fluß aus.

Und noch eine Stufe tiefer: Kann man wirklich, wie es Böhme fesselnd (aber für unser Gefühl nicht ganz richtig) an Leibniz darstellt, den „Gegner“ durch „Aushöhlung“ vernichten. Sollten wir den Kampf gegen ihn, der dann freilich ein Kampf „um ihn“ wird, nicht in die Tiefe der eigenen Seele verlegen? Ist es nicht wichtiger, wenn wir den „Descartes“ in uns besiegen, als wenn wir einen angeblich „objektiven“

Descartes vor dem Forum der Weltöffentlichkeit „objektiv“ besiegt — zu haben vermeinen?

Damit ist aber der Standort dieses wertvollen Buches getroffen. Wir gehen ganz mit seinem echten Radikalismus mit. Wir sind überzeugt, daß es nötig ist, sich von der Vorherrschaft des Cartesianismus und damit des französischen Geistes in der Philosophie der Völker frei zu machen. Der 9. Internationale Kongreß für Philosophie, der 1937 in Paris stattfand, stand so stark im Scheinwerferlicht Descartes', daß vielen klar wurde, daß es so nicht weitergeht. Und wir glauben, daß das **Ineinander von „Widerstand“ und Neuschöpfung**, wie es das Böhmische Buch bringt, den rechten Weg zu einer deutschen Philosophie führt. Wenn er freilich behauptet (Seite 116), die Diskussion über die Frage der nationalen Eigenart der Philosophie sei über den Problemstand des Wundtschen Buches „Die Nationen und die Philosophie“ (geschrieben im Kriege) nicht hinausgekommen, so dürfte Böhm doch einiges Neuere übersehen haben.

Es werden in diesen Jahren wesentliche Grundlagen einer deutschen Philosophie gelegt. Viele Hände sind dabei am Werke. Böhm sagt in der Einleitung, daß ihm „mit vielen anderen der unerbittliche Einsatz Ernst Kriecks“ den Glauben an eine neue nationalsozialistische Wissenschaft gab. An Namen, die hier in Frage kommen, erfahren wir im Buche selbst eigentlich nur Hermann Schwarz und Alfred Bäumler. Es scheint uns hier eine Lücke zu klaffen. Wir möchten gerne mehr darüber erfahren, wen Böhm als wichtig zur Schaffung einer deutschen Philosophie ansieht. Es gibt viele, die mit Bedauern feststellen, daß manche, die zu nennen sind, sich mehr im Negativen, im Kampf „gegen“ andere Auffassungen, ja im Umsichschlagen erschöpfen und darum nicht zu der Neuschöpfung kommen, die not täte. Um so wichtiger ist es, daß sich alle die im Sinne Böhms zusammenfinden, denen die Neuschöpfung selbst wesentlicher ist als der — in seiner begrenzten Bedeutung sicher auch notwendige — „Widerstand“. Der Widerstand aber ist leicht, die Neuschöpfung schwer. Das ist eines der — vielleicht unbeabsichtigten — Ergebnisse nach dem sonst so sehr bereichernden Lesen des Böhmischen Buches.

Und nun dürfen wir, nachdem wir zu einer Schopenhauer-Deutung Böhms kritisch Stellung nehmen mußten, sein Werk und seine Art noch einmal im großen in das Licht der Gesamtleistung Schopenhauers stellen. Auch Schopenhauer hat „Philosophie im Widerstand“ geschaffen. Auch er hat deutsch philosophiert und, wie immer wieder aus seinen Werken und anderen Äußerungen hervorgeht, sich dem deutschen Geiste zutiefst verpflichtet gefühlt. Überblicken wir das Werk Böhms nochmals sozusagen aus der Vogelschau, so dürfen wir bekennen: das Wesentliche, das Böhm gegen die dogmatische Haltung des Cartesianismus einzuwenden hat, und ein Stück des Wesentlichen, was ihm als deutscher schöpferischer Neuaufbau der Philosophie erscheint, ist bei Schopenhauer erfüllt. Seine

Philosophie ist eine ewige Melodie, an der sich immer neue philosophische Bereitschaft und Besinnung entzünden wird. Die Zeiten, wo ein Mann vom Range Karl Stumpfs im Kant-Seminar (der Verfasser hat es selbst erlebt) sagen konnte, Schopenhauer sei ein Popularphilosoph, den man nicht zu lesen brauche, sind endgültig vorbei. Wesentliche Anliegen Böhms sind also erfüllt. Lebendige Philosophie darf heute sein. Ob sie immer ist, das hängt davon ab, daß Bücher vom Range des Böhmischen gelesen werden und in die Auseinandersetzung der Gegenwart um die Wahrheit hineingestellt werden — in Zustimmung, Widerspruch und Wandlung seiner Ideen.

Berlin.

HANS HARTMANN.

Hermann Glockner: Das Abenteuer des Geistes. Verlag Fr. Frommann, Stuttgart 1938 (376 S.).

Der „persönliche Stil“ des Philosophierens ist uns fast ganz abhanden gekommen. Zwar gibt es ganze Reihen von „Selbstdarstellungen“ von Philosophen, die zuweilen hohen biographischen und fachphilosophischen Wert haben können. Denn Männer, die ihrer Zeit etwas zu sagen hatten, sehen sich darin selbst, weisen sich sozusagen ihren Standort in der Geschichte der Philosophie an und zitieren das Wichtigste aus ihrer Lebensarbeit, so wie es sich ihnen nach der Auseinandersetzung mit ihren Gegnern als bleibend und „wertbeständig“ erwiesen hat.

Aber es ist dies doch etwas anderes als die Art und Weise etwa Schopenhauers, dessen Philosophie ständig „dem Leben entlang“ geht, indem sie den Fluß des Lebens der Persönlichkeit selbst stets begleitet. In jedem Satze setzt sich ja Schopenhauer nicht nur mit dem „fachlichen“ Problem auseinander; sondern zugleich mit sich selbst, also mit demjenigen, der sich fachlich auseinandersetzt und der in dieser Auseinandersetzung eine ganz bestimmte persönliche Haltung, ja eine ganz bestimmte Seinsform verkörpert.

Ein Buch von ähnlicher Art liegt uns vor in dem Werke Hermann Glockners. Glockner, bekannt durch seine zahlreichen Werke über Hegel und das Hegel-Lexikon, stellt sich mit seinem Werke über das philosophische Problem in Goethes Farbenlehre (1924) thematisch in die Nähe Schopenhauers und vielleicht noch mehr mit seinem Buche über Wilhelm Busch (1932) — über den gewiß nicht viele Fachphilosophen geschrieben haben, dem aber Schopenhauer in den „Aphorismen zur Lebensweisheit“ und in manchen Kapiteln der „Parerga und Paralipomena“ recht verwandt ist.

Glockner will keine Schulphilosophie bringen, sondern Selbsterforschung und Meditation. So wird sein Buch zu einem rhapsodischen philosophischen Gesang. Oft funkeln Weisheiten auf, denen man anmerkt, daß sie tief erlebt und vielleicht lange erlitten sind. „Woher kommt da überhaupt die Unseligkeit und der Schmerz des Ausgeliefertseins? In der

Natur gibt es keine Verzweiflung. Indem der Mensch den Zustand elementarer Erschütterung erfährt und verzweifeln seinen Zusammenbruch erlebt — macht er auch bereits die entscheidende Wendung zur Freiheit. Er ist aus seinem natürlichen Dasein herausgeschleudert worden und sieht sich gerade dadurch instand versetzt: dem Wirken und Walten der Notwendigkeit gegenüberzutreten als — Er selbst.“

In dieser aperçu-haften Form ist das ganze Buch geschrieben. Auf einmal befindet man sich, man weiß nicht wie, auf einem Gipfel und sieht viel Land unter sich. Daß die Gedanken als solche verwandt sein können mit denen Schopenhauers, ging aus dem soeben Zitierten hervor. Aber eine in sich geschlossene Weltanschauung wie Schopenhauer sucht Glockner nicht. Das würde ihm die Möglichkeit zu weiteren Abenteuern des Geistes verschließen.

Man könnte noch einen anderen Vergleich ziehen. Glockner bewegt sich in konzentrischen Kreisen durchs Leben. Dabei geht er stets von einem zum anderen Kreis, und in diesen Übergängen und ihrer völlig freischweifenden und unsystematischen Verbindung erfüllt sich ihm der Sinn des abenteuerlichen Philosophierens. Er sucht und gewinnt immer neuen Boden. Es ist kein Philosophieren mit dem Hammer wie bei Nietzsche, keine Philosophie um den Gegenstand, in den das Ich ständig einbezogen ist, wie bei Schopenhauer, sondern das, was Glockner (S. 111) so ausspricht: „sich in der Fülle des Hingebens und Besitzens niemals völlig zu verlieren, sondern sich treu zu bleiben als Philosoph.“

Glockner weiß alles, ist durch alle Himmel und Höllen der Philosophie gegangen, und er läßt es sich auch merken, daß er das alles weiß und erlebt hat. „Der faustische Mensch — geläutert durch Philosophie“ (aber faustisch bleibend), so könnte man über das Buch schreiben. Und darum kann man es eigentlich nicht kritisieren. Zu jeder Wahrheit, die er aufstellt — nein, es sind eigentlich keine Wahrheiten, sondern Lebensergebnisse, Aperçus und Weisheiten, zu jeder also könnte man das Gegenteil behaupten, und wer die Geschichte der Philosophie kennt, weiß, daß das auch immer geschehen ist. Aber das rührt Glockner nicht, und darauf kommt es ihm nicht an. Und damit ist natürlich auch gegeben, daß es manchmal ein wenig schnell geht und daß der Trieb zur funkelnden Formulierung die (wahrscheinlich vorhandene, aber in diesem „Weltenaugenblick“ nicht interessierende) Sachkenntnis überwuchert. So stark oft überwuchert, daß selbst beim Verfasser dieser Zeilen, der gerne in den Bereichen denkender Europäer herumstreift und mancherlei Abenteuern des Geistes zugetan ist, der Beckmesser-Instinkt erwacht. Wenn Glockner (Seite 220) in einer längeren Stelle über Schopenhauer behauptet, dieser Mann habe das Mitleid zum sittlichen Prinzip erhoben „aus einer überstarken Leidensfähigkeit heraus“, so ist doch sehr zu bedenken, ob das wahr ist. Es dürfte „historisch“ richtiger sein, anzunehmen, daß Schopenhauer durch scharfe (und freilich im tiefsten Grunde leidvolle) Konzentration des Denkens zu seinem großartigen Gesamt-

bilde des Kosmos gekommen ist, in dem dann aus innerster (d. h. organisch verwurzelter) Logik das Mitleid nicht fehlen darf. Ob er dabei ein bißchen mehr oder weniger „leidensfähig“ war, ist demgegenüber ganz gleichgültig. Das sind ja auch psychologisch unhaltbare Kategorien. Schopenhauer war sicher oft sehr leidensfähig, wenn er an Leiden und Qualen anderer dachte; manchmal konnte er aber auch über andere und ihre möglichen Leiden hart zur Tagesordnung übergehen. Also müssen wir um etwas Vorsicht bitten. Es hat sich hier wieder einmal wie so oft in der Schopenhauer-Deutung gerächt, wenn man seine Lehre psychologisch aus seinen Erlebnissen ableiten will. Es handelt sich bei ihm doch um mehr als Hypostasierung von subjektiven Erlebnissen.

Unser Beckmesser-Instinkt darf nicht entscheidend sein für die Wertung eines mit Herzblut und viel Wissen geschriebenen Werkes. Darum sei das Werk allen denen empfohlen, die „fähig“ sind, Anregungen zu empfangen und Anstöße zum Selbstweiterdenken. Gewiß, das Buch läßt einen Typus etwa von der Art Augen Kühemanns erstehen, der sich jetzt in seiner Selbstbiographie „Mit unbefangener Stirn“ dargestellt hat. Die vielen und erlebten Klassikerzitate sind ein untrügliches Zeichen einer morphologischen Verwandtschaft, mag auch bei Glockner (von Hegel her) vieles anders begründet sein. Wir wissen, daß unser Vergleich bei vielen keine Empfehlung bedeutet. „Empfehlung“ liegt uns auch fern. Aber wir glauben, daß jeder, auch der strenge Fachphilosoph, der das Abenteuer der Beschäftigung mit Glockners „Abenteurer des Geistes“ wagt, es nicht bereuen wird — mag er nun zustimmen, rebellieren oder aus Kampf und Gegensatz in eigener Klärung fortschreiten.

Berlin.

HANS HARTMANN.

Alwin Mittasch: Katalyse und Determinismus. Ein Beitrag zur Philosophie der Chemie. Verlag Julius Springer, Berlin 1938 (203 S.).

Daß die Bemühungen, den „Stein der Weisen“ zu finden, erfolglos geblieben sind, berechtigt zu dem Schluß, daß weniger das praktische Vorgehen, als vielmehr die philosophischen Leitgedanken jener Alchemisten fehlerhaft waren. Heute, wo die Chemie uns zwar nicht den einen Stoff, der überall nützt, wohl aber Methoden beschert hat, bestimmte chemische Prozesse durch Zusetzen bestimmter, unverändert bleibender Stoffe in gewünschte Richtung zu lenken, ist es wohl an der Zeit, die philosophische Bedeutung der Katalyse zu erwägen, um diese in das Ganze des naturphilosophischen Begriffsystems einzugliedern. — Wenn dies Unternehmen von einem Forscher ausgeht, der die Theorie und Praxis der Katalyse beherrscht und insbesondere das biologische Wirken der Katalyse in früheren Schriften („Über katalytische Verursachung im biologischen Geschehen“, 1935, und: „Über Katalyse und Katalysatoren in Chemie und Biologie“, 1936, u. a.) dargestellt hat, so läßt sich etwas

Besonderes erwarten, und diese Erwartung wird nicht enttäuscht. Die Durchführung der Gedankenreihen, beginnend mit der Beschreibung der Katalyse und endend mit der Darlegung der Naturkausalität, d. h. des „Determinismus“ in der ganzen Natur, ist höher zu bewerten, denn als ein „leichter Umriss“, den der Verf. laut Vorwort versucht hat, „einer späteren Ersetzung des Gegebenen durch Vollkommeneres und Besseres von anderer Seite gewärtig“.

Der reiche Inhalt von 54 wohlgegliederten Abschnitten ist in fünf Kapitel zusammengefaßt: Katalytische Kausalität als Form der Anregungskausalität (I), Definition und Erscheinungsform (II) und Reaktions-Chemismus (III) der Katalyse, Stellung der Katalyse zu anderen Kausalitätsformen (IV) und in der Rangordnung der Kausalitätsformen, . . . Determinismus (V).

In der Kürze läßt sich das in weiträumiger Linienführung durch eine Fülle von Einzelheiten belehrende Werk nicht würdigen; wir möchten daher — auch dem chemisch und physikalisch nicht speziell Vorgebildeten — ein eingehendes Studium des Buches nahelegen, und greifen hier nur einiges philosophisch Bemerkenswertes heraus.

Goethe, Schopenhauer und Nietzsche sind mehrmals zitiert. Goethes überschauende Naturauffassung wirkt an verschiedenen Stellen schmückend und letzte Zusammenhänge aufdeckend. Bei zwei Zitaten Nietzsches erkennt man den Schüler Schopenhauers (S. 103, 150), im übrigen tritt die Entfernung von dessen Lehren auch hier deutlich zu Tage. Schopenhauer wird grundlegend anerkannt, wenn auch Erweiterungen und Fortbildungen sich aus neuerer Kenntnis ergeben. Den Kenner wird zweierlei zunächst stutzig machen. Verf. läßt in übertragenem Sinne „Eigenschaften und Dinge als Ursachen gelten“ (S. 8). Hier wird offenbar, wie arm die Sprache an Ausdrücken ist, wenn es gilt, komplizierte Vorgänge im einzelnen zu erklären. Bei der Katalyse gibt es eine Reihe sonst analoger Vorgänge, bei denen aus gleichem Stoffgemisch verschiedene Resultate erzielt werden, je nach dem zugesetzten Stoff. Daraus wird verständlich, wenn man den Stoff, auf dem die Unterschiede der Wirkungen beruhen, in übertragenem Sinne als „Ursache“ bezeichnet und den Satz ausspricht: „Katalyse ist stoffliche Anstoßkausalität“ (S. 9). Auch der von Schopenhauer so stark beanstandete Begriff der Wechselwirkung hat hier reale Bedeutung als Zusammenfassung umgekehrt verlaufender Wirkungen (die nicht gleichzeitig Ursachen ihrer Ursachen sind, wenn man auch empirisch „Früher oder Später“ [S. 48] nicht bestimmen kann). Bei dem weiterhin entwickelten Begriff der „Ganzheitskausalität“ (Driesch) tritt der Charakter der Zusammenfassung noch deutlicher hervor. Hinzu kommt allerdings die Verknüpfung kausaler und finaler Begründung (vgl. XXV. Jahrb. 1938, S. 216 ff.), so daß der Teppich der Kausalität (S. 46) noch bunter wird. Die einzelnen Fäden dagegen laufen eindeutig (S. 138). So lange nicht wohldefinierte Ausdrücke für die Stufen der „Rangordnung“ der Kausalität vorliegen, muß man sich mit der Ausweitung dieses

Begriffes abfinden und sie an der Anwendung, für welche sie bestimmt ist, prüfen.

In der Entwicklungsreihe der Kausalitätsformen bis zum Determinismus erhält die Katalyse ihre bestimmte Stellung und wird keineswegs mißbraucht als Schlüssel zu allen Geheimnissen. Ihre Analogie zu Lebensvorgängen wird sachgemäß beschränkt; an ihrem Beispiel wird anschaulich klar gemacht, wie eine „Lücke“ auf niederer Ebene Raum läßt für das Eingreifen „höherer“ Kausalität; kein Abreißen des Fadens, sondern Überwindung der „Trägheit“, indem „höhere“ Kausalität eingreift (112 f.). — Wie aber chemische und physikalische Kausalität „von unten“ und führende und planende Kausalität „von oben“ in Harmonie zusammentreffen, „ist letzthin ein Geheimnis“.

Für die Schlußbetrachtung des Zusammenbestehens von Notwendigkeit und Freiheit ist der Leser von Schopenhauers „Freiheit des Willens“ wohlgerüstet; sie ist naturwissenschaftlich, und der Katalysator ein anschauliches Beispiel für die Realisierung dieser Möglichkeit.

Viele Einzelheiten dienen zur Klärung der Begriffe, etwa, daß man statt „Mechanismen“ häufig „Kausalismen“ sagen müßte (S. 156), daß die Biologie autonom ist und nicht aus physikalischen Begriffen ableitbar; daß übergeordnete Kräfte keine absolute Herrschaft ausüben (S. 136). Von dem Begriff der „Fiktion“, jener bequemen Handhabe zur ausweichenden Erledigung, ist ein wohlwogener und vorsichtiger Gebrauch gemacht (vgl. des Verf. „Fiktionen in der Chemie“, Z. f. angew. Chemie 1937).

Auch dieser Schrift, wie früheren, verleiht das gern geübte Verfahren, Aussprüche gegensätzlich eingestellter Forscher ohne Widerspruch nebeneinanderzustellen, einen eigenen Reiz. Mittasch verhält sich also nicht wie ein Schulmeister, der die präparierten Weisheiten seinen Schülern möglichst identisch wieder abhören will, sondern wie ein Forscher, der dem zu Belehrenden, ohne seine Meinung zu verschleiern, gegenteilige Meinungen an die Hand gibt, um das Beste daraus zu machen. So trägt er bei zum Ausgleich der Gegensätze auf höherer Ebene, der ja — ausgesprochen oder nicht — das Thema der heutigen Ganzheitsforschung ist.

Frankfurt a. M.

KARL WAGNER.

Festschrift zum 150. Geburtstage von Arthur Schopenhauer. Gedenkfeiern in seiner Geburtsstadt Danzig vom 21.—26. Februar 1938. Veranstalter: Gauleitung der NSDAP., Gau Danzig / Senat der Freien Stadt Danzig. Nicht im Handel (28 S.).

Es handelt sich hier um die Festschrift, die zur offiziellen Danziger Gedenkfeier fertiggestellt und bei dieser überreicht wurde. Auf die Veranstaltungsfolge folgen Geleitworte, in denen der Gauleiter, der Präsident

des Senats, der Gauschulungsleiter und der Kultussenator ein eindrucksvolles Bekenntnis zu dem Sohn ihrer Heimatstadt ablegen. Zwei Aufsätze sind hinzugefügt.

In dem ersten spricht Arthur Hübscher als Vorsitzender unserer Gesellschaft über Leben und Lehre Arthur Schopenhauers. In straffer Form und mit scharfen Konturen zeichnet er hier ein Bild des Menschen und des Philosophen, wie es zur ausreichenden Unterrichtung in aller Kürze nicht dienlicher geboten werden konnte. Die Verneinung des Willens erläutert er dabei als „eine Verneinung individueller Willensbereiche zu Gunsten eines Anderen und Höheren, die bedeutsam mit dem Ethos des Opfers zusammentrifft, das wir in unseren Jahren vielfältig erfahren haben“. Zum Beschluß gibt er — neben der vielzitierten Stelle über den heroischen Lebenslauf — eine andere aus den „Aphorismen“ wieder, die sonst nicht herangezogen wird, die uns aber ebenfalls eindeutig zeigt, daß Schopenhauer auch Kampfgeist und Unerschrockenheit lehrt; sie endet mit den Worten: „Das ganze Leben selbst, geschweige seine Güter, sind noch nicht so ein feiges Beben und Einschrumpfen des Herzens wert.“

Walter Ehrenstein beschäftigt sich dann mit dem Thema: „Schopenhauers Pessimismus und wir“. Der Pessimismus des Philosophen ergebe sich „als notwendige Folgerung aus seiner Metaphysik“ und betreffe „zweifelloso einen Aspekt des Lebens, der sich so gut wie jedem nachdenklichen Menschen über kurz oder lang von selbst aufdrängen muß“. „Daß zwei der größten Denker des Abendlandes sich mit dem Problem des Übels in der Welt so ausgiebig beschäftigt haben“ — neben Schopenhauer Leibniz —, beweise „allein schon die grundsätzliche Bedeutung dieses Problems“. Diese gehe „aber auch aus vielen anderen Tatsachen des abendländischen Geisteslebens deutlich hervor: Denn das Übel in der Welt ist ein ewiges Thema des Dichtens und Denkens der Völker gewesen und hat deshalb auch immer wieder im Mythos der Völker seinen Niederschlag gefunden“. Im Anschluß an Nietzsche wird dann auf die pessimistischen Stimmen aus der Antike und auf den Zusammenhang zwischen griechischem Pessimismus und griechischer Kultur hingewiesen. „Ohne das Leid wäre diese Kultur — als Heilmittel gegen das Leid — nicht entstanden . . .“ Der Kampf des griechischen Menschen sei beispielhaft „für die Art und Weise, wie sich der nordische Mensch überhaupt mit den düsteren Seiten dieses Daseins auseinandersetzt“. „Der Pessimismus erscheint in der nordischen Seele verwandelt zum Heroismus.“ Damit wendet sich der Verfasser den Folgerungen aus Schopenhauers Lehre zu, „die sich . . . als theoretische Begründung des Heroismus auswirken“. Von der berühmten Abhandlung über die Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod heißt es: „Ich kann mir kein anderes Buch der Weltliteratur (auch Nietzsches Zarathustra nicht) denken, das so geeignet wäre, im Tornister des Soldaten, der in den Kampf zieht, mitgeführt zu werden. Niemals ist tiefsinniger über den Tod und seine Bedeutung philo-

sophiert worden . . .“ Verschiedene Stellen werden noch besonders herausgehoben. Es ist das Verdienst Ehrensteins, diese Ausführungen Schopenhauers für unsere Zeit neu ins Licht gestellt zu haben.

Sechs vorzüglich reproduzierte Bilder sind beigegeben. Wir sehen Schopenhauer in den beiden Jugend- und zwei Altersbildern und die Mutter des Philosophen, so wie sie Karoline Bardua uns vorführt. Ferner wird die Ahnentafel gezeigt — hier fälschlich mit „Stammbaum“ beschriftet — in dem Entwurf, den Walther Rauschenberger für das Schopenhauer-Archiv angefertigt hat.

Braunschweig.

RUDOLF BORCH.

Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages. Herausgegeben von C. A. Emge und Otto v. Schweinichen. (Philosophische Untersuchungen. Im Auftrage der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie. Herausgegeben von C. A. Emge und Nicolai Hartmann. Band 6.) Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte, Berlin 1938 (III, 224 S.).

Wir haben hier eine Reihe gehaltvoller Arbeiten vor uns, die anderthalb Jahrhunderte nach der Geburt des großen Philosophen Zeugnis davon ablegen, wie man nunmehr zu ihm steht. Wir fangen an, die stets so notwendige genügende zeitliche Distanz zu gewinnen, und wir sind Deutsche in einem staatlichen und gesellschaftlichen Raum, der sich entscheidend neu gestaltet. So ist es denn gegeben, mit dem Genius zu ringen, wie es noch niemals vorher geschehen konnte.

Es ist lehrreich, um etwa ein Menschenalter zurückzuschauen und sich die geistige Lage vor Augen zu halten, in der im Jahre 1910 die 50. Wiederkehr des Todestages Schopenhauers vor sich ging. Man stand damals noch allgemein unter dem Banne Kuno Fischers, der nach dem Worte Wilhelm Windelbands Schopenhauer am tiefsten verstanden haben sollte, und dessen Grundhaltung — höchst kennzeichnend — doch nur ein Herabsehen gewesen war. Als eigentliche denkerische Macht, als jemand, der sich weithin erhebt auch über alles das, was man gegen ihn sagen könnte, war Schopenhauer bis dahin nur — abgesehen von den Stimmen mehr oder minder geistig Gewichtloser — von Wagner und von Nietzsche empfunden worden; und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade auf diese beiden in dem vorliegenden Buche wiederholt Bezug genommen wird. Was sich schon eine Zeitlang mehr oder weniger deutlich angekündigt hatte, das sehen wir jetzt — in diesem Gedenkjahr — klar zutage treten: das Bewußtsein, einen schlechthin Großen vor sich zu haben, die Verpflichtung, zu ihm hinaufzublicken.

Schon der Herausgeber C. A. Emge prägt den Charakter der heuti-

gen Lage, indem er seine einleitenden Worte überschreibt: „Schopenhauer dem Erzieher“. Die an Nietzsche und Schopenhauer zugleich anknüpfenden Ausführungen berühren das Verhältnis von Macht und Geist, und in diesem Zusammenhang heißt es z. B.: „In mannigfaltigen, oft grotesken Wendungen wird unaufhörlich eingehämmert, daß jede «Freiheit wozu» ihre «Freiheit wovon» und umgekehrt diese jene fordere. Mit dieser Synthese sind in der Tat jedem Aufbau völkischer Daseinsformen rechts- und staatsphilosophische Aufgaben gestellt, von deren Lösung Licht und Finsternis der Geschichte abhängen.“

Die beiden ersten Abhandlungen — von Arthur Hübscher und Günter Ralfs — haben das miteinander gemeinsam, daß sie dem Genius als Ganzem gerecht zu werden versuchen und Schopenhauer aus seiner eigenen Welt heraus verstehen wollen, während die dritte, vierte und fünfte Abhandlung eine Schopenhauer an sich fremde Welt an diesen heranbringen, vom eigenen geistigen Standpunkt aus ihn geradezu messen und dadurch sich von Schopenhauer letzten Grundes entfernen und an sich aus seiner Welt herausführen.

Seine Ausführungen: „Arthur Schopenhauer und die Gegenwart“ beschließt Hübscher mit den Worten: „Wir wissen um die Einmaligkeit und Unwiderrufflichkeit der großen Leistung, aber wir wissen auch um den Zusammenhang, in dem wir über Jahrhunderte hinweg uns ihr verbunden fühlen. Alles Große unseres Volkes wirkt in jede, wie immer gewandelte Zeit, und es scheint, wenn wir das Letzte und Allgemeinste hören, das es zu sagen hat, daß wir dann zugleich auf die nachdrücklichste Weise selbst mit unseren Sorgen und unseren Aufgaben angesprochen werden.“ Er erkennt in Schopenhauer den Überwinder des romantischen Lebensgefühls und den Begründer eines kämpferischen Pessimismus und eines neuen Wirklichkeitsdenkens.

Im Sinne der „übermystischen Tendenz“, wie J. G. Rätze sie nannte, unternimmt es Ralfs in seinem Beitrag: „Arthur Schopenhauer: System und Gestalt“, den ursprünglichen Einheitsgrund von Schopenhauers Weltanschauung, die er „eine sehr deutsche“ nennt, aufzuschließen. Er sieht in ihr nicht Ausdruck von „Passivität“ und „Negation“, sondern „verborgene Innerlichkeit“ und Ausdruck von „innerer Macht“. In ausgezeichneter Formulierung sagt er: „Wer Schopenhauer zu einem weltmüden Pessimisten macht, verkennt den Grundcharakter des dritten und vierten Buches. Was hier in der Darstellung ästhetischer und ethischer Lebensformen zum Ausdruck kommt, ist, tiefer verstanden, ein einziger Aufruf zur Entfaltung der höchsten Möglichkeiten des Menschen. Wenn die beiden ersten Bücher beherrscht sind durch die Idee der «Spannung», ihre Vertiefung und Verschärfung, so sind die beiden letzten Bücher der Welt als Wille und Vorstellung ebenso eindeutig bestimmt durch die Idee der «Steigerung». Diese vielgeschmähte Lehre von der Weltlösung bedeutet nichts als die äußerste Aktivierung der innersten Kräfte des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens.“ Die bindende

Einheit, das System in Schopenhauers Philosophie findet Ralfs durch die Betrachtung des Buddhismus und der Mystik Meister Eckeharts. In der Untersuchung der Gestalt, die sich hinter dem System verbirgt, verweist er auf Kierkegaard, der mit Schopenhauer übereinstimme in der Ansicht, „daß der Denker selbst weit wesentlicher als sein Denken sei“, und daß es nicht darauf ankomme, die Welt von oben zu betrachten, sondern in ihr dazusein. Von hier aus betont auch Ralfs die unromantische Lebenshaltung Schopenhauers.

Was nunmehr — in den drei nächstfolgenden Abhandlungen — Günther Jacoby, Arnold Gehlen und Bela von Juhos vortragen, das bedürfte einer Stellungnahme, die sich zu weitgreifenden Untersuchungen ausdehnen würde. Es können hier darum nur Andeutungen gegeben werden. Günther Jacoby will zeigen, „daß Schopenhauers Lehren von der Welt als Vorstellung und der Welt als Willen Teilstücke aus der Gesamtsystematik einer umfassenden Wirklichkeitsontologie sind“. Arnold Gehlen erklärt: „Unter die Resultate Schopenhauers, unter die gültigen und prinzipiellen Wahrheiten gehört nun allerdings die These: «die Welt ist an sich Wille» zweifellos nicht, und ebensowenig die ganze reformiert-kantische Erkenntnislehre, mit der Schopenhauer arbeitet, also weder «die Welt als Wille», noch «die Welt als Vorstellung»! Vielmehr liegen seine echten Resultate durchweg auf anthropologischem Gebiet, und um sie anzuerkennen, muß der ganze metaphysische Anspruch preisgegeben werden.“ Bela von Juhos prüft die Philosophie Schopenhauers vom Gesichtspunkt der neueren Erkenntniskritik und spricht dabei den Sätzen der Schopenhauerschen Metaphysik den Erkenntnisinhalt ab.

Es folgen noch zwei rechtswissenschaftliche Abhandlungen, in denen Erich Jung die zutreffende Stoffgliederung in der Rechtswissenschaft erörtert und Irene Gasse von der deutschen Strafrechtswissenschaft her zu Schopenhauer Stellung nimmt. Schließlich zeigt H. Maus in der „Traumhölle des Justemilieu“ dem 19. Jahrhundert seine eigene Fratzenhaftigkeit, während Günter Ralfs noch eine wertvolle bibliographische Leistung hinzufügt.

Braunschweig.

RUDOLF BORCH.

MITTEILUNGEN.

ZWEI TOTE

LUDWIG SCHEMANN UND JOSEF SCHAFFER.

Am 14. Februar 1938 ist Ludwig Schemann, der bekannte Schopenhauerforscher, in seinem Wohnsitz in Freiburg i. Br. gestorben.

Schemann, der am 16. Oktober 1852 in Köln am Rhein geboren war, studierte nach dem Besuch des Progymnasiums in Königswinter und des Gymnasiums in Coburg auf den Universitäten Heidelberg, Berlin und Bonn und hat dann von 1875 bis 1891 als Bibliothekar in Göttingen gewirkt. Seit 1891 lebte er in Freiburg i. Br. im Ruhestand.

Auf das Studium Schopenhauers ist er durch Richard Wagner geführt worden. Ein Jahrzehnt und mehr oblag er der eingehendsten Beschäftigung mit unserem Philosophen, dann erwachte immer stärker der Wunsch, öffentlich davon Rechenschaft abzulegen. In mehrjähriger Arbeit spürte er in allen möglichen Ecken und Winkeln verborgene oder unveröffentlichte Dokumente, Briefe und Aktenstücke zur Lebensgeschichte Schopenhauers auf. Mit einigen der Freunde und Jünger Schopenhauers, wie Bähr, Gwinner und Crüger und mit Hinterbliebenen anderer, wie v. Doß und Becker, konnte er noch persönliche Fühlung nehmen und wertvolles Material sicherstellen. Schließlich konnte 1893 die Sammlung der „Schopenhauer-Briefe“ erscheinen, die Schemanns Namen in der Wissenschaft begründet hat — ein Werk, das durch die Erstveröffentlichung zahlreicher Briefe von und über Schopenhauer bis heute grundlegenden Wert behalten hat. In einer kleineren Veröffentlichung aus dem Nachlasse Karl Bährs folgten „Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer“ (1894). Die geplante größere Biographie des Philosophen kam über anderen Arbeiten nicht mehr zustande, — die Handschriften dreier Vorträge zur Lebensgeschichte, in denen er damals für die Persönlichkeit Schopenhauers zu werben suchte, sind heute in den Besitz des Schopenhauer-Archivs übergegangen.

Neben Schopenhauer sollte damals schon Graf Gobineau für Schemanns Weiterentwicklung bestimmend werden. Seine meisterhafte Übersetzung der „Renaissance“ führte das Werk des französischen Schriftstellers zuerst in Deutschland ein. 1894 gründete Schemann die Gobineau-Vereinigung, die er bis zu ihrem Erlöschen im Jahre 1920 leitete. Er übersetzte die Hauptwerke Gobineaus und gab auch die nachgelassenen Werke in deutscher Sprache heraus. Dazu gesellte sich ein umfangreiches Quellenwerk über den „*Essay sur l'inégalité des races humaines*“, schließlich eine Biographie Gobineaus und Quellenbände dazu.

Der Kreis seiner Interessen zog sich weiter und weiter. Er schrieb ein Lebensbild Paul de Lagardes, „Erinnerungen an Richard Wagner“ und andere Arbeiten über Wagner erschienen, eine Biographie Cherubins kam heraus. Als Schemann schließlich daran ging, sein Erinnerungsbuch „Lebensfahrten eines Deutschen“ (1925) niederzuschreiben, entrollte sich das Bild eines Lebens, das in Wollen und Vollbringen schon das Maß der

Vollendung in sich trug. Aber Schemann dachte auch jetzt noch nicht daran, die Feder aus der Hand zu legen. In seinem Buche „Von deutscher Zukunft“ gab er gewissermaßen sein politisches Testament. Ein Jahrzehnt wandte er dann noch an ein großes dreibändiges Werk „Die Rasse in den Geisteswissenschaften“, das eine ganze Reihe von Dichtern und Denkern zum ersten Male auf ihre Stellung zur Rassenfrage hin analysierte. Und noch der Fünfundachtzigjährige unternahm mit aller Wärme und Leidenschaft den Versuch einer Darstellung des ihm persönlich und gesinnungsmäßig verbundenen Freundes Wolfgang Kapp und des Märzunternehmens von 1920. Bei der Vollendung seines 85. Lebensjahres, am 16. Oktober 1937, verlieh ihm der Führer die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Auf allen Stationen seines Lebensweges aber wirkte irgendwie das Schopenhauer-Erlebnis weiter. Das XV. Jahrbuch 1928 brachte das von der Witwe hinterlassene, von Schemann bearbeitete und mit einer Einleitung versehene Lebensbild von Adam Ludwig von Doß. Als sich der Unterzeichnete 1930 an Schemann wandte, um seine Mithilfe bei einigen Arbeiten biographischer Natur zu erbitten, da stellte ihm der greise Forscher mit einer heute selten gewordenen Großherzigkeit die reiche Fülle des seinerzeit gesammelten und nicht mehr verwerteten Materials zur Verfügung, das eine der wesentlichsten Grundlagen für die Veröffentlichung „Unbekanntes von Arthur Schopenhauer“ (Aprilheft 1931 der „Süddeutschen Monatshefte“) gebildet hat. Schließlich hat es das Geschick gefügt, daß die letzte Arbeit, die Schemann geschrieben, noch eine Darstellung seines Verhältnisses zu Schopenhauer war und daß er damit in eigentümlicher Weise zu seinen Anfängen zurückfand. Die Arbeit ist im XXV. Jahrbuch 1938 (S. 67—73) erschienen. Besser, als es jeder Nachruf eines anderen könnte, zeichnet sie das Schopenhauer-Erlebnis, das den Gelehrten von seinen Jugendjahren an richtunggebend begleitet hat. „Nie“, so heißt es, „habe ich aufgehört, Rat und Aufschluß, wohl auch letzte Entscheidung bei ihm zu suchen, wo die Rätsel des Daseins mir Urteil oder Stellungnahme erschwerten. So glaube ich getrost sagen zu können, daß ich ihm die Treue bewahrt habe.“ In der Geschichte der Schopenhauer-Forschung wird der Name Schemann unvergessen bleiben.

*

Am 15. Juni 1938 ist in seiner Heimatstadt Marienbad der Architekt und ehemalige Stadtbaumeister Josef Schaffer verstorben. Der Lebensgang des ausgezeichneten Mannes, der seit langen Jahren unserer Gesellschaft in Treue verbunden war, stand in einzigartiger Weise unter dem Zeichen Schopenhauers. Schaffer hat nach eigenem Bericht „Schopenhauer und sein philosophisches Kunstwerk“ seit dem zwanzigsten Lebensjahre kennen und lieben gelernt, und seitdem hat Schopenhauer, mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch, seinen Lebensweg begleitet. Der Vierundsiebzigjährige konnte noch ein menschlich ergreifendes Zeugnis für die unveränderte Lebendigkeit und Kraft seines philosophischen und

menschlichen Erlebnisses Schopenhauer ablegen: In einer liebevoll gefertigten Bleistiftzeichnung versuchte er sein eigenes, rein persönliches Bild „des genialen Philosophen und Weltendeuters, des großen Denkers und des willensstarken Künstlers und Gestalters“ festzuhalten, „dessen Auge alle Höhen und Tiefen dieser traumhaften Scheinwelt siegreich durchdringt und erleuchtet“. „Dieses ewige Weltenauge“, schrieb er damals, „spricht mir aus keinem mir bisher bekannten Bilde des Meisters befriedigend entgegen. Entweder ist Schopenhauer zu sehr geschmeichelt oder gar entstellt, als nüchterner Dorfschulze oder als bärbeißiger Mummelgreis (besonders in den letzten Bildern), oder er erscheint geziert und diplomatisch verüßt wie in dem Bilde Lenbachs. Daher also mein Versuch und mein Bild, mit dem ich mir gleichsam meine große Liebe (am 148. Gedenktage) von der Seele zeichnete.“ Hans Zint, dem Schaffer seinen Versuch überreichte, konnte in einem schönen Dankesbrief die Züge herausfinden, die das Bild wiedergeben sollte: Sie gaben weniger den eisernen Willen und das leidenschaftliche Temperament, die Herbheit und Sprödigkeit des Charakters, als den einsamen Denker, der sein Auge mit durchdringender Schärfe auf die Welt richtet, ihre Illusionen durchdringt und die gewonnene Schau mit unerbittlicher Wahrheitsliebe in dem System seiner Gedanken entfaltet; sie gaben den Adel, die Vornehmheit und Unbestechlichkeit des sittlichen Menschen Schopenhauer, den leisen Zug wissenden Verstehens und Mitleidens vor den erschauten Leiden der Welt, ihrer Not und ihrer Schuld. Und das war es, was Schaffer bei Schopenhauer fand. Wie ein unausgesprochenes Geheimnis wollte er aus seinem Bilde die große, mitleidvoll wissende Herzensgüte sprechen lassen, von der die Welt keine Ahnung hatte, und die doch allein der heilige Quell war, aus dem sein Werk floß.“ Und so mochte er schließlich „seinem Schopenhauer“ die Worte des Gurnemanz zurufen: „Gesegnet sei, Du Reiner, durch das Reine! Mitleidvoll Duldender, heiltatvoll Wissender! — So weiche jeder Schuld Bekümmernis von Dir!“ Es sind Worte, die ebenso eine Huldigung von den Namen Schopenhauers sind wie ein Sinnbild des eigenen Erlebens, das in vielen Jahren und Jahrzehnten Bewährung und Erfüllung gefunden hatte.

ARTHUR HÜBSCHER.

BERICHT ÜBER DAS SCHOPENHAUER-ARCHIV.

Das Jahr 1938 stand im Zeichen der Feiern des 150. Geburtstages Arthur Schopenhauers. Die Presse des In- und Auslandes gedachte in zahlreichen Gedenkaufsätzen des Philosophen. Danzig, Frankfurt a. M. und Dresden veranstalteten besondere Gedächtnisfeiern verbunden mit Ausstellungen.

Die Gedächtnisausstellung in Frankfurt a. M. in der Geschlechterstube des Römers, die vorwiegend aus den Beständen des Schopenhauer-Archivs aufgebaut war, sollte ursprünglich nur vom 19. bis 27. Februar dauern; da aber viele Tausende die hier ausgebreiteten Schätze besuchten, wurde die Ausstellung bis zum 12. März 1938 verlängert. Insgesamt zählte man 13 598 Besucher, durchschnittlich 618 Personen täglich (am Fastnachtsonntag 1740, am Fastnachtdienstag 365).

Mit Leihgaben unterstützten die Ausstellung: Goethe-Museum Frankfurt a. M. (Gutachten Schopenhauers über das Goethen zu setzende Monument vom 5. 5. 1837. Ms.); Gaureferent für bildende Kunst Otto Müller, Frankfurt a. M. (kostenlose Überlassung von Stellwänden); Direktor Prof. Dr. Richard Oehler, Frankfurt a. M. (Nietzsche-Briefe); Mittelschulrektor Kurt Sporn, Frankfurt a. M. (Akten des Frankfurter Tierschutzvereins); Stadtgeschichtl. Museum (Ansichten von Frankfurt a. M. zur Zeit Schopenhauers); Frau Lotti von Wedel, geb. von Gwinner, Berlin-Charlottenburg (Flöte Schopenhauers, das Bild des Vaters Schopenhauers, das Bild des Großvaters Schopenhauers, des Rats Herrn Trosiener, das wertvolle Jugendbildnis Schopenhauers aus dem Jahre 1809, der Spazierstock Schopenhauers).

Mit der Danziger Reichsfeier war eine umfassende Ausstellung verbunden, die ebenfalls vom Schopenhauer-Archiv gefördert wurde.

Dresden ehrte Schopenhauer durch eine Ausstellung vom 13. November bis 11. Dezember in den herrlichen Sempersälen der Landesbibliothek, die in der Hauptsache von den Schätzen des Schopenhauer-Archivs bestritten wurde. Die in den Schaukästen der Firma Rockhausen & Söhne, Waldheim (Sachsen) ausgestellten und elektrisch beleuchteten Gegenstände und Schriften kamen dort viel besser zur Geltung als in Frankfurt. Besonderer Dank für das gute Gelingen dieser Ausstellung gebührt Fräulein Dr. Boden (Dresdener Landesbibliothek); durch ihre Führungen mit erläuternden Vorträgen brachte sie den Besuchern Schopenhauer näher. (Vgl. den Bericht über die Ausstellung in diesem Jahrbuch.)

Von der Stadtbibliothek wurden für das Archiv angekauft:

1. Das Bett Schopenhauers. Zu dem Sofa, auf dem Schopenhauer starb, dem Schrank, dem Spiegel und einigen anderen Einrichtungsgegenständen ist nun auch das Bett des Philosophen hinzugekommen. Der Geistl. Rat und Direktor der Liebfrauenkirche, Friedrich W. N. Bernhard (geb. 1825 in Frankfurt a. M., gest. 1900

ebenfalls in Frankfurt a. M.), Sohn des Domschullehrers Heinrich Bernhard (gest. 1846), hat dieses Bett aus dem Nachlaß Schopenhauers ersteigert. Das Bett (Innengröße 1,85 m lang, 85 cm breit), aus Tannenholz mit Nußbaumfurnitur, wurde von seinem Kaplan benutzt. Nach Bernhards Tod erbte es seine Nichte Therese Schmorl, geb. Bernhard, Frankfurt a. M., Mittelweg 59 (geb. 2. 8. 1859 in Frankfurt a. M.). Von Frau Therese Schmorl ging es in den Besitz ihres Sohnes Heinrich J. Schmorl, Frankfurt a. M., Bornwiesenweg 63, über. Es bestätigt sich, daß Schopenhauers Einrichtung wirklich sehr einfach war. Das Bett ist überraschend klein; aber Schopenhauer war ja auch, wie man weiß, von kleinem Wuchs.

2. Der Schreibtischstuhl Schopenhauers. Vor etwa zwei Jahren wurde dem unterzeichneten Sekretär des Schopenhauer-Archivs ein Frankfurter Arzt genannt, bei dessen Eltern der Weißbindermeister und spätere Stadtrat Gottfried Carlot Beck (geb. 7. 3. 1821, gest. 18. 8. 1911) verkehrte, der 1857 Schopenhauer kennenlernte. Erkundigungen führten jedoch nur zu der Feststellung, daß Dr. Reuling, ein Neffe des Stadtrats, in Mainz Schriftstücke und Möbel von Schopenhauer besitze. Weitere Nachforschungen in Mainz und Darmstadt waren vergebens. Am 7. April 1938 machte Herr Werner Jänicke in Ziegelhausen am Neckar, der in der Zeitung vom Erwerb des Bettes Schopenhauers gelesen hatte, die Mitteilung, daß bei dem Antiquitätenhändler Faust in Heidelberg Schopenhauers Arbeitssessel zum Verkauf stehe. Auf die Anfrage nach dem früheren Besitzer kam der Bescheid: „Frau Dr. Reuling, Heidelberg“. Der Stuhl wurde in Heidelberg besichtigt und gekauft, nachdem Frau Dr. Reuling bestätigt hatte, daß der Stuhl von ihrem Manne aus Schopenhauers Nachlaß erworben worden sei. Es handelt sich um einen Schreibtischsessel aus Kirschbaumholz (Biedermeierzeit) mit drehbarem Sitz, überzogen mit Roßhaarstoff. Am 21. Oktober 1861 bot die Haushälterin Margaretha Schnepf, Frankfurt a. M.-Sachsenhausen, Schulstr. 21, diesen Stuhl dem Finanzrat Dr. Hofmann in Darmstadt, dem späteren Besitzer des Manuskriptes „Die Welt als Wille und Vorstellung, Bd. 2“ an. Der Brief liegt im Archiv. Dieser Kauf scheint nicht zustande gekommen zu sein.
3. Pastellbild der Caroline Medon, geb. Richter (26 cm breit und 31,5 cm hoch) und ihres Sohnes Gustav Medon (26 cm breit und 34,5 cm hoch). Vgl. Robert Gruber, Schopenhauers Geliebte in Berlin. Wien 1934, S. 41/42. Das Bild der Caroline Medon im Alter von 45 Jahren trägt die Signatur: Hermann Ernecke 1847. Ernecke lebte in Berlin als Porträtmaler (geb. um 1817, gest. 12. 6. 1894); er war ein Schüler Hübners. Vgl. Allgem. Lexikon der bildenden Künstler, hrgs. v. Ulrich Thieme. Leipzig 1915; Bd. 11.
4. Pastellgemälde der Margarethe Schnepf mit der Signatur „A. L.

- Reinermann, 1858“ unter Glas und Rahmen. Albrecht Ludwig Reinermann, Maler, findet sich im Frankfurter Adreßbuch 1857: Neue Rothofstr. 3.
5. Zwei Daguerreotypen, Caroline Medon, geb. Richter, und ihren Sohn Gustav Medon darstellend. Neu aufgefundene Bilder aus dem Jahre 1849; vgl. „Die Dame“, 2. Juniheft 1938.
 6. Eine Kreidezeichnung „Schopenhauer“ von Angilbert Göbel. Größe: 44,5 cm breit und 54 cm hoch. Vgl. Gebhardt, Carl: Schopenhauer-Bilder. Frankfurt a. M. 1913, S. 35, Nr. 37.
 7. Eine Photographie von Frankfurt a. M. mit Schopenhauers eigenhändiger Bezeichnung seiner Wohnung (Schöne Aussicht 17 rechts) aus dem Besitz des Herrn Gustav H. Medon, Berlin; diese Aufnahme der „Schönen Aussicht“ hat Schopenhauer der Caroline Medon übersandt.
 8. Briefe des Testamentsvollstreckers Dr. Gwinner an Frau Caroline Medon, Berlin.
 9. Rede von Dr. Wilhelm Basse, Konsistorialrat und Pfarrer (geb. 31. 12. 1820, gest. 1. 11. 1903) am Grabe Schopenhauers vom 26. 9. 1860 (Abschrift).
 10. Steinzeichnung Schopenhauers nach Luteschütz.
 11. Brief von Adele Schopenhauer an eine Frau „Generalin“, die mit Doris Zelter bekannt war; o. O. u. Datum.
 12. George Turnour: The first twenty chapters of the Mahawanso: and a prefatory essay on Pali buddhical literature originally published as an introduction to the above mentioned portion of the Mahawanso and to the epitome of the history of Ceylon, and the historical inscriptions, printed in the Ceylon almanacs of 1833 and 1834. Ceylon 1836. (Aus der Bibliothek Schopenhauers mit Exlibris. Auf der Innenrückseite des Einbandes Handzeichnung von Schopenhauer, mit vielen Strichen, einigen Frage- und Ausrufezeichen und Randbemerkungen.)

Folgende Werke der Schopenhauer-Literatur wurden angekauft:

- Ahlberg, Alf, Arthur Schopenhauer, hans liv och filosofi. Stockholm, Natur och kultur (1924). 190 S. (Natur och kultur. 28.)
- Brausse, Hans Bernhard, Kunst der Führung. Potsdam, Ludwig Voggenreiter 1937. 196 S. (Schopenhauer S. 36, 37, 63, 86, 117.)
- Harmon, Esther, Johanna Schopenhauer. München 1914: Kastner & Callwey, 115 S. Bryn Mawr, Pa. (U. S. A.) Phil. Diss. 1914.
- Lange, Fritz, Die Sprache des menschlichen Antlitzes. München, Berlin. J. F. Lehmann 1937. 228 S. m. 308 Abb. im Text u. auf 8 Taf. u. 1 Ausschlagtafel. (Schopenhauer S. 69, 203, Abb. 294, 295.)
- Michaelis, Gustav, Arthur Schopenhauer zum 150. Geburtstag. Leipzig, Reisland 1937. 190 S.
- Schopenhauer, Arthur, *Aforismi sulla sagesza della vita. Versione e pref. del O. Chilesotti*. 5. ed. Torino 1923. 241 S.

- Schopenhauer, Arthur, *Memorie sulle scienze occulte. Introd. e trad. del Giacinto Perrone sulla 3. ed. francese di G. Platon, Torino* 1925.
- Schopenhauer, Arthur, *Parerga et paralipomena. Problemi di metafisica. Milano* 1928.
- Schopenhauer, Arthur, *La quadruplica radice del principio ragione sufficiente. Trad. da Eva Kühn-Amendola. Lanciano* 1919.
- Schopenhauer, Arthur, *La volante nella natura . . . Prima trad. ital. di Giovanni Seregni. Milano: Athena* (1927). 181 S.
- Schopenhauer-Brevier. Herausgegeben von Raymond Schmidt. Leipzig, Dieterich 1938 (XXXIV, 437 S.).
- Wentscher, Else, *Die Frau im Urteil großer Männer. Berlin* 1937. 96 S. (S. 71—76 Schopenhauer, der Weiberfeind.)

An Spenden gingen ein:

- Max E. A. Balsler, Offenbach: *Kleiner weltanschaulicher Grundriß. 1937. 6 Fol. Seiten. Manuskript. Am Grabe Schopenhauers. Gedicht. 1935. Manuskript.*
- Dr. Bertling, Amerikainstitut Berlin: *Schopenhauer in Amerika. 1938. Manuskript.*
- Maria Biener, Wien VIII: *Photographie von Dr. Robert Gruber.*
- Rudolf Borch, Braunschweig: *Lumiere-Aufnahme von G. E. Schulze, dem Göttinger Lehrer Schopenhauers. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1926 und erfolgte nach dem Original, das damals von der Familie Schulze für eine Ausstellung in Braunschweig zur Verfügung gestellt wurde.*
- Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus, Leipzig: *Friedrich Arnold Brockhaus nach einer 1821 entstandenen Zeichnung von Carl Vogel von Vogelstein (Getönte Netzätzung).*
- C. V. E. Carly, Stockholm: *Schopenhauer, Arthur: Om viljan i naturen. En framställning av de belägg som författarens filosofi sedan sitt framträdande vunnit genom de empiriska vetenskaperna. Översättning av C. V. E. Carly. Med ett Porträtt. Stockholm, Björck & Björjessons bokförlag 1938. 207 S. = Berömda filosofer 38.*
- Verlagsbuchhandlung Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.: *Zukowsky, Ludwig: Tiere um große Männer. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1938. 184 S. u. 16 Bilder. (S. 62—73 Arthur Schopenhauer u. Bild nach der Zeichnung von Wilh. Busch.)*
- Landesbibliothek, Dresden: *Beschriftung der Schopenhauer-Ausstellung 1938.*
- Fritz Fleig, Frankfurt a. M.: *Zum 150. Geburtstag Schopenhauers. Gedicht (Manuskript).*
- Dr. Erich Furreg, Stockholm: *Photographie des Dr. Adolph Leonard Nordvall (1824—1892), der Schopenhauer in Frankfurt a. M. Ende Juli 1856 besuchte.*

- Dr. V. Geilen, Niedergandern (Göttinger Land): Geilen, V., Mikrokosmos. Mathematische Grundgestaltungen des C^{12} = Atoms. Heilsberg (Ostpr.), A. Wolff 1938. 12 S.
- Dr. Rudolf Hildebrandt, Zizers, Chur (Schweiz): Sieben Hefte Gedichte (die von Schopenhauers Philosophie beeinflußt sind).
- Dr. Arthur Hübscher, München:
Festschrift zum 150. Geburtstag von Arthur Schopenhauer. Gedenkfeiern in seiner Geburtsstadt Danzig vom 21. bis 26. Februar 1938. Veranstalter: Gauleitung der NSDAP., Gau Danzig [und] Senat der Freien Stadt Danzig. Danzig, A. W. Kafemann 1938. 28 S.
Arthur Schopenhauer und sein Werk. Festrede und Vorträge anläßlich der Reichsfeier zum 150. Geburtstag des deutschen Denkers in Danzig. Danzig 1938.
Schopenhauer, Arthur, Sämtliche Werke. Hrsg. v. Arthur Hübscher. Bd. 2—5. Leipzig, F. A. Brockhaus 1938.
Hübscher, Arthur, Arthur Schopenhauer. Ein Lebensbild. Mit 8 Abb. u. 2 Handschriftproben. Leipzig, F. A. Brockhaus 1938. 130 S.
Der junge Schopenhauer. Aphorismen u. Tagebuchblätter. Hrsg. v. Arthur Hübscher, München, R. Piper & Co., 1938. L., 121 S.
Den Freunden des Verlags F. A. Brockhaus. 18. Folge 1938/39. Leipzig, F. A. Brockhaus. 92, 76 S. mit vielen Bildern. (S. 7—23 Arthur Hübscher, Arthur Schopenhauer und seine Verleger. Mit Bild v. Schäfer 1859.)
- B. Kern, geb. von Hartmann, Bonn: Büste des Philosophen Eduard von Hartmann (Leihgabe).
- Stadtbibliothek und Stadtarchiv Mainz (im Einverständnis mit der Schenkerin Fräulein Anna Struve, Mainz): 47 Briefe und 7 Drucksachen, die sich auf ein in Frankfurt a. M. zu errichtendes Denkmal für Arthur Schopenhauer beziehen. Die Briefe sind fast alle an Prof. Dr. Ludwig Noiré, Mainz, den literarischen Anreger des Denkmals, gerichtet.
- Nietzsche-Archiv, Weimar:
Gersdorff, Carl von, Die Briefe des Freiherrn Carl von Gersdorff an Friedrich Nietzsche. Teil 4, hrsg. v. Erhart Thierbach. Weimar, Nietzsche-Archiv 1937. XII, 157 S.
Wagner, Cosima. Die Briefe Cosima Wagners an Friedrich Nietzsche. Hrsg. v. Erhart Thierbach. I. Teil 1869—1871. Weimar, Nietzsche-Archiv 1938. VII, 109 S.
- Stadtrat Petersen, Nordhausen: Festschrift zur 39. Hauptversammlung des Deutschen Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwiss. Unterrichts . . . in Nordhausen vom 30. März bis 3. April 1937. Hrsg. v. Franz Meinecke. Nordhausen, Th. Müller 1937. 116 S. (S. 16—23: W. König, 2 Nordhäuser Abhandlungen zur philosoph. Grundlegung der Geometrie. Befaßt sich eingehend mit Schopenhauer. S. 22/23: K. R. Kosack und A. Schopenhauer.)

Professor Dr. Jon Petrovici, Bukarest:

Petrovici, Jon, Schopenhauer. Bucuresti, Alcalay & Co 1937. IV, 259 S.
Titelbild nach Schäfers Photographie = *Biblioteca pentru toti*, No 1490
—92.

Derselbe, *Viaja și opera lui Kant. Bucuresti, Editura casei scoalelor*
1936. 273 S.

Dr. Konrad Pfeiffer, Halle a. S.: Pfeiffer, Konrad. Zum höchsten
Dasein. Eine philosophische Fausterklärung. Berlin und Leipzig, W. de
Gruyter & Co., 1938. XIII, 55 S.

Willy Rausch, Frankfurt a. M.: 5 Photos, davon 2 Aufnahmen von dem
geschmückten Grab Schopenhauers am 21. Febr. 1938. Herr W. Rausch
legte einen Kranz mit Widmungsschleife nieder am 21. 2. 38.

Direktor Dr. W. Rauschenberger, Frankfurt a. M.: Rauschenberger,
Walther: Ahnentafel des Philosophen Arthur Schopenhauer. Leipzig,
Zentralstelle f. Deutsche Personen- und Familiengeschichte 1938.
8 S. fol. = Ahnentafeln berühmter Deutscher. 4. Folge. Lief. 11. Dazu
3 Bilder, je 6 Wohnungen Schopenhauers während seines Lebens dar-
stellend (vgl. XXV. Jahrb., vor S. 289).

Phil.-theolog. Lehranstalt St. Georgen, Frankfurt a. M.:

Challemel-Lacour, Paul-Armand, *Etudes et reflexions d'un pessimiste.*
Paris 1901. 325 p. p. 241—323: Arthur Schopenhauer. *Un bouddhiste*
contemporaine en Allemagne.

Scherzel, Alois, Der Charakter der Hauptlehren der Philosophie Scho-
penhauers. Czernowitz, R. Eckhardt 1866. 26 S. = Programm der
k. k. Ober-Gymn.

Prof. Dr. Ludwig Schemann †, Freiburg i. Br.:

1. Eine Sammlung von Vorarbeiten zu Lebensbildern einer Anzahl von
Persönlichkeiten aus dem Kreis Schopenhauers: Johanna und Adele
Schopenhauer, v. Quandt, v. Doß, Ruhl u. a., bestehend aus Leih-
auszügen und anderen biographischen Notizen, Citaten und eigenen
Betrachtungen.

2. Materialien zu einem Lebensbilde Adams von Doß: Abschrift seines
Briefwechsels mit Leopold Schefer, Abschriften einzelner Briefe von
A. v. Doß an Kilzer, Gwinner und zweier Briefe von D. L. Strauß
an v. Doß.

3. Eine größere Sammlung von Vorarbeiten (Zettel) zu einem geplanten
Vortragszyklus über Schopenhauer (Citate und Betrachtungen aller
Art). Von den gesamten 12 Vorträgen sind nur 4 ausgeführt, 3 das
Leben Schopenhauers umfassend; der vierte über seine Lehre von
der Kunst.

4. Photographien: Ludwig Schemann und Karl Bähr; Urschrift des
Aufsatzes: Zu Schopenhauers 150. Geburtstage. Bekenntnisse und
Erlebnisse (XXV. Jahrb. 1938, S. 67 ff.).

Hans Stäglich, Leipzig: Stäglich, Hans: Schopenhauer—Goethe. Eine
Bibliographie. Leipzig, H. Stäglich 1932. 2 S. fol.

Derselbe, Schopenhauer—Goethe. Chronologisch geordnetes Sekundär-(Titel-)Verzeichnis. 2. verb. Aufl. Leipzig W 31, Zschochersche Str. 52. H. Stäglich 1933. 3 Bl. 4^o. Maschinenschrift.

Anna Struve, Mainz:

Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker. Hrsg. v. J. K. Becker. Leipzig, F. A. Brockhaus 1883. X, 161 S.
Gracian, Balthazar, Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. (Nachgelassenes Manuskript.) Leipzig, F. A. Brockhaus 1862. XII, 203 S.

Arthur Schopenhauer. Zu seiner hundertjährigen Geburtsfeier. Von Ludwig Noiré. = Nord und Süd, 1888. XLIV, 315—343 S.

Professor Dr. Giorgio del Vecchio, Rom: *Vecchio, Giorgio del, I problemi della filosofia del diritto nel pensiero del Giovani. Dieci anni di esercitazioni nella R. università di Roma* (1926—1935). *Roma Foro Italiano* 1936. 222 S. = *Pubblicazione dell'istituto di filosofia del diritto della R. università di Roma II. Schopenhauer*. S. 160/161. 211/212.

Dr. H. Thoden van Velzen, Joachimsthal (Mark): Velzen, H. Thoden van, System des religiösen Materialismus. I. Wissenschaft der Seele. 2. deutsche verm. u. verb. Aufl. XV, 474 S. II. Wissenschaft der Gesinnungen. XV, 467 S. Leiden, A. W. Sijthoff.

Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte G. m. b. H., Berlin W 50: Gedächtnisschrift für Arthur Schopenhauer zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages. Hrsg. von C. A. Emge und Otto v. Schweinichen. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte G. m. b. H., Berlin W 50. 224 S. = *Philosophische Untersuchungen*, Bd. 6. Lotti von Wedel, geb. v. Gwinner, Berlin: 2 Schopenhauer-Exlibris und 1 Visitenkarte Schopenhauers.

Kleinere Schriften und Zeitungsausschnitte erhielt das Archiv von: Architekt Georg Bähr, Dresden; Ulrich von Beckerath, Berlin; Prof. Adriano Belli, Venedig; Dr. Bertling, Amerika-Institut Berlin; Rudolf Borch, Braunschweig; Oberinspektor i. R. Arthur Born, Woltersdorf-Schönblick; Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Leipzig; Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig; Schriftleiter Fritz Buhl, Frankfurt a. M.; C. V. E. Carly, Stockholm; Staatl. Landesmuseum für Danziger Geschichte, Danzig-Oliva; Bibliotheksrat Dr. Robert Diehl, Frankfurt a. M.; Studienrat Gotthard Dost, Heidenau (Sachsen); Sächs. Landesbibliothek, Dresden; Reichsbahnamtman O. Föhlinger, Frankfurt a. M.; Reichssender Frankfurt a. M.; Stadtarchiv, Frankfurt a. M.; Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.; Dr. Erich Furreg, Stockholm (jetzt Wien); Schriftleiter Fritz Goedecker, Frankfurt a. M.; Dr. Hans Geisler, Frankfurt a. M.; Else Grebe, Frankfurt a. M.; Erna

Grimm, Frankfurt a. M.; Wilhelmine Hartwig, Frankfurt a. M.; Dr. Arthur Hübscher, München; Karl Jahn, Frankfurt a. M.; Sanitätsrat Dr. Otto Juliusberger, Berlin; Wilhelm Keller, Frankfurt a. M.; August Krumm, Frankfurt a. M.; Friedrich Wilhelm Lejeune, Buchschlag (Hessen); Schriftleiter Dr. phil. Franz Lerner, Frankfurt a. M.; Maria Lindner, Frankfurt a. M.; Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm; Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Richard Oehler, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. Jon Petrovici, Bukarest; Dr. Konrad Pfeiffer, Halle a. d. Saale; Verlag „Der Photograph“ L. Fernbach, Bunzlau; Verlag Pietzsch & Co., Dresden; Verlagsbuchhändler Reinhard Piper, München; Bibliotheksdirektor Dr. Walther Rauschenberger, Frankfurt a. M.; H. Reinhardt, Zittau i. Sa.; Verwaltungsoberinspektor Otto Richter, Frankfurt a. M.; Frau Bertha Schemann, Berlin-Charlottenburg; Bibliotheksrat Dr. Hubert Schiel, Frankfurt a. M.; Pfarrer S. Schrenk, Frankfurt a. M.; Dr. K. A. Sommer, Babelsberg-Ufastadt; Prof. Dr. Erich Stenger, Berlin-Charlottenburg; Dr. Thorn, Altona; Fräulein Sandra Tinelli di Gorla, Legnano; Dr. med. Hans Wimmer, Chemnitz; Hans Zimmermann, Frankfurt a. M.; Landgerichtspräsident i. R. Dr. Hans Zint, Hermsdorf (Kynast).

Als Austauschexemplar erhielten wir mehrere Nummern der „*Rivista di psicologia normale et patologica*. Anno 34, Nr. 1 (Gennaio-Marzo 1938) bringt auf Seite 40—53 einen Abdruck des im XXV. Jahrb. 1938 erschienenen Aufsatzes von Mario F. Canella: „*Verità biologiche nel pensiero di Schopenhauer*.“

Ein lange gehegter Wunsch aller Freunde Schopenhauers ging in Erfüllung. Herr Oberbürgermeister Staatsrat Dr. Krebs hat mit Verfügung vom 2. Dezember 1938 die Mittel zur Errichtung eines Schopenhauer-Museums in der Sterbewohnung Schopenhauers, Schöne Aussicht 16/0, genehmigt. Die Wohnung besteht aus dem Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer Schopenhauers und der Küche mit dem anschließenden Schlafzimmer der Magd Margarethe Schnepf. Sie befindet sich baulich im gleichen Zustand, wie Schopenhauer sie verlassen hat. Herr Oberbürgermeister Dr. Krebs und die Herren: Kulturreferent der Stadt Frankfurt a. M. Dr. Karl Schlechta, Direktor Prof. Dr. Richard Oehler und Dr. Fred Lübbecke haben zur Erreichung dieses Zieles viel beigetragen. Ihnen wie allen Spendern und Gönnern des Archives unseren herzlichsten Dank!

Karl Wagner,
Archivar.

Karl Jahn,
Sekretär des Archivs.

SCHOPENHAUER- ABRECHNUNG VOM 1. JANUAR

Vermögensbestand am 1. Januar 1938
und Einnahmen im Jahr 1938.

I. Vermögen am 1. Januar 1938.

1. Verfügbares Vermögen:

a) Bankguthaben	RM. 1136,25	
b) Darlehn Winter, Heidelberg .	RM. 2000,—	
c) Postscheckguthaben	RM. 129,59	
d) Bargeld	<u>RM. 65,28</u>	RM. 3331,12

2. Reserve in Wertpapieren zum Zwecke der Sicherung der Rechte der lebenslänglichen Mitglieder	RM. 1400,—	
--	------------	--

3. Rücklage	RM. 600,—	
-----------------------	-----------	--

II. Einnahmen im Jahr 1938.

1. Jahresbeiträge:

a) für die Jahre 1935, 1936 und 1937	RM. 110,—	
b) für das Jahr 1938	RM. 2861,59	
c) für das Jahr 1939	<u>RM. 50,—</u>	RM. 3021,59

2. Spenden der Mitglieder	RM. 306,—	
-------------------------------------	-----------	--

3. Erlös für Jahrbücher	RM. 182,10	
-----------------------------------	------------	--

4. Lebenslängliche Mitgliedsbeiträge	RM. 300,—	
--	-----------	--

5. Zinsen aus Bankguthaben, Wertpapieren und Darlehn	<u>RM. 172,04</u>	
---	-------------------	--

RM. 9312,85.

GESELLSCHAFT

1938 BIS 31. DEZEMBER 1938.

Ausgaben im Jahr 1938 und Vermögensbestand am 31. Dezember 1938.

I. Ausgaben im Jahr 1938.

1. Kosten des Jahrbuches 1938:

a) Honorare	RM. 165,—	
b) Besondere Ausgaben . . .	RM. 470,83	
c) Druck und Kosten	RM. 3087,50	
d) Porto- und Versand	<u>RM. 289,25</u>	RM. 4012,58

2. Ankauf von Radierungen RM. 100,—

3. Umsatz- und Körperschaftssteuer RM. 102,70

4. Beiträge zur Reichsschrifttumkammer . . RM. 34,—

5. Verwaltungsspesen:

a) der Geschäftsleitung einschließlich Drucksachen .	RM. 177,05	
b) des Schatzmeisters einschließlich Drucksachen, Bank-, Post- und Porto-Auslagen	RM. 277,05	
c) Sonstige Auslagen	<u>RM. 39,60</u>	RM. 493,70

II. Vermögen am 31. Dezember 1938.

1. Verfügbares Vermögen:

a) Bankguthaben	RM. 58,25	
b) Darlehn Winter, Heidelberg .	RM. 2000,—	
c) Postscheckguthaben	RM. 206,99	
d) Kasse	<u>RM. 4,63</u>	RM. 2269,87

2. Reserve in Wertpapieren zum Zwecke der Sicherung der Rechte der lebenslänglichen Mitglieder RM. 1400,—

3. Rücklage RM. 900,—

RM. 9312,85.

Leipzig S 3, den 1. Januar 1939.

Arthur Sülzner,
Schatzmeister.

BERICHT DES SCHATZMEISTERS

ÜBER DAS JAHR 1938.

Das vorstehend nachgewiesene Vermögen der Gesellschaft setzt sich wie folgt zusammen :

1. aus dem verfügbaren Vermögen	RM. 2269,87
2. aus der Reserve zum Zwecke der Sicherung der Rechte der lebenslänglichen Mitglieder	„ 1400,—
3. aus einer Rücklage für 1939	„ 900,—
und beträgt mithin:	<u>RM. 4569,87</u>

Vermögensstand und Kassenlage haben sich gegen das Vorjahr aus zwei Gründen verschlechtert: erstens, weil das „im Zeichen des 150. Geburtstags Arthur Schopenhauers“ stehende Jahrbuch für 1938 einen gegen früher erhöhten Kostenaufwand erforderte; zweitens, weil die gespendeten Beträge einen erheblichen Rückgang gegen 1937 aufweisen. Unsere wirtschaftliche Lebensfähigkeit steht wie seit vielen Jahren weiter im Zeichen der Unsicherheit. „Wir fühlen uns noch immer auf die tatkräftige Mithilfe aller Mitglieder und sonstiger Freunde der Gesellschaft dringend angewiesen. Leider wird diese Hilfsbedürftigkeit nicht hinreichend beachtet, nicht genügend ernst genommen. Unsere oft ausgesprochenen Bitten um helfende Beteiligung werden vermutlich in vielen Fällen gelesen, in den seltensten aber erwidert.“ So schrieb ich in meinem vorjährigen Bericht, und dies gilt auch für die gegenwärtige Stunde.

Im Jahre 1938 traten 3 lebenslängliche Mitglieder neu bei. Die Rücklage von RM. 600,— mußte deshalb auf RM. 900,— erhöht werden.

An Wertpapieren, die im Depot bei der Deutschen Bank, Filiale Frankfurt a. M., liegen, besitzt die Gesellschaft folgende:

RM. 1300,— 8% (jetzt 4 1/2 %) Frankfurter Hypotheken-Goldpfandbriefe, Ankaufskurs RM. 93 3/4.	
„ 500,— Deutsche Anleihe-Ablösungsscheine mit Auslösungsrecht, Kurs RM. 49,86.	

Ankaufswert beider Papiere RM. 1481,08.

Der Stand der Mitglieder betrug am 1. Januar 1938	406
Durch Tod, Austritt und Streichung haben wir verloren	25
	<u>381</u>
Neu beigetreten sind für 1938	27
so daß wir mit einem Mitgliederbestand von	<u>408</u>

das neue Jahr beginnen.
Davon sind 24 seit der Inflation neu beigetretene Mitglieder auf Lebenszeit.

Das der Universitätsbuchhandlung Carl Winter, Heidelberg, gegebene Darlehn von RM. 2000,— wird bei Ablieferung des Jahrbuchs 1939 mit verrechnet.

Leipzig C 1, den 1. Januar 1939.

Der Schatzmeister:
Arthur Sülzner.

LINDTNER-STIFTUNG.

VERMÖGENSVERHÄLTNISSE AM 31. DEZEMBER 1 938

Einnahmen:

1. 1. 1938 Bankguthaben	RM. 586,75
Zinsen und Gutschrift aus Umtausch von Obligationen	„ 370,45
	RM. 957,20

Ausgaben:

Ankauf von 60 Bänden der Piper'schen Aus- gabe (Band 9/10) zur Verteilung an Volksbibliotheken	RM. 720,—
Versandkosten	„ 14,90
Depotgebühren und Spesen	„ 13,55
	RM. 748,45
Bankguthaben am 31. 12. 1938	RM. 208,75

Das Vermögen der Stiftung Lindtner setzt sich wie folgt zusammen:

1. Bargeld: Bankguthaben RM. 208,75.

2. Wertpapiere:

- RM. 3500,— 4 1/2 % Frankfurter Hypotheken-Goldpfandbriefe.
- „ 2200,— 4 1/2 % Kasseler Landeskasse.
- „ 200,— 4 1/2 % Voigt & Häffner von 1938.
- „ 2000,— 4 1/2 % Frankfurter Hypotheken-Goldpfandbriefe.
- fl. 30000,— 4 % Österreichische Goldanleihe im Individual-
verzeichnis per 1. April 1927 in Wien.

Die 4 1/2 % igen Papiere liegen im Depot der Deutschen Bank, Filiale Frankfurt (Main), die fl. 30000,— in Wien. Letztere brachten bisher keine Zinsen. Auf Rückfrage nach der weiteren Behandlung dieser ursprünglich österreichischen Goldanleihe teilte die Deutsche Bank mit, daß noch keine Klärung möglich sei. Die vor einigen Monaten erfolgte Rückfrage wird nun erneuert werden.

Leipzig S 3, den 1. Januar 1939.

Der Schatzmeister:
Arthur Sülzner.



JAHRBÜCHER.

Die älteren Jahrbücher sind, bis auf die ersten sechs, noch bei uns vorhanden und können von Mitgliedern durch den Schatzmeister bezogen werden. Der Inhalt kann hier nur auszugsweise wiedergegeben werden.

- VII. Jahrbuch 1918:** Alfons Bilharz, Gedenkblatt für Wilhelm v. Gwinner; Paul Deussen, „Materialismus, Kantianismus und Religion“; Maria Groener, „Über die Darstellung Schopenhauers durch Kuno Fischer (Preisarbeit)“; Adolf Saxer, „Kritik der Einwendungen gegen die Grundprinzipien der Ästhetik Schopenhauers“; Günther Jacoby, „Herder und Schopenhauer“; Reinhart Biernatzki, „Pflicht und Schicksalsglaube“.
- VIII. Jahrbuch 1919:** Paul Deussen, „Zum Jubiläumsjahr der Welt als Wille und Vorstellung“; Friedrich Lipsius, „Voluntarismus und Intellektualismus“; Johannes Volkelt, „Der Begriff des Irrationalen“; Constantin Großmann, „Geschichtliche und metaphysische Religion“; Cay v. Brockdorff, „Schopenhauer und Herbart“; Hans Zint, „Zum Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Goethe“; Karl Gjellerup, „Mein Verhältnis zu Schopenhauer“; Carl Gebhardt, „Wilhelm v. Gwinner“; Maria Groener, „Gustav Friedrich Wagner“.
- IX. Jahrbuch 1920** (der Erinnerung an Paul Deussen, gest. 6. Juli 1919, gewidmet).
- X. Jahrbuch 1921:** Hans Zint, „Schopenhauers Philosophie des doppelten Bewußtseins“; Carl Gebhardt, „Schopenhauer und die Romantik“; Hans Taub, „Adam Ludwig v. Doß“; Constantin Großmann, „Die Kossaksche Rezension“; Franz Mockrauer, „Zur Biographie Arthur Schopenhauers“; E. O. v. Lippmann, „Aus Schopenhauers letzten Lebensjahren“; Arthur Prüfer, „Arthur Schopenhauers Abhandlung «Transzendente Spekulation» usw. im Lichte der Weltanschauung Richard Wagners“.
- XI. Jahrbuch 1922:** Otto Schilling, „Vision und Gestaltung“; Gustav Schneider, „Das Subjekt des Erkennens bei Schopenhauer und die Weiterbildung des Problems bei Deussen und E. v. Hartmann“; Giuseppe de Lorenzo-Neapel, „Buddho e Schopenhauer“; Otto Fiebiger, „Unveröffentlichte Briefe Johanna Schopenhauers an Karl August Böttiger“; Franz Riedinger, „Die Akten über Schopenhauers Doktorpromotion“; W. Bröcking, „Schopenhauer und die Frankfurter Straßenkämpfe am 18. September 1848“.
- XII. Jahrbuch 1923—1925:** Franz Mockrauer, „Schopenhauers Stellung in der Philosophie der Gegenwart“; Hans Wahl, „Ein wiedergefundenes Schopenhauer-Bildnis“ (mit Abbildung); Otto Fiebiger, „Neues über Friedrich Müller v. Gerstenbergk“; Werner Deetjen, „Aus dem Weimarer Schopenhauer-Kreise“. — Aus der älteren Schopenhauer-

Literatur: Manulneudrucke von John Oxenforde „Iconoclasm in German Philosophy“ aus der „Westminster Review“ von 1853, mit Übersetzung und Erläuterung von O. Lindner; ferner des 27. und 28. Briefes von J. Frauenstädt „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie“ (1854).

XIII. Jahrbuch 1926: „Schopenhauer und Brockhaus“ — Zur Zeitgeschichte der „Welt als Wille und Vorstellung“. — Ein Briefwechsel, herausgegeben von Carl Gebhardt. — Mit Bildern und Dokumenten aus dem Schopenhauer-Archiv.

XIV. Jahrbuch 1927: Rudolf Metz, „Bilharz und Schopenhauer“; Hans Zint, „Schopenhauer und Platon“; André Fauconnet, „Goethes Einfluß auf Anatole France im Lichte der Philosophie Schopenhauers“; Max Oehler, „Nietzsches unzeitgemäße Betrachtung: Schopenhauer als Erzieher“; Francesco De Sanctis, „Schopenhauer e Leopardi“ (Neudruck aus der „Rivista contemporanea“ von 1858 nebst deutscher Übersetzung); Hans Pfitzner, „Arthur Schopenhauer“ (Sonett); Erich Esper, „Seine letzte Stunde“; Konrad Pfeiffer, „Schopenhauer im Schulunterricht“.

XV. Jahrbuch 1928: (Europa und Indien): Mit Beiträgen von Prabhu Dutt Shastri, Tarachand Roy, Paul Masson-Oursel, Helmuth von Glasenapp, H. W. Schomerus, Carlo Formichi, A. B. Keith, Hermann Beckh u. a.; ferner: Hermann Haßbargen, „Dreizehn bisher unbekannte Briefe Schopenhauers“; Hans Vaihinger, „Johanna Schopenhauer und andere Philosophen-Mütter“.

XVI. Jahrbuch 1929: Peter Knudsen, „Die Bergsonsche Philosophie in ihrem Verhältnis zu Schopenhauer“; Heinrich Hasse, „Vorstufen der Lehre Nietzsches von der ewigen Wiedergeburt bei Schopenhauer“; Hermann Thomsen, „Die Palingenesie bei Schopenhauer und die Frage der Identität in der Wiederverkörperung“; A. Baillet, „Anatole France et Schopenhauer“. — H. H. Houben, „Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer“.

XVII. Jahrbuch 1930: (Philosophie und Religion): Hans Zint, „Das Religiöse bei Schopenhauer“; Max Rudolph, „Philosophie und Religion“; Paul Feldkeller, „Religion und Philosophie“; Friedrich Lipsius, „Der Kampf um den Kentauren“; Martin Grunau, „Die Mystik in den großen Religionen“; Julius Frauenstädt, „Über das wahre Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung“. — Eine Brieftasche Schopenhauers. — Die kirchliche Grabrede für Arthur Schopenhauer. — Der Briefwechsel Hugo von Meltzls mit Julius Frauenstädt und Wilhelm Gwinner, herausgegeben von Thomas Frühm und Rudolf Borch.

XVIII. Jahrbuch 1931: C. G. Bähr, „Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet“ (Dresden)

1857), mit Änderungen und Zusätzen aus dem Handexemplar des Verfassers; Paul Alsberg, „Zur Grundbestimmung der Vernunft“; Otto Nieten, „Julius Bahnsen und das Problem der Tragikomödie“; Richard Gebhard, „Ein Jünger Schopenhauers: Philipp Mainländer“; Walther Rauschenberger, „Philipp Mainländer“; Helmuth von Glasenapp, „Die Kaivalya-Upanishad“, in neuer deutscher Nachbildung von Otto von Glasenapp; Carl Gebhardt, „Schopenhauer gegen Augustinus“, Randschriften zur CIVITAS DEI; Hermann Haßbargen, „Alte Briefe — Neue Dokumente“.

XIX. Jahrbuch 1932: Hans Zint, „Schopenhauers Goethe-Bild“; William Stern, „Theorie und Wirklichkeit“; Friedrich Lipsius, „Theorie und Wirklichkeit“; Anselm Ruest, „Julius Bahnsen“; Paul Th. Hoffmann, „Schopenhauer und Hamburg“; A. Baillot, „Schopenhauer im Urteil seiner französischen Zeitgenossen“.

XX. Jahrbuch 1933: Arthur Schopenhauers Gespräche“, herausgegeben von Arthur Hübscher; umfaßt 95 Gesprächspartner Schopenhauers, gegenüber den 22 der früheren Grisebachschen Sammlung; mit literarhistorischer Kommentierung und Namenregister.

XXI. Jahrbuch 1934: Hans Naegelsbach, „Der Wesensgehalt von Schopenhauers Philosophie“; Friedrich Lipsius, „Schopenhauer und das Raumproblem“; Carl Weihe, „Philosophie der Technik“; Georg Stock, „Schopenhauers Grundlehren und die Wege der neueren Rechtsphilosophie“; André Fauconnet, „Les fondements de la psychanalyse chez Schopenhauer“; Helmuth von Glasenapp, „Buddhas Stellung zur Kultur“; Walther Rauschenberger, „Schopenhauers Ahnen“; Arthur Hübscher, „Der Briefwechsel J. A. Becker - A. von Doß“.

XXII. Jahrbuch 1935: Arnold Kowalewski, „Zum Gedächtnis Hans Vaihingers“; Ernst Kilb, „Vaihingers Philosophie des Als Ob in ihren Beziehungen zu Kant und zu Schopenhauer“; Ferruccio Zambonini, „Schopenhauer und die moderne Naturwissenschaft“; Karl Wagner, „Goethes Farbenlehre und Schopenhauers Farbentheorie“; Helmuth von Glasenapp, „Lebensbejahung und Lebensverneinung bei den indischen Denkern“; Arthur Hübscher, „Unveröffentlichte Briefe von Johanna Schopenhauer an Karl August Böttiger“; Werner Milch, „Johanna Schopenhauer. Ihre Stellung in der Geistesgeschichte“; Franz Mockrauer, „Schopenhauer und Dänemark. (Neue urkundliche Beiträge zur Beleuchtung dieses Verhältnisses)“; Arthur Hübscher, „Eine verschollene Arbeit Schopenhauers“; Paul Th. Hoffmann, „Richard Wagners «Tristan» und Schopenhauers Erlösungslehre“; Otto Kiefer, „Gedanken zu einer «heroischen Ethik» nach Schopenhauer“.

XXIII. Jahrbuch 1936: Nachrufe für Heinrich Hasse und Elisabeth Förster-Nietzsche; Heinrich von Stein, „Pessimismus“; Hans Driesch, „Schopenhauers Stellung zur Parapsychologie“; Heinrich Hasse, „Das

Problem der Erlösung bei Schopenhauer und Nietzsche“; Georg Stock, „Schopenhauers Wahrheitsanspruch und christlicher Glaube“; Alexandre Baillot, „Schopenhauer et la pensée française contemporaine“; Walther Rauschenberger, „Schopenhauers Ahnen“ (Fortsetzung und Schluß); Hermann Glockner, „Heinrich von Stein“; Constantin Großmann, „Karl Gjellerup“; Thomas Frühm, „Schopenhauers Einfluß auf Mihail Eminescu“; Paul Th. Hoffmann, „Schopenhauers Deutung der sechsten Bitte des Vaterunsers“; Karl Wagner, „Polarität der Farbe und Influenz“; Konrad Pfeiffer, „Eine Erinnerung an Schopenhauer“; Hans Zint, „Der junge Schopenhauer auf der Schneekoppe“.

XXIV. Jahrbuch 1937: Walther Rauschenberger, „Schopenhauer und der Solipsismus“; Karl Wagner, „Quantentheorie und Metaphysik“; Lina Jung, „Vom Geiste der indischen Musik“; Alessandro Costa / Rudolf Klee, „Um das Ding an sich bei Schopenhauer“; Arthur Hübscher, „Was Schopenhauer gestrichen hat“; Arthur Hübscher, „Unveröffentlichte Briefe an Schopenhauer“; Walther Rauschenberger, „Schopenhauer und der Englische Hof“; Arthur Hübscher, „Ein mißglücktes Interview“; Walther Rauschenberger, „Leute, die Schopenhauer noch gekannt haben“; Walther Rauschenberger, „Nachträge zu Schopenhauers Ahnentafel“; Rudolf Borch, „Schopenhauer in England“; Guido Gonella, „Schopenhauer-Studien in Rom“.

XXV. Jahrbuch 1938: Erlebnisse und Bekenntnisse (Beiträge von Hans Pfitzner, György von Bartók, Alessandro Costa, Hermann Glockner, Siegmund von Hausegger, Hermann Hesse, Rudolf Huch, Paul Ilg, Arnold Kowalewski, Giuseppe de Lorenzo, Hans Lullies, Ludwig Schemann, Prabhu Dutt Shastri, Josef Stolzinger-Cerny, Georgio del Vecchio, Carl Weihe, Josef Weinheber, Hans Oellacher, Hans Zint); *W e g e u n d W i r k u n g e n* (Beiträge von Hans Driesch, Alfred Erich Hoche, Karl Wagner, Mario F. Canella, Oscar v. Pander, Artur Lenhoff, Heinrich Zimmer, Wilhelm Weigand. — Ferner: Die „Einleitung“ der philosophischen Preisschrift Hans Vaihingers, mitgeteilt von A. Kowalewski); Walther Rauschenberger, „Schopenhauers Wohnungen“; Arthur Hübscher, „Schopenhauers Bibel“; Reinhold Weinhardt, „Schopenhauer in Wilhelm Raabes Werken“ usw.

Außerdem enthalten unsere Jahrbücher fortlaufend Vermischte Beiträge der Mitglieder, eine Schopenhauer-Bibliographie von Rudolf Borch, Buchbesprechungen, Geschäftliche Mitteilungen, Bilder und Faksimilien.

Die Jahrbücher I bis VI (1912—1917) sind nur noch in je einem Exemplar in unserem Archiv vorhanden. Sie können an Mitglieder zu wissenschaftlichen Zwecken verliehen werden.

Die Bezugspreise für Mitglieder betragen für die (gebundenen) Jahrbücher VII und VIII je 10 RM., für die (ungebundenen) Jahrbücher IX bis XII je 5 RM., für die Jahrbücher XIII (ungebunden) und XIV bis XXIV (gebunden) je 10 RM.

Einbanddecken für die ungebundenen Jahrgänge IX bis XIII können zum Preise von je 1,70 RM. von unserem Verlage, Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, bezogen werden.

Für Nichtmitglieder sind unsere Jahrbücher seit dem IX. Jahrbuch (1920) auch im Buchhandel erhältlich, und zwar das IX. bis XII. zum Ladenpreise von je 5,50 RM. ungebunden und 7,80 RM. gebunden, das XIV. bis XXIV. nur gebunden zum Ladenpreis von je 11 RM. (Verlag Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg). Gebhardts „Schopenhauer und Brockhaus“ ist für Nichtmitglieder ohne die Bezeichnung als XIII. Jahrbuch im Buchhandel erhältlich (Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig).

*

Die Veröffentlichung von Robert Gruber: „Schopenhauers Geliebte in Berlin“ (Wien 1934, 42 S. mit 4 Bildnissen und mit Nachbildungen von Briefen und Urkunden) kann an Mitglieder zum Vorzugspreis von 3 Mk. für das gebundene Stück abgegeben werden. Bestellungen sind an das Schopenhauer-Archiv, Frankfurt a. M., Schöne Aussicht 2, zu richten.

ANMELDUNGEN UND ZAHLUNGEN.

Alle Anmeldungen neu beitretender Mitglieder bitten wir eigenhändig schriftlich zu richten an den unterzeichneten Vorsitzenden, alle Zahlungen (Jahresbeitrag 10 RM., einmaliger Beitrag auf Lebenszeit 100 RM.) auf das Bankkonto der Schopenhauer-Gesellschaft bei der Deutschen Bank und Diskonto-Gesellschaft, Filiale Frankfurt a. M., oder an den Schatzmeister, Herrn Arthur Sülzner in Leipzig C 1, Ferdinand-Rhode-Straße 33, pt. (Postscheckadresse: „Schopenhauer-Gesellschaft, Schatzmeister Arthur Sülzner, Leipzig, Postscheckamt Stettin Nr. 2625“).

Wir bitten unsere Mitglieder wiederholt, durch Werbung neuer Mitglieder, durch Anfordern unserer Jahrbücher in Lesehallen und Bibliotheken, für die Ausbreitung unserer Arbeit tätig zu sein.

Für Neuanmeldungen legen wir vorgedruckte Postkarten bei.

Die Bezahlung der Mitglieder-Beiträge — auch durch die älteren lebenslänglichen Mitglieder — ist eine Grundvoraussetzung unserer Arbeit. Gleichzeitig aber bitten wir um freiwillige Spenden und um Gewinnung von Gönnern, die unsere Arbeit fördern wollen und können.

Adressenänderungen der Mitglieder bitten wir unverzüglich dem Vorsitzenden mitzuteilen. Viele vergebliche Arbeit, Beschwerden und Kosten können dadurch erspart werden.

Man wende sich

a) mit Beitrittserklärungen, Beiträgen zum Jahrbuch, Anfragen und Anregungen über den Inhalt der Jahrbücher, mit Beschwerden und in allgemeinen Angelegenheiten an den unterzeichneten Vorsitzenden;

b) in finanziellen Angelegenheiten, wegen der Versendung der laufenden sowie des Bezuges älterer Jahrbücher an den Schatzmeister, Herrn Arthur Sülzner, Leipzig C 1, Ferdinand-Rhode-Straße 33, pt. (Postscheckadresse siehe oben);

c) in Sachen der Stiftung Lindtner und der Mitgliederwerbung an Herrn Dr. Konrad Pfeiffer in Halle a. S., Scharrenstraße 9;

d) in Sachen der Wissenschaftlichen Leitung an den unterzeichneten Vorsitzenden;

e) in Sachen des Archivs mit Anfragen und wegen Entleihungen und Zuwendungen an den Sekretär des Schopenhauer-Archivs, Herrn Karl Jahn in Frankfurt a. M., Stadtbibliothek, Schöne Aussicht 2, in allen wissenschaftlichen, das Archiv angehenden Fragen an Herrn Dr. Karl Wagner, Frankfurt a. M.-Süd, Heimatring 44.

Für den Vorstand und die Wissenschaftliche Leitung:

Dr. ARTHUR HÜBSCHER

München 9, Wettersteinstraße 2.

ARTHUR SCHOPENHAUERS GESPRÄCHE

Herausgegeben von

ARTHUR HÜBSCHER

1933. VII, 431 Seiten. Gr. 8°. RM 10,—, geb. 11,—

Sonderdruck des 20. Jahrbuches der Schopenhauer-Gesellschaft

Die von Arthur Hübscher herausgegebenen Schopenhauer-Gespräche sind neben den Werken und Briefen die dritte dokumentarische Quelle unseres Wissens um Schopenhauer. Sie geben ein lebendiges Bild des Menschen Schopenhauer und seiner Entwicklung.

Da eine direkte Sammlung seiner Äußerungen nicht mehr möglich ist, kann diese vorliegende als editio definitiva gelten. Ihr kommt mit ihren 95 Gesprächspartnern darum besondere Bedeutung zu. Arthur Hübscher gibt dazu Erklärungen und Hinweise auf Schopenhauers Werke und Briefe, so daß diese Ausgabe mit den sonstigen Schopenhauer-Zeugnissen eine Einheit bildet.

„ . . . in musterhaft wissenschaftlicher Arbeit zusammengestellt und erläutert . . . “
Deutsche Rundschau.

„ . . . eine Reihe überraschender Augenblicksaufnahmen . . . Aus den fünfzig Jahren seines reifen Lebens, aus denen wir in dieser Weise Bericht erhalten, tritt uns die Einheit und Ganzheit dieses Mannes entgegen . . . “
Deutschlands Erneuerung.

Eine außerordentliche Fülle von Schopenhauer-Material enthalten die Bände des

JAHRBUCH DER SCHOPENHAUER- GESELLSCHAFT

Seit 1937 herausgegeben von

ARTHUR HÜBSCHER

Im Jahre 1939 erscheint der vorliegende 26. Band

Es sind noch vorrätig: IX—XII (1920—1923/5) je RM 5,50, geb. 7,80

XIV—XXV (1929—1938) je geb. RM 11,—

Durch jede Buchhandlung

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG IN HEIDELBERG

KUNO FISCHER
SCHOPENHAUERS
LEBEN, WERKE UND LEHRE

Vierte Auflage 1934. XVI, 577 S. Gr. 8°. RM 14,—, geb. 16,50

Geschichte der neueren Philosophie. Bd. IX

Gedächtnis-Ausgabe, besorgt von Hermann Glockner

Die vierte, 1934 erschienene Auflage von Kuno Fischers „Schopenhauer“ ist von Prof. Dr. Hermann Glockner-Gießen besorgt, der sie um die neuere Schopenhauer-Literatur und andere sachliche Einzelheiten ergänzte. Kuno Fischers Verdienst war es, die Schopenhauer-Diskussion durch Kritik gefördert zu haben.

—

Von Kuno Fischers „Geschichte der neueren Philosophie“ sind z. Z. folgende Bände lieferbar:

- I. Descartes' Leben, Werke und Lehre. 5. Aufl. 1912. XV, 467 S. Gr. 8°. RM 12,—, geb. 14,50.
- III. Leibniz' Leben, Werke und Lehre. 5., durchges. Aufl. 1920. XIX, 797 S. Gr. 8°. RM 20,—, geb. 22,50.
- IV. Immanuel Kant und seine Lehre. 1. Teil. Entstehung und Grundlegung der kritischen Philosophie. 6. Aufl. 1928. XX, 669 S. Gr. 8°. RM 18,—, geb. 20,50.
- V. Immanuel Kant und seine Lehre. 2. Teil. Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik. 5. Aufl. 1910. XVIII, 645 S. Gr. 8°. RM 17,—, geb. 19,50.
- VI. Fichtes Leben, Werke und Lehre. 4. Aufl. 1914. XXII, 735 S. Gr. 8°. RM 19,—, geb. 21,50.
- VII. Schellings Leben, Werke und Lehre. 4. Aufl. 1923. XXXII, 859 S. Gr. 8°. Geb. RM 24,50.
- IX. Schopenhauers Leben, Werke und Lehre. 4. Aufl. 1934, besorgt von Hermann Glockner. XVI, 577 S. Gr. 8°. RM 14,—, geb. 16,50.
- X. Francis Bacon und seine Schule. Entwicklungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie. 4. Aufl. 1923. XVI, 582 S. Gr. 8°. Geb. RM 16,50.

1937 ist erschienen

HEINRICH HASSE †

ehemals a. o. Prof. der Philosophie an der Univ. Frankfurt a. M.

COGITATA

Betrachtungen und Bekenntnisse

Aus dem handschriftlichen Nachlaß

1937. 121 S. Taschenformat. Kart. RM 2,50

Der erst 1935 verstorbene Frankfurter Philosoph Heinrich Hasse, der sich u. a. auch durch sein Schopenhauerwerk einen angesehenen Platz in seiner Wissenschaft gesichert hat, hat in diesen kurzen Sätzen zu Wissenschaft, Kunst, Musik, Politik usw. Stellung genommen, die durch ihren festen, völkischen Standpunkt und ihre im besten Sinne aphoristische Art Achtung abzwängen.

Durch jede Buchhandlung

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG IN HEIDELBERG

HANS ALFRED WIMMER
NEUE DIALOGE ZWISCHEN
HYLAS UND PHILONOUS

Gespräche

über den Kausalzusammenhang des Bewußtseins und die
Grundlagen der transscendentalen Philosophie

VIII, 154 Seiten. 8°. 1938. RM 7,—

Drei Ergebnisse hat dieses dem Philosophen Berkeley gewidmete Buch, der infolge seiner Beziehung zur gesamten neueren Erkenntnistheorie heute mit in den Vordergrund des Interesses gerückt ist.

1. In erster Linie wird durch die weitere Verfolgung seines bahnbrechenden Gedankens das Kausalverhältnis des Psychischen zum Psychischen einer Lösung nähergebracht.
2. Damit wird Berkeley in seiner Bedeutung als der aus dem Vollen arischen Philosophierens schöpfende Begründer der Metaphysik und Transscendentalphilosophie erkannt,
3. kann nunmehr aber auch Kant in einem neuen philosophiegeschichtlichen Zusammenhang gesehen werden, der ein neues Verständnis seiner Philosophie ermöglicht.

Das Buch wird sicher nicht ohne Widerspruch bleiben — aber sicher wird es die Diskussion auch anregen und so die Lösung dieser schwierigen Probleme mit fördern helfen. Wir bitten, es sich vom Buchhändler zur Ansicht geben zu lassen.

FRANZ JOSEF BRECHT
HERAKLIT

Ein Versuch über den Ursprung der Philosophie

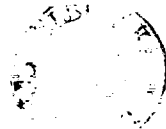
148 Seiten. Gr. 8°. 1936. RM 6,—, in Leinenband mit Karton RM 8,—

„. . . Es wird kaum zuviel gesagt sein, wenn man dieses Buch als das Bedeutendste bezeichnet, was seit Nietzsche über Heraklit geschrieben worden ist. Der Verfasser, ein überzeugter Anhänger der Heideggerschen Existenzialphilosophie, unternimmt darin unter Verzicht auf die Behandlung geschichtlicher Fragen und auf Auseinandersetzung mit anderen Erklärungen eine neue, selbständige und innerlich einheitliche Deutung der Heraklitischen Philosophie, die durch ihre in die Tiefe dringende, auf genauester Kenntnis der Überlieferung und ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung beruhende geistvolle Interpretation der Bruchstücke den Eindruck einer imposanten Leistung hinterläßt . . . hoher Wert der Schrift, mit der Br. uns beschenkt hat, mit der er das Verständnis des großen Denkers im ganzen und in vielen Einzelheiten aufs entschiedenste gefördert hat, die zu lesen nicht nur Belehrung, sondern hohen geistigen Genuß bringt und mit der er sich ebenso als sorgfältigen Philologen wie als scharf und tief denkenden Philosophen erwiesen hat.“

Prof. Dr. With. Nestle in der „Philolog. Wochenschr.“ 1937/23—24.

Durch jede Buchhandlung

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG IN HEIDELBERG



BIBLIOTEKA ♦ ♦ ♦ ♦



VNIWERSYTECKA

010133/1939

♦ ♦ ♦ ♦ W TORUNIU ♦